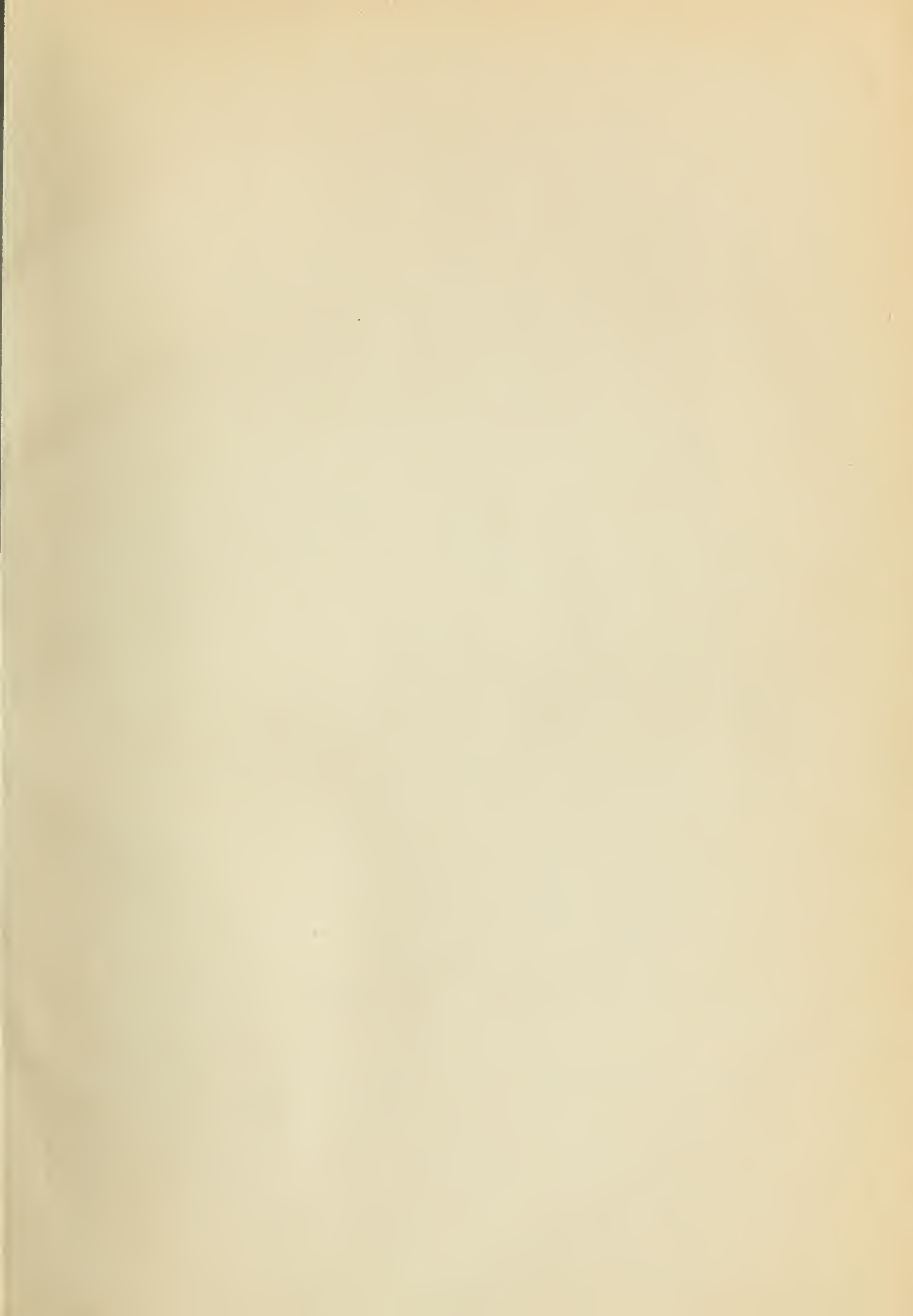

3 1761 07360218 7









FRIEDRICH RATZEL

IM SOMMER 1870.

KLEINE SCHRIFTEN

von

FRIEDRICH RATZEL.

Ausgewählt und herausgegeben durch

HANS HELMOLT.

Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch.

Erster Band.

(Mit einem Bildnis Friedrich Ratzels und zwei Tafeln.)



München und Berlin.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1906.

Vorwort.

Angesichts der großen Verantwortung, die ich in dem Augenblick auf mich lud, als ich den ehrenvollen Auftrag einer Herausgabe von zerstreuten Arbeiten Friedrich Ratzels übernahm, glaubte ich zu besonderer Vorsicht bei diesem Werke verpflichtet zu sein. Ich durfte mich weder auf meine immerhin lückenhafte Kenntnis der Schriften Ratzels noch auf mein Taktgefühl allein verlassen und schlug, da es für die Erfüllung derartiger Aufgaben kein allgemein anerkanntes Schema gibt, folgenden Ausweg ein. Unterm 12. Dezember 1904 richtete ich an etwa vierzig Fachgenossen von Rang und Geschmack die Bitte, aus einem vorläufigen Verzeichnisse von Abhandlungen usw. die auszusondern, die in die geplante Sammlung vor den andern aufzunehmen seien. Mit verschwindend geringen Ausnahmen haben die Befragten meinen Wunsch erfüllt, zum großen Teil unter ausführlicher Begründung; es ist mir eine sehr angenehme Pflicht, ihnen allen dafür nochmals zu danken. Und es war mit einem eignen Reize verbunden, die eingelaufnen Urteile auf ihre Eigentümlichkeiten hin zu studieren; für die besondere Geistesrichtung oder Lieblingsneigung des Einzelnen war die Bevorzugung mancher ratzelschen Arbeiten überaus charakteristisch. Leicht lag für mich als Herausgeber die Sache überall dort, wo sich eine Übereinstimmung von acht, zehn, zwölf und mehr abgegebnen Stimmen herausstellte; anderseits förderten mich die nicht eben allzu zahlreichen Abweichungen von meiner anfänglichen Meinung über die Aufnahmefähigkeit dieses oder jenes Aufsatzes ungemein. Selbstverständlich habe ich es unterlassen, eine Arbeit eigensinnig oder einseitig vorzuziehen, deren Wiederabdruck von keinem oder nur einem der Abstimmenden gewünscht war — in diesen ganz wenigen Fällen habe ich mich der bessern Einsicht gereifter Autoritäten ohne weiteres und gern gebeugt. Daneben aber gab es sieben Schriften, die unbedingt aufzunehmen waren: ihnen hatte Friedrich Ratzel selbst, als er

sich Anfang 1898 krank fühlte, in einer privaten Aufzeichnung, die sich nach seinem Tode vorfand, in erster Linie die Wiedergabe gewünscht; und es erhöht den Grad seiner Objektivität ebenso wie den Wert der andern Urteile, daß sich hier die beiderseitigen Ansichten glänzend decken. Es handelt sich um folgende Arbeiten (ich nenne sie im Wortlaute jener Niederschrift von 1898): Winterreise und der Gotthard aus den »Wandertagen«[1]; »Zur Naturschilderung«, Mitt. des Ö. A. V. 1887[2]); »Tropische Natur«, Globus 1878[3]); »Wasserfälle«, Westermanns Monatshefte 1880 oder 81[4]); Deutsche Landschaft (Rundschau 96)[5]); »Der Berg«, Mitt. Ö. A. V. 98[6]) und »Höhengrenzen und Höhengürtel« in der Z. d. Ö. A. V. 1890.[7]) Außerdem war von Ratzel ein achter Aufsatz als aufnahmeberechtigt vorgesehn, betitelt: Taine und das Hochgebirg, angeblich in den »Mitt. d. D. u. Ö. A.-V's.« 98 veröffentlicht — ihn gibt es nicht; nachdem Ratzel damals wieder genesen war, ist er von dem ursprünglich gehegten Gedanken, einen solchen bald abzufassen, jedenfalls wieder abgekommen.

Hinsichtlich der Anordnung im großen hatte ich mich von vornherein einem ebenfalls 1898 geäußerten Wunsche des Verstorbnen zu fügen. Es sollten zwei Bände herausgegeben werden; davon sollte der erste »Schriften zur Landschaftskunde«, der zweite »Beiträge zur Anthropogeographie und Ethnographie« enthalten. In diesen grundsätzlich festgezimmerten Rahmen galt es nun aber aus dem überreich zuströmenden Stoffe, dessen Auswahl der Verfasser ja mit wenigen Ausnahmen freigegeben hatte, die rechte Füllung einzufügen. Anfänglich hatte ich vor, die der Eckertschen Aufzählung von Ratzels Werken zugrunde gelegte Disposition im ‚1. Bericht des »Geographischen Abends«' (Leipz. 1901) zu adoptieren; sie ordnet folgendermaßen: Naturwissenschaftliches — Allgemeine Geographie — Völkerkunde — Anthropo- und Biogeographie — Physikalische Geographie — Alpiner Firn und Schnee — Landschaftskunde — Geschichte der Erdkunde und Biographisches — Schulgeographisches und Verwandtes — Tagesfragen und Verschiednes. Wie verdienstvoll aber auch dieser Überblick für seine Zeit gewesen ist (er kehrt in so manchem Nekrologe von 1904, offen und heimlich, wieder), so sah ich doch, durch einen erfahrnen Fachgenossen hierin vortrefflich beraten, davon ab, da unsere

[1]) Unten, S. 26 ff.
[2]) S. 111 ff.
[3]) S. 67 ff.
[4]) S. 84 ff.
[5]) S. 127 ff.
[6]) S. 170 ff.
[7]) Band II, S. 173 ff.

Sammlung sonst sicherlich einen allzu zerrissnen Eindruck gemacht hätte[1]), und entschloß mich zu einer Dreiteilung, dergestalt, daß von den zoologischen Erstlingen die frühste Abhandlung — diese lediglich aus einem begreiflichen und wohl entschuldbaren historischen Interesse[2]) — zusammen mit Landschaftskundlichem und Naturphilosophischem die erste Abteilung, eine innerlich begründete Auswahl aus Ratzels Biographien berühmter Geographen die zweite Abteilung des ersten Bands bilden sollte, während der zweite Band mit seinen anthropogeographischen, ethnographischen und physischgeographischen Beiträgen ungeteilt verbleiben konnte. Darf ich den Inhalt der beiden Bände kurz charakterisieren, so möchte ich dem ersten einen starken Zug ins Persönliche zusprechen, den zweiten Band mehr den »wissenschaftlichen« nennen. Da die Wissenschaft unaufhaltsam fortschreitet, leidet es keinen Zweifel, daß dem ausgesprochen subjektiv gefärbten vorliegenden Bande überraschenderweise ein höherer Grad von Ewigkeitswert zukommt als dem andern.

Da erfahrungsgemäß jede Sammlung zerstreuter und nachgelassner Artikel — sei sie auch noch so klug durchdacht und sorgfältig gemacht — die Kritik herausfordert, so sei es mir verstattet, die Aufnahme oder Weglassung einzelner Schriften besonders zu begründen. Daß an den Aufsätzen »Lenau und die Natur« (S. 319 ff.), »Der Geist, der über den Wassern schwebt« (S. 237 ff.) und »In einem Bergkristall« nicht vorübergegangen werden durfte, wird jeder, der weiß, wie viel ihr Verfasser von ihnen hielt, ohne weiteres verstehen; hätte Ratzel die oben erwähnte Verfügung etwa 1904 niedergeschrieben, würde er sie sicher mitgenannt haben. Dennoch habe ich es weiter unten (S. XI), beim Eingehn auf Ratzels Harmonie, versucht, die Aufnahme gerade dieser merkwürdigen Arbeiten besonders zu rechtfertigen. Ohne sie wäre jedenfalls das hier vom Schaffen Ratzels gelieferte Abbild nur ein halbes geworden. Ähnlich verhält sich's mit den Abhandlungen »Korsische Städte« (S. 212 ff.), »Land und Landschaft in der nordamerikanischen Volksseele« (S. 277 ff.) und »Der Fernblick« (S. 298 ff.), sowie mit den Biographien von Moritz Wagner, Heinrich Noé und Heinrich Schurtz (S. 461, 490 und 522 ff.). Deren Neudruck bedarf demnach kaum einer Rechtfertigung. Dasselbe gilt von den Schriften, die Ratzel selbst in dem Literaturnachweise zum II. Bande

---

[1]) Vgl. u. a. W. v. Oettingens berechtigte Kritik an den durch Woldemar v. Seidlitz zusammengestellten »Kleinen Aufsätzen« von Goethe (München, 1904) im »Tag« vom 30. März 1905.

[2]) Ohne die beiden Tafeln wäre der Text unverständlich gewesen; der opferwillige Verlag war mit ihrer Reproduktion sofort einverstanden.

des Werks »Die Erde und das Leben« (Leipz. 1902; S. 678—684) namhaft gemacht und damit für wichtig genug erklärt hat. Hierher gehören die Abhandlungen: »Die Kant-Laplacesche Hypothese und die Geographie« (Bd. II), »Über Fjordbildungen an Binnenseen« (ebenda S. 66 ff.), »Über Karrenfelder im Jura und Verwandtes« (ebenda, S. 250 ff.[1]), »Über Erdpyramiden« (ebenda, S. 82 ff.), »Der Berg« und Höhengürtel und Höhengrenzen« (vgl. oben), »Über ein Gesetz land-

---

[1]) Gleichzeitig ein klassischer Beleg für die Notwendigkeit, allzu schwarzseherischen Warnern gegenüber gelegentlich meine Ohren zu verschließen. Die Warnung an sich war ohne Zweifel durchaus berechtigt; angesichts jedoch der Seltenheit des Druckes dieser oft zitierten Arbeit ist ihre Reproduktion entschieden berechtigt. Daß die Forschung seitdem nicht stehen geblieben ist, wird selbst der begeistertste Verehrer Ratzels bereitwilligst zugeben; vgl. für die Karren soeben noch Max Eckert: Die Verwitterungsformen in den Alpen, insbesonders in den Kalkalpen (Zeitschr. d. D. u. Oe. A.-V.'s, Bd. 36, 1905, S. 29 f.). Aber daß sich in dem Dargebotnen stets der jüngste Stand der Wissenschaft spiegele, darauf kommt es bei derartigen Anlässen viel weniger an als darauf, endlich einen handlichen Abdruck zu bekommen. Zudem gehörte Ratzel zu jenen begnadeten Naturen, die auch einmal den Mut zu irren haben. Vgl. Heinrich Schurtz an der auf S. XXXIII verzeichneten Stelle. — Am 20. März 1898 dankt mir Ratzel in einem langen Brief aus Ajaccio für meine Besprechung seiner »Politischen Geographie« in der »Zukunft« [VI, Nr. 24 vom 12. März] und fährt dann fort: »Und sollte man mir nicht die Freude so überzeugter Anerkennung gönnen, wenn man erwägt, daß ich statt dieser rauhen, anspruchsvollen Arbeit viel angenehmeres hätte machen können? Wenn ich z. B. die schönen und bedeutungsvollen Landschaften, die ich gesehen in diesen drei Wochen — die Bucht von Ajaccio krönt alle, ist schöner als die von Neapel — beschrieben, wäre das einfacher und lohnender gewesen. Aber ich habe die Bresche gesehen und sagte mir: Es ist eine Schande, die so weiterklaffen zu lassen; und so ging ich denn an diese Schanzarbeit. Ich nehme kein andres Verdienst für mich in Anspruch, als das, den Mut gehabt zu haben, eine Aufgabe in Angriff zu nehmen, die andre in weitem Bogen umgehen. Es gehört ja auch immer etwas Leichtsinn dazu. Ich will mich nicht als Held aufspielen, sondern ich vergleiche den Vf. der Politischen Geographie mit dem Musketier des 5. badischen Infanterie-Reg[iments] gleichen Namens, der vor 28 Jahren mutig und leichtsinnig drauflosging. Es wäre interessant, die Eigenschaft des Mutes im geistigen Leben zu verfolgen und besonders in der Wissenschaft die Drücker zu kennzeichnen, die in der Regel große Mäuler haben.« — »Nous lisons par exemple les »Abhandlungen« von Oskar Peschel avec un grand intérêt sans même penser à leur valeur scientifique. Ce qui nous charme dans ces »essais«, c'est l'homme, c'est le penseur avant tout.« Aus dem Briefe eines rumänischen Fachgenossen, der darum bat, die geplante Ausgabe ja auf vier oder fünf Bände zu erstrecken.

schaftlicher Bildung und Nachbildung« (Bd. I, S. 229 ff.) und »Zur Kritik der sogen. Schneegrenze« (Bd. II, S. 94 ff.). Weggelassen sind aus dieser Reihe nur die Arbeiten: »Zur Küstenentwicklung«, weil über dies Thema ein posthumes Werk Ratzels als Teil seiner Bibliothek geographischer Handbücher noch zu erwarten ist, »Über Eis und Firnschutt« (Petermanns Mitt. 1889) wegen ihrer leichten Zugänglichkeit, »Betrachtungen über Natur und Erforschung der Polarregionen« (Ausland, 1884) — weil sie verhältnismäßig zu viel des kostbaren Raums (rund $3^1/_2$ Bogen!) beansprucht hätten, »Der Lebensraum« in den »Festgaben für Alb. Schäffle« ebendeswegen (4 Bogen! außerdem 1902 gesondert erschienen) und »Die geographische Methode in der Ethnographie« (Geogr. Zeitschr. 1897) wegen ihres trotz grundsätzlicher Polemik temporären Charakters als einer Sammelrezension. Bei dieser Gelegenheit sei angemerkt, daß sonst ein Vorkommen kritischer Einwürfe (so gegen Alex. v. Humboldts geschraubten Stil oder Oskar Peschels nervöse Übertreibungen, gegen Siegm. Günther in der Leopoldina-Abhandlung u. a. m.) für mich natürlich keinen Hinderungsgrund bilden konnte; eine unpassende Wiederholung längst erledigten Tadels wird ja wohl niemand darin erblicken. Daß aus der reichen Betätigung Ratzels für Emin Pascha etwas gebracht werden mußte, leuchtet ohne weiteres ein. Lange habe ich geschwankt, ob aus den Jahren 1886—92 der eine oder andre Aufsatz vorzuziehen sei, habe dann aber auch die Verteidigung Emins kurz vor seinem Tode, geschrieben 8. April 1892 für die Deutsche Revue, wegen ihrer heute kaum noch verständlichen Leidenschaftlichkeit beiseite geschoben und dafür den reifen Niederschlag der geklärten, schon historischen Betrachtung vom März 1903 gewählt. Anhangsweise (also nicht als Hauptsache, um diesen Artikel möglichst im Rahmen jener Jahre zu lassen, wo Ratzel am meisten für Emin Pascha getan hat), ist ein Ungedrucktes dargeboten worden, das nicht bloß deswegen Interesse verdient und finden wird: die Eingabe, die Ratzel unterm 1. Febr. 1891 an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts gerichtet hat. — Das Gleiche gilt von Ratzels warmem Eintreten für die Ausdehnung der *University Extension* auf deutsche Verhältnisse; auch hiervon war etwas zu bringen (vgl. unten, S. 151 ff. 167 ff.); ein Aufsatz »Unsere Hochschulvorträge für Jedermann. Ein Rückblick«, am 14. Febr. 1899 ans Leipziger Tageblatt abgesandt, war trotz emsiger Nachforschungen leider nicht mehr zu ermitteln.

Dagegen hat es bei vielen andern Artikeln eine lange und reifliche Überlegung gekostet. Am meisten hat mich das Weglassenmüssen geschmerzt bei den beiden geographischen Betrachtungen über den »Ursprung und das Wandern der Völker« von 1897 und 1900 (gedruckt

1898 und 1902[1]) und der programmatischen Untersuchung über »die Zeitforderung in den Entwicklungswissenschaften« von 1902 (gedruckt 1902 und 1903); doch hätten sie zusammen allein mindestens 18 Bogen gefüllt, so daß für zahlreiche andern Schriften, die bis jetzt an schwer zugänglichen Orten in unverdienter Verborgenheit schlummerten, schlechterdings kein Platz mehr zu beschaffen gewesen wäre. Da hoffe ich optimistisch lieber darauf, daß unsre 2 Bände solchen Anklang finden und solches Verlangen nach Weiterm erwecken werden, daß an die Ausgabe eines dritten Bandes gedacht werden kann.[2]) Dieser würde dann z. B. die grundlegende Abhandlung »Über allgemeine Eigenschaften der geographischen Grenzen« (von 1892[3]), die eine oder die andre Arbeit über Polarforschung[4]) usw., einen auch heute noch beachtenswerten politisch-geographischen Artikel aus der Geographischen Zeitschrift (z. B. den von 1902 über den Australischen Bund) oder aus der Marine-Rundschau, ferner die »Reisebeschreibungen« (Deutsche Rundschau, 1898), »Wilh. Junker« (Daheim, 1887), etwas aus der Monographie über den »Wendelstein« von 1886[5]) und aus den »Städte- und Kulturbildern aus Nordamerika« (vielleicht die Schilderung der Herbstlandschaft am Hudson aus Bd. I) bringen dürfen. Nicht fehlen sollten darin aber namentlich die innerlich zusammengehörigen, 8—9 Bogen füllenden vier ethnographischen Abhandlungen über Stäbchenpanzer, Bogen und Speer von 1886—1893[6]), sowie die rund 3 Bogen starke Akademieschrift über die Anwendung des Begriffs ‚Ökumene' (von 1888). Man sieht: schon bei einer oberflächlich raschen Sichtung häuft sich sogar für einen vierten Band genügend Stoff auf. Die

---

[1]) Hieher gehören auch die »Mythen und Einfälle über den Ursprung der Völker« im »Globus«, 1900. Vorläufiger Ersatz dafür: »Der Ursprung der Arier in geographischem Licht« in Bd. II.

[2]) Vgl. jetzt schon Weule: Mitt. d. Vereins f. Erdk. zu Leipzig 1904 (Leipz. 1905), S. 23, Anm.

[3]) Vgl. allerdings die entsprechenden Absätze in der »Politischen Geographie«! Dasselbe Bedenken macht sich gegen eine Berücksichtigung der schönen Akademieschrift über den »Staat und seinen Boden« (1896) geltend.

[4]) Vgl. oben, S. VII. Der Art. »Weyprecht« in der ADB. wäre weniger geeignet, da er einige Unrichtigkeiten enthält (Mitteilung J. v. Payers an Ratzel).

[5]) Gegen eine Anwendung desselben Verfahrens bei »Frommanns Taschenbuch für angehende Fußreisende« spricht der Umstand, daß eine 4. Auflage in Aussicht steht, so daß schon dadurch Abschnitt IX und X etwaiger Vergessenheit entrissen werden.

[6]) Die Wiedergabe des kurzen Referats über den Akademievortrag von 1890 (Bd. II, S. 246 f.) ist also nur als eine Art von Abschlagszahlung aufzufassen.

Aufsätze über die mittelamerikanischen Kanäle (1880 und 1897) und über die Stanley-Durchquerung (1890) wird ebenfalls mancher nicht gerne missen.

Daß Artikel aus den Konversationslexika von Meyer, Brockhaus und Dennert kein Recht auf Berücksichtigung hatten, bedarf wohl keiner besondern Begründung. Der Anteil des Einzelnen an der Herausgabe des Nachlasses von Karl Stieler ist zwischen Haushofer, Heigel und Ratzel zu schwer zu scheiden[1]), als daß sich — vielleicht mit Ausnahme des Vorworts zu den Stimmungsbildern »Durch Krieg zum Frieden« — die Herübernahme eines Stückes daraus empfohlen hätte. Aber daß der geschlossne und deshalb sonst nur zu lobende Charakter der »Glücksinseln und Träume« (Neudruck der in den Grenzboten 63, Nr. XL ff., seit 6. Okt. 1904 erschienenen Aufsätze, vereinigt mit frühern, meist gleichgearteten Beiträgen Ratzels zu dieser Wochenschrift; Leipzig 1905) die Mitaufnahme von interessanten Grenzboten-Artikeln[2]) verbot, habe ich mehr als einmal lebhaft bedauert.

In den brieflichen Antworten, die mir auf meine Umfrage geworden sind, kehrt einigemal die Anregung wieder, nur solche Aufsätze in die »Kleinen Schriften« aufzunehmen, die in die größern Werke Ratzels noch nicht völlig hineingearbeitet sind. Diesem an sich gewiß beachtlichen Gesichtspunkte habe ich mich schließlich doch nicht völlig unterwerfen können. Denn erstens wäre bei der bekannten, von einem Riesengedächtnis ebenso wie einem seltnen Gruppierungsgeschicke gleicherweise zeugenden Arbeitsweise Friedrich Ratzels, die die sichern Ergebnisse von vorläufigen Forschungen gern in das darauf begründete umfangreichere Buch übernahm, eine ganze Reihe gerade der reizvollsten Einzeluntersuchungen von vornherein auszuschalten gewesen — dazu konnte ich mich aus Gründen, denen eine unvoreingenommne Überlegung das Prädikat »triftig« kaum aberkennen dürfte, nicht entschließen. Anderseits hat es tatsächlich einen eignen Reiz, zu beobachten, wie sich jene eben gekennzeichnete Arbeitsweise bei genauerm Nachprüfen eigentlich ausnimmt. Dies zu illustrieren, dazu habe ich den prächtigen Aufsatz über den »Fernblick«

[1]) Herr Geheimer Rat Prof. Dr. K. Th. v. Heigel schrieb mir unterm 16. Nov. 1904: ›In den literarischen Nachlaß des Stielerkarl haben wir uns seinerzeit in der Weise geteilt, daß ich die noch ungedruckten Vorträge herausgab, während R. und Haushofer in Einzelbände die in Zeitschriften erschienenen Artikel aufnahmen. Nach bestimmten Grundsätzen ist dabei nicht verfahren worden. Es handelte sich damals hauptsächlich darum, möglichst viel zum Abdruck zu bringen . . .‹

[2]) Um nur einen einzigen zu nennen, so habe ich auf die anonyme Selbstanzeige Jahrg. 48, VII, S. 331 ff. höchst ungern verzichtet.

(I, S. 298 ff.) ausersehn. Das ist zugleich einer der wenigen Fälle, wo ich geglaubt habe mit Anmerkungen nicht sparen zu dürfen; denn mit einem allgemeinen, recht bequemen Hinweise: »Vgl. das nachgelassne Werk ‚Über Naturschilderung'« wäre hier wohl den Wenigsten gedient gewesen. Ähnlich liegen die Dinge bei dem Alpenvereinsvortrag »Über einige dunkle Punkte der Gletscherkunde« (II, S. 237 ff.). Dagegen ist bei dem Aufsatz über »Inselvölker und Inselstaaten« (II. S. 293 ff.) der naheliegende Vergleich mit der »Anthropogeographie« I² und der »Politischen Geographie«² auf das denkbar geringste Maß beschränkt worden. Auch sonst habe ich meiner Neigung, alles möglichst zu belegen, kräftig die Zügel angelegt. Vielleicht hätte dieser einen Hinweis von gewissen Ausführungen im »Geographischen Bild der Menschheit« (Bd. II, S. 127) und in den »Politischen Verhältnissen in Innerafrika« (ebenda, S. 163) auf den Aufsatz über Anthropophagie, jener einen genauern Nachweis über die »biorgyalen Fichten« auf S. 189 d. II. Bds. (vgl. S. XXXVII von Gg. Wahlenbergs *Tentamen* »De vegetatione et climate in Helvetia septentrionali«, Zürich 1813) gewünscht. Doch meinte ich in solchen Fällen: besser ist's, nicht zu sehr gängeln und belasten! Was man hier sucht, ist ja nicht Weisheit, die ich Ratzels Untersuchungen etwa hinzuzufügen hätte, sondern ihn selbst will man ungefärbt und ungeschminkt vor sich sehn und ungestört genießen.

Doch will ich nicht verschweigen, daß von beachtenswerter Seite mir vorgeschlagen worden ist, durch Heraushebung des Wesentlichen und orientierende Einleitungen vor jeder Gruppe von Abhandlungen Ratzels Darstellung zu redigieren und sie — unter knapper Angabe von Inhalt und Zusammenhang — erheblich zu kürzen, um Raum zu gewinnen. Zuzugeben ist, daß bei diesem Verfahren, einer Nachahmung der bei gewichtigen Urkundeneditionen wie den *Reichstagsakten* bewährten Vorschriften, die jeweilige Neuheit des Leitgedankens besonders klar ans Licht gestellt und dem Verständnis auch des weniger vorgebildeten Lesers nahegerückt worden wäre — wer traut sich aber im Ernste die Kraft zu, sich einer derartig schweren Aufgabe mit nur einiger Aussicht auf glücklichen Ausgang zu unterziehn? Ich kann mir zwar denken, daß ein solches Buch viel Segen stiften würde — mein Auftrag lautete anders.

Die Grundsätze, die mich bei der Auswahl geleitet haben, sind, abgesehn von den oben genannten Einschränkungen und einer gewissen Rücksichtnahme auf den bleibenden wissenschaftlichen Wert, folgende drei gewesen: a) die überraschend große Mannigfaltigkeit der Organe, die von Ratzel ja nicht planlos gewählt waren, zu veranschaulichen und wenigstens einigermaßen zu Wort kommen zu lassen, b) die

Drucke (in Tagesblättern, kurzlebigen Zeitschriften usw.) zu bevorzugen, deren spätere Unzugänglichkeit ein rasches Vergessen des darin Niedergelegten im Gefolge haben könnte[1]), und dabei doch c) zu versuchen, zwischen möglichst vielen Neudrucken möglichst charakteristischer Arbeiten ein geistiges Band herzustellen.

Dies Schlagen einer Brücke vom Einem zum Andern ist mir durch eine Haupteigenschaft des Ratzelschen Wirkens außerordentlich erleichtert worden, die ich kurz die innere Harmonie seines gesamten Forschungslebens nennen möchte. So ist der herrliche Aufsatz »Am Meer« (I, S. 20 ff.) nicht etwa bloß als Gegenstück zur »Gotthardreise« (S. 26 ff.) aufgenommen, sondern besonders wertvoll wegen der daraus hervorschimmernden hologäischen, ja kosmischen Grundanschauung von der ewigen Wahrheit πάντα ῥεῖ; und damit leitet er wie eine Vorahnung zwanglos zu den letzten Arbeiten über, namentlich zum »Geiste, der über den Wassern schwebt« (I, S. 237 ff.). Selbstverständlich ist inzwischen alles tiefer, reifer geworden. So ist Ratzel 1889 (»Geschichtliche Tiefe und Tiefe der Menschheit«: II, S. 215 ff.) noch nicht völlig zu der Ansicht von 1899 (»Ursprung der Arier« und »Aufgaben einer politischen Ethnographie«) vorgedrungen, daß die älteste Menschheit eigentlich noch keine war, solang ihre Teile, getrennt voneinander lebend, sich ängstlich mieden. Wer »Kunst in Natur« (I, S. 361 ff.) aufmerksam liest, dem fällt die große Ähnlichkeit dieses Artikels von 1904 mit der 1899 geschriebnen Landschaftsstudie »Der Frühling in Oberitalien« (I, S. 204 ff.) auf; doch aus manchen Nebenbemerkungen, wie der von der »Kunstepoche«, die durch das Eintreten von Blütenpflanzen in das Erdenleben angedeutet werde, erkennt man leicht den Fortschritt, den Ratzel inzwischen als Naturphilosoph gemacht hat. Das Beseeltsein der Natur, das sogar dem Bergkristall ein Erinnern (I, S. 344) und der Natur eine Art von mäliger Kunstentwicklung (I, S. 364) zuspricht, ist ein von Anfang an mit wachsender Deutlichkeit zu verfolgender Charakterzug der Ratzelschen Naturauffassung. In frühern Jahren mutet er uns an wie eine helle Freude am Schönen, ein auch im feilenden Stile[2]) sich äußern-

[1]) Dazu muß man, trotz ihrer großen Verbreitung, auch die Beilage zur Allgemeinen Zeitung rechnen, da es erfahrungsgemäß recht schwer hält, ein vollständiges Exemplar früherer Jahrgänge aufzutreiben.

[2]) »Das flüchtig aufschäumende, schwere Anschwellen der Wellen einer Stromschnelle«: »Wasserfälle« (I, S. 88). Auch sonst begegnen uns mannigfache Tonmalereien. Doch Künsteleien gehören nicht zu Ratzels Art; davor behüteten ihn seine an O. Peschel erinnernde Dichtergabe und sein Sinn für Formvollendung. Dafür hier noch einen schönen Beleg. In derselben Zeitschrift »Deutsche Dichtung«, herausgeg. von Karl Emil Franzos, deren

des ästhetisches Genießen — später ist er förmlich ein integrierender Bestandteil von Ratzels Weltanschauung geworden. Früher hat Ratzel ohne Zweifel eine Zeit durchgemacht, die kürzlich P. K. Rosegger (in der »Jugend« 1905, Nr. 42, S. 810) treffend von seinem Standpunkt aus gezeichnet hat: »Die Liebe zu Stifter machte es bei mir auch nötig, sich vor ihm zu wehren. In meine Feder schlich sich seine Art... Es gelang mir zwar, mich vor ihm zu behaupten; aber einzelne Spuren seiner Art sind in meinen älteren Schriften nicht austilgbar.«[1]) Hätte Ratzel den 23. Okt. 1905 erleben dürfen, so würden wir sicherlich von ihm einen der schönsten Jubiläumsartikel über Adalbert Stifter bekommen haben, dessen Werke in seiner Jugend — das bezeugen ganze Seiten in der neckischen Idylle »Mit Kressensamen, der es schnell verrät« (»Glücksinseln und Träume«, S. 49 f.) — eine bedeutsame Rolle gespielt hatten. Ist ja doch auch das posthume Buch »Über Naturschilderung« in seinem innersten Kerne nichts andres als eine abgeklärte Zusammenfassung alles dessen, was der Werdende einst in der Natur gesehn und geschaut, was für Gedanken er sich gemacht hatte, wie die mit Kunst gepaarte Wissenschaft Naturdinge schildern soll. So knüpft überall bei ihm das reife Ende an den vielversprechenden Anfang an.

---

4. Heft des VI. Bands vom 15. Mai 1889 auf S. 90 — also nicht auf S. 178 (von der allein erhalten gebliebnen Norm 12* des Bruchstücks ausgehend, hatten wir eine Zeitschrift in 8°, nicht in 4° als Druckort vermutet) — das in Bd. I, S. 66, wieder abgedruckte Gedicht *‚Lake Colden‘* enthält, hat Friedrich Ratzel noch ein zweites Gedicht aus seiner amerikanischen Zeit veröffentlicht; es steht im 2. Hefte des VII. Bds. (Dresden, 15. Okt. 1889) auf S. 49 und lautet:

Cape Cod.

Hörst den Ton Du, ferngezogen,
Dumpfen Brandens breiter Wogen
Auf geduld'gen Küstenstrand?
Hörst Du's klopfen an die Wand,
Die Dich trennt von öden Weiten?
Hinterm Wall von Dünensand
Rufen Dir die Ewigkeiten.

Einfach sind sie, diese Töne.
Keine mannigfaltige Schöne
Windet sie zum bunten Kranz.
Tiefernst ist der Mummenschanz
In den grauen Wolkenhallen.
Ewig wiegt derselbe Tanz:
Leis Erschwellen, brausend Fallen.

Diesem Ton, dem ewig Einen,
Mag die Seele so sich einen,
Daß sie weiter nichts vernimmt,
Daß sie selber in ihn stimmt,
Von der Urkraft aufgesogen,
Welle unter Wellen schwimmt
Und dahintönt langgezogen.

[1]) Vgl. die Anm. zu S. 332.

Genau so steht's auch mit dem, was man die ratzelsche Mystik genannt und in Oberflächlichkeit oder geistigem Hochmute vielfach entweder bemitleidet oder bedauert hat. Es ist ein Irrtum, wenn man wähnt, diese Weltanschauung sei offenbar das Kennzeichen eines Greisgewordenseins, nur aus der niederdrückenden Einwirkung von Leiden erklärlich. Daß der Ernst des Lebens einen ernsten Denker wie Ratzel nicht unbeeinflußt gelassen hat, soll nicht geleugnet werden; und so schwere Verluste, wie ihm durch den frühen Tod seines begabtesten Schülers, Dr. Heinrich Schurtz' (2. Mai 1903), zugefügt wurden, werden ihn in jener Richtung bestärkt haben, das ist sicher. Aber »ein Herabsinken von naturwissenschaftlichgenetischer Klarheit zu mystischer Verschwommenheit« war es nicht; als Ratzel so plötzlich dahingerafft ward, stand er geistig unbedingt auf ragender Höhe. Hier gilt es ein mannhaft Zeugnis abzulegen. »Den ganzen Mann lernt man ohnehin nur kennen, wenn man sein Forschen und seinen Glauben als Eins erfaßt.«

Absichtlich habe ich aus der frühsten Schriftstellerei Ratzels die kurze Würdigung Ernst Haeckels (I, S. 373 ff.) mit aufgenommen: sie stammt aus der noch nicht ausgereiften Zeit der »Populären Schöpfungsgeschichte« (1869) und verwandter Arbeiten, die aus seinem Leben weder gestrichen werden können noch sollen. Dem oberflächlichen Leser mag es so scheinen, als ob sich angesichts dieser Verherrlichung des deutschen Vorkämpfers der darwinistischen Lehre unsre These von der innern Harmonie der ratzelschen Weltansicht nicht aufrechterhalten ließe. Doch dies scheint eben nur so. In dem Verlassen der Pfade, die Haeckels Einseitigkeit später gegangen ist, liegt keine Abkehr, sondern eine Bereicherung; von dem Verfasser der »Welträtsel« trennte ihn, den Verfasser von »Weltentwicklung und Weltschöpfung« (»Grenzboten« 1902, Heft 24), nunmehr eine ganze Welt. Daß dies geschehen konnte, liegt aber im Jüngling Ratzel bereits keimhaft vor uns. Statt vieler Einzelzeugnisse mag ein durchschlagender Beleg zur Bekräftigung dienen. In dem wichtigen Abschnitte, wo Ratzel seine Jugendbildung schildert, begegnet uns (»Glücksinseln und Träume«, S. 106) eine Stelle, wo er davon spricht, daß ihm im Gegensatze zur »schillernden Eitelkeit« der nervös geistreichen Rahel der »innige Glaube« des Dichters des »Cherubinischen Wandersmanns« deutlich geworden sei. Also hat Angelus Silesius schon damals (1861) den sich bildenden Geist beschäftigt. Und von ihm und Jakob Böhme, dessen Leben ihm ebenfalls vertraut geworden war, ist es nicht weit zu Meister Eckart und Paracelsus (vgl. »Grenzboten« 63, XXX, S. 238 ff.; auch S. 495 der ‚Glücksinseln und Träume'). Also keine Disharmonie, sondern organische Entfaltung und Entwicklung, Abklärung und Befestigung, ein Empor-

ringen und Festhalten. Mit vollstem Rechte weist Weule (Mitt. des Vereins f. Erdk. zu Leipzig 1904, Leipz. 1905, S. 20 f.) darauf hin, daß »der Mensch Ratzel« zum mindesten seit dem Feldzuge[1]) »hervorragend religiös« gewesen ist, und betont dann, daß für ihn »eine Kluft zwischen Naturwissenschaft und Gottesglauben wohl niemals bestanden hat.« Ich möchte hinzufügen: gerade ein Friedrich Ratzel durfte so denken. Ein Forscher, dem alles das, was mit der Entstehung des auf der Erde Lebenden und Webenden, Wachsenden und Werdenden zusammenhängt, so vertraut war wie ihm, ein durch und durch originaler Denker, der sich gewöhnt hatte, auch das Geringste in das allgemeine Weltganze einzuordnen, und — um das nicht beiseite zu lassen — ein tapfrer Ritter, der aus dem großen Kriege mit dem Eisernen Kreuze heimgekehrt war, der durfte, ohne sich einer »Unwissenschaftlichkeit« oder Frömmelei schuldig zu machen, getrost bekennen: für die letzten Dinge kann mich der Monismus nicht befriedigen.[2])

In unsern Tagen, wo die Naturwissenschaften Sieg auf Sieg erringen, aber »die zehn Gebote und das Evangelium Vielen zu einfach« sind, ist es nicht ganz überflüssig, zu bemerken, daß sich Ratzel dabei in keiner schlechten Gesellschaft befunden hat.[3]) Er hat selbst auf einen bedeutenden Naturforscher aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Hauptkronzeugen hingewiesen: auf Gust. Theod. Fechner (Glücksinseln und Träume, S. 499 ff.), an den sich eine Weltanschauung anschließen könne, »die Gott in der Welt und die Welt in Gott sieht und zu glauben wagt, ohne das Kleinste von dem aufzugeben, was die Wissenschaft weiß und noch erfahren wird.« Unterm 10. Mai 1859 hat sich Leopold Ranke notiert: »Wir begruben Humboldt. Ein Mensch, der sich so recht vollkommen ausgelebt hat. Er folgte

---

[1]) Vgl. »Glücksinseln und Träume«, S. 194.

[2]) Was Ratzel 1879 über das Verhältnis zwischen Religiosität und Wissenschaft bei Karl Ritter geschrieben hat (unten, S. 416), läßt sich ohne weiteres auf ihn selber anwenden. »Scharf schied er zwischen Ahnen und Schließen« (Lamprecht in seinem Nekrolog auf Friedr. Ratzel, S. 5). Man wird sehr lange suchen müssen, ehe man in Ratzels zahlreichen Schriften einen Satz finden wird wie den: »Die Weiterbildung der Menschheit im Sinne der Annäherung aller Völker ist die von der Vorsehung gewiesne Aufgabe des Verkehrs« (Einige Aufgaben einer polit. Ethnogr.: Zeitschr. f. Sozialwiss. 3, I, S. 2).

[3]) Vgl. hierfür namentlich die ebenso tröstliche wie erhebende Zusammenstellung von H. Engel: »Die größten Geister über die höchsten Fragen« (3. Aufl., Konstanz o. J.). Die vierte Auflage hiervon darf an einem großen Nichttheologen wie Ratzel keinesfalls vorübergehen.

der Natur, er war ein Kind der Natur, er studierte nichts als die Natur: sie hat ihn dankbarlich begünstigt. Alle geistigen und physischen Fähigkeiten hat sie ihm gelassen und ihn ohne Schmerz dahingenommen. Ist nicht auch in diesem Dienst der Natur eine Art von Religion? Es ist der Deismus des 18. Jahrhunderts. Es war das Leben seines Lebens, dieses Erkennen, dieser Trieb der Umfassung des Naturganzen.« Man müßte dem Glauben Ratzels Gewalt antun, wollte man diese Charakteristik restlos auf ihn übertragen.[1]) Noch viel weniger würde es trotz seines Mitfühlens (vgl. unten, S. 320) glücken, Ratzel etwa mit Lenau zu vergleichen; denn, abgesehn von allem andern, waren bei ersterm die »blauen Stellen des Glaubens« nicht bloß etwas Nebensächliches, Gelegentliches. Lenau bleibt doch immer der leidenschaftdurchglühte, klagende Slawe, während Ratzel die abgeklärte Ruhe des schaffenden Germanen verkörpert. Aber wenn ich einen Mann nennen sollte, der innerlich mit Ratzel nahe verwandt gewesen ist, so wäre es außer dem ehrenhaften, lautern und neidlosen Königsberger Physiker Franz Neumann[2]) in erster Linie Robert Mayer.[3]) »Das Wissen und Können der Menschen ist Stückwerk. Hüte man sich, daß man über dem Streben nach Unerreichbarem nicht Erreichbares verliert! Das Streben nach dem Unmöglichen und Wunderbaren ist der fruchtbare Boden für den Mystizismus, Aberglauben und Betrug jeder Art«: mit diesen Worten bezeichnet Rob. Mayer deutlich die Abwege, auf die ein übertriebner Darwinismus geraten muß. Der Vorwurf, Glaubens halber einer mystischen Unklarheit verfallen zu sein, wird damit geschickt pariert. Eine »halbreligiöse Naturweisheit künstlerischen Charakters«, wie sie S. Friedlaender seinem Helden zuspricht, war auch Ratzel eigen.[4]) Wie man

---

[1]) Darüber orientiert gut Rud. Kittels Grabrede, gedruckt in den »Grenzboten« 1904, S. 7 des Sonderdrucks.

[2]) Das schöne Wort »Es gibt unsichtbare Güter, ohne welche das Leben des Lebens nicht wert ist«, stammt von diesem Neumann, der ebenfalls Wissen und Religion glücklich miteinander zu verbinden gewußt hat.

[3]) Man verbinde einmal den letzten Satz auf S. 185 des Buches »Über Naturschilderung« mit dem dort leise angedeuteten, tiefreligiösen Grundgedanken des Aufsatzes »Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht« (Bd. I, S. 293 ff.)! Vgl. auch unten, S. 154.

[4]) Vgl. Houston S. Chamberlains »Grundlagen des XIX. Jahrhunderts«, S. 888. In diesem vielumstrittnen Buche möge man nachlesen, was über das Verhältnis zwischen Kunst, Wissenschaft und Religion, auch das, was über den einer Gleichung ähnelnden Gegensatz »äußerlich begrenzt — innerlich grenzenlos« (auf S. 667 u. ö.) gesagt ist; die nicht einwandfreie Ansicht Chamberlains über den Begriff Rasse kommt hier weniger in Frage. In

sich aber auch zu allen diesen Problemen stellen mag: an das Eine darf noch erinnert werden, daß gerade der fanatische Mystiker Paracelsus die eigentliche Physiologie geschaffen hat; umgekehrt haben wir von dem großen Chemiker Louis Pasteur das schlichte Bekenntnis: »Ich habe viel studiert, darum habe ich den Glauben eines bretonischen Bauern; hätte ich noch mehr geforscht, so würde ich den kindlich frommen Glauben einer Bäuerin der Bretagne haben.«

Ähnlich, wie sich in Ratzel die Gedanken über die höchsten und letzten Dinge aus einem unscheinbaren Keime zum schattenden Baum entwickelt haben, ist es bei ihm auch auf seinen übrigen Forschungsgebieten bestellt. An andrer Stelle schon (Grenzboten 1904, S. 588 f.) habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß man sein am 12. November 1873 geschriebnes Vorwort zu den »Wandertagen eines Naturforschers« ruhig dem am 20. Juli 1904 abgeschlossnen Werk »Über Naturschilderung« vorausschicken könnte und umgekehrt, — so sehr berühren sich bei ihm Anfang und Ende. Wie in der Kunst überhaupt[1]), so zeigt es sich natürlich auch bei dem durch und durch künstlerisch veranlagten Ratzel, daß die Entwicklung eines wahrhaft großen Meisters nirgends schroffe Gegensätze, sondern nur Übergänge und Fortschritte aufweisen darf. Das mit den Jahren an Innigkeit wachsende Verhältnis Ratzels zur Poesie Nordamerikas bewegt sich in denselben Bahnen. Diese großartige, bei Ratzels berühmter Vielseitigkeit doppelt überraschende Harmonie hat mir, worauf ich nach der wohl nicht überflüssigen Abschweifung über seine Religiosität und Frömmigkeit zurückzukommen habe, mein Brückenschlagen von einem Neudrucke zum andern wesentlich erleichtert.

Im vorliegenden Bande wird dies z. B. bei den (lauter verschiednen Zeitschriften entnommnen) Aufsätzen über Oberitalien und Korsika ohne weiteres zutage treten; sonst habe ich mir durch hinweisende Anmerkungen geholfen. Darum sind auch die Proben aus Ratzels biographischem Wirken — um dessen außerordentliche, in den meisten Nekrologen stark unterschätzte, ja ganz übersehne Fülle zu verstehn, genüge die Mitteilung, daß allein an Beiträgen zur »Allgemeinen Deutschen Biographie« rund anderthalb Hundert zu zählen sind! —

---

seinen »Gedanken« faßt Jos. v. Eötvös all dies in den trefflichen Satz zusammen: »Eben die ausgezeichnetsten Menschen bedürfen der Religion am meisten, weil sie die engen Grenzen unsers menschlichen Verstands am lebhaftesten empfinden.«

[1]) Vgl. Julius Meier-Gräfe: Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten (Stuttgart 1905). Merkwürdig übrigens, daß gerade Ratzel (»Über Naturschilderung«, S. 283) schon vor jener Streitschrift dem damals noch allgemein gepriesnen Maler Böcklin künstlerische Unwahrheiten nachgewiesen hat!

nicht auseinandergerissen, sondern zu einer Abteilung für sich vereinigt worden. Biographien zu schreiben war ihm von frühen Zeiten an Herzenssache (vgl. unten, S. 378), und, wo er bei rückhaltloser Anerkennung fremder Verdienste verwandte Saiten anklingen lassen konnte (vgl. S. 474), wurde er warm. Er gehörte selbst zu den von ihm geforderten »Abstäubern und Reinhaltern«; und die ausgleichende Gerechtigkeit hat glücklicherweise dafür gesorgt, daß ihm nun seinerseits dasselbe beschieden war.

Sonst habe ich, geringfügige Ausnahmen[1]) abgerechnet, innerhalb der beiden Abteilungen des I. und innerhalb des gesamten II. Bands streng an der zeitlichen Abfolge festgehalten, und zwar, wo dies nur irgend zu ermitteln war, nach dem Absendungstermine, da doch das — als Grundlage für eine fachwissenschaftliche Bibliographie ganz unentbehrliche — Erscheinungsjahr ohne Zweifel einen gewissen Anstrich von Zufälligem nicht verleugnen kann. Ermöglicht wurde mir die Einhaltung meines Prinzips durch zwei Hefte, worin Friedrich Ratzel vom 10. Juni 1879 bis zum 10. Dezember 1881 und dann wieder vom Januar 1886 bis zum 31. Juli 1904, wenn auch nicht alle in jene Zeiträume fallenden Arbeiten, so doch die meisten als »abgesandt« eingeschrieben hat[2]); diese beiden Aufzeichnungen habe ich durch die Güte von Frau Geheimrat Ratzel monatelang zur Verfügung gehabt.

Daß sie nicht nur mir bei der Herausgabe überaus nützlich, sondern auch der Erledigung einer zweiten Aufgabe förderlich gewesen sind, wird am Schlusse von Band II das Vorwort belegen, das Viktor Hantzsch seiner »Ratzel-Bibliographie 1867—1905« vorausgeschickt hat. Und damit wiederum ist ein weiterer Wunsch erfüllt, den fast alle befragten Fachgenossen mir ans Herz gelegt haben; ja einige gingen darin so weit, die Herstellung eines solchen Gesamtverzeichnisses auch der kleinsten Artikel, die Ratzel je hat drucken lassen, für die Hauptsache zu halten.

Wie schwer es allerdings selbst bei den besten Hilfsmitteln ist, eine erschöpfend genaue Bibliographie herzustellen, mögen folgende

---

[1]) Das kleine ›Gutachten‹ von 1904 (I, S. 167 ff.) ist dem 1896er Aufsatz über ›Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland‹ (I, 151 ff.), die räumlich ebenfalls unbedeutende Eingabe an das Reichskanzleramt in Sachen Emin Pascha von 1891 (I, 519 ff.) der Lebenbeschreibung dieses Mannes von 1903 (I, 510 ff.) unmittelbar angeschlossen worden. Aus innern Gründen habe ich schließlich auch zwei Gedichte aus frühern Jahren je an das Ende der beiden Bände gerückt.

[2]) Daraus geht u. a. auch hervor, daß Ratzel — wie so mancher Gelehrte — wissenschaftliche Vorträge gehalten hat, ohne sie für den Druck bereits fertig zu haben; dies erfolgte dann gelegentlich einige Wochen später.

interessanten Fälle illustrieren. Die Besprechung des Bieseschen Buches »Die Entwicklung des Naturgefühls« (Hantzsch, S. XVIII, Nr. 243) steht in den Büchern des Grunowschen Verlags verzeichnet als von Dr. Classen in Hamburg verfaßt — wer hat nun recht? Daß auch Geschäftsbücher gelegentlich irren können, beweist die Tatsache, daß in dem (die kurze Liste in den »Grenzboten« vom 1. Dezember 1904 wesentlich ergänzenden, den »Glücksinseln und Träumen« auf S. 511 ff. beigegebnen) Verzeichnisse von Beiträgen Ratzels zu den »Grenzboten« fehlen: »Akademische Reklame« (Hantzsch, S. XXII, Nr. 338) und »Paracelsus« (Hantzsch, S. XXX, Nr. 533), weil angeblich von andern Autoren stammend; durch Anfragen bei den betreffenden Herren aber konnte noch festgestellt werden, daß ihr Konto irrtümlich damit belastet worden war.[1]) Auch die Artikel bei Hantzsch, S. XXI, Nr. 302 (»Nicht schielen!«) und S. XXIV, Nr. 385 (»Aus Deutschamerika«) bedeuten eine Bereicherung der grunowschen Ratzel-Bibliographie. Dagegen möchte ich selber bezweifeln, ob Hantzsch recht behält, wenn er Ratzel in dem 90er Jahrgange der »Grenzboten« zweimal das Wort über Hawaii ergreifen läßt; vielmehr glaube ich, daß hier die Angabe der Geschäftsbücher stimmt: »Die politische Lage auf den Hawaiischen Inseln« ist von Dr. J. Schneider in Gumbinnen geschrieben. Endlich sollen die »Reiseschilderungen« in den 97er Grenzboten (Hantzsch, S. XXV, Nr. 416) laut Fr. Wilh. Grunow von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Adolf Stern in Dresden herrühren; eine genauere Auskunft darüber war nicht zu erlangen. Dagegen war es ein offenbarer Irrtum, die Mitteilung »Zur Vollendung des Friedrichsbaues« (Hantzsch, S. XXIX, Nr. 520) unserm Friedrich Ratzel zuzuschreiben: sie stammt von seinem gleichnamigen Verwandten, dem Karlsruher Architekten und Professor F. R. Jedenfalls bleiben für den Nachweis anonymer Beiträge zu Zeitschriften, Tagesblättern und sonstigen periodischen Veröffentlichungen die Geschäftsbücher des betreffenden Verlags eine durch andre Hilfsmittel kaum zu ersetzende Quelle; so konnten Ratzels teilweis namenlose Artikel in Meyers Ergänzungsblättern V und VI (1870), in Meyers Deutschem Jahrbuch I und II (1872 und 1873) und 1879/80 (1880) sowie im Supplement I und II zur 3. Auflage von Meyers Konversations-Lexikon (1880 und 1881) aus den Büchern des Bibliographischen Instituts leicht nachgewiesen werden.

[1]) Ein von Exz. Rochus v. Liliencron in Schleswig mir gütigerweise übermitteltes handschriftliches Verzeichnis der Beiträge Ratzels zur ADB. enthält umgekehrt zwei Artikel, die sicher nicht von Ratzel verfaßt sind, und zwei andre Unstimmigkeiten. Ich erwähne das nur, um darzutun, welche Vorsicht bei so umfassenden Aufstellungen zu beobachten ist.

Daß aber Viktor Hantzsch im ganzen mehr als 1200 Nummern hat aufzählen können, bedeutet nicht bloß für ihn einen großen Erfolg unermüdlichen Nachspürens, sondern auch für den Verfasser Friedr. Ratzel eine seltne Summe von Arbeitskraft und Lebensglück; denn mit ganzer Seele schuf und webte er in diesen seinen Arbeiten.

Die Sorgfalt, die Friedrich Ratzel selbst einst von dergleichen Erinnerungsschriften forderte (vgl. unten, S. 379), möchte — das hat es sich zum Ziele gesetzt — auch in diesem Gedenkwerke zu finden sein. Zu einem sehr beträchtlichen Teile verdanke ich das angenehme Bewußtsein, einen sichern Text zu liefern, der treuen Mitarbeit meiner beiden Schwestern Frida (Seminaroberlehrerin in Callnberg) und Elsbeth (Bürgerschullehrerin in Dresden) und der Herren Privatdozent Dr. Max Eckert in Kiel, eines *quondam famulus* Friedrich Ratzels, und Dr. Martin Gast in Leipzig, meines lieben Kollegen: alle vier haben die Fahnenkorrektur von Anfang bis zu Ende mitgelesen, auch durch gelegentliche Ratschläge im einzelnen das Ganze erheblich gefördert.

Die durch den Text beider Bände hindurchlaufenden Seitenzahlen in eckigen Klammern sollen ein bequemes und dabei genaues Wiederanführen irgendeiner Stelle nach dem Urtext auch dem gestatten, der das Original nicht zur Hand hat; gleichzeitig ermöglichen sie eine rasche Kontrole der Neuausgabe. Die Rechtschreibung ist im großen Ganzen die der Gegenwart; dieser Grundsatz ist z. B. auch bei dem Vornamen Karl (Ritter) durchgeführt worden. Im Korrigieren war ich sehr zurückhaltend. Ratzel liebte die Abwechslung; so wandte er bald Gebirg und Zugspitz, bald Gebirge und Zugspitze an, sicherlich nicht ohne Absicht. Diese Frische der Formen- und Farbengebung durfte ich kaum verwischen. An Stelle von »Der Frankenjura bewahrt Naturmäßiges« (I, S. 141) würden wir wohl ». . . Naturgemäßes« sagen; oder den »einzel aufragenden Bergen, Klippen, Schluchten« würde der Pedant gern ein . . . n einfügen — ich konnte mich nicht entschließen, den Eindruck des Ursprünglichen oder bewußt Absonderlichen zu zerstören. Dagegen habe ich offenbare Setzfehler der Vorlage (wie Schuttfülle statt Schutthülle; Dann statt Dana u. a.) meist stillschweigend verbessert und nur dort von mir für nötig erachtete Einschaltungen (z. B.: sowohl als [auch]) durch eckige Klammern kenntlich gemacht, wo ich den Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit erhöhen wollte. Der Vorliebe Ratzels für nachträgliches Einschalten ist es wohl in erster Linie zuzuschreiben, wenn in der Vorlage das zu mehreren Subjekten gehörige Prädikat oft in der Einzahl stehen geblieben ist; in so klaren Fällen, wie »das Gold der Tauern und das Salz der Salzachalpen fand seinen Weg«, war die

Korrektur wohl zu rechtfertigen. »Firnflecke« habe ich durchgehends in Firnflecken verändert. »Diesseit« und »jenseit« haben, verbunden mit einem abhängigen Genitiv, ihr — von Ratzel nur gelegentlich gebrauchtes — Schluß-s überall verloren; die wahrscheinlich ebenfalls bloß durch abweichende Übung und besondere Liebhabereien in den verschiednen Redaktionen verschuldeten Schwankungen im Verschmähn oder im Gebrauche gewisser Schluß-n (alle beobachteten Ursachen, sämtliche gegebenen Tafeln, anderer bedeckten Gipfel, viele höher gelegenen Alpentäler) sind — mit Ausnahme des Titels der in Bd. II, S. 237 ff. gedruckten Abhandlung — zugunsten des ... n gelöst, der hier und da auftauchende süddeutsche Ausdruck »neuerdings« in »von neuem« verbessert worden. Das tilgende Einschalten von Satz- oder Wortteilen in runde Klammern, z. B. »mit den ungemein ausgiebig(st)en Sommerregen,« deutet etwas nach allgemeinem Sprachgebrauch Überflüssiges an.

~~~~~~~~~~

In der Kölnischen Zeitung vom 10. August 1904 (und soeben auch von Dr. Grimm in der Wissensch. Beil. der Leipziger Zeitung vom 23. Nov. 1905) ist der Wunsch ausgesprochen worden, Ratzels »Angehörige und engere Freunde möchten sorgen, daß dem deutschen Volke eine Volksausgabe der Werke dieses großen Denkers und vornehmen Schriftstellers in nicht allzu langer Zeit beschieden werde.« Das Werk, dessen erster Band hiermit vorgelegt wird, erfüllt jenen Wunsch noch nicht ganz; vielleicht aber darf es als eine nicht unwürdige Vorarbeit dazu auf freundliche Aufnahme rechnen.

Leipzig-Stötteritz, im November 1905.

Dr. Hans Helmolt.
~~~~~~~~~~

Friedrich Ratzel.

Ein Lebensabriß von ihm selbst und vom Herausgeber.

»Es handelt sich nicht darum, sich von den andern zu unterscheiden, sondern nur sich selbst gleich zu sein.«

G. Ouckama Knoop, Sebald Soekers Vollendung.

Im Begriffe, der von mir besorgten Neuausgabe einiger »Kleinen Schriften« Friedrich Ratzels eine Skizze seines Lebens vorauszuschicken, erhielt ich von seiner Witwe aus Ammerland das acht beschriebne Oktavseiten starke Bruchstück einer Selbstbiographie, das leider nur bis ins Frühjahr 1869 reicht, sicher aber auch so das Interesse seiner Freunde und Schüler erwecken wird. Die Vermutung, es handle sich dabei um den Anfang des Konzepts zu einem *Curriculum vitae*, das Ende 1875 für die Habilitierung an der Kgl. bayer. Polytechnischen Schule in München eingereicht worden ist, bestätigte sich kurz danach, als aus der Kanzlei der Kgl. Technischen Hochschule in München die auf unsere Bitte dort gütigst besorgte Abschrift »der von Dr. Friedrich Ratzel aus Karlsruhe vorgelegten kurzen Lebensbeschreibung« einlief. Ich lasse zunächst jene Handschrift in ihrem Wortlaute folgen, gebe dann die Fortsetzung dazu nach der Abschrift des *Curriculum* und beende den Lebensabriß aus Eignem so gut, wie es eben geht.

»Ich wurde am 30. August 1844 in Karlsruhe geboren und verlebte dort meine Jugend bis zum 15. Jahre. Ich wuchs in der Abgeschlossenheit eines großen und schönen Parkes auf, welchen damals der heutige Großherzog bewohnte, und in dem auch meinen Eltern, weil mein Vater Kammerdiener des Großherzogs ist[1], eine Wohnung eingeräumt war, die ganz im Grünen lag. Ich besuchte zuerst die Volksschule und dann[2] die damals sehr populäre Lafontainesche Erziehungsanstalt, kam aber sonst wenig unter die Leute, sondern ging

[1 Der Vater Friedrich Ratzels ist Anfang Mai 1881 gestorben. Der Herausgeber.]

[2 »Von meinem 9.—15. Jahr«: *Curriculum vitae*.]

am liebsten mit einem Gärtner des Parkes um oder las Bücher aus der reichen Privatbibliothek, die im Schlosse aufgestellt war. Es waren Teiche, Felsgruppen, Statuen, Pflanzenhäuser in diesem Parke, [2] und wurden außer den acht Pferden viele Hunde, zahme Störche und Möven und zeitweise selbst Füchse und Dachse gehalten, so daß es dieser kleinen Welt nicht an Abwechslung und Reiz fehlte. Es entwickelte sich hier in mir die Freude an der Natur, die später meinen Lebensgang bestimmte.[1] Im Jahre 1857 und 1858 begann ich Pflanzen zu sammeln und durchstreifte dabei zum ersten Male die Umgegend von Karlsruhe in einem weiten Umkreis, oft auf tagelangen Wanderungen mit einem gehörigen Stück Brot und höchstens noch einigen Äpfeln in der Botanisierbüchse. Mit dem Gebirg, den herrlichen Rheinwäldern und dem noch schöneren Bienwald jenseit des Rheins wurde ich mit der Zeit wohlbekannt. Noch heute ist mir die Erinnerung an die frohen Tage erhebend, wo ich meinem [3] vortrefflichen Lehrer Lafontaine die ersten Exemplare von *Hippuris vulgaris, Trapa natans* und *Epipactis palustris,* die er je aus der Karlsruher Gegend gesehen, von einer einzigen Exkursion nach den Rheinwäldern von Schröckh mitbringen konnte. Ich besaß zuletzt ein Herbarium von über 700 selbstgesammelten Phanerogamen. Als weniger nützliche Errungenschaft ist mir aus dieser Zeit der einsamen Wanderungen für lange Jahre ein schwärmerischer, einsamkeitliebender Zug[1] geblieben, der, verbunden mit einer früher fast unüberwindl[ichen] Schüchternheit, mir nach manchen guten Stunden, die er bot, in späteren Jahren manchmal die Freude am Leben verbittern wollte, auf die Dauer aber doch nie obgesiegt hat.[1]

»Da mein ältester Bruder, der spätere Vorstand der Kunstgewerbeschule, noch am Studieren war, als ich konfirmiert wurde,[2] wurde mir nicht erlaubt [4], mich dem Studium zu widmen, zumal damals ein starker praktischer Zug, der alles zu Kaufleuten und Maschinenbauern machen wollte, durch unsere bürgerl[ichen] Kreise in Karlsruhe ging. Meine Eltern fanden nach langen Beratungen eine Vermittelung meiner Neigungen mit ihren eigenen Wünschen, und ich wurde dementsprechend mit 15 Jahren auf ein Dorf im Kraichgau, Eichtersheim bei Langenbrücken, geschickt, wo ein Apotheker, der wegen seines Wissens und tüchtigen Char[akters] berühmt war, mich aufnahm. Hier blieb ich als Lehrling und Gehilfe 4 Jahre, die ich nie bereut habe. Das Leben auf dem Dorfe sagte meinen Neigungen zu; die wissenschaftl[ichen] Elemente der Pharmacie, besonders Botanik, Warenkunde und Chemie, [5] interessierten mich in hohem Grade, und die geologisch hochinteressante Umgegend von Eichtersheim — Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, Lias und brauner Jura und selbst ein

[1 Vom Herausgeber gesperrt.]

[2 »1859 im Frühling«: *Curriculum.*]

Fleckchen Miocän — führte mich in ganz neue Studien ein. Auch begann ich hier meine allgem[einen] Kenntnisse, besonders in Sprachen, zu erweitern, und zwar schon bald mit der bestimmten Absicht, mich einst ganz irgend einem wissenschaftlichen Studium zuzuwenden.[1] Frühl[ing] 1862 bestand ich mein Gehilfenexamen in Neckarbischofsheim. 1863 nahm ich eine Gehilfenstelle in Rapperswyl in der Schweiz an und führte dort dasselbe stille Studienleben[2] wie in Eichtersheim. 1865 ging ich in gleicher Eigenschaft nach Mörs bei Crefeld, wo (mich) die innige Freundschaft, die mich mit dem dortigen Gymnasialprofessor C. Breuker, einem genialen Frühverstorbenen, verband, meine latein[ischen] und griech[ischen] Studien förderte. 1866 um Ostern erhielt ich endlich von meinen Eltern die langerbetene Erlaubnis, der Pharmacie [6] Ade zu sagen, und bezog das Polytechnikum in Karlsruhe, um unter Leitung meines hochverehrten Lehrers und späteren Freundes Prof. C. Zittel zunächst einige Vorstudien in Geologie und Paläontologie zu machen. Im selben Herbst bezog ich die Universität Heidelberg, wo ich mich, unter Prof. Pagenstechers[3] Leitung, dem Studium der Zoologie und Paläontologie widmete und daneben Geologie bei Blum und Benecke trieb. 1868 im Mai machte ich mein Doktorexamen in Zoologie, Geologie und vergleichender Anatomie,[4] wobei ich als Dissertation eine

---

[1 Vom Herausgeber gesperrt.]

[2 »Dem Nachruf, welchen Herr Prof. [J.] Früh [in der Beilage zu Nr. 225 der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 14. August 1904] dem leider vor der Zeit verstorbenen Geographen Dr. F. Ratzel von Karlsruhe, Universitätsprofessor in Leipzig, gewidmet hat, möchte ich noch einen kleinen Beitrag mitgeben. Ratzel hielt sich vor 41 Jahren in Rapperswyl auf als Lehrling des Herrn Apothekers Helbling. Dieser machte mich auf den überaus fleißigen jungen Mann aufmerksam, der von abends 9 Uhr an, nach Schluß der Apotheke, bis tief in die Nacht hinein sich auf das badische Abiturientenexamen vorbereitete. Ich suchte Ratzel auf; mein Anerbieten, die lateinischen Klassiker mit ihm zu lesen, nahm er gerne an, und so beschäftigten wir uns während mehrerer Monate mit Horaz und Livius. Im Frühjahr 1871 traf ich ihn wieder im Eisenbahnzug Freiburg-Karlsruhe; er hatte den Krieg als Freiwilliger im Werderschen Korps mitgemacht. Durch einen Schuß am Ohr verwundet, war er im Spital in Freiburg verpflegt und als geheilt entlassen worden. Seinen Aufenthalt in der Schweiz hat er nicht vergessen; als ich im vergangenen Jahre Gelegenheit fand, ihm einen jungen schweizerischen Kaufmann zu empfehlen, gedachte er in seiner Antwort seines früheren Prinzipals und dessen Angehörigen mit den Worten: Diese Leute haben mir zuerst gezeigt, was tüchtige Schweizer sind; ich habe dann noch manchen kernigen Mann aus diesem Volke schätzen lernen.« Dieser Vielen vielleicht willkommne kleine Zusatz aus Nr. 227 der N. Z. Z. vom 16. Aug. 1904, unterzeichnet mit F. B., stammt, nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Ger. Meyer von Knonau, von F. Bertheau. Der Herausgeber.]

[3 Vgl. Anm. 1 zu Seite 1. D. H.]

[4 »mit der ersten Note«: *Curriculum.*]

Abhandlung »Anatom[ische] und physiol[ogische] Beob[achtungen] über Oligochäten« [1] einreichte. Andere Arbeiten aus dieser Zeit über die Anatomie und Entw[icklung] der Oligochäten, über Psorospermien, Nematoden, die Cestode Caryo(phyo)phylläus finden sich, gleich dieser, [7] in den Jahrg[ängen] 1868—70 von Siebold und Köllikers Zeitsch[rift] f[ür] w[issenschaftliche] Z[oologie] und in Wiegmann[-Troschel]s Archiv für Naturgeschichte, Jahrg[ang] 1869.[2] Von Haeckels *Genereller Morphologie* begeistert[3], schrieb ich 1868 nach meinem Doktorexamen eine Schöpfungsgeschichte unter dem Titel »Sein und Werden der organischen Welt«, die bei Reisland in Leipzig 1869 erschien, aber trotz günstiger Aufnahme seitens der Kritik rasch und mit Recht über dem Haeckelschen Werk, das den gleichen Gegenstand behandelt und während des Druckes des mein[igen] erschienen war, in Vergessenheit geriet.

»Im November 1868 trat ich eine Studienreise nach Südfrankreich an, um in Cette Seeanneliden zu studieren. Es war meine erste größere Reise, deren Eindrücke fast Tag für Tag in meiner Erinn[erung] geblieben sind. Ich verweilte in Lyon und Montpellier und hörte am letzteren Orte, zu dem ich öfters [ein Wort unleserlich], Vorlesungen bei Ch. Robin und Ch. Martins. Wenn stürmisches [8] Wetter die Annelidenfischerei unmöglich machte, machte ich Fußwanderungen, die mich Tagereisen weit nach Agde, Lunel und dem reizenden Aigues-Mortes führten und mir das höchst originelle Volk dieser Küstenstr[eifen] sehr lieb machte. In Montpellier und Cette studierte ich das

[1 Als »Beiträge zur anatomischen und systematischen Kenntnis der Oligochaeten« gedruckt: Zeitschr. f. wiss. Zool. XVIII, S. 563—591. Darin sind zwei Arten, von Enchytraeus und von Limnodrilus, durch Ratzel benannt. Dasselbe ist übrigens auch von den beiden in der nächsten Anmerkung zum ersten Male namhaft gemachten Abhandlungen zu sagen: hier sind es Abarten von Caryophyllaeus, Cysticercus, Heterakis und Monostoma, die durch Ratzel der Fachwelt als neue vorgestellt wurden. D. H.]

[2 Gemeint ist 1868: Bd. 34, I, S. 138—149 und 150—156. Daß Friedrich Ratzel auch in diesem Archiv Arbeiten veröffentlicht hat, war mir, und so wird es wohl den Meisten gehen, bis zum heutigen Tage — 5. November 1905 — gänzlich unbekannt; infolgedessen haben ihre Titel: »Zur Entwickelungsgeschichte der Cestoden« (hierzu Tafel IV, Fig. 1—7 und »Beschreibung einiger neuen Parasiten« (hierzu Tafel IV, Fig. 8—14) in der Bibliographie von V. Hantzsch am Schlusse von Bd. II leider keinen Platz gefunden. Die übrigen Abhandlungen stehen dort unter Nr. 2, 8 und 9 verzeichnet. In seinem »Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen in der Naturgeschichte der niederen Tiere während der Jahre 1868 und 1869«, gedruckt in Wiegmann-Troschels »Archiv für Naturgeschichte« 35, II und 36, II, hat sich kein Geringerer als Rud. Leuckart auf S. 267—273 und auf S. 388 f. meist zustimmend zu Ratzels zoologischen Arbeiten 8, 1, 3, 2 und 9, sowie zu einem Stück der soeben an letzter Stelle namhaft gemachten Abhandlung geäußert. D. H.]

[3 Vgl. oben, S. XIII, und unten, S. 376. D. H.]

franz[ösische] Provinzialleben. Als mein Reisegeld im März knapp wurde, sandte ich an die Köln[ische] Zeit[ung] eine lange Reihe von Skizzen, »Zool[ogische] Briefe vom Mittelmeer« und »Skizzen aus Südfrankreich«, die ich an trüben Tagen ohne weiteres niedergeschr[ieben] hatte, und die zu meiner eigenen Überrasch[ung] sogleich aufgenommen und so reich im voraus honoriert wurden, daß ich auf Anreg[ung] der K. Z.[1] eine Ausdehnung meiner Reise beschloß, über Marseille und Nizza nach Genua, dann nach Florenz und Rom[2] reiste, wo mein Bruder architekton[ische] Studien betrieb, und endlich über Neapel nach Messina ging,[3] um erst im Mai 1869 nach Heidelb[erg] zurückzukehren.

»Ich stand jetzt auf einem Scheidewege. Eine Assistentenstellung wurde mir am Stuttgarter [Naturhistorischen] Museum mit gutem Gehalt und noch besseren Auss[ichten] angeboten, und gleichzeit[ig] war mir bei der K. Z. eine noch besser besoldete Stellung als naturw[issenschaftlicher] und Reise-Berichterstatter sicher. Ich wählte« *[hier bricht die Hs. ab.]*

[Fortsetzung nach der Abschrift der eingereichten Lebensbeschreibung.] »Gegen den Rat aller Freunde wählte ich die letztere, da ich voraussah, daß sie mir Gelegenheit geben würde, ein Stück Welt zu sehen. Ich verbrachte den Herbst in Jena und Dresden und siedelte dann nach Berlin über.[4] In Dresden forderte mich Karl Andree,

---

[1 »Wilhelm Schulze, der Leiter, mit dem ich später so innig befreundet wurde, forderte mich sofort zu einer Reise nach Italien auf«: *Curriculum.*]

[2 Von hier aus knüpfte Ratzel, wie ein mir vom Sohne des Adressaten freundlichst zur Verfügung gestellter Brief an Karl Andree, datiert Rom 11. III. 69, bezeugt, die ersten Beziehungen zum »Globus« an, indem er »Aigues-Mortes« einsandte und Korrespondenzen aus Sizilien, für den Herbst solche aus Siebenbürgen anbot; vgl. unten, S. 10—15. Ratzel hat A. für die Dienste, die er ihm beim ersten Betreten der schriftlichen Laufbahn geleistet hatte, über das Grab hinaus Dank gewußt. D. H.]

[3 »wo ich meine zoologischen Studien fortsetzte und prachtvolle Fußwanderungen in Nordsizilien und Kalabrien ausführte«: *Curriculum.*]

[4 »Da ich nie als müssiger Tourist, sondern stets mit dem Wunsche eigener, möglichst fruchtbarer Belehrung und nur nach vorhergegangenem Studium von Geschichte und Sprache der betr. Völker reise«: Schluß des eben erwähnten Briefes an Karl Andree. Und dies bewies Ratzel durch die Tat, indem er sich wegen einiger zoologischen Arbeiten bis Ende Nov. 1869 in Jena aufhielt, um dann noch nach Berlin zu gehen. Hassert (Geogr. Zeitschr. 11, VI, S. 307) hat diese Studien zeitlich nicht ganz richtig eingeordnet. Wie gewissenhaft Ratzel arbeitete, geht u. a. auch aus folgender Stelle eines aus Berlin (22. März 1870) an Andree gerichteten Briefes hervor: »Ich gedenke, meine Tätigkeit für die Kölnische Zeitung, die mich oft wochenlang an die Ausarbeitung eines Artikels (z. B. gegenwärtig eines Berichtes über die Akklimatisationsvereine und ihre Erfolge) fesselt, etwas einzuschränken.« Darf man diese an und für sich ja eigentümliche Schulung für den Beruf, der ihm später erblüht ist, nicht als eine sehr günstige be-

der sich für meine Arbeiten interessierte, auf, zur Geographie überzugehen und »Weltreisen« zu machen. Allerdings wies mich meine neue Stellung auch auf geographische Studien hin; aber ich wollte bei diesen Studien und etwaigen Reisen Zoolog bleiben. Er empfahl mich aber an Adolf Bastian, und durch diesen wurde ich in die geographische und ethnographische Gesellschaft eingeführt. Ich faßte den Plan einer Reise nach Ostasien und begann schon malayisch zu lernen und mich in die Erd- und Völkerkunde dieser Regionen einzuarbeiten. Aber da brach im Juli der Krieg aus und zerstörte alle diese Pläne.

»Ich trat am 17. Juli als Kriegsfreiwilliger (da ich nicht mehr unter die allgemeine Wehrpflicht fiel) in unser badisches 5. Regiment und kam am 27. August vor Straßburg an. Am 2. September[1] erhielt ich im Gefecht bei Neudorf (vor Straßburg) eine leichte Schienbeinverwundung, und am 17. November[2] wurde ich beim Versuch

---

zeichnen? Abgesehen davon, sollte sich der seine Aufgaben ernst erfassende deutsche Journalismus glücklich schätzen, einen Gelehrten vom Range Ratzels bis zuletzt — wie seine Mitarbeit an den »Grenzboten« und verschiednen Tagesblättern beweist — in seinen Reihen haben zählen zu dürfen. Ratzels hehres Beispiel hat den ganzen Stand gehoben. D. H.]

[1 Nichts kann diesen Ritter ohne Furcht und Tadel, der er zeitlebens geblieben ist, besser kennzeichnen als die einfachen Worte, womit Schilling von Canstatt und Wills »Geschichte des 5. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 113«, [3] Berlin 1896, der Ratzelschen Leistungen gedenkt. »Die Musketiere . . . ., der Kriegsfreiwillige Musketier Ratzel von Karlsruhe sowie . . . . zeichneten sich durch große Entschiedenheit besonders aus«: S. 89; Bericht über die Besetzung von Neudorf vor Straßburg am **1.** September 1870. Das war sicherlich jenes Dorfgefecht, das Ratzel im Sinne hat, wenn er mit absichtlicher Namensverwechslung erzählt: »Da hatte [d]er [Hauptmann] mir, als ich von einem Häusergefecht vor Metz mit durchschossenen und von heraufgeschleuderten Kieselsteinchen siebartig durchlöcherten Beinkleidern zurückkehrte, ein halbe Flasche Wein mit den Worten gereicht: Da, Freiwilliger, flicken Sie Ihre Hosen.« Wer denkt da nicht auch an den braven Hauptmann von Petersdorff, von dessen Kaltblütigkeit Carl Bleibtreu in seinem »Beaumont«, Stuttgart 1905, auf S. 26 einen so köstlichen Beleg mitteilt! D. H.]

[2 Dies Datum ist, wie sich aus der Marschübersicht des Regiments ergibt, entweder ein Gedächtnisfehler Ratzels oder, was mir wenigstens wahrscheinlicher ist, ein Lese- oder Schreibfehler des Kopisten des *Curriculums.* Hassert gibt in der Geogr. Zeitschr. 11, VI, S. 308, den 14. Nov. an; aber auch das ist nicht haltbar. Denn die doch wohl durchaus zuverlässige Regimentsgeschichte meldet von den Ereignissen zwischen dem 15. und 16. November 1870 folgendes: »In der Nacht gingen die Schleichpatrouillen bis an das Bahnwärterhäuschen vor, fanden dasselbe nicht mehr besetzt, erhielten jedoch von der in der Nähe hinter dem Straßendamm postierten Feldwache Feuer, wobei der Kriegsfreiwillige Musketier Ratzel von Karlsruhe der 4. Kompagnie, welcher sich schon bei Straßburg ausgezeichnet hatte, schwer verwundet wurde (Schuß durch das Ohr und in den Hals)«: S. 125; Bericht über die Unternehmungen der Vorposten gegen die Festung Auxonne. Vgl. »Glücksinseln«, S. 186 und 195. D. H.]

einer nächtlichen Überrumpelung einer französischen Feldwache bei Auxonne durchs Ohr und den Hinterkopf geschossen. Durch A[ller]h[öchste] O[rder] vom 11. Dezember 1870 erhielt ich — der erste Gemeine im Regiment — das eiserne Kreuz II. Klasse und bald darauf noch nachträglich für mein Verhalten am 2. September die silberne Carl-Friedrichs-Militärverdienst-Medaille. Am 31. März 1871 wurde ich aus dem Militärverband wieder entlassen.«

Wer davon, was Ratzel im 70er Kriege durchgemacht hat, etwas Ausführlicheres erfahren will, mag S. 121 ff. der »Glücksinseln und Träume« (Leipzig 1905) nachlesen; freilich mit der Maßgabe, daß man sich namentlich bei den spätern Abschnitten vergegenwärtige: es ist »Wahrheit und Dichtung«, was Ratzel dort behaglich erzählt. Aber eins möchte ich doch auch hier besonders herausheben: die schöne Charakteristik, die Ratzel von seinem Hauptmann entwirft (»5. Dem Hauptmann zulieb«: »Grenzboten« vom 26. Jan. 1905, S. 224, oder »Glücksinseln«, S. 180 f.) — darin schildert er sich unbewußt selber, wenigstens zu einem guten Teil. Ich meine vor allem das Ritterliche. »Wir empfinden, daß in seiner Haltung etwas ist, was alle andern nicht haben. Diese schlanke, elastische Gestalt hält sich so absichtslos und ungezwungen gerade wie eine junge Schwarzwaldtanne. Man kann es nicht recht aussprechen, aber man fühlt es: . . . er ist Ritter . . . Auch wissen wir alle, daß dieses Ritterliche nicht bloß in seinem Äußern ist.« Ich habe es am 11. August 1904 vor dem offnen Grabe aussprechen dürfen, daß wir Schüler »in ihm das Vorbild einer in sich gefestigten Persönlichkeit, eines durch und durch vornehm denkenden Edelmanns, eines Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle« erblickten. Daß ihm die Furcht etwas Wesensfremdes war, das hat er in jenem Krieg und, im andern Sinn, auch im spätern Leben mehr als einmal bewiesen. Nichts ist so charakteristisch für seine Kaltblütigkeit, als der gleichzeitig seinen künstlerischen Sinn, der bis in die letzten Tage eine feine Blume im Knopfloch fast für unentbehrlich hielt, verratende Zug von schlichtem Heldentume, das ihn beim Zurückgehn unter überlegnem Feuer der Feinde »eine wunderschöne, halb abgeschossene Teerose vom Blumenbrett des Fensters« pflücken ließ, hinter dem möglicherweise noch Franzosen lauern konnten. Das unserm ersten Bande vorgeheftete Bildnis, dessen Vorlage dem Sommer 1870 unmittelbar vor der Kriegserklärung entstammt, hält die Erinnerung an jene große Zeit fest. Nach dieser kleinen Abschweifung möge die Abschrift des *Curriculums* von neuem zu Worte kommen.

»Bei der Kölnischen Zeitung neuerdings angestellt, reiste ich im April 1871 nach Siebenbürgen, um meine erschütterte Gesundheit in ganz neuen, anregenden Umgebungen zu pflegen. Ich durchwanderte alle Sachsenkolonien, zog über die Karpathen nach der Kleinen

Walachei und im Szamoschtal bis gegen die Bukowina. Im September ging ich nach Pesth, wo ich noch 3 Monate mit dem Studium der leider rasch wieder vergessenen ungarischen Sprache und Literatur verbrachte. Kaum hatte ich mich in München niedergelassen und meine strengeren naturgeschichtlichen Studien wieder aufgenommen, als ein neuer Ruf der Kölnischen Zeitung mich wieder nach Süditalien führte, wo ich im Mai und Juni 1872 die Liparischen Inseln und noch einmal Nord- und Ostsizilien besuchte und besonders zwei schöne Ätnabesteigungen ausführte. Im Spätsommer trat ich eine Alpenreise an, die mich nach Zürich führte, wo ich alpinen und vorgeschichtlichen[1] Studien oblag, als eine Aufforderung der Kölnischen Zeitung mich traf: ob ich bereit sei, eine große, überseeische Reise anzutreten. Ich schlug ein, machte vorher noch eine Winterreise von Zürich nach Mogadino und, gleichfalls zu Fuß, eine Frühlingsreise nach den oberitalienischen Seen. Im Juli 1873 schiffte ich mich, nach längerem Aufenthalt in London, zu Southampton ein, und reiste nun nahezu zwei Jahre auf Kosten der Kölnischen Zeitung, nach völlig eigenem Plan und Wollen, in den Vereinigten Staaten, Mexiko und Kuba. Ich hebe aus den einzelnen Abschnitten dieser Reise hervor: Eine vierwöchentliche [so] Fußwanderung durch das Adirondak-Gebirge[2] im nördlichen New York bis an den St. Lorenz; einen zehnwöchentlichen Aufenthalt in Cambridge Mass. (Harvard College), wo damals noch Agassiz lehrte; Wanderungen im mittleren Florida; einen vierwöchentlichen Aufenthalt in den Rocky M[oun]t[ain]s, bei Denver; eine Reise von sechs Wochen quer durch Kalifornien und die Sierra Nevada; die Besteigung des M[oun]t Dana; eine Wanderung durch das kalifornische Küstengebirg; die dreimalige Durchreisung Mexikos von Acapulco nach Veracruz, von Minatitlan nach Tehuantepec und von Tehuantepec nach Veracruz; die Besteigung des Pic von Orizaba; einen vierwöchentlichen Aufenthalt in den Distrikten Cardenas und Matanzas auf Kuba. — Im Juni 1875 kehrte ich nach Deutschland zurück und führte nun meinen lang gehegten Entschluß aus, mich wieder ganz der Wissenschaft zuzuwenden. Am 1. September legte ich dementsprechend meine bisher innegehabte Stellung bei der Kölnischen Zeitung nieder.« [Schluß des *Curriculum vitae.*]

Hier in München hat Friedrich Ratzel zum ersten Male recht eigentlich festen Boden gefaßt und unter den Füßen gefühlt; namentlich war sein Verhältnis zu Moritz Wagner (vgl. unten, S. 461 ff.) besonders innig. In der charaktervollen Liebe des Süddeutschen zum

---

[1 Vgl. dazu besonders H. Reishauer auf S. 27 f. seines Nachrufs im Jahresber. der Sektion Leipzig des D. u. Ö. A.-V.'s f. 1904, Leipz. 1905. D. H.]

[2 Darum ist das Gedicht »*Lake Colden*« zwischen die »Gotthardreise« und die »Bemerkungen über den tropischen Naturcharakter« auf S. 66 des I. Bds. eingestellt worden. D. H.]

kleindeutschen Kaiserreich erinnert[1]) er an Peschel (vgl. unten, S. 447). Demnach bezeichnet die Heimkehr im Herbst 1875 — trotz gelegentlicher Ferienfahrten und -reisen auch in spätern Zeiten[2]) — den Endpunkt von Ratzels Wanderjahren. Noch im Dezember habilitierte er sich an der »Königl. Polytechnischen Schule« in München für Geographie (19. Dez. 1875), und ein Jahr darauf (8. Dez. 1876) war er bereits außerordentlicher Professor. Unterm 31. Jan. 1880 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt; ein Ruf nach Leipzig auf den Lehrstuhl, den bis 1875 Oskar Peschel innegehabt hatte, wurde ebenso abgelehnt wie das Ersuchen, die Leitung der Perthesschen Anstalt in Gotha zu übernehmen. Nur dazu ließ er sich 1882 bereit finden, die Wochenschrift »Das Ausland« herauszugeben, die A. F. Heller von Hellwald ein Jahrzehnt hindurch redigiert hatte; doch entledigte er sich schon 1884 dieser auf die Dauer doch zu unbequemen Bürde. Aber als Ferd. von Richthofen, der dem Fachgenossen so bald hat ins Grab nachfolgen sollen, von Leipzig nach Berlin ging, nahm Ratzel die nunmehr wiederholte Berufung an die erstere Universität (Ernennung: 1. Okt. 1886) an und siedelte im Oktober nach Leipzig über. Hier hat er, im April 1898 zum Kgl. Sächs. Geheimen Hofrat ernannt, nahezu 18 Jahre durch große wie kleine Vorlesungen und durch anregende Übungen über fast alle Teile der geographischen Wissenschaft mit großen, greifbaren Erfolgen gewirkt; darüber gibt der ‚I. Bericht des» Geographischen Abends«‘ (Leipzig 1901) authentische Auskunft.

Es ist zwar behauptet worden[3]), Ratzel habe keine Schule hinterlassen; und man könnte sich hierfür darauf berufen, was er selbst von Peschel gesagt hat: »Eine so eigenartige Individualität kann gerade ihr Bestes, das, was sie auszeichnet, nicht übertragen« (I, S. 446). Das ist sicher richtig. Aber den Kern der Sache trifft es nicht: angesichts der Fülle von Arbeiten, die seiner Anregung ihr Dasein verdanken[4]), eine ratzelsche Schule leugnen zu wollen, hieße doch wirklich Vogelstraußpolitik treiben. Ja, man darf behaupten, daß Ratzel sogar auf fertige Gelehrte, wie Karl Lamprecht, befruchtenden Einfluß ausgeübt hat: des Letztern Aufsatz über »Die geographischen

---

[1]) Vgl. hierzu namentlich S. 289 ff. des Neudrucks der »Altbayrischen Wanderungen« in den ‚Glücksinseln und Träumen‘.

[2]) Aus Briefen und Karten, die Friedr. Ratzel im letzten Jahrzehnt an mich gerichtet hat, bin ich in der Lage festzustellen, daß er, abgesehn von seinem oft wiederholten Aufenthalt in Ammerland am Würmsee, folgende Punkte aufgesucht hat: Adelholzen (1895), Ruhpolding (1897), Nizza und Ajaccio (Frühj. 1898), Gnadenwald b. Hall i. T. (Aug. 1898), Korsika und Sa. Margarita Ligure (März u. April 1899), Kundratitz i. Bö. (Sept. 1899), Tutzing und Bozen (1900), Sirmione (April 1901), Talloires am Lac d'Annecy, Aix, Chambéry, Grenoble, Allevard les Bains, Genf, Chamonix, Montreux und Zürich (Aug. u. Sept. 1901).

[3]) Von Martin Spahn im »Tag« vom 31. Aug. 1904.

[4]) Vgl. K. Hassert in der Geogr. Zeitschr. 1905, S. 373.

Bedingungen der neuern deutschen Geschichte« (im »Kynast« I, S. 252 ff., Februar 1899) ist der Niederschlag von Gedanken, die Ratzels »Deutschland« ausgelöst hatte.

An Anerkennungen anderer Art hat es ebenfalls nicht gemangelt. Innerhalb »Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben« ist im VI. Bändchen der von E. Lemp ausgewählten und zusammengestellten »Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller«, betitelt »Aus deutschen Landen«, Ratzels »Deutsches Dorfwirtshaus«, innerhalb der Teubnerschen Sammlung »Aus deutscher Wissenschaft und Kunst« ist in den von Felix Lampe ausgewählten und erläuterten Proben »Zur Erdkunde« (Leipzig 1905) ein charakteristischer Abschnitt aus »Deutschland« abgedruckt. Auch sonst deutet viel darauf hin, daß Ratzel die Schule erobert hat.[1]) Wer aber diese besitzt, wird noch lange, lange leben. Außerdem sorgen die Übertragungen der Hauptwerke in fremde Kultursprachen[2]) dafür, daß die ratzelsche Gedankenwelt auch im Ausland Anhänger hat. Und besonders erhebend ist der Gedanke, daß ein von Ratzel liebevoll gehegter Zweig seiner Wissenschaft, die Gletscherkunde, für immer mit seinem Namen verbunden sein wird, seitdem 1887 Hans Meyer den ersten von ihm entdeckten und betretnen afrikanischen Gletscher (am Südosthange des obern Kibo »Ratzelgletscher«[3]) getauft hat.

---

[1]) Vgl. namentlich Max Eckert: Friedrich Ratzel und seine Bedeutung für den geographischen Unterricht (Allg. Deutsche Lehrerzeitung 1900, Nr. 50). In Christian Grubers »Geographie als Bildungsfach« (Leipzig 1903) ist der Unterabschnitt H des 4. Kapitels des 2. Teils lediglich der Bedeutung Friedrich Ratzels für die Schulgeographie gewidmet. Nun wird es wohl auch nicht mehr lange dauern, daß eine der grundlegenden Arbeiten Ratzels in O. Krümmels »Ausgewählten Stücken aus den Klassikern der Geographie«, wovon 1904 bereits drei Reihen ausgegeben waren, von neuem erscheinen und zur Belebung des Unterrichts in unsern Geographischen Seminaren beitragen wird.

[2]) Hasserts Angaben auf S. 312 der Geogr. Zeitschr. von 1905 bedürfen einiger Berichtigung. A. J. Butlers »History of Mankind«, eingeleitet von E. B. Tylor (so!), ist, wie schon ein Blick auf das Erscheinungsjahr lehrt (vgl. auch Hantzschs Bibliographie, S. VIII, Nr. 23), eine Übersetzung der »Völkerkunde«. Außer dieser und der italienischen Übertragung (»Le Razze Umane«) gibt es noch eine russische (»Narodowjedjenije«). Dasselbe gilt von dem Werke »Die Erde und das Leben«, das unter dem Titel »Semlja i Djisnj. Srawnitelnoje semlewjedjenije« ebenfalls im Verlage der Proswjeschtschenije in St. Petersburg russisch erschienen ist.

[3]) Abgebildet auf S. 140 der »Ostafrikanischen Gletscherfahrten« (1890) und auf der Tafel bei S. 373 des »Kilimandjaro« (1900) von Hans Meyer, zuletzt von C. Uhlig auf Abb. 46 des Jahrgangs 1904 der Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin. Vgl. auch Reishauer im Jahresber. d. Sektion Leipzig des D. u. Ö. A.-V.'s für 1904, S. 23.

Unter seinen Leipziger Freunden ist der Wunsch aufgetaucht, — wie der Naturphilosoph Fechner im Rosentale sein Denkmal erhalten hat (vgl.

Allzu früh ist Friedrich Ratzel am 9. August 1904 nahe bei seinem Tusculanum am Starnberger See vom Schauplatze zahlreicher Taten und so mancher Siege abgerufen worden, von Vielen geschätzt und bewundert, verehrt und geliebt.

Quellen zu einer ausführlichern Lebensbeschreibung. Abgesehn von persönlichen Erinnerungen und außer den Ende 1901 anläßlich des 25 jährigen Professorenjubiläums veröffentlichten Lebensskizzen von Max Eckert (Illustrierte Zeitung Nr. 3049 vom 5. Dez., mit Bildnis, und Wissenschaftl. Beil. d. Leipziger Zeitung Nr. 146 vom 7. Dez.) und Kurt Hassert (Geogr. Anzeiger II, S. 161—163) sind des erstgenannten Schülers Nachruf in Nr. 103 der Wissenschaftl. Beil der Leipziger Zeitung vom 30. Aug. 1904 und des Letztgenannten Abhandlung »Friedrich Ratzel. Sein Leben und Wirken« (Geogr. Zeitschr., Bd. 11, Heft 6 und 7, 1905) an erster Stelle anzuführen. Angesichts der Tatsache, daß Hassert darin Ratzels anthropogeographisches Lehrgebäude und seine sonstigen Werke nicht bloß aufgezählt, sondern auch verständnisvoll geordnet und besprochen hat[1]), sehe ich mich der Aufgabe, die Bücher und kleinern Schriften Ratzels an dieser Stelle raisonnierend zu katalogisieren, völlig überhoben. Die Übersicht über die dankbaren Würdigungen[2]) namentlich seines pädagogischen Wirkens, die Hassert seinem Nachruf im Dritten Jahrgange des Geographen-Kalenders (Gotha 1905) auf S. 203 angefügt hat, läßt sich durch folgende Nachweise ergänzen. Vollständigkeit ist dabei weder beabsichtigt, noch auch nur annähernd erreicht.

Thomas Achelis: Friedrich Ratzel. Mit einem [sehr guten] Porträt in Radierung. (Nord u. Süd, LXXXVI. Bd., 1898, S. 263—276.)

Bruno Adler: Fr. Ratzel, Sein Leben, seine Lehre und meine persönlichen Erinnerungen an ihn. (Zeitschr. d. geogr. Abt. des Vereins der Liebhaber der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie in Moskau; Semlewedenje, 1904, S. 42—60; mit Bildnis.)

— Nachruf auf Fr. Ratzel. (Jahrb. der Russ. Anthropolog. Gesellsch.; Eshegodnik Russkago Anthropologitscheskago Obschestwa pri St. Petersburgskom Uniwersitete, 1905.)

»Glücksinseln und Träume«, S. 501) — an einem lauschigen Platz in der von Ratzel allsonnabendlich und auch sonst so gern durchstreiften nähern Umgebung Leipzigs ihm, dem Naturfreund, einen schlichten Gedenkstein zu setzen. Wer zur Ausführung dieses Gedankens beitragen will, möge sich mit dem Herausgeber in direkte Verbindung setzen.

[1]) Musterhaft auch durch Olinto Marinelli geschehn in seinen beiden Aufsätzen »Federico Ratzel e la sua opera geografica« (Rivista geografica italiana XII, S. 8—18. 102—126), einem in seiner Art vorzüglichen fortlaufenden Kommentare zu Ratzels hervorragendern Artikeln.

[2]) Daß eine solche im Rahmen des 15. Deutschen Geographentages (13.—16. Juni 1905 in Danzig) zu bieten versäumt worden ist, haben verschiedne Berichterstatter scharf gerügt, namentlich Max Eckert im »Tag« vom 18. Juli und Franz Thorbecke in der Beil. zur Allgem. Zeitung vom 30. Juni 1905.

Bruno Adler: Desgl. (Bericht der Russ. Geogr. Gesellsch.[1]), 1905.)
— Ratzel als Ethnograph. (Zeitschr. der ethnogr. Abt. der Russ. Geogr. Gesellsch., herausgeg. v. Lamanskij; Shiwaja Starina, 1905.)
— Ratzels Stellung in der Geographie. (Mitt. der Geogr. Gesellsch.; Iswestja Geografitscheskago Obschestwa, 1905, April.)

Dmitrij N. Anutschin: Fr. Ratzel. Mein Verkehr mit ihm. (Zeitschr. der geogr. Abt. des Vereins der Liebhaber der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie in Moskau; Semlewedenje, 1904, S. 61—65.)

Jean Brunhes: Friedrich Ratzel (1844—1904). (La Géographie X, Nr. 2 vom 15. Aug. 1904, S. 103—108.)

Karl Bücher: [Laudatio auf Friedrich Ratzel]. (Rektorwechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1904. Rede des abtretenden Rektors Dr. Karl Bücher: Bericht über das Studienjahr 1903/1904, S. 8—10.)

E. Dennert: Friedrich Ratzel, ein Zeuge Gottes. (Glauben und Wissen 2, XI, S. 368—370.)

Max Eckert: Das Verhältnis der Handelsgeographie zur Anthropogeographie. (Bericht über d. Öffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig 1901/02, Leipz. 1902.)

[Ernst] F[riedrich]: Friedrich Ratzel zum Gedenken. (Leipziger Neueste Nachrichten vom 13. Aug. 1904, S. 7.)

J. Früh: †Prof. Dr. F. Ratzel. (Neue Zürcher Zeitung, Beilage zu Nr. 225 vom 14. Aug. 1904.)

[Paul] Gedan: Zum Gedächtnis Ratzels. (Sächs. Schulzeitung Nr. 36 vom 2. Sept. 1904, S. 563 f.)

Harry Gravelius: Friedrich Ratzel. (Dresdner Anzeiger vom 30. Aug. 1904.)

Hugo Grothe: Zum Gedächtnis von Friedr. Ratzel. (Münchner Neueste Nachrichten vom 31. Aug. 1904, Morgenbl. S. 3.)

Christian Gruber: Zum Gedächtnis Friedr. Ratzels. (Bayer. Zeitschr. f. Realschulwesen 1905, Heft 1.)

Ludwig Gumplowicz: Friedrich Ratzel (1844—1904). (Geschichte der Staatstheorien, Innsbruck 1905, § 140 = S. 530—540; dazu S. 566 des »Nachworts«.)

Siegm. Günther: Fr. Ratzel. (Beil. zur Allgem. Zeitung, Nr. 195 vom 26. Aug. 1904, S. 377—381.)

[Kurt Hassert:] Friedrich Ratzel. (Kölnische Zeitung vom 16. Okt. 1904, 2. Beil., 2. Sonntagsausg.)

Hans Helmolt: Friedrich Ratzel. (Deutsche Rundschau, 31. Jahrg., Heft 1, Okt. 1904, S. 140—143.]
— [Nachruf.] (S. 4 des VII. Jahresberichts des Vereins für Sächs. Volkskunde auf 1904, Dresden 1905.)

Otto Kaemmel: Friedrich Ratzel †. (Die Grenzboten 63, XXXIII, vom 18. Aug. 1904, S. 420 f.)

Martha Krug-Genthe und Ellen Churchill Semple: Tributes to Friedrich Ratzel. (Bulletin of the American Geographical Society, vol. XXXVI, Nr. 9 vom Sept. 1904, S. 550—553.)

---

[1]) Ratzel war seit 1888 ihr Korrespondierendes Mitglied. Doch hat er, obwohl er seinerzeit in Heidelberg mit seinem Petersburger Freunde Dukelskij Russisch und Polnisch getrieben hatte, nichts in russischen Zeitschriften veröffentlicht.

Karl Lamprecht: Friedrich Ratzel. (Berichte der philol.-histor. Kl. der K. S. Gesellsch. d. Wiss. zu Leipzig, Sitzung vom 10. Dez. 1904.) — [Wohl das Beste, was je über Ratzels Stellung innerhalb der Gesamtheit der Wissenschaften gesagt worden ist.]

Freih. v. Maltzahn: Friedrich Ratzel. Ein Gedenkwort. (Marine-Rundschau, 1905, Heft 2.)

Albrecht Penck: Friedrich Ratzel. (Die Zeit vom 13. Aug. 1904, Morgenbl. S. 1—2.)

Hermann Reishauer: Friedrich Ratzel und die Alpenforschung. (Jahresbericht der Sektion Leipzig des D. u. Ö. A.-V.'s für 1904, Leipzig 1905; mit Bildnis.)

Heinrich Schurtz: [Besprechung von] Friedrich Ratzel, Die Erde und das Leben. (S. 4 der zur Deutschen Monatsschrift I, Nr. 4, Jan. 1902, gehörigen »Bücherschau«.) — [Das Treffendste, was je über den »Professor« Ratzel gesagt worden ist.]

Robert Sieger: Friedrich Ratzel. (Neue Freie Presse vom 18. Aug. 1904, S. 18.)

Martin Spahn: Friedrich Ratzel. (Der Tag vom 31. Aug. 1904.)

W[ilh.] Str[eitberg]: Friedrich Ratzel †. (Indogerman. Forschungen. Beiblatt. XVII. Bd., S. 136.)

[Gustav] Taute: Zu Friedrichs Gedächtnis. (Leipziger Lehrerzeitung vom 7. Sept. 1904, S. 712.)

P[aul] Vidal de la Blache: Friedrich Ratzel. (Annales de Géographie vom 15. Nov. 1904, S. 466.)

(Ungenannt:) Politische Geographie. (Dresdner Anzeiger vom 16. Aug. 1904, Hauptbl.)

— Friedrich Ratzel. (Illustrierte Zeitung Nr. 3190 vom 18. Aug. 1904, S. 234; mit Bildnis.)

Karl Weule: Friedrich Ratzel. (Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1904, Leipzig 1905, S. 1—29; mit Bildnis.)

Inhaltsverzeichnis.

1. Zoologisches, Schriften zur Landschaftskunde und Naturphilosophisches XXXVII

2. Biographisches 371



1. Zoologisches,

Schriften zur Landschaftskunde und Naturphilosophisches.



[99]

Beiträge
zur
Anatomie von Enchytraeus vermicularis *Henle.*[1])

Von **Fritz Ratzel**, Stud. aus Karlsruhe.

Mit Tafel VI, VII.

Zeitschr. für wissenschaftl. Zoologie, herausg. von Karl Th. v. Siebold u. Alb. Kölliker. 18. Bd., Leipzig 1868, S. 99—108.

(*Ausgegeben am 27. Dezember 1867.*)

1. Eigentümliches Schlundnervensystem. Taf. VI.

Auf der Rückenseite des Darmes liegt im 4., 6. und 7. Körpersegment je ein Paar Körper von elliptischem bis stumpfviereckigem Umriß (Taf. VI, Fig. 1 *aa, bb, cc*). Sämtliche drei Paare hängen zusammen durch einen jederseits des Darms verlaufenden Längsstrang, zu welchem sie sich wie Ausstülpungen nach der dorsalen Mittellinie hin verhalten, in der sie von beiden Seiten her zusammentreten und sich vereinigen. Jener Längsstrang entspringt aus dem Hinterende des dem siebenten Körpersegment entsprechenden dritten Knotenpaares und verbindet seitlich vorbeilaufend sich mit dem zweiten und ersten (dem sechsten und vierten Körpersegment entsprechenden), indem seine Hülle kontinuierlich in die dieser Körper übergeht. Da die Seiten des Darmes im fünften Segment von den Samentaschen eingenommen werden, legt der das zweite Knotenpaar mit dem ersten verbindende Teil des Längsstranges sich über die ventrale Seite jener Organe hinweg. An der Stelle, wo der Strang das vordere Knotenpaar verläßt, um weiter nach vorn sich zu erstrecken, bildet er eine scharf abgesetzte, nach außen und ventral gelegene Ausstülpung (Taf. VI, Fig. 1 *dd*), [100] welche mit der der andern Seite durch eine ventrale Querkommissur

[1]) Indem ich diese meine Erstlingsarbeit veröffentliche, bietet sich mir eine erwünschte Gelegenheit, meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Pagenstecher in Heidelberg, Dank zu sagen für die Unterstützung, die er mir in meiner Arbeit gewährte; ohne seinen Beistand mit Rat und Tat wäre dieselbe nie zustande gekommen.

verbunden ist; diese letztere bildet ihrerseits zu jeder Seite der Mittellinie eine kleinere, nach hinten gerichtete, knotenförmige Ausstülpung (Taf. VI, Fig. 1*ee*). Von da läuft der Strang mit gleichmäßiger, geringerer Dicke nach vorn, wo er im zweiten Segment sich wieder verdickt und eine Querkommissur abgibt, welche in Größe und in Bildung zweier Knoten (Taf. VI, Fig. 1*ff*) ganz der oben erwähnten, im vierten Segment gelegenen entspricht. Eine kleine Strecke von der Bildung dieser Kommissur nach vorne teilt der Strang sich in drei Äste von ungleicher Dicke; der äußerste, dickste dieser Äste teilt sich bald noch in vier, die zwei andern in zwei bis drei weitere Äste, die sich alle in dem Teil der Darmwand, welche von dem muskulösen Schlund bis zur Mundöffnung die Wandung einer Art von Mundhöhle bildet, verbreiten. Sie vereinigen sich jedoch bald wieder, unter Bildung von Knoten (Taf. VI, Fig. 1*gg*) beim Zusammentreten, zu dickeren Ästen, welche erst zu einem Bündel und dann vollständig verschmolzen an die Innenseite der Kommissur des Schlundrings, kurz nach deren Abgang vom Gehirn, treten und mit ihr sich verbinden.

Die wesentlichsten Größenverhältnisse sind folgende: Die Länge des ganzen Abschnitts von dem dritten dorsalen Knotenpaar bis zum Vorderrand des Gehirns ist 2 mm, die Breite des dritten dorsalen Knotenpaares ist 0,3, die Länge desselben 0,15—0,18; ihm entspricht die Größe des zweiten Paares, wogegen das erste bei ähnlicher Breite 0,2—0,25 Länge aufweist. Die Breite des Längsstranges, der die Knotenpaare verbindet, ist sehr veränderlich, doch nie unter 0,07; dagegen behält er auf der Strecke vom ersten Knotenpaar bis zu der seiner Verästelung vorangehenden Anschwellung, welche 0,08 breit ist, eine konstante Dicke von 0,02—0,025. Die Ausstülpungen der zwei ventralen Querkommissuren haben bei 0,05—0,06 Länge 0,04 bis 0,05 Breite, die Kommissur selbst hat 0,035 Breite; die Breite des dünnsten Zweiges in der Verästelung ergab sich als 0,008, die eines Knotens bei der Wiedervereinigung als 0,06. Die Struktur der Stränge und ihrer Verzweigungen gleicht der der Bauchganglienkette, sie erscheint dichtfaserig mit eingestreuten länglichen Kernen. Im Inneren der Stränge, außerhalb oft durch Anschwellungen bezeichnet, finden sich dicht zusammengeballte Zellen von einem Durchmesser von 0,01, die einen blassen Kern von 0,004 enthalten; meist mit diesen Zellhaufen verbunden, aber auch zerstreut für sich kommen Anhäufungen feinkörniger, gelber Masse vor. Als ständige Vorkommen von Zellen der beschriebenen Art erscheinen die Knoten *dd*, *ee*, *ff*, *gg* (Taf. VI, Fig. 1) und die kleineren Anschwellungen, die stets einer Zerteilung [101] in Äste vorausgehen, so besonders die bei *hh* (Taf. VI, Fig. 1). Die drei dorsalen Knotenpaare *aa*, *bb*, *cc* enthalten dagegen sehr große, blasse Zellen, die einen oder mehrere blasse Kerne mit Kernkörperchen enthalten und durch einen dünnen Ausläufer birnförmig und gestielt erscheinen; man trifft sie bis zu einem Durchmesser von 0,05, neben ihnen spärlich kleinere bis zu 0,005 Durchmesser herab. Auch die

Stränge, welche diese Knotenpaare verbinden, enthalten gegen die Innenseite zu derartige Zellen, wodurch sie oft bedeutend angeschwollen erscheinen. — Es ist besonders über diese Zellen, wie überhaupt über die feinere Struktur des ganzen Systems, daß ich meine Beobachtungen, vorzüglich durch vergleichende Untersuchung anderer Lumbricinen, zu vervollständigen wünschte, ehe ich dieselben als wissenschaftliche Tatsache hinstelle. Da mir die Gelegenheit dazu bis jetzt fehlt, begnüge ich mich mit den Schlüssen, welche der gröbere Bau und die Verbindung mit unzweifelhaften Teilen des Nervensystems auf eine Zugehörigkeit der uns beschäftigenden Organgruppe zu jenem tun lassen und welche dieselbe als erwiesen erscheinen lassen.

Unter den bis jetzt noch so sehr spärlichen Beobachtungen über das Nervensystem der Lumbricinen fand ich nur in einer Arbeit von Franz Leydig[1]) Angaben über das Vorhandensein einer dem oben beschriebenen Schlundnervensystem ähnlichen Bildung in Chaetogaster und Lumbricus, und führe ich die eigenen Worte des erfahrenen Zootomen über diesen Gegenstand hier an: »Schon am lebenden Tiere (Chaetogaster diaphanus) erkennt man hinter dem Gehirn auf der Rückenwand des Schlundkopfes einen knotigen oder gangliösen Bogen, dessen Schenkel in den Seitenkommissuren des Gehirns wurzeln, und bei der Bauchlage des Wurms zeigt sich weiter, daß die Anschwellungen eine symmetrische Verteilung haben, man also eine mittlere, glatte Brücke und seitliche Anschwellungen unterscheiden könne. Unter günstigen Verhältnissen bemerkt man auch, daß zahlreiche Nerven, es mögen jederseits gegen sechs sein, von den knotigen Bogenteilen weg sich in der Wand des Schlundkopfes verteilen.«[2]) »Öfters wiederholte Untersuchungen des Lumbricus agricola haben mir die Überzeugung gegeben, daß hier das Zentrum des Viszeralnervensystems ein längliches Ganglion bildet, welches auf beiden Seiten vorkommt und hinsichtlich seiner Lage näher bezeichnet, nach innen und vorne, längs den Hirnkommissuren herabzieht. Die Wurzeln dieser beiden Seitenganglien [102] entspringen nur aus der vordern und innern Fläche der Hirnkommissuren; sie sind kurz und ihre Zahl beträgt 9—10. Aus den Ganglien geht ein dichtes Nervengeflecht hervor, das seine Ausbreitung im Rüsselteil des Pharynx hat. Da sowohl bei Sanguisuga und Haemopis, als auch bei Chaetogaster durch Zusammenstoßen der seitlichen Elemente ein Bogen entsteht, so habe ich bei Lumbricus agricola speziell acht gegeben, ob nicht auch hier das gleiche geschehe, aber mit Sicherheit erkannt, daß die Seitenganglien mit ihren oberen Enden sich nicht vereinigen, sondern für sich bleiben.«[3]) — Ich möchte vermuten, daß die hier von Chaetogaster und Lumbricus beschriebene

[1]) Franz Leydig: Über das Nervensystem der Anneliden. Reichert und du Bois-Reymond, Archiv für Anatomie und Physiologie. Jahrgang 1862, Seite 90—124.

[2]) A. a. O. Seite 107.

[3]) A. a. O., Seite 108.

Nervenportion dem vorderen Abschnitt unseres Schlundnervensystems entspricht, um so mehr, als von Lumbricus das Vorhandensein von drei taschenförmigen Organen am vorderen Teil des Darmes angegeben wird[1]), welche wohl unsern drei dorsalen Knotenpaaren des vierten, sechsten und siebenten Segmentes entsprechen möchten. In Enchytraeus sind von unserm Schlundnervensystem bloß die drei dorsalen Knotenpaare von Buchholz gesehen worden, welcher dieselben als unpaarige, unzusammenhängende Zellhaufen beschreibt und abbildet[2]), welche durch Abgabe einzelner Zellen vermittelst einfacher Loslösung das Material zur Entwickelung der Geschlechtsprodukte liefern würden. Ich fand jedoch bei sorgfältiger Präparation diese Organe stets von einer Hülle ganz umschlossen und von stets gleicher Form und konnte daher nirgends einen Grund finden, welcher die Buchholzsche Annahme gestützt hätte. Ich schließe mich im Gegenteil für den von mir gefundenen Anhang des Zentralnervensystems dem negativen Resultat an, das Leydig aus den oben angeführten und zahlreichen andern Untersuchungen über das Nervensystem der Anneliden gewonnen hat, daß nämlich die von der Schlundringkommissur abgehenden Nervenzweige nicht als Sympathicus zu betrachten seien, solange sie wie in jenen Fällen sich auf den vordern Darmabschnitt, ja fast ganz auf den Schlund beschränken. Indessen hoffe ich, daß vergleichende Untersuchungen uns bald zu einer positiven Deutung dieses Organs verhelfen werden, und habe es einstweilen einfach nach seiner Lage »Schlundnervensystem« genannt.

[103] **2. Bau und Entwickelung der Samentaschen.** Taf. VII, Fig. 1—9.

Die Samentaschen von Enchytraeus wurden zuerst beschrieben und abgebildet von d'Udekem in seiner »Entwickelung des Regenwurms«[3]), nachdem schon früher dieser Forscher das Vorkommen derselben Organe bei Tubifex[4]) nachgewiesen hatte; doch hatte er sie in beiden Fällen als Schalendrüsen (Glandes capsulogènes) angesprochen. Nachdem indessen mehrere Zoologen, besonders Rud. Leuckart, sich dieser Deutung aus Gründen der Analogie widersetzten und die betreffenden Organe eher als Behälter des bei der Begattung empfangenen Samens zu deuten geneigt waren, trat auch d'Udekem, durch neuere Untersuchungen an Aeolosoma und Chaetogaster[5]) von der Richtigkeit

---

[1]) Ray Lankaster, Anatomie von Lumbricus. Quarterly Journal of microscopical science 1864.

[2]) H. Buchholz: Zur Anatomie von Enchytraeus. Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. 1864, Seite 1 ff.

[3]) Jules d'Udekem, Développement du Lombric terrestre. Mémoires couronnés de l'Académie de Belgique. T. XII.

[4]) Jules d'Udekem, Bulletin de l'Académie royale de Belgique. T. XXI, 2de partie.

[5]) Jules d'Udekem, Bulletin de l'Académie royale de Belgique. Seconde série, T. XII.

jener theoretisch aufgestellten Ansicht überzeugt, dieser Deutung bei. Endlich bestätigte sie auch Claparède, erst in seinen Untersuchungen über Pachydrilus, später in seinen »Recherches anatomiques sur les Oligochètes«[1]), in umfassendster Weise, indem er für alle die von ihm unter dem Namen Oligochètes limicoles vereinigten Lumbricinen das Vorhandensein von Samentaschen als eines wesentlichen Teiles der weiblichen Geschlechtsteile nachwies. Da jedoch die Gattung Enchytraeus dabei keine so tiefgehende Beachtung fand wie die übrigen Gattungen der Familie, und da auch die gleichzeitig erschienene Arbeit von Buchholz über die Anatomie von Enchytraeus[2]) die uns beschäftigenden Organe nur flüchtig berührt, so erscheint die genauere Feststellung dieser Verhältnisse für diese Gattung immer noch von Wert.

Die Samentaschen sind bei Enchytraeus in einem Paar vorhanden; sie nehmen das fünfte Körpersegment ein, wo ihre Lage beiderseits am Darm mehr dorsal als ventral ist. Ihr Ausführungsgang mündet seitlich auf der Grenze zwischen dem vierten und fünften Segment. Als Grundform des ganzen Organs betrachten wir einen Schlauch von denselben Verhältnissen der Größe und des Baues, wie sie der Ausführungsgang desselben bleibend aufweist. Der Ausführungsgang ist nämlich in folgender Weise zusammengesetzt: Eine Membran, welche als feine Röhre isoliert werden konnte, bildet die innere Auskleidung, ihre Struktur war nicht zu ermitteln, doch bot sie isoliert ein punktiertes [104] Ansehen, wurde von den gewöhnlichen Reagenzien nicht verändert, aber in kalter Ätzkaliflüssigkeit schnell aufgelöst; ihr Lumen 0,004 mm Querdurchmesser. Umgeben wird sie von einer einfachen Schicht blasser Zellen von 0,005—0,006 Durchmesser, mit Kernen von einem mittleren Durchmesser von 0,002; letztere haben einen körnigen Inhalt und stark lichtbrechendes Kernkörperchen und zerfallen nach Wasserzusatz meistens bald in einige sich heftig bewegende, stark lichtbrechende Körperchen. Die einzelnen Zellen der umlagernden Schicht sind durch eine interzellulare Masse voneinander getrennt, welche nach Essigsäurezusatz scharf hervortritt. Als dritter Bestandteil des Ausführungsganges erscheint eine bindegewebige Scheide, welche sehr scharf umschriebene, lang elliptische Kerne von 0,014 mm Länge bei 0,007 Breite besitzt.

An einem solchen Schlauch nun denken wir uns die Sonderung in Samentasche und Ausführungsgang in der Weise vor sich gehend, daß an dem blinden Ende, mit dem er dem Darme anliegt, eine sehr reichliche Zellenvermehrung in der umlagernden Zellschicht stattfinde, wodurch eine flaschenförmige Anlage der Tasche entsteht, wie wir sie Taf. VII, Fig. 1—3 abgebildet, aus der sich die folgenden Formen leicht ergeben. Ob dabei die innerste auskleidende Membran des

---

[1]) Claparède, Recherches anatomiques sur les Oligochètes. Genève 1862.

[2]) Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1864.

Ausführungsganges, der Ausdehnung ihrer Umhüllung folgend, auch in der Tasche die innere Auskleidung bilde, oder ob zur Zeit der Anfänge der Taschenbildung sie, wie allerdings unsere früheste Form (Taf. VII, Fig. 1) wahrscheinlich macht, überhaupt noch nicht scharf gesondert sei, oder ob endlich dieselbe in der Achse des schon erweiterten Teils des Ausführungsganges auf einer gewissen Stufe sich noch befinde und dann verkümmere, wie unsere zweite Form (Taf. VII, Fig. 2) wahrscheinlich macht, konnte ich nicht entscheiden.

In dem Entwickelungsgang auf der angegebenen Grundlage unterscheiden wir nun drei Stufen, welche wir in folgendem nach ihren hervortretenden Formen charakterisieren. Die erste Stufe steht am nächsten der ursprünglichen Schlauchform, besonders in der einfachsten Form, die wir beobachteten (Taf. VII, Fig. 1); der Ausführungsgang erscheint hier bloß als dunkle Linie, wie zusammengefaltet; in der Anschwellung, welche die künftige Tasche andeutet, bemerken wir nur wenige neu eingeschaltete Zellen. In den zwei ferneren Formen, die wir Taf. VII, Fig. 2 und 3 dargestellt, erreicht die Anschwellung die Gestalt einer Flasche, die mit ihrem schmäleren Ende dem Darm anliegt und aus deren Grunde der Ausführungsgang hervortritt, welcher hier schon ganz fertig gebildet erscheint. Die letzte Form dieser Stufe (Taf. VII, Fig. 4) zeigt eine Quereinschnürung an dem der Einmündung [105] des Ausführungskanals zunächst gelegenen Teil der Tasche, damit die folgende Stufe vorbereitend. Den Charakter der zweiten Stufe finden wir ausgesprochen in der Hervortreibung einer Anzahl von blinden taschenförmigen Anhängen im Umkreis der Einmündung des Ausführungskanals, an denen zwar schon die Zahl und Form der späteren reiferen Ausbildung solcher Nebentaschen zu erkennen ist, die aber jeweils noch sekundäre Einschnitte aufweisen; sie liegen abgeplattet, rosettenförmig auf dem breiteren Ende der jetzt kegelförmigen Tasche auf, deren schmäleres Ende, wie immer, dem Darme anliegt. Auf dieser Stufe treffen wir zum ersten Male lockere Büschel von Samenfäden im Grund der Tasche ruhend an, und wahrscheinlich ist es ihre Einbringung, welche die Entwickelung der folgenden, dritten Stufe herbeiführt. Auf dieser (Taf. VII, Fig. 6) finden wir die Tasche walzenförmig bis eiförmig; in einem Kreise die Einmündung des Ausführungsganges umstehend, trägt sie vier bis fünf Ausstülpungen, welche meist durch größere Auftreibung ihres blinden Endes als einem Stiele aufsitzende Köpfchen erscheinen. Diese Ausstülpungen sind mit einem Flimmerepithel ausgekleidet, durch dessen Bewegung die in dem blinden Ende befindlichen Samenfädenbündel in beständiger, rotierender Bewegung erhalten und so zu verfilzten Ballen von elliptischer Form geballt werden, welche durch weitere Flimmerbewegung im Halse der Ausstülpung in den Grund der Tasche zurückgebracht und wohl in dieser Form zur Befruchtung verwandt werden. Das Vorhandensein eines zweiten kleineren Köpfchens neben einem größeren (Taf. VII, Fig. 7), wie es nicht selten vorkommt, scheint den Übergang von der zweiten

Stufe mit ihrer Zerteilung der Blindsäckchen in mehrere Lappen zu der eben besprochenen darzustellen.

In dem Auftreten der verschiedenen hier beschriebenen Formen scheint eine bestimmte Beziehung zur Entwickelung der Eier, der die der Samenelemente vorausgeht, stattzuhaben. Wir fanden nämlich die erste Stufe niemals, die zweite selten mit dotterbesitzenden Eiern vergesellschaftet, wogegen die dritte fast stets mit vollkommen ausgebildeten, d. h. eine starke Dotterschicht besitzenden Eiern zugleich vorkam. Auch kam die erste Stufe im ganzen Tieren zu, welche unter der mittleren Größe waren; zwischen den Tieren, die Samentaschen von der zweiten und der dritten Stufe besaßen, war dagegen kein bestimmter Größenunterschied zu bemerken. — Anhangsweise möge hier bemerkt werden, daß einigemal an dem Ausführungsgang unmittelbar vor seiner Ausmündung Blindsäckchen gefunden wurden, wie sie in Taf. VII, Fig. 8 und 9 abgebildet sind; die sie zusammensetzenden Zellen sind auch hier dieselben, welche den Zell-[106]beleg des Ausführungsganges bilden. Fig. 8 gehört einer Samentasche der zweiten, Fig. 9 einer der dritten Stufe an. Diese Säcke werden bei der Einbringung des Samens von Nutzen sein, doch bleibt ihre eigentliche Natur noch festzustellen, und konnte ich nach der Spärlichkeit des Vorkommens für die Art, die, und die Zeit, in der ich untersuchte (Juli [1]), diese Bildungen nicht als wesentlichen Teil des Geschlechtsapparates betrachten.

Es bleibt noch einiges zu sagen über den morphologischen Wert der Samentaschen, in bezug auf welchen ich mich ganz der geistreichen Deutung Claparèdes[2]) anschließe, indem ich mich zugleich freue, durch vorliegende Untersuchung dieselbe fast über allen Zweifel erheben zu können. Bekanntlich hat zuerst Williams jene sezernierenden Organe, die mit einem Ende in die Leibeshöhle und mit dem entgegengesetzten nach außen mündend in zahlreichen Segmenten vorkommen, unter dem Namen Segmentalorgane als Grundform für die ausführenden Kanäle des Geschlechtsapparates aufgestellt. Claparède übertrug diese Deutung auch auf die Samentaschen, da mit diesen nie ein Segmentalorgan zugleich vorkommt und ihre Ausmündung genau in derselben Linie liegt mit denen der Segmentalorgane; aber er verglich sie nicht einem ganzen Segmentalorgan, sondern bloß der hinteren Hälfte eines solchen, d. h. der dem Ausführungsporus am nächsten gelegenen, da sie ganz einem Segmente angehören, während die vordere Hälfte eines Segmentalorgans stets im nächstvorderen Segment liegt. Indem es uns möglich wurde, die Samentaschen bis auf die einfache Schlauchform (Taf. VII, Fig. 1) herab zu verfolgen, glauben wir die obige Deutung Claparèdes tatsächlich erwiesen zu haben; die Flimmerbewegung in den Blindsäckchen der Tasche gibt ein weiteres Moment der Vergleichung mit den Segmentalorganen.

---

[1]) [1867. Der Herausgeber.]

[2]) Recherches anatomiques sur les Oligochètes. pag. 63. 64.

3. Speicheldrüsen. Taf. VII, Fig. 10 u. 11.

Die Speicheldrüsen münden auf der Bauchseite des Darmes im dritten Segment in diesen ein, wo er auf der dorsalen Seite stark muskulös erscheint und den zahlreichen von dem Muskelschlauch abgehenden Retraktoren Insertionsstellen bietet, unmittelbar hinter dem im zweiten Körpersegment gelegenen, durchaus muskulösen Teil des Darmes, den wir als Schlund bezeichneten. Diese Organe sind in einem Paare vorhanden, sie stellen verästelte Schläuche dar, die sich nach hinten erstrecken und zwischen einer Länge von 0,5—1 mm [107] schwanken. Jede Speicheldrüse ist ein Schlauch, der von der Einmündung gegen die Spitze hin sich verjüngt und zugleich sich verästelt und abplattet. In dem feineren Bau wird die Entstehung dieser Drüsen durch Ausstülpung der Darmwand klar; denn die Zellen, welche diese zusammensetzen, sind auch deutlich in der unteren, d. h. der Einmündung näher gelegenen Hälfte der Speicheldrüse zu erkennen. Mit Beginn der Verästelung wird die Zellstruktur undeutlich, und die ovalen Kerne mit den stark lichtbrechenden Kernkörperchen erscheinen einfach in eine körnige Grundmasse eingebettet. Der mittlere Querdurchmesser ist an der Einmündung 0,06—0,07 mm, an der Spitze nur noch 0,015—0,02. Gegen die Spitze zu wird auch das Lumen deutlich, das unregelmäßig begrenzt und stellenweise mit wasserhellen Cytoden erfüllt erscheint. — In den jüngsten Individuen, die ich untersuchte, war die Länge dieser Organe im Verhältnis zur Breite geringer, und dieselben waren mehr büschelförmig gestaltet, in den älteren begegnete ich stets der einfacheren Form, die ich auf Taf. VII, Fig. 10, dargestellt. — Die Abbildung, welche in seiner mehrfach zitierten Abhandlung Buchholz von diesen Organen gibt, scheint bloß das täuschende Bild zu reproduzieren, das dieselben geben, wenn das ganze Tier — ungeöffnet — unter das Mikroskop gebracht wird, wobei aber immerhin von einer Knäuelung des Kanals, wie sie dort dargestellt ist, nichts zu sehen ist.

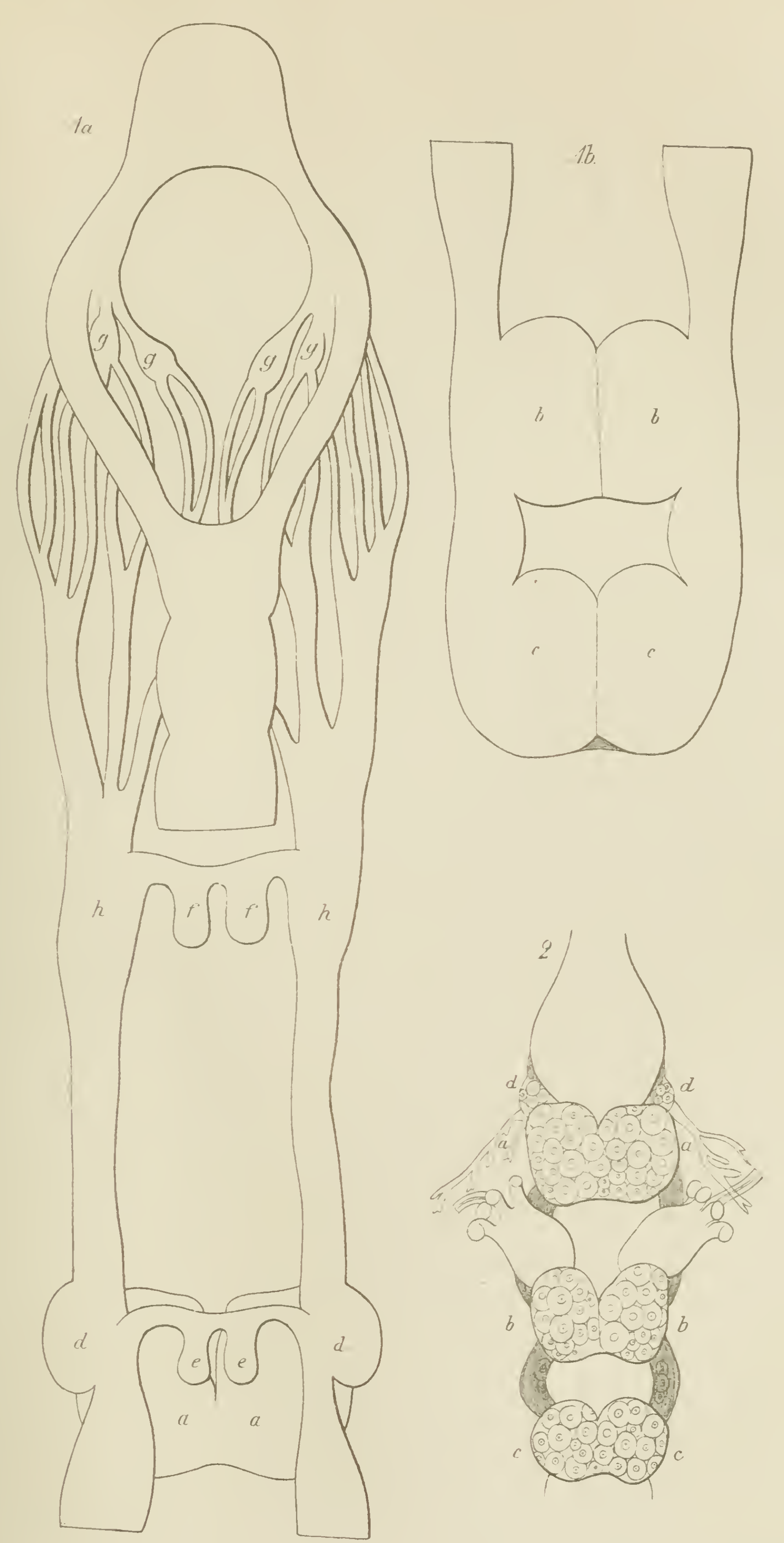
4. Verschiedene Bemerkungen.

Alle von dem Muskelschlauch abgelösten Muskelportionen, besonders die der Dissepimente und die Retraktoren des Schlundes sind deutlich quergestreift. — Die Eier sind — wie schon Buchholz a. a. O. berichtet — in allen beobachteten Stadien mit einer Membran umgeben, die, soweit zu bestimmen möglich war, als strukturlos erscheint.[1]) —

Die deutliche bindegewebige Hülle der Samentaschen und ihres Ausführungsganges, wie auch der Segmentalorgane widerspricht der

---

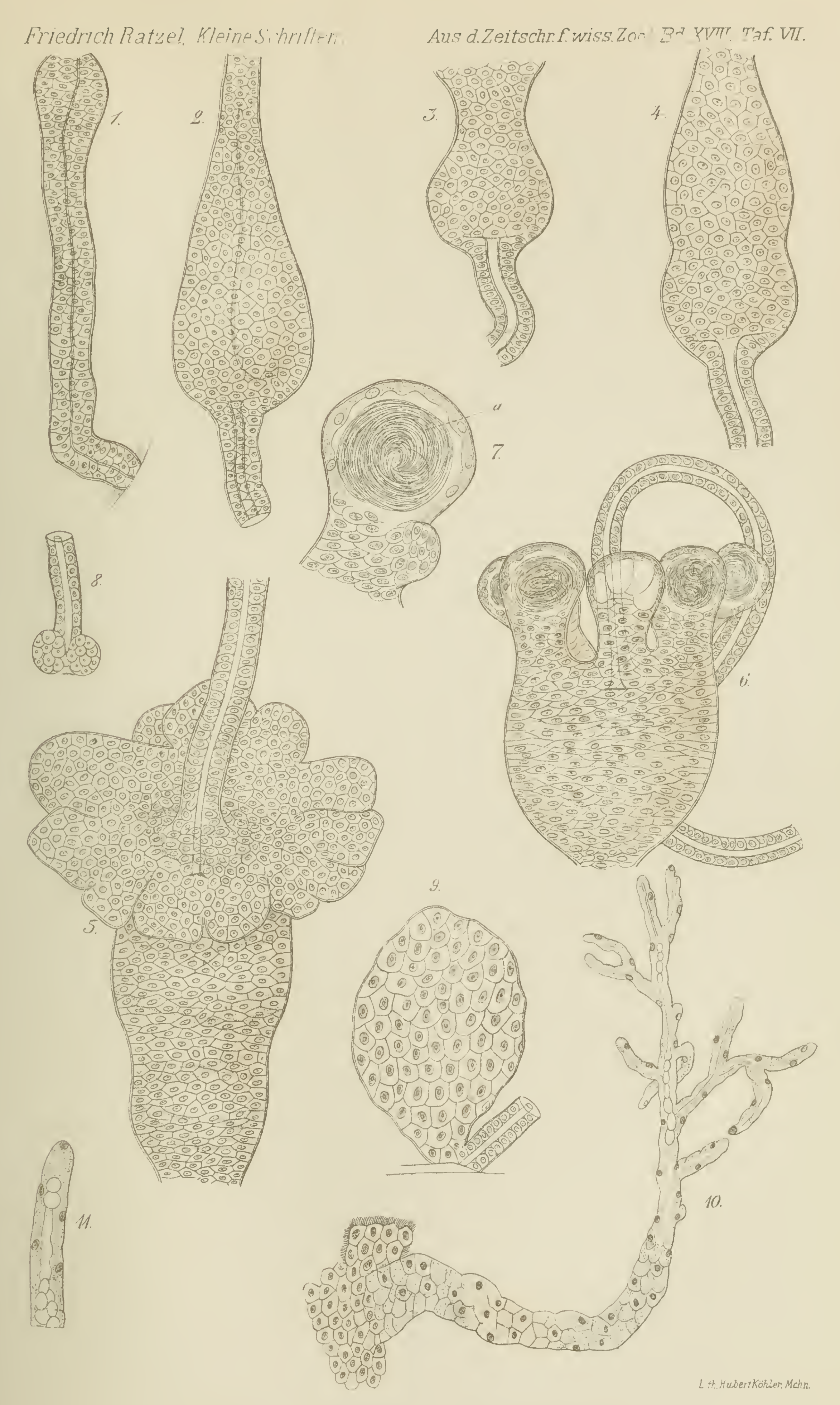
[1]) Ehlers nimmt in seinem Werk über die ›Borstenwürmer‹ an, daß die Eier derselben ohne membranöse Hülle seien; es wird also wohl Enchytraeus als Ausnahme von dieser Regel betrachtet werden müssen.



Lith. Hubert Köhler Mchn.

Verlag von R. Oldenbourg, München u. Berlin





Verlag von R. Oldenbourg, München u. Berlin.



von vornherein unwahrscheinlichen Annahme Quatrefages' in der Einleitung zu seinem großen Annelidenwerk, daß Bindegewebe in den Anneliden nicht vertreten sei. —

Die Zahl und Stellung der Segmentalorgane fand ich ganz so, wie sie Claparède[1]) angibt, nämlich im siebenten Segment beginnend und [108] mit Ausnahme des zwölften Segments von da in allen folgenden vorhanden. Buchholz hatte angenommen, daß sie zugleich mit den Receptacula seminis auch im zwölften Segment vorkämen.

Erklärung der Abbildungen.

Tafel VI.

Fig. 1 *a* und 1 *b*. Das Schlundnervensystem. 1 *a* ist von der Bauch-, 1 *b* von der Rückenseite gesehen. Man erhält das vollständige Bild, wenn 1 *b* an 1 *a* unten hingeschoben gedacht wird. 150 f. Vergr.

Fig. 2. Zweites bis siebentes Segment von der Rückenseite gesehen, um die gegenseitige Lage des Schlundnervensystems, der Samentaschen und der Speicheldrüsen zu versinnlichen. 80 f. Vergr.

Tafel VII.

Fig. 1 bis 6. Die Entwickelungsformen der Samentaschen. 200 f. Vergr.

Fig. 7. Ein Blindsäckchen von Fig. 6, 400 f. Vergr. *a* ein Ballen Samenfäden.

Fig. 8 und 9. Blindsackbildungen an der Ausmündung des Ausführungsganges der Samentaschen. 200 f. Vergr.

Fig. 10. Speicheldrüse. 100 f. Vergr.

Fig. 11. Äußerster Zweig einer Speicheldrüse. 250 f. Vergr.

---

[1]) Recherches anatomiques sur les Oligochètes. Genève 1862. pag. 62.

[275] # Eine vergessene Stadt in Südfrankreich.

[Aiguesmortes in Languedoc.]

Von **Dr. Fritz Ratzel.**

Globus. Illustr. Ztschr. f. Länder- und Völkerkunde. Herausgeg. v. Karl Andree. 15. Bd., 9. Lief., Braunschweig (Mai) 1869, S. 275—278.

[Mit 5 Holzschnitten.]

Das herrliche Ländergebiet, welches von den Alpen zum Ozean und von dem niederdeutschen Flachland bis zum Mittelmeer sich hinzieht, das »schöne Frankreich«, war, obwohl von der Natur ganz eigentlich zu einem zentralisierten Staate geschaffen, noch im dreizehnten Jahrhundert weit entfernt davon, der Wohnsitz einer einzigen Nationalität[1]), ein Staat im modernen Sinne zu sein. Wohl begann in den zentralen und nördlichen Teilen der Kern, um den einst die übrigen Stücke kraft natürlicher Anziehung sich ordnen sollten, sich mächtig zu entfalten, und während das Deutsche Reich mehr und mehr dem staatlichen Zerfalle entgegenging, wuchs das nordfranzösische Königtum kräftig heran. Aber noch entbehrte es gegen Süden durchaus der wirklich natürlichen und notwendigen Grenze des Meeres, von der es durch die Besitzungen des Grafen von Provence, des Grafen von Toulouse, des Königs von Aragon und mehrerer kleinerer Herren getrennt war. Daß ein Frankreich ohne Zugang zur Mittelmeerküste nicht die Hälfte von dem sei, was es mit einem kleinen Teil dieser Küste sein könne, das sahen die klugen und energischen Könige, welche zu dieser Zeit die kapetingische Hausmacht von Jahr zu Jahr eifrig mehrten, sehr wohl ein. Das Mittelmeer war damals der Ausgangspunkt des ganzen Handels nach Süden und Osten, an seinen Ufern erhoben sich die mächtigsten Seestaaten, in den es umgebenden Ländern, speziell Italien, wurde der wichtigste Teil der europäischen

[1]) Im heutigen Frankreich leben nicht weniger als sieben verschiedene Nationalitäten oder Stämme: Nordfranzosen, Provençalen, Basken, bretonische Kelten, Flamingen, Deutsche und Italiener. Von einer e t h n i s c h e n Einheit ist also keine Rede; die Einheit ist staatlich-mechanisch. A[ndree].

Politik gemacht. Faßte Frankreich an diesem Meere Fuß, so war es mit Einem Schlag eine Großmacht geworden. Nicht wie das Deutsche Reich war es dann durch eine schwierig zu passierende Gebirgskette von dem Mittelpunkte des christlichen Europa, von Rom, und von dem Zentralpunkte des Handels, des Geldmarktes, der Bildung, Italien, getrennt, sondern es konnte ganz unmittelbar in das Getriebe römischer Politik und italienischen Handels eingreifen und war einer großen Rolle zum voraus sicher, da es dann der einzige stark zentralisierte, über die kriegerische Tüchtigkeit und die nachhaltige Zähigkeit nördlicher Bevölkerungen zählende [so!] unter den Mittelmeerstaaten war.

Als daher 1246 der heilige Ludwig von den Mönchen des Klosters Psalmodi den kargen Fleck Landes kaufte, welcher in seinem Namen Aiguesmortes (Tote Wasser) schon einen Teil seines Charakters ausspricht, war das sicher eine Tatsache von großer historischer Bedeutung. Es liegt dies Aiguesmortes am einen Ende eines fast ganz abgeschlossenen Streifen Wassers, an dessen anderm Ende die Hafenstadt Cette sich befindet. Parallel mit dem eigentlichen Meeresufer und oft nur durch schmale Sandbänke von diesem getrennt, zieht dieser sogenannte Etang sich meilenweit hin und steht durch einige enge Kanäle hier und dort mit dem Meere in Verbindung. Selten erreicht er bedeutendere Tiefen und ist daher für große Schiffe unzugänglich, während dagegen die Küstenfahrer und Fischerboote ihn in Menge befahren. Um Aiguesmortes zu einer Hafenstadt zu machen, bedurfte es daher künstlicher Hilfsmittel, welche freilich einfach genug waren; man erweiterte und vertiefte einfach den Kanal, welcher an diesem Orte den Etang mit dem Meere verband, und erlangte dadurch eine vor Stürmen und kriegerischen Feinden gleich gut geschützte Einfahrt, an deren Mündung in den Etang ebenfalls durch Vertiefung ein Hafen geschaffen wurde, dessen Wellen fast bis an die Mauern der neuen [276] Seestadt hinwogten. Ungeheure eiserne Ringe, welche in die Mauern der Stadt eingelassen sind, konnten ohne Zweifel nur dazu vorhanden sein, die Schiffe zu befestigen.

Schon 1248 war der neugegründete Hafen fähig, jene Unzahl von Schiffen aufzunehmen, welche die begeisterten Helden des siebenten Kreuzzugs unter der Führung Ludwigs des Heiligen in das Gelobte Land tragen sollten und welche fast alle von den damals vorwiegend seemächtigen Staaten Venedig und Genua geliefert worden waren. Gegen tausend Fahrzeuge aller Art sollen damals in dem Hafen und in dem Grau du roy (so heißt der Ausfahrtskanal) versammelt gewesen sein. — Auch der zweite Kreuzzug, welchen der fromme König unternahm, ging von dem Hafen Aiguesmortes aus, dessen Name dadurch weit berühmt wurde.

Indessen wie freudig und hingebend auch der König sich diesen frommen Werken widmen mochte, und wie ernst er sie auffaßte, so war er nichtsdestoweniger daneben auch auf die materielle Mehrung seines Besitzes eifrig bedacht. Aiguesmortes sollte nicht allein

Kriegshafen und Festung bleiben, es sollte auch zu einem hervorragenden Handelsplatze gemacht werden und dadurch die Fähigkeit erlangen, zum Ausgangspunkte französischer Machterweiterung in den Gebieten des Languedoc und der Provence zu dienen. Wie diese Aufgabe in feiner und erfolgreicher Weise gelöst wurde, das zu schildern ist hier nicht der Ort. Ist es doch auch ziemlich allgemein derselbe Weg, der zu jener Zeit überall zur Erreichung ähnlicher Zwecke diente: den Kaufleuten der konkurrierenden Nachbarstädte legte man harte Zölle auf, erleichterte dagegen in demselben Grade die Lasten der eigenen Untertanen und wendete ihnen allerhand Privilegien zu. Es wurde in unserm Falle vorzüglich das benachbarte Montpellier durch das Aufblühen von Aiguesmortes schwer betroffen und sah seinen einst ausgedehnten Handel fast gänzlich in die neuen Bahnen eintreten.

Dennoch war Aiguesmortes immer eine künstliche, unnatürliche Hervorbringung, und zwar besonders deshalb, weil jene Zeit noch nicht die Mittel besaß, mit verhältnismäßig geringen Kosten Hafen und Einfahrt vor Versandung zu bewahren. Es kamen im vierzehnten Jahrhundert die Kriege mit England, welche zwar Südfrankreich nicht unmittelbar berührten, aber natürlich die emsige Sorgfalt für die junge Seestadt erlahmen ließen. Und als gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das trefflich gelegene und mit einem der besten Häfen versehene Marseille an Frankreich kam, war es selbstverständlich, daß man nunmehr in dieser neuen Erwerbung das suchte, was Aiguesmortes nicht zu bieten vermochte.

Seit dieser Zeit ist die Stadt verfallen, und heute ist sie weiter nichts als ein von Mauern umgebenes Fischerdorf. Wohl hat der erste Napoleon den Plan gehabt, sie wieder ihrer frühern Bestimmung als Seehafen zurückzugeben, wohl wird auch in kurzer Zeit eine Eisenbahn von Lunel aus neues Leben in die verödete Gegend bringen; aber das alte Aiguesmortes wird sich nicht mehr aus dem Verfall erheben, in dem es seit Jahrhunderten ruht. Eine neue Stadt wird sich an der Seite der alten ausbreiten, und es ist kein Zweifel, daß dieselbe dann dem ehrwürdigen Namen ihrer ältern Schwester neue Bedeutung verleihen wird.

* * *

Wir verlassen in Lunel, dem muskatberühmten Städt- [277] chen des süßen Weins, den Bahnzug und — mit Verschmähung der baufälligen Diligence, welche täglich zweimal den Weg von Lunel nach Aiguesmortes macht — verfolgen die Landstraße, welche unmittelbar vom Bahnhof aus durch den wenig freundlichen Ort uns unserm Ziele entgegenführt. Durch ununterbrochene Rebpflanzungen, welche der Gegend keineswegs zum Schmuck gereichen, kommen wir nach dem schönen Dorfe Marsillargues, das einen wahren, mit herrlichen Platanen bepflanzten Boulevard aufweisen kann, und dann an mehreren einfachen, meist im undefinierbaren Stil und unbegreiflichen Geschmacke

des vorigen Jahrhunderts gebauten Herrschaftssitzen vorüber. Wieder folgen ausgedehnte Weinfelder, zwischen denen sich nun schon einzelne sumpfige Stellen zeigen, und wenn wir das Dorf St. Laurent hinter uns haben, dehnt sich vor unseren Blicken ein flaches, weites Land aus, aus dessen braungrünem, trübem Grunde stagnierende Tümpel und Gräben melancholisch hervorleuchten.

Hatte die Gegend bis hierher ganz den nüchternen, prosaischen Stempel getragen, der all diese wald- und wiesenlosen Weingegenden des Languedoc kennzeichnet, so drängt sich nunmehr hier das Ungewöhnliche und poetisch Eindrucksvolle mit um so größerer Macht und Entschiedenheit auf. Je weiter man der Landstraße gegen Südosten hin folgt, desto ausgeprägter wird der Heide- und Sumpfcharakter. Immer flacher wird der Grund, immer kürzer werden die sauren Graspflanzen, immer brauner die Tümpel und Gräben, und fern am Horizonte scheint ein bläulicher, verschwimmender Streif das nahe Mittelmeer anzudeuten. Das Leben scheint hier zu schlafen, und die wackelnde Eilkutsche, welche langsam hinter uns her humpelt, so wenig als der träge dahinschwimmende Wasserkäfer oder der mit schweren Flügelschlägen sich erhebende Reiher vermögen es, dem Bilde eine lichtere Farbe, einen lebendigern Ton zu geben. Nie habe ich ein so vollkommenes, harmonisch gestimmtes Heidebild gesehen, wenn nicht etwa auf einer Rembrandtschen Radierung; in der Natur trat mir ähnlich Großartiges weder in Deutschland noch in Frankreich anderwärts entgegen. Als treffliche Staffage dienen die spärlichen Ruinen der Abtei Psalmodi, welche links auf einer kleinen Erhöhung sich erheben und von besseren Zeiten zu erzählen scheinen, welche diese Gegend einst gesehen.

Wenn wir etwa 6 km in dieser Landschaft marschiert sind, bietet sich ein neues überraschendes Bild. Über den Sumpf zieht sich die Landstraße auf steinernem Damme hin, und am Ende dieses letztern müssen wir durch das enge Tor eines massiven, drohend aussehenden Turmes hindurch, des Tour Carbonnière, welcher Aiguesmortes, das wir nun bald erreichen, von dieser Seite her schützte. Es zeigen sich jetzt wieder einige geringe Waldbestände, meist aus immergrünen Eichen bestehend, ohne daß doch der allgemeine Charakter durch sie modifiziert würde. Nie verläßt uns die braune Sumpflandschaft, und bald sind wir wieder mitten in ihr und sehen Aiguesmortes, das Ziel unserer Wanderung, vor uns liegen. Unversehrt ragen die massiven Türme mit den gezackten Zinnen aus der hohen Mauer hervor, warnend erhebt sich der Tour de Constance neben dem Tore, und wenn wir dessen schwergewölbten Eingang hinter uns haben, sehen wir wohl erstaunt um, ob nicht ein geharnischter Reisiger mit breitem Schwert und schwerer Hellebarde uns in den Weg trete. Aber nichts von alledem! Was die Mauern und Türme uns verborgen hatten und was durch sein Verborgensein den Eindruck der alten Festung mächtiger hatte wirken lassen, das bietet sich jetzt den enttäuschten Blicken.

Ärmliche Häuser, grasbewachsene, enge, gerade Straßen, [278] bäurisch unschöne Bewohner — das vereinigt sich zu einem Bilde von Verkommenheit und Zerfall, wie man es hinter der stolzen Außenseite nicht gesucht hätte.

Indessen was kümmern uns die ärmlichen Kleinbürger, die hier wie Sperlinge im Adlerneste hausen? Sind sie doch geringfügig genug, um angesichts der gewaltigen Mauern und Türme ignoriert werden zu können! Leicht übersehen wir von dem Tour de Constance aus die Festungswerke in ihrem Zusammenhange und vergessen die Häuser, welche das Parallelogramm der Mauern ausfüllen. Ununterbrochen zieht sich die dicke Mauer um die Stadt, und viereckige, mit zackigen Zinnen gekrönte Türme erheben sich aus ihr, meist die engen Tore in sich aufnehmend, welche nach außen führen. In regelmäßigen Zwischenräumen bauchen sich zierliche kanzelartige Luginslande aus und ist die Mauer von hohen, schmalen Scharten durchbrochen, welche einem Manne Raum genug boten und an der Innenseite steinerne Sitze tragen. Breite Treppen führen von innen auf die Mauer, und die, welche auf die Türme führen, sehen ihre Ausmündung durch steinerne Vorsprünge geschützt. Neunzehn Türme sind auf dem nicht bedeutenden Umfange der Mauer zusammengedrängt und mochten allerdings in ihrer festen Bauart und wohlberechneten Verteilung jener kanonenlosen Zeit als eine fürchterliche Befestigung erschienen sein. Der schon genannte, das jetzige Haupttor flankierende Tour de Constance trägt ein zierliches, aufgesetztes Türmchen, welches das Leuchtfeuer enthielt und ebenfalls noch vollständig erhalten ist. Er umschließt ferner zwei übereinander liegende, schön gewölbte Säle, in denen zur Zeit der Religionskriege unglückliche Hugenotten gefangen waren. Erst 1763 entließ der Marschall von Beauveau die letzten Gefangenen aus diesem Turme, wofür er mit der Ungnade des Hofes belohnt wurde! Man mutete diesem Ehrenmanne, damals Gouverneur des Languedoc, zu, zehn der Gefangenen, sämtlich Frauen, wieder in den Turm sperren zu lassen, wenn er nicht seiner Würden entsetzt sein wollte! »Der König kann mir wohl die Würden nehmen, die er mir gegeben,« rief Beauveau aus, »aber er kann mich nicht verhindern, die Pflichten zu erfüllen, welche Gewissen und Ehre mir vorschreiben.« Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, die seit zwei Jahrhunderten nie aufhörenden Einkerkerungen von Protestanten waren damit beendigt. Aber jetzt noch ist es unmöglich, ohne Schauder und Schmerz diese Stätten zu besuchen, welche Zeugen namenloser Körper- und Seelenleiden gewesen sind. —

Wer die Erwartung hegt, in Aiguesmortes, wie man es von Zeit und Ort erwarten könnte, eine »gotische« Festung zu sehen, täuscht sich stark. Die Phantasie einiger Schriftsteller hat freilich die Türme »mit all den Rosetten, steinernen Pflanzen und Verschlingungen, mit dem phantastischen Getier und all dem Schmucke gotischer Kunst« geziert. Allein nichts davon ist wahr! Wohl sind über einigen

Toren phantastische Wasserspeier angebracht, wohl tritt dann und wann der schüchterne Anlauf zu einer kunstvollern Konsole oder einer lebendigern Pfeilerbasis auf, aber dabei bleibt es. Es sind diese Anläufe Dinge, die hinter dem vorherrschend massigen, einfachen Charakter zurücktreten, und die sich nicht allein nicht aufdrängen, sondern welche man sogar geradezu aufsuchen muß, wenn man sie sehen will. Auch tritt weder an den Toren noch an den fensterartigen Scharten der Spitzbogen ausschließlich auf, sondern es sind ganze Schartenreihen rund oder flach überwölbt, wie auch einzelne Tore Flachbogen mit Spitzbogen kombinieren. In architektonisch-dekorativer Hinsicht ist daher in Aiguesmortes kaum etwas Bemerkenswertes zu sehen[1]). Dafür ist der kriegerische, wir möchten sagen gepanzerte und geschiente Eindruck der ganzen Festung ein um so entschiedenerer und vereinigt sich mit dem außerordentlich trefflichen Erhaltungszustande des Ganzen zur Hervorbringung echt mittelalterlicher Illusion.

Soll ich Ihnen aber sagen, welche Empfindung sich in der alten Stadt mit besonderer Kraft mir aufgedrängt, so daß ich sie nicht mehr vergessen habe? Ein starkes Gefühl von der Fülle des Lebens war es, das mir die abgelegene, verfallene Festung gab. Ich dachte, wie im engen Bezirk dieser Mauern durch Jahrhunderte hindurch ein stilles, ungestörtes Leben sich abspielte, ein Leben, von dem niemand hört oder liest, und das doch den Mitspielenden so voll von Freude und Schmerz, Genuß und Entbehrung war! Ich mußte auch daran denken, wieviel tausend solcher unbeachteter Lebenskreise es noch auf der Erde gibt, und ich ward mir wieder einmal der Engherzigkeit unseres eigenen Wesens bewußt, das nur sich zu kennen liebt und in den eigenen Gefühlen das Größte zu genießen und zu leiden meint. Man muß das Leben von dieser stillen Seite gesehen haben, um von der Ichsucht enger Existenz ganz geheilt zu werden!

---

[1]) Wir nehmen hier die in der Chapelle des pénitents gris befindlichen zwei Basreliefs aus, welche Szenen aus dem Leben Christi darstellen und welche von der Sage deutschen Meistern zugeschrieben werden. Sie sind mit vollendeter Feinheit gearbeitet und tragen bei energischer Charakterisierung, die besonders in der Darstellung der Geißelung treffliche Wirkung hervorbringt, doch jene süße Naivität, die den Skulpturwerken des 13. und 14. Jahrhunderts in so hohem Grade eigen ist.

[775]

Der tertiäre Mensch.

Ergänzungsblätter zur Kenntnis der Gegenwart. Herausgeg. von H. J. Meyer. (Bd. V =) Jahrg. 1870, I. Bd., Hildburghausen 1870, S. 775—777.

So, wie im ganzen Gebiete der noch jungen, an Theorie mächtigen, an Tatsachen armen Wissenschaft vom Menschen findet man auch auf dem Feld der vorhistorischen Anthropologie den Glauben kräftiger als das Wissen. Das ist sehr natürlich, denn jener ist von vorne herein so überzeugend, daß man sich seiner, wenn man überhaupt auf eine natürliche Erklärung der Schöpfung des Menschen sinnt, nicht erwehren kann; dieses dagegen wird nur langsam heranwachsen und ist einstweilen noch sehr fragmentarisch. Wer da annimmt, daß, wie es als natürliche und — wir setzen ausdrücklich hinzu — wissenschaftlich vollberechtigte Konsequenz der Entwickelungstheorie sich ergibt, der Mensch aus den Säugetieren sich hervorgebildet habe, der muß hieraus ein viel bedeutenderes Alter des Menschengeschlechts folgern, als die Erfahrung uns bis jetzt bewiesen hat. So erklärt es sich, daß man schon seit Jahren mit dem allergrößten Eifer nach Spuren des tertiären Menschen sucht und daß diese Forschungen mit einem Interesse verfolgt werden, welches auf den ersten Blick erstaunlich erscheint, wenn verglichen mit der festen Überzeugung von der Notwendigkeit des Vorhandenseins des Tertiärmenschen. Bekanntlich hat man zahlreiche Beweise für dasselbe bereits entdeckt, jedes Jahr hat neue Funde ergeben, und es ist wohl nicht zu frühe, einmal eine kurze Überschau über das bis jetzt Erreichte zu halten, zumal bei der so großartigen Tätigkeit, welche sich auf diesem Gebiete entfaltet, für die nächste Zeit mit Sicherheit ein rasches Anwachsen des Materials tatsächlicher Befunde zu erwarten steht. Versuchen wir es, aus den zuverlässigsten der bis jetzt gemachten Beobachtungen einen provisorischen Schluß zu ziehen.

Die Hauptbeweise für das Dasein des tertiären Menschen in Europa sind bisher auf französischem Boden gefunden worden. Schon 1863 machte Desnoyers der Akademie der Wissenschaften zu Paris bekannt, daß er in den Sandlagern von St. Prest Knochenreste

von Elephas meridionalis, Rhinoceros etrucius, Hippopotamus major, Cervus carnutorum und anderen spättertiären Säugetieren gefunden habe, an denen Einschnitte zu sehen waren, welche nur vom Menschen gemacht sein könnten. Lyell indessen entkräftete die Schlüsse, die man aus diesen Resten ziehen konnte, einigermaßen, indem er Versuche machte, starke Knochen durch das Stachelschwein benagen zu lassen; wie erwartet, brachte dieses Tier genau dieselbe Art von Einschnitten und Riefelungen hervor, welche man an den fossilen Knochen von St. Prest dem Menschen zugeschrieben hatte, und da in den genannten Ablagerungen zufällig auch Reste eines großen Bibers (Trogontherium) sich fanden, also eines stark nagenden Tieres, so lag die Vermutung, daß die Einschnitte von diesem bewirkt worden seien, nicht ferne. Aber in dieser selben spättertiären (pliocänen) Ablagerung fand man einige Jahre später Feuersteinwaffen verschiedener [776] Art, Lanzen- und Pfeilspitzen, Pfriemen, Messer — alle sehr roh gearbeitet; man behauptet, daß dieselben nicht von außen in die Schichten hineingekommen sein können, und erklärt sie für unzweifelhafte Reste des Tertiärmenschen.

In eine noch frühere Zeit versetzen den Menschen einige Funde, welche in den mitteltertiären (miocänen) Schichten gemacht worden sind; zuerst fanden sich auch hier bloß Knochen mit Spuren von Einschnitten, und zwar Knochen vom Halitherium, dem manatusartigen Wassertier, dessen Reste besonders in tertiären Ablagerungen Deutschlands — so in dem durch seinen Reichtum an Fossilien berühmten Sande von Eppelsheim bei Worms — häufig erhalten sind. Bald darauf kamen aber auch die Feuersteinwaffen zum Vorschein, und zwar in den ältesten Ablagerungen aus mitteltertiärer Zeit; ihr Hineingehören in diese Schichten kann nach dem einstimmigen Urteil der Forscher nicht geleugnet werden, und so bedeutende Autoritäten wie Dupont, Mortillet, Worsaae stimmten dafür, daß sie ohne allen Zweifel als Reste des tertiären Menschen zu betrachten seien, während andere zu der, wie uns scheint, etwas gekünstelten Ausflucht greifen, zu sagen, daß es nicht festgestellt sei, daß die gefundenen Feuersteinwaffen von Menschenhand zubereitet seien; man zitiert Beobachtungen von Desor, Fraas u. a., denen zufolge unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen Feuersteinknollen zerspringen und zersplittern, und meint, daß hier vielleicht etwas Ähnliches stattgefunden haben könne. Eine Berechtigung hat dieser Zweifel, aber jedenfalls nur eine Berechtigung des niedersten Grades; nach dem, was wir an Abbildungen der betreffenden Feuersteinwaffen gesehen haben, scheinen uns die aus ihnen gezogenen Schlüsse auf die Existenz des europäischen Menschen, da ja die geologische Richtigstellung des Fundes allgemein anerkannt wurde, bis zur Evidenz wahrscheinlich.

Ein weiterer Fund, der in gleichalterigen Schichten, dem unteren Miocän, gemacht worden ist, besteht in einem Kiefer von Rhinoceros mit starken, nicht auf Benagung durch Tiere zurückzuführenden

Einschnitten. Seine Fundstätte ist geologisch leider nicht mit der Bestimmtheit festzustellen, welche so sehr wünschenswert wäre, denn er wurde erst längere Zeit nach der Ausgrabung den Forschern bekannt; da aber die Einschnitte zweifellos von Menschenhand herrühren und, wie bezeugt wird, nicht neuerer Entstehung sind, so halten wir auch dieses Fundstück für einen Beweis zugunsten des europäischen Tertiärmenschen, ob die Zweifler auch hier nicht um Anhaltspunkte für ihre Kritik verlegen sein werden.

Dies sind bis jetzt die wichtigsten Funde, welche mit großer Wahrscheinlichkeit als Reste des europäischen Tertiärmenschen angesprochen werden können. Damals waren die Alpen noch nicht aufgestiegen und war die Gesamtkonfiguration unseres Erdteiles sicherlich eine sehr viel andere, als sie es heute ist; die Eiszeit hatte noch nicht halb Europa mit Gletschern überzogen oder mit Drift bedeckt, sondern es war das Klima so mild, daß Grönland und Spitzbergen mit herrlichen Waldungen mitteleuropäischer Bäume bedeckt waren. Wie mag damals der Mensch beschaffen gewesen sein? Schaaffhausen hält den bekannten flachstirnigen, tierischem Charakter sich nähernden Neandertalschädel für den Schädel eines tertiären Menschen; außer dieser Vermutung liegt bis jetzt nichts vor, was mit einiger Sicherheit auf Gestalt und sonstige Eigenschaften des Tertiärmenschen bezogen werden könnte; erst Schädel- und Skelettfunde werden Licht in dieses Dunkel bringen und werden zu der Wahrscheinlichkeit, die wir bis jetzt gewonnen haben, daß Europa schon zur Tertiärzeit von Menschen bewohnt gewesen sei, die natürlich hochwichtige Erkenntnis hinzuzufügen haben, wie dieser Mensch beschaffen gewesen sei. Derselben nahezukommen schien zum ersten Male möglich, als vor einigen Jahren aus Kalifornien der Fund eines menschlichen Skeletts in tertiären Schichten berichtet ward; aber es ging mit diesem keck ausposaunten Fund wie mit so manch anderer Entdeckung der zum Erstaunen phantasiereichen Yankees, er ist nicht von der Bedeutung, die man ihm beigelegt hat, und soweit Untersuchungen des Schädels bekannt geworden sind, möchte man auch hier nichts anderes als einen vor alter Zeit begrabenen Indianer vermuten; indessen sind die ausführlicheren Publikationen über diesen Fund noch nicht ans Licht getreten, obwohl bereits drei Jahre seit der Ausgrabung verflossen sind.

Große und berechtigte Erwartungen knüpfen sich an die anthropologischen Untersuchungen, die in verschiedenen tropischen und subtropischen Ländern angestellt werden; dort, wo noch heute die niedrigstorganisierten Menschen, die Neger Afrikas und die Australneger, wohnen, darf man allerdings mit Sicherheit auf zahlreiche und bedeutsame Funde hoffen; denn hier konnte der primitive Mensch unter dem Schutze eines warmen Klimas und einer reichen, fruchtbaren Natur [777] sich behaglich und ungestört ausbreiten, während im Norden die Eiszeit (oder sogar, wie manche wollen, die Eiszeiten) manches Jahrtausend hindurch Europa und Nordamerika unwirtlich machten. Nicht mit

Unrecht nimmt man an, daß es in den Tropengegenden gewesen sei, wo der Mensch seine früheste Entwickelung durchgemacht habe; da aber der Norden in der früheren und mittleren Tertiärzeit eines sehr viel wärmeren Klimas genoß als heute, so steht auch von dieser Seite nichts der Möglichkeit des Daseins tertiärer Menschen in Europa entgegen. Alle Zweifel über dasselbe werden freilich nicht eher gelöst werden können, als bis Skelettreste des tertiären Menschen sich gefunden haben werden. Bis dahin gedulden wir uns mit der Wahrscheinlichkeit und dem Glauben.

Fritz Ratzel.

---

[282]

Am Meer.[1]

Wandertage eines Naturforschers. Von Friedrich Ratzel. I. Teil. Zoologische Briefe vom Mittelmeer. Briefe aus Süditalien. Leipzig, 1873. S. 282—292.

Neapel, Mai 1872.

Manchen Mittag liege ich zwischen den Klippen im Schatten des Schiffleins, das mich des Abends aufs Meer hinausträgt. Das ist ganz nahe am Strande, wo die dunkeln Felsen eine natürliche Mauer bilden, von deren Zinne das weite Steinfeld der Landzunge sich landeinwärts streckt, während an der dem Meere zugekehrten Wand, die vielfach von Aushöhlungen in Gestalt von Kanälen und Becken und Kammern unterbrochen und durch herabgestürzte Blöcke vor allzu heftigem Anprall geschützt ist, sich die Wellen brechen. Bei ruhiger See kommen diese gar still und stetig daher und wandeln mit flachem Wogen und freundlichem Murmeln den zarten Rand hinauf, dann gehen sie in die mannigfaltigen Höhlen und Spalten und durch die kleinen Tore, welche sie sich mit der Zeit gehöhlt und ausgeglättet haben, und füllen eine nach der andern deren Raum; sie schwellen mählich an, da stoßen sie aber mit Kraft an die starre, kalkkrustige Wand, daß sie wie in ohnmächtigem Zorne ihre Schaumhäupter gegen dieselbe schlagen und dumpf aufbrüllend zerschellen und rückwärts überstürzend in Hast wieder hinausströmen. Das wieder- [283] holen sie ohne Ende; es erklingen immer wieder die gleichen Laute und entstehen dieselben milchweißen Gischtstreifen, die sich in dieselben durchsichtig grünen Wässer auflösen. Ohne alle Unterbrechung gehen sie an diesen schönen Tagen hin und her, und ließen sie nicht manchesmal eins ihrer Spielzeuge, eine bunte Muschel oder ein rotbeeriges Algenästlein, im raschen Wegströmen liegen, so möchtest du wohl vergeblich nach ihren Spuren schauen.

Am Hafen drüben singen auch die Schiffsleute zum Drehen der Winde ein eintöniges Lied, das klingt herüber, als sei es diesem Wellengesang nachgeahmt; es biegt sich erst in allerlei langgezogenen Tönen

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig.

hin und her, um in ein jauchzendes Geschrei zu enden, das sie erheben, wenn sie die Last an ihren Ort und das Lied an sein Ziel gebracht haben. Hör' aber lieber jenem zu, denn dieses ist menschlich schwach. Die Wellen werden dir zu irgendeiner guten Stunde einen Ton ins Ohr senden, den du nicht mehr vergessen wirst, und an den anknüpfend du von der Zeit an unzählige Harmonien und manche Melodie voll tiefen Sinns in ihrem Rauschen vernehmen kannst. Du bist ja nicht Neuling in dieser Sprache. Oder hätten dir unsere moosumsäumten und baumbeschatteten Waldbäche, hätten dir Rhein und Donau so ganz ohne Sinn gerauscht? Freilich sagen sie ganz Verschiedenes; allein die Sprache ist hier wie dort eine Sprache der Natur und eine der eindruckvollsten und verständlichsten unter den tausend Zungen, mit denen jene in die Unendlichkeit hinausspricht, und deren einige der Mensch wohl auch verstehen mag, wenn er sie nur hören will und hören lernt.

[284] Merkt man es aber unserer Naturanschauung, wie sie gäng und gäbe ist, nicht an, daß die Sprache des Meeres ihr fast gänzlich fremd geblieben? Das Zerstückte, Starre, das die wissenschaftliche Auffassung der Gesamtnatur unserer Erde zu oft verunstaltet, der Mangel an Größe, der unsere Gedanken von der Erde so selten ihr Objekt decken läßt, vor allem aber die gewohnheitsmäßige Zerreißung des natürlichen Zusammenhangs dieses planetaren Lebens und Webens bezeugen zur Genüge die Enge des Gesichtskreises, in welchem diese Fehler heimisch sind. Die Natur des festen Landes beschränkt mit den Sinnen auch den Geist und zwingt dich zu mühevollen Abstraktionen, wenn du einmal über die Stufen zerstreuter Eindrücke hinweg zur Höhe einer zusammenfassenden Betrachtung tellurischen Lebens dich erheben möchtest. Wohl fehlt es hier nicht an Szenen voll Macht und Größe, und es mag in der Tiefe des Waldes oder beim Anblick auf weiter, himmelumrandeter Ebene oder gar vom weitherrschenden Berggipfel herab ein Gefühl von innerm Zusammenhang dich überkommen, das dich weit über alles hinaushebt, was nun zufällig dich umgibt; aber weil du immer wechselnde Gestalten siehst, und Bilder, welche unabhängig nebeneinanderruhen, wird doch dem Blick in das Ganze erst ein Weg aufgesprengt werden müssen, und wenn dein eigener Geist nicht das Feuer herbeibringt, das die Starrheit der einzelnen Eindrücke durchleuchten und erweichen mag, daß sie zusammengehen, so wirst du eben immer wieder vor den Bruchstücken stehen bleiben, die dem edeln Kerne sich als viel zu dichte Hülle umlegen.

[285] Nun sieh das Meer! Hier beschränkt dich nicht nur nichts, hier reißt es dich — und wenn du selbst nicht wolltest — mit Gewalt hin, groß, lebendig und zusammenfassend von der irdischen Natur zu denken. Das Unübersehbare, Unergründliche, Unaufhörliche in Weite, Tiefe und Bewegung überzeugt die Sinne von ihrer großartigen Beschränkung; sie danken ab und rufen der Phantasie, daß sie ihnen ihr Amt leichter mache; diese aber heißt die einen sich beflügeln, die andern

sich vertiefen, damit sie nicht von dem zurückgehalten werden, was ihnen in vereinzelten Richtungen erscheint, sie selbst aber faßt sie wieder zusammen in einem Umblick über Vergangenheit und Zukunft. —

Wer kann sagen, er habe das Meer je ruhen sehen? Selbst wenn es spiegelglatt erscheint, gehen tausenderlei Bewegungen in ihm vor; denn es liegt im Wesen des flüssigen Körpers, daß ihm auch der kleinste Anstoß sich unmittelbar in mancherlei Wirkungen umsetzt und nicht eher zur Ruhe kommt, als bis die Kraft verbraucht ist, die ihm mitgegeben war. Das Wasser gleicht einer höchst empfindlichen Wage, in der die geringste Mehrbelastung irgendeines Teiles sogleich alle übrigen aus dem Gleichgewicht und in Bewegung bringt. Es ist unberechenbar, wie weit hier das minimalste Ereignis fortwirkt. Laß einen Korallenembryo irgendeinem Wassertropfen einige Salzteilchen entziehen, deren er zum Aufbau seines kunstreichen Strahlengehäuses bedarf: sogleich wird dieser Wassertropfen und seine Umgebung leichter, das Gleichgewicht ist gestört, von allen Seiten drängt die normal schwerere Umgebung auf den leichteren Punkt zu, [286] und ein Zusammenströmen — freilich in kleinstem Maßstabe — ist die nächste Folge, der sich aber, nachdem einmal der Anstoß gegeben ist, unzählige andere gesellen. Bedenke nun, daß dieser Vorgang sich millionenmal wiederholt, so oft eines der unzähligen meerbewohnenden Geschöpfe ein Schrittlein in seinem Wachstum macht, daß sein Gegenstück, die Wiederbereicherung des Wassers durch allerlei sich zersetzende Stoffe, mit ihm Hand in Hand geht, so hast du bereits eine allverbreitete Quelle innerer Bewegungen des Meeres, eine Quelle, deren Leistung zu messen bis jetzt zwar noch nicht einmal versucht ist, von der es aber keinem Zweifel unterliegt, daß sie bei der Erzeugung größerer Strömungen eine bedeutende Rolle spielt.

Und doch ist diese Bewegungsquelle klein im Vergleich zu der, welche in den Beziehungen der Sonne zum Meere liegt. Verdunstung macht das Meerwasser schwerer, Erwärmung leichter; in Dampf verwandelt, steigt es auf, wird durch Abkühlung Wolke und Regen, Schnee, Tau und Reif, und gelangt direkt oder auf dem Wege der Flüsse und dem des Eises wiederum ins Meer. Hier liegt eine gewaltige Fülle von Bewegung durch die verschiedensten Zustände und auf den mannigfaltigsten Wegen vor, die man keinem andern natürlichen Vorgange mit mehr Recht vergleichen kann als dem Kreislauf des Blutes im höheren Tier- oder im Menschenkörper. Das Meer aber kann, wenn wir diesen Vergleich aufnehmen, nichts anderes sein als das Herz des Planeten, dem dieser Kreislauf Leben spendet, der ohne ihn alles dessen entbehren müßte, was wir Leben [287] nennen. Wie unsere Lebenssäfte vom Herzen ausgehen und zum Herzen wieder zurückkehren, so kommt und geht das Flüssige auf der Erde aus und zu dem Meere.

In der Rolle, die dem Wasser als dem Lebenselement der Erde zukommt, liegt in der Tat seine Bedeutung für jede allgemeinere Auffassung tellurischen Lebens, und es ist natürlich, daß das Meer, da ja

in ihm alle Eigenschaften, welche diese Bedeutung kennzeichnen, so mächtig ausgeprägt sind und so klar wie nirgends, den allernotwendigsten Bestandteil jeder umfassenden Naturbetrachtung bildet, die ohne seine Schätzung tot und unwahr bleiben muß. Es führt von selber in die Weite; schon seine äußere Erscheinung läßt keinen Gedanken an eine bloß lokale Bedeutung aufkommen. Wenn man ein Stromsystem den Arterien und ihren Nebengefäßen vergleichen mag, die das anatomische Präparat irgendeines Teiles des Körpers bloßlegt, und wenn man bei seiner Betrachtung an den Erdteil oder den Teil eines Erdteils gebunden ist, in welchem es fließt, so wird das Meer nie anders als ein Hauptorgan des Erdkörpers sich darstellen, bei dessen Anschauung man nur an die Gesamtheit denkt, der es in seiner großen Weise dient, nicht an die einzelnen Teile, denen es nebenbei auch nützlich wird.

Ist denn aber die Erde ein Organismus, daß wir es wagen dürfen, das Meer als eines ihrer Hauptorgane zu bezeichnen? Es ist gefährlich, dieses Wort zu gebrauchen, weil es weitsinnig ist und zu schiefen Deutungen herausfordert; aber dem Bilde zu folgen ist minder gefährlich, als in sein Gegenteil, in die zusammenhangslose, zer- [288] stückte Naturauffassung zu verfallen. Es liegt vor allem eine platte Unwahrheit in jener Anschauung, die in der Erde eine tote Masse sieht, welche von einem fremden Kleide reichen Lebens umhüllt ist. Das organische Leben, wie es in Pflanzen und Tieren über die Erde hin verbreitet ist, gewissermaßen von dem Boden abzulösen, der ihm Ursprung und Nahrung gibt, es als etwas Gesondertes zu betrachten, das auf ihr wie Korn auf einem Ackerlande wächst, ist freilich ebenso naheliegend als unrichtig. Das Leben ist von der Erde unzertrennlich; wenn sie einst, wie uns die Physiker voraussagen, starr und kalt im Weltraum schweben wird, dann wird die Zeit, in der ihre beweglichen Atome zu den lebendigen Gebilden der Pflanzen und Tiere zusammengetreten waren, in der Wasser und Luft und festes Land sich mit mannigfaltigen Geschöpfen bevölkert hatten, als eine ihrer Entwickelungsstufen erscheinen, so wie das Lockenhaar des Jünglings eine Stufe in der Entwickelung des Schädels darstellt, der jetzt kahl im Beinhaus liegt. Sie hat dieses Leben geboren und wird es wieder zu sich nehmen; es ist in Wahrheit Erde, und zu Erde wird es wieder werden, nachdem es vom Leben des Planeten, dem es angehört, Zeugnis abgelegt haben wird.

Unter der scharfen Trennung der Erde oder dessen, was man an ihr als tot ansieht, von dem, was auf ihr lebt, leiden alle Zweige der Biologie und selbst die Physik der Erde samt den von ihr abhängigen Wissenschaften. Unser Geist ist ohnehin der freilich nicht immer leichten, wenn auch stets dankbaren Arbeit des zusammenfassenden Denkens weniger geneigt; [289] er liebt es mehr, den innern Zusammenhang der Dinge zu ahnen, als ihn zu durchdenken. Aber es ist nicht möglich, diese Neigung noch länger schonend zu pflegen, nachdem die fortschreitende Erkenntnis uns Aufgaben stellt, zu deren Lösung wir das Zusammenwirken scheinbar entlegener Erscheinungen,

welche manchmal dauernd, manchmal nur auf Zeit zu gemeinsamer Arbeit sich vereinigen, in ihrem Wesen aber unabhängig bleiben, scharf ins Auge zu fassen haben. Ich denke hier unter anderm an das, was man mit einem vieldeutigen Worte »Haushalt der Natur« benennt. Es umfaßt dieser Ausdruck die Wechselbeziehungen der Dinge, welche für uns Menschen Natur sind, sowohl die sicht- oder zum mindesten denkbaren, welche zwischen den Hunderten von Protozoen stattfinden, die das enge Gebiet eines Tropfens stagnierenden Wassers umschließt und die auf diesem beschränkten Raume um Raum und Nahrung kämpfen, als [auch] die verborgenern, oft nicht geahnten, die zwischen weitentfernten Dingen auf oft sehr sonderbaren Wegen sich hin und her bewegen. Wie dunkel sind diese Zusammenhänge alle noch! Wie fremd steht uns unsere eigene Einfügung in diese Welt, die Abhängigkeiten, die Einflüsse und Gegenwirkungen, die sie bringt und zu denen sie nötigt, vor uns! Sie ist ein Stück unseres Wesens, und sie erschreckt uns doch immer noch, wenn wir sie einmal in den hellen Augenblicken, in denen wir auf den Grund der Dinge sehen zu können vermeinen, gewahr werden, wie uns manchmal der eigene Schatten erschreckt, wenn er aus dem Dunkel des Waldes vor uns her auf eine weiße mondbeschienene Landstraße hinaus- [290] geht. Wir sprechen von der Fülle des Lebens. Es gibt Bücher voll Gelehrsamkeit, Reden voll Pomp, Gedichte voll Dämmerungen, die dieser Fülle sich widmen. Nun sage einem Naturforscher, er soll dir sie definieren: hier ist ein Kubikfuß Humuserde oder eine Schale voll Seewasser oder eine Schüssel voll Schlamm; wieviel tierisches Wesen mag diese Erde, dieses Wasser, dieser Schlamm beherbergen? Unter welchen Umständen ist das Wasser eines Flusses leer an Leben, wo und wann erfüllt es sich mit demselben? Wieviel mag es fassen? Öd und leer ist die Antwort, und doch hätte, wer sie geben könnte, einen Schlüssel zu manchen wichtigen und erfreulichen Erkenntnissen! Oder, daß ich ein anderes Beispiel anführe: welcher Zusammenhang ist zwischen den Wäldern, die das Innere der Länder und Inseln, etwa der Mittelmeerländer, einst so reich bekleideten, und dem tierischen Leben in dem Meere selbst? Diese Wälder förderten den Wasserreichtum aller dieser Länder, und von ihnen gingen reiche Ströme und Flüsse und Bäche bis zum Meere hinab, wo heut nur traurige Spuren winterlicher Gießbäche (fiumare) sich vorfinden. Dieser Wasserzufluß hat seitdem ab-, die Verdunstung aber sehr wahrscheinlich zugenommen, das Meer ist salzreicher geworden, und so geht ein Faden bedeutsamen Zusammenhangs von den immergrünen Eichen des Aspromonte und den köstlichen Kastanien der Ätnagehänge hinab zu den stillen Muscheln und Schnecken, den Korallen und Moostieren, die in der Tiefe weit unter ihnen an den Felsen kleben. Aber freilich steht uns auch dieser Zusammenhang nur erst im Dämmerlicht. —

[291] Wenn ich manchmal einem schlafenden Kinde zusah, wie dessen Brust so still und stetig sich hob und senkte, während es selbst von seiner Müde wie gefesselt lag, daß es nicht merkte, wie die Mittags-

sonne ihm große Tropfen auf die noch reine, faltenlose Stirne zog, da war mir's, als müßte ich nun zu seinen Häupten den Genius des Lebens sitzen sehen, der in dieser gebrechlichen Hülle den Funken hütete, daß er nicht, während die Glieder, die er bewegt, die Adern, durch die er lebenspendend wandelt, die Nerven, die er durchblitzt, von ihrer Arbeit ruhen, jäh verlösche. Dies Schauspiel war mir oft eine Quelle schweifender Gedanken, eines der Rätsel, deren Knoten sich nicht löst, und die doch langsam wie von innen heraus sich erhellend eine Lösung zu finden scheinen, wenn sie stundenlang von unserm Denken angestrahlt vor uns stehen. Wie ist's nun erst, wenn ich dieses Wogen des Meeres betrachte mitsamt seinen Kindern und Gehilfen, dem Regen und den Flüssen, den Wolken und den Seen! Wie bauen die so still in der Tiefe, wie eifrig und sorglich nimmt jedes kleinste Quellbächlein die Körnchen, die Schlammteilchen mit herab, daß es dieselben dem Bau zufüge, der da in der Tiefe errichtet wird und der einst, wie es in der Vorzeit schon oft und oft geschehen, als Insel oder Festland aus den Fluten steigen wird, der die zagenden Bäume und Kräuter, die flammenden Tiere und vielleicht selbst Wesen tragen wird, die den Menschen ihren Ahnen nennen. Wie schwebt eine Verheißung über diesen einsamen Vorgängen! Die Weltgeschichte im weitesten Sinne ist da im Fluß.

[292] So bauen auch die Ameisen, so bauen die Bienen und so bauen wir; es ist der Bau des Meeres vergänglich, und jene und unsere sind es gleich ihm, nur verfallen tausend Ameisburgen, bis ein Tempel von Menschenhand fällt, und stürzen millionenmal unsere Tempel zusammen, bis das, was das Meer gebar, wieder ins Meer hinabtaucht. Aber in der Zeit verschwinden auch diese Unterschiede, und am Ende bleibt von ihnen allen gleichsam nur der Wellenumriß des Auftauchens, Daseins und Vergehens, und eine Fülle des Lebens liegt im Bilde eines sehr leicht bewegten Meeres vor Augen.

Ich meine hier denselben Genius um mich zu fühlen, wie wenn ich dieses Kindes Schlaf belausche; seine Schauer gehen über mich hin, denn in diesem Flüssigen spricht er aus jeder Welle, die sich am harten Ufer bricht. Hier hebt er nicht von innen nur die Brust wie dort, hier meine ich die Brust geöffnet vor mir und das wunderbare Lebensgetriebe vor den Augen zu sehen, und oft denke ich daran, wie die Alten im Rauch des Herzblutes die Seele verfliegen sahen; glaubst du, daß mein Naturforschergewissen es recht gern ertrug, wenn ich in den schwebenden Nebeln, die von den Seen und Moosen unserer Heimat des Abends aufsteigen und wie zur Ruhe sich ins Geäste der dunkeln Schwarzwaldtannen hängen, einen Hauch der Seele dieser Erde zu spüren vermeinte?

---

[199] # 1873. Gotthardreise im Winter.[1]

Wandertage eines Naturforschers. Von Friedrich Ratzel. II. Teil. Schilderungen aus Siebenbürgen und den Alpen. Leipzig, 1874. S. 199—279.

---

[201] ## Über den Albis nach Zug.

Sumer unde winter beide sint
guotes mannes trôst . . .
Walther von der Vogelweide.

Der Nebel stand unbewegt von der Spitze des Zürichberges bis zum Seeufer hinab, und es war nicht mehr der bläuliche, leichtverwehte Schleier, der in den letzten kältern Tagen um die fernern Berge gezogen gewesen, sondern es schien, als sei nun von allen Seiten eine trübende Flüssigkeit, der die Eigenschaft raschester und gleichmäßigster Verbreitung innewohnt, in den Kristall der Atmosphäre ergossen. Man sah weder Lücke noch Bewegung in ihm, er schien die Lüfte selbst durch seine Schwere zu fesseln und war so feucht, daß man beim Hindurchschreiten in einem bedeutend körperlichern Medium zu gehen meinte, als die Luft ist. Indem seine Feuchtigkeit sich verdichtete, rann sie an allen Sträuchern und Baumzweigen zu Tropfen zusammen, die, wie am Weinstock die Tränen des aufsteigenden Frühlingssaftes, an den Knospen hingen und da und dort mit hörbarem Schall zur Erde fielen, so daß eine einfache, rhythmische Bewegung wie von zusammentickenden Uhren in die Stille dieses Bildes kam. Aber eine solche Bewegung stört keine Ruhe; [202] selbst die Brandung, wenn nicht die Willkür des Sturmes in sie hineinwütet, vermag dies nicht; die Ordnung der Aufeinanderfolge, die in ihr ist, wirkt weit eher beruhigend, gar einschläfernd.

Aber die sinnliche Erfahrung in ihrer Gesamtheit kommt an einem solchen Tage merkwürdig ins Schwanken; sie wird viel enger, dafür aber tiefer als an hellen Tagen. Unser mächtigster Sinn, der

---

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig.

des Gesichts, wird weit hinter die Grenzen seiner gewohnten Betätigung zurückgedrängt, und Gehör und Gefühl zeigen sich nun eines Leiters beraubt, den man sonst als solchen nicht leicht zu erkennen pflegte. Warum ist denn diese wundersame Stille durch das ganze Tal ergossen, da doch weder Tiere noch Menschen, noch auch die fließenden Wasser irgend geräuschloser walten? Es fehlen die fernen Geräusche, die das Auge dem Ohr übersetzt. Dies ist die Antwort. Soweit ich sonst den Bach, der nicht weit vom Wege in einer kleinen Schlucht herabgeht, verfolgen konnte, sah ich ein Wellenspringen und Schäumen, dessen rauschender Ton mir sofort aus jeder Ferne in die Erinnerung kam; erblickte ich ein Volk Raben, das sich auf irgendeinem Acker tummelt, so wußte ich, daß Gekrächze und Flügelschlag dort ist, und das Getümmel gar, das mir der Blick in den Straßen der tiefern Stadt zeigte, war als Sprechen und Schreien, als Gebell, als Wagengerassel und Fässerrollen alsbald ohne direkte Wahrnehmung erinnerlich. Aber heute macht das Auge dem Ohr keine Mitteilungen, und so werden selbst wohlbekannte Töne etwas fremdartig, da sie gleichsam von ihren Trägern getrennt sind; ich bin [203] nicht sogleich klar, von woher das tiefe Morgengeläute kommt, das ich doch alltäglich höre, und selbst das Bellen meines Hundes, der jubelnd vorauseilt und mit Wollust in den feuchten Nebel taucht, wird mir nach Art und Ort einigermaßen ungewiß, da derselbe, mich unsichtbar umkreisend, vor- und zurückeilt.

Andererseits wird man aber jetzt mit allem, was nahe genug ist, um gesehen zu werden, viel vertrauter; jeglicher Gegenstand wird dem Blick erst in dem Moment enthüllt, in dem man sich ihm nähert; erst schält sich ein leichter Umriß aus der grauen Hülle, der gliedert sich und erfüllt sich mit den Einzelheiten, die ihm nach seiner Natur zukommen, mit jedem Schritte mehr, und so wächst das Ganze allmählich gleichsam zusammen und bietet sich immer eines nach dem andern der Betrachtung dar, wobei auch noch der Mangel der zerstreuenden, mit tausend unbestimmten Eindrücken sich ans Auge drängenden Fernsichten hilfreich hinzutritt, den Blick zusammenfaßt und schärft. Dieser Umstand macht aber das Wandern an nebeligen Tagen in eigener Weise ansprechend und nützlich, man beobachtet im einzelnen meistens schärfer, und wo denn soviel der Beobachtung Würdiges sich allerwärts, an jedem Wege und Stege auftut, wie in diesem von der Natur begünstigten und an erfreulichen Werken der Menschen reichen Lande, wird solches Wandern für jeden, der Freude an der Welt hat, ein hoher Genuß.

Ich dachte dies vor mich hin, als ich von der Höhe des Zürichberges, wo meine Behausung einsam vor dem Dunkel des Waldes steht, zur Stadt hinabstieg, durch [204] die Gassen und über die Brücken ging und endlich die breite Straße dahinschritt, welche Zürich mit Zug und im weitern mit Luzern und der ganzen Umgegend des Vierwaldstättersees verbindet. Zwischen dem linken Seeufer und der

kleinen Gebirgskette des Albis, die diesem parallel läuft, dann über den Albispaß und jenseits durch das fruchtbare Hügelland an der Lorze zum Nordende des Zuger Sees führend, war diese Straße vor Erbauung der Bahnlinie Zürich—Luzern eine der belebtesten Verkehrsadern des Landes (auch die Touristen pflegten auf ihr von der Ostschweiz nach den Urkantonen zu reisen), jetzt aber ist sie ziemlich still und trägt, abgesehen vom lokalen Verkehr, höchstens noch die Stein- und Holzfuhrwerke, die Bau- und Brennmaterialien vom nahen Gebirge nach der Stadt bringen. Aus jener guten Zeit hat sie aber eine Eigentümlichkeit behalten, welche trotz ihres antiquierten Charakters nicht eben zu den unnützen oder unangenehmen »Überlebseln« gerechnet werden dürfte, nämlich eine schöne Anzahl stattlicher Wirtshäuser, deren große Räume zu dem gesunkenen Verkehr zwar in keinem rechten Verhältnis mehr stehen wollen, nichtsdestoweniger aber den Wanderer noch mit ihrer Behäbigkeit erfreuen, im Sommer Schatten und Kühlung bietend, im Winter aus gewaltigen Kachelöfen Wärme ausstrahlend und mit ihren getäfelten Wänden, verschnörkelten Kästen und Truhen, ihren alten naiven Bildern, ihrem Reichtum an altväterlichen gemalten Schüsseln und zinnernen Tellern jederzeit das Behagen verbreitend, das dem wohlkonservierten Altertum eigen zu sein pflegt. Selbst der Gast, der nur vorüberwandernd [205] auf eine Stunde einkehrt, fühlt sich da angeheimelt, er denkt, daß die Leute, welche die alten Stuben und Geräte pietätsvoll erhalten, auch wohl in sich selber nicht ganz mit alten Tugenden aufgeräumt haben werden, und es liegt selbst der Schluß nahe, daß diese Pietät sich bis zu einem gewissen Grade auch auf Keller und Küche erstrecken werde, worin man sich denn in der Tat selten täuscht. Es behagt auch, hier zu sehen, daß unsere Großväter und Urgroßväter, wenn ihnen im ganzen ein weniger bewegliches und reiches äußeres Leben vergönnt war als uns, sich dafür in ihren beschränktern Kreisen gleichsam breiter und behaglicher auslebten, wie diese Reste alle mit ihrer Gediegenheit, die auf jahrhundertlange Dauer berechnet scheint, beweisen. Aus dem Bewußtsein, daß diese längst Modernden sich zu ihrer Zeit sehr wohl auf der Erde gefühlt haben, zieht man gleichsam eine neue Berechtigung, sich auch seinerseits der angenehmen Gegenwart in ihren Räumen gründlichst zu erfreuen.

Die Stadt begleitet den Wanderer noch lange mit städtischen Häusern, mit Villen und Lustgärten, zwischen welche sich Bauernhäuser, freilich meist nur an Scheune oder Stall als solche kenntlich, zerstreut einschieben. Der Übergang von der Stadt zum Dorfe ist aber ein so allmählicher, daß er besonders in den am See gelegenen Orten, die an Verkehr und Industrie reich sind, gar nicht ganz zum Durchbruch kommt, indem in denselben nicht bloß städtische und ländliche Bauart sich immer wieder zusammenfinden, sondern auch die einzelnen Häuser fast überall den Übergang der einen zur andern [206] zeigen. Da tritt eine schmale Steintreppe vor der Tür auf, dort

springt das Dach in ländlicher Breite vor, oder es rücken die Fenster in eine sonnenwärts gelegene, fast zusammenhangende Reihe und werden niedriger; Vordächlein, oft vierfach übereinander, ziehen sich über den Fenstern jedes Stockwerks quer hin, und besonders oft tritt das Gebälke des Giebelfachwerks in der symmetrischen und reichen Anordnung hervor, welche selbst ganz einfachen Häusern ein gefälliges, nicht ganz kunstverlassenes Ansehen verleiht. Wie in der innern Schweiz der Blockhausbau, so war hier das alemannische Bauernhaus, wie es jetzt besonders im Schwarzwald noch in prächtigen Exemplaren steht, bis in das 17. Jahrhundert üblich, wurde dann aber von dem Fachwerkbau verdrängt, der hierzulande durch die Aufnahme von Motiven der eigentlichen »Schweizerhäuser« eine der reichsten Ausbildungen erlebte, wie schon eine Wanderung in der nächsten Umgebung Zürichs erkennen läßt. Daß aber der Unterschied zwischen Stadt und Dorf hier ein so verschwimmender ist, liegt am meisten in der Verbreitung der Industrie, und besonders der Hausindustrie, über das Land, die seit langer Zeit in den Seeorten betrieben wird, ohne die ebenfalls ertragreiche Landwirtschaft zu schädigen.

Es ist zu bekannt, als daß es hier des breitern zu erzählen wäre, wie begünstigt in mehrfacher Beziehung die Landwirtschaft um den Züricher See sich darstellt. Dieser See erleichtert jeden Verkehr, vierzehn Dampfboote und gegen zweihundert Segelschiffe befahren ihn, die zahlreichen Gewässer, die sich in ihn ergießen, [207] bieten reiche Wasserkräfte, der Boden ist durchgängig fruchtbar, und der Industrie fehlen selbst kleine Kohlenlager nicht; so wird diese Gegend eine der dichtestbevölkerten der Schweiz und bietet ein vielbesungenes und gepriesenes Bild hoher Kultur, das nur noch gewinnt, wenn man es aus nächster Nähe betrachtet. In manchen kleinen, aber bezeichnenden Zügen prägt sich der von lange her hier angesammelte Wohlstand und die Regsamkeit der Bewohner aus; so fiel es mir heute wieder auf, wie man kaum ein Haus finden mag, das nicht mit doppelten Fenstern versehen wäre, wie ungemein verbreitet und meistens auch wohlgehalten die Spalieranlagen edler Obstsorten sind, wie die Blumenzucht fast in jedem Hause betrieben wird, so daß oft alle Fenster mit blühenden Hyazinthen und andern Stubengewächsen besetzt sind. Die Leute, welche mit Samen und Wurzeln von Blumen handeln, machen hier, wie ich zufällig von einem Hausierenden erfuhr, der mich eine Strecke begleitete, ausgezeichnete Geschäfte; selbst minder Wohlhabende setzen einen Stolz in selbstgezogenen Blumenflor, und natürlich sind es die Frauen und Mädchen, die, wie überall, in dieser viel Sorgfalt erheischenden, einigermaßen dem Kinderwarten zu vergleichenden Beschäftigung sich auszeichnen. Die Männer beschäftigen sich dagegen mehr mit Obst- und Bienenzucht (nach älterer Zählung sind 420000 Bienenstöcke im Kanton), und ist besonders die letztere sehr verbreitet. Man wird kaum irre gehen, wenn man aus der herrschenden Vorliebe für solche kleinere, oft die aufgewandte Mühe weniger durch die

Erträge als durch die Freude an der [208] Arbeit und der Ernte lohnende Zuchten auf glückliche Gemütszustände bei denen, die sich ihnen widmen, schließt; das Völkchen ist in der Tat heiter, tätig und fühlt sich — soweit das von einer größern Menge von Menschen je gelten kann — glücklich in seinem republikanischen Stillleben. Es krankt weniger als die meisten andern Industriebezirke an sozialen Übeln, denn noch immer bildet die Hausindustrie der Seidenspinner und -weber der der Fabriken ein Gegengewicht, und selbst die letztern sind oft in den Händen mittlerer Leute; die Statistik weist auf einem Quadratkilometer 155 Bewohner nach, von welchen 62 der landwirtschaftlichen, 35 der Fabrikbevölkerung und etwa ebensoviel der nicht in Fabriken arbeitenden industriellen Bevölkerung angehören.

Indem die Straße sich vom See ab und landeinwärts wendet, überschreitet sie einige flache, dünnbewaldete Bodenwellen, die sich dann zwischen ihr und dem See ausbreiten, und steigt in das breite Tal der Sihl hinab, eines nicht eben wasserarmen, aber doch in seinem breiten kiesreichen Bette mehr seichten Flusses, der bei Zürich in die Limmat fließt; sie überschreitet diesen Fluß und beginnt dann bald gegen die Albiskette hin zu steigen.

Bis hierher war der Nebel immer gleich undurchdringlich für das Auge und unbeweglich geblieben; aber nun stieg man offenbar seiner oberen Grenze entgegen, denn die langen Kämme des Albis begannen mit ihren durch Rutschungen entblößten und nun durch reichlich aufliegenden Schnee noch steiler, als sie von Natur sind, erscheinenden ostwärts gekehrten Seiten hervorzutreten, [209] und der Nebel, der noch wie ein ziemlich dichter Schleier auch vor ihnen stand, bewegte sich da und dort sichtlich, entblößte dann und wann einen dunkeln Waldstreif oder die zusammenhängende Schneedecke einer flachern Wiese, um an andern Stellen, besonders in den schluchtenartigen, breiten Rissen der Bergesseiten, sich zu dichtern Massen, fast zu Ballen zusammenzudrängen. Die Luft ward merklich trockener und kälter, es gab längere Pausen, in denen mitten in die Nebelmassen gleichsam Tore gerissen wurden, welche Ausblicke nach unten und oben erlaubten, und auf der Paßhöhe ward endlich die Aussicht völlig frei. Der Nebel lag jetzt in silberweißen Wolken in allen Tälern, die man überschauen konnte, und diese waren, gleich den Wolken am Himmel, dicht zusammengeballt, änderten aber weder Lage noch Form, so daß sie wie eine Schneesintflut um die Berge standen, welche sich prächtig scharf in den klaren, tiefblauen Himmel zeichneten und imposanter als je herüberblickten, da ihre flach auslaufenden Füße von der silberglänzenden Hülle umwunden waren und die kühnern Hälften ihrer Gestalten nun unvermittelt wie Felseninseln sich erhoben, so daß der Phantasie aller Spielraum blieb, sie in gleich mächtigen Linien noch tief unter die Nebelfläche tauchen zu lassen, ja, sie als direkte Ausstrahlungen aus dem Erdinnern zu denken, — Dinge, wozu sie bei solchem Anblick nicht erst aufgefordert zu werden braucht.

Ein anderes Bild bot aber der Blick vom Passe nach Westen, wo man hinabsteigend nach und nach Rigi und Pilatus, dann Teile der Urner-, Unterwaldner- und Bernerberge überschaut; hier lag kein dichter Nebel, [210] aber die Landschaft war duftig verschleiert, die Wälder grau verhängt und die Schneeflächen matt in ihrer Weiße; die Berge, fast wolkenartig unbestimmt, ließen nur da und dort, wo der Wind den Schleier hob oder seitwärts trieb, ihre felsenhaften Umrisse hervortreten. Da so die gesamte westliche Landschaft in gedämpftem Lichte stand, erschien es um so wunderbarer, als in der Ferne plötzlich aus der Fläche ein mattleuchtender Goldschimmer aufstieg. Ich hatte niemals einen solchen Glanz, wenigstens so vereinzelt gesehen; es war wie Schimmer von sehr hellem, spiegelreinem Golde. Der Zuger- und ein Stück des Vierwaldstättersees legten diesen Schmuck in die Landschaft; dort schien also die Mittagssonne herab, die hier am Bergabhange nur in einem rötlichen Tone durchbrach, der das Grau der Wolken ein wenig leuchtend machte.

Hart an der Straße, die vom Albis herabführt, liegt in einer flachen Bodensenkung ein kleiner, mehr teichartiger See, der eine Viertelstunde lang und von eiförmiger Gestalt ist und welcher der Türlersee genannt wird. Das sanftwandige Talbecken ist mit einem der kleinern Wälder bestanden, wie sie die Kultur auf den Abhängen häufig von den massigern, zusammenhängendern Forsten des Gebirges abgeschnitten hat, und es schaut dieses Stück Tannenwald von einem erhöhten Vorsprung ernst in den stillen See und wirkt mit der Düsterheit seines gesättigten Schwarzgrüns viel weiter verdunkelnd über die spiegelnde Fläche hin, als sein Schatten geht; der ganze See wird ernst durch dieses Stücklein Nadelwald, etwa wie ein leiser Zug in der Braue das [211] klarste Auge verdüstern kann. Im übrigen umgeben Torfwiesen und sanfte Grashügel dieses friedliche Gewässer, so daß seine Ufer im Sommer, wenn alles blüht, einen schönen Wechsel von Ernst und Lieblichkeit darbieten.

Als ich weiter der Ebene zuwanderte, bald durch Felder und Dörfer, bald durch Wälder, kam allmählich die frühe Winterdämmerung und hing erst duftige, dann immer dichtere, dunklere Schleier um die Dinge, bis eine graue Dunkelheit über dem ganzen Lande war, die der nahezu volle Mond, der wie ein kernloser, gelber Lichtfleck am umzogenen Himmel stand, nicht mehr zu durchdringen vermochte. Mein hausierender Weggenosse war in Kappel zurückgeblieben, so ging ich einsam auf der öden Straße hin und hatte Zeit, die mannigfaltigen Physiognomien der kahlen Obstbäume, die am Wege stehen, auszuklügeln und geisterhaft zu beleben.

---

[212] **Von Zug nach Brunnen.**

What art thou, frost? And whence are thy keen stores
Derived, thou secret all-invading Power?
Thomson, The Seasons.

Es liegt ein eigener Reiz im morgendlichen Herauswandern aus dem Orte, an welchem man sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte; die Sache wiederholt sich wohl tagtäglich, die Freude bleibt neu. Man ist gekommen, man hat ein rundes Leben ein paar Stunden betrachtet oder mitgelebt, hat Altes und Neues vernommen, was viele Geschlechter am gleichen Orte gewirkt und was sie an Erinnerungen hinterlassen haben; nun schreitet man die tausend Freuden und Sorgen und die zahllos, wie Blumen unterm Wiesengras, unter den Dingen der Gegenwart hervorknospenden Hoffnungen und Bestrebungen wieder vorbei, läßt sie hinter sich und trägt höchstens das Andenken einiger mit, die in der Sonne des neuen Tages bald verdorren, wie die paar Blätter und Blüten, die man an einem Ruheplatz dem Hute ansteckt, um sie am andern gegen frischere, grünere zu vertauschen. Man lenkt jetzt das Schifflein aus der Bucht, in deren Enge die Wellen des Lebens sich fangen und stauen und in einen einförmigen Wirbel gezwungen [213] sind, wieder ins Breitere und Weitere hinaus, wo es treiben mag, bis der sinkende Abend es von neuem vor Anker legt. Während sie hinter ihren trüben Fenstern noch schlummern, um nicht zu früh dem neuen und doch so alten Tage ins Gesicht schauen zu müssen, schreitest du froh dem Unaufgeschlossenen entgegen, und es ist in dieser kräftigen Morgenluft etwas, das dir Mut und Lust einhaucht, der fesselnden Kraft dieser Wirbel auch ferner noch zu widerstehen. In keiner andern Stunde wird wahrlich das Glück des ungebundenen Wanderns so voll empfunden, wie in dieser, und wie der Morgentau den Blumen am Wege den Durst des ganzen Tages stillt, so erzeugt jene genug stille Fröhlichkeit, um allen Dingen dieses Tages Sinn und Herz offen und dankbar zu erhalten.

Am späten Abend war ich nach Zug gekommen, frühmorgens verließ ich es; ich kannte das Städtchen, und so genügte eine kurze Durchwanderung der Straßen, um die Erinnerungen eines längern Aufenthalts wieder wachzurufen; klein und still, wie es ist, ist es doch der Betrachtung nicht unwert. Bei etwas über 4000 Einwohnern hat es ein Dutzend Kirchen und Kapellen, von denen einige alt und auch äußerlich ehrwürdig sind; es hat spitze Türme über seinen Toren und Denkmäler kriegsberühmter, geharnischter Bannerherren auf den Säulen rauschender Brunnen; es ist ferner nicht arm an altertümlichen Zügen im Äußern und Innern seiner Häuser und hat über all diesem den Vorteil, daß es in die liebliche Gegend, in welcher es am Rande des Sees, am Fuße des obstreichen, grünmattigen Zugerbergs, im [214] Angesicht des Rigi und anderer gleichhoher Berge liegt, völlig hineinpaßt, daß es bescheiden sich unter seine Baumgärten duckt, nur so viel Häuser

an den Seerand vorsendend, als erforderlich, um durch die Spiegelbilder einiger weißer Mauern und brauner Dächer den Übergang von der Wasserfläche auf die Häusergruppen zu sänftigen, und mit seinen Türmen nur so weit vorragend, als nötig ist, um anzudeuten, daß die Fruchtbarkeit dieser Gelände und der Verkehr dieses Sees in ihrer Vereinigung nicht nur die zahlreichen Dörfer, die rings am Ufer liegen, sondern auch menschliche Wohnungen höherer Art, eine Stadt, und zwar eine behäbige und niedliche, zu erzeugen vermochten. Dies ist ein Vorteil, den Zug vor vielen andern und den meisten größern Städten hat, die an Seen liegen und derart aus der Landschaft heraustreten, daß sie wie etwas Ausgeworfenes unharmonisch die Ufer umlagern, etwa wie ein Felsen und Schuttauswurf, den das Meer an vielen Ufern zwischen sich und den höhern grünen Strecken seines Ufers auftürmt und der nun die Einheit beider stört. Zürich z. B. verstimmt in dieser Weise die Harmonie des Fernblicks auf den lieblichen See, an dem es liegt, mit der Massenhaftigkeit, Kahlheit und Regellosigkeit und mit der toten Farbe seiner zahlreichen Häusergruppen.

Aus den stillen Straßen ins Freie gelangt und dem See entlang schreitend, merkte ich bald, daß der Ostwind nächtlicherweise mit einigem Frost und Vernebelung ins Land gekommen war. Wenig Schnee, zusammengekörnte Kriställchen, trocken und fein wie Sand, war gefallen; [215] aber dichter als er strahlten mannigfaltige, kühne Reifgebilde von Halmen und Zweigen, von allen Spitzen und Kanten auf dem Boden sowohl als an den Bäumen und den Kräutern und Gräsern. Herrlich trat diese Erscheinung hervor, als ich in den Wald kam, der zwischen Zug und Walchwyl über die Straße weg bis ans Seeufer zieht. Hier mußte längere Zeit der Nebel gestanden haben, denn es schien kaum möglich, daß in einer einzigen Nacht so viel Reif, wie hier in mehr als zolllangen Strahlenbüscheln allen zartern Gegenständen ansaß, aus der Luft kristallisieren konnte; aber was als Werk dieser Nacht noch unzerstört in den hartgefrorenen Gleisfurchen des Weges saß, schien anzudeuten, daß 24 Stunden leichtlich genügen konnten, um aus dem winterkahlen Walde einen kristallen blendenden Zaubergartenzu machen.

Hier hatte eine schöpferische Macht gewaltet, deren Reichtum und Originalität den Unerfahrenen, der im Winter nur die zum Schlafe zwingende oder ertötende Kraft kennt, mehr erstaunen möchte als die blendendsten Märchenwunder, wenn nicht das Bewußtsein, daß der Natur unendlich mehr möglich sei, als wir wissen und sehen, auch das Wunderbarste, das sie uns vor Augen stellt, ruhig als etwas halb Erwartetes und eigentlich Selbstverständliches aufnehmen ließe, das wir bald gesättigt zu all dem andern stellen, was sie aus ihrer Fülle schon geboten. Aber in der Tat ist hier etwas geschaffen, das in eigentümlicher Art die dauerhaftern Schöpfungen des Sommers und Herbstes auf dem kürzesten Wege gleichsam zu ergänzen, an ihren schwächern Punkten zu stärken, das Unvollendete zum [216] Ziel zu führen, manche Lücke auszufüllen, ja selbst dem Hinfälligen wiederum aufzuhelfen sucht.

Es liegt etwas in diesen flüchtigen Gebilden von der Gerechtigkeit der Dichter, die dem Kleinen und Verachteten im Leben sich mit Vorliebe zuwenden und die Gabe besitzen, auch die Lumpen des Elends in ein goldenes Licht zu rücken und die bescheidene Niedrigkeit mit aller Gewalt aus ihrer Verborgenheit heraus auf Throne zu heben, wo sie noch über den glänzenden Existenzen der Großen und Anerkannten steht. Das Material besteht aus den Eiskriställchen, wie sie bei bitterkaltem Wetter wohl in der Luft schweben; die setzt der Frost an alle zarten Teile, die er findet, und an die Unebenheiten, die irgend hervorragen. Betrachtet man eine dieser Buchen, so ist dem glatten Stamme nur da etwas angesetzt, wo Risse und andere Wunden vernarbten und Unebenheiten erzeugten; dafür sind aber die Knospen, die Dornen, die feinsten Endchen der Zweige zu dicken Knospen voll Kriställchen aufgeschwellt, und wo sonst die gelben Grasrispen, die verwelkten und gebeugten Halme stehen, sind jetzt blitzende Kristallähren und schneeweiße Stäbchen, Schlängchen, Bogen, je nachdem die Form der Unterlage ist. Daß sich so viele Spinnweben bis in den Januar im Walde erhalten, trotz der Regengüsse, der Schneefälle und Stürme, bemerke ich heute zum ersten Male, da ich sie als zarteste Reifguirlanden von Zweig zu Zweig hängen sehe. Manchmal ist auch ein Halm aus einem Heuschober herverweht, oder es fiel einem Vogel ein Federchen aus — das alles benutzt der Frost und schafft die herrlichsten kleinen Kunstwerke aus Dingen, die man [217] sonst ob ihrer Niedrigkeit ganz übersieht. Besonders herrliche Sachen macht er aber aus den Blättern, grünen wie dürren, je nachdem sie seinem Schaffensdrang entgegenkommen; an den Efeublättern besetzt er die äußersten Ränder und die Stiele allein; bei den Eichen- und Buchenblättern, wo die Rippen vorstehen und die Ränder durch die Verdorrung aufgekrämpt sind, besetzt er diese dicht, so daß die weißen Linien die Hauptformen jeglicher Blattart sehr schön wiedergeben; die Brombeerblätter, die jetzt da und dort noch grün, sind nur angehaucht, weil sie ganz mit Härchen besetzt sind, die den feinsten Eishauch festhalten; die Nadeln der Tannen sind dick überreift, so daß vom dunkeln Grün wenig mehr vorleuchten mag; wo sich aber auf dem Wege kahlgetretene Stellen befinden, legt er graue Eisflechten hin, die nach Art der Eisblumen an den Fenstern in mancherlei Gestalt zusammenkristallisieren. Auch die Stechpalmen mit ihren roten Beerenbüscheln, hierzulande eine häufige und wohlgedeihende Zierde der Wälder, sind eigentümlich verändert; an den Blättern ragen nur die Stacheln als starke weiße Stäbchen empor, aber die Beeren sind alle von einer dünnen, glasartigen Hülle umgeben, welche ihr Scharlachrot lustig hervorglitzern läßt.

So steht nun alles in Einer Pracht, aber wie wenige sehen dies außer den Tieren und Vögeln des Waldes? So rasch sich gestaltend, so vollendet in seiner Art und so vergänglich, zeigt dieser Rauchfrost oder Nebelreif die Natur in einer ihrer eigenartigsten Betätigungen; mit Eis und Schnee schafft sie wohl Verwandtes, aber kaum wieder

so Mannigfaltiges, Vielformiges. [218] Wer Gelegenheit hat, diese Dinge zu schauen, sollte sie nicht vorübergehen lassen; manchem, dem die Natur in andern, gewohntern Gestalten stumm blieb, wird vielleicht eher aus diesen zauberischen Gewändern etwas von Verständnis aufdämmern, wie die Herrlichkeit eines edeln Angesichts auch oft beim fremdartigsten Ausdruck zum Bewußtsein kommt, nachdem sie lange gesehen und nie empfunden wurde.

In demselben winterlich geschmückten Walde, dessen Boden aus leichtzerklüftender Nagelfluh besteht, gehen einige Bäche zu Tal und haben zu mehreren Malen von beträchtlichen Höhen zu springen, so daß Wasserfälle von verschiedenen Arten, weniger großartig als durch die gesamte Umgebung ansprechend, entstehen. Gegenwärtig waren sie arm an Wasser, aber um so besser war es dem Froste gelungen, das Geriesel und Getröpfel für seine Kunsttriebe zu verwerten; während es ihm bei heftigerm Absturz und Aufprall schwierig gewesen wäre, irgendetwas anderes als die vom Wasserstaub herrührenden Eiskrusten zu erzeugen, hatte er nun Stalaktiten von gewaltiger Höhe aufgebaut und sie auf einen Eisberg gestellt, dem man die langsame Entstehung durch auftropfendes Wasser in seinen welligen, weichen Umrissen wohl ansah, der aber offenbar im Wachsen begriffen und bei andauernder Kälte die Stalaktitenmasse in sich aufzunehmen und den ganzen Wasserfall von zwei oder drei Wochen vom Fuß bis zum Gipfel dann in Felsgestalt darzustellen versprach. Wo das flüssig bleibende Wasser weiter strömte, hatte das Eis dasselbe in eine schon ziemlich dicke Hülle gezwängt, [219] und da es nun unter demselben mit reichlicher Beimengung von größern und kleinern Luftblasen sich heftig abwärts bewegte, mußten die gefangenen Luftblasen sich dehnen, trennen, verschmelzen, schlängeln, wie nun gerade die Form des Bettes war, und boten so ein sehr lebhaftes Bild, das aus der Ferne gesehen glauben machen konnte, es fließe hier ein Bach von ganz wundersam zappelndem Fischreichtum herab. Weiter unten waren durch frische Rutschungen steile Abhänge entstanden, über welche von oben die Moosdecke und, von kräftigen, weitausgreifenden Wurzeln festgehalten, bedeutende Erdmassen vorsprangen; auch diese hatte der Frost zu benutzen verstanden und durch die Erstarrung und Ansammlung des Wassers, das hier unmerklich tropfenweise abgeflossen war, wiederum Stalaktiten gebildet, die in ihrer Klarheit einen merkwürdigen Abstich machten von der braunen Erde, den Moosen und harzigen Fichtenwurzeln, denen sie zu entspringen schienen, von der ganzen Wand, an der sie hingen; die Bereifung der darüberstehenden Bäume und Büsche milderte aber diesen Kontrast, man erkannte alle diese bald wunderbaren, bald wunderlichen Dinge als Wirkung Einer Ursache und sah sich mehr und mehr gezwungen, im Froste eine Macht anzuerkennen, welche sich bei weitem nicht so verneinend verhält, wie man zu glauben geneigt ist, wenn man etwa nur die erfrorenen Herbstrosen und Kohlstrünke des Gartens vom Fenster aus betrachtet.

Bei Walchwyl springt eine Nase, unter größern Verhältnissen Vorgebirg genannt, in den See und schafft dadurch einen Winkel, der vor Nord- und Ostwinden [220] viel mehr geschützt ist als die übrige Gegend, und der aus diesem Grunde sich großer Gesundheit, schöner Kastanienpflanzungen, frühzeitigen Frühlings, vortrefflichen Obstes u. dgl. rühmt. Die Nähe des Südens, der sich bekanntlich selbst über die Alpen herüber sehr kräftig fühlbar macht, und die ungemein wechselnde Bodengestaltung schafft in den Alpenländern, mehr freilich noch in den östlichen als hier, eine Fülle solcher Sonnenwinkel, von denen nur zu wünschen ist, daß sie mehr und mehr bekannt und den Gesundheitsbedürftigen zugänglich gemacht werden, da sie anerkanntermaßen in vielen Krankheiten, die mit Luft und Licht zu kurieren sind, vorteilhafter als die klimatischen Kurorte jenseit der Alpen wirken. Walchwyl ist ein so prächtiges, wohlgelegenes Stücklein Erde, daß es gewiß nicht lange mehr dauern wird, bis es zu Ruf gelangt; an andern Orten um den Zugersee stehen schon einige Luftkurorte, aber mehr in der Höhe.

Der Nebel hob sich jetzt langsam und zog über dem Walde gegen den Bergkamm hinauf, gleich als wollte er noch einmal in aller Ruhe seine gefrorenen Werke nun auch von oben betrachten; dadurch wurde der Blick über den See hin frei, und man sah das jenseitige Gestade mit seinem Wechsel von beschneiten Matten und dunkelm Wald, mit seinen Dörfern, Höfen und Kapellen. Dann kam auch Bewegung in die höhern Schichten, die Wolkenschleier zogen sich da und dort auseinander oder teilten sich ganz und ließen zuerst die Roßstöcke, dann auch den Rigi und den Pilatus wenigstens mit ihren Gipfeln zeitweise sichtbar werden. Als es in dieser Höhe [221] immer heller wurde, während die Vorhügel alle ganz eingehüllt waren, war das gesamte Landschaftsbild in zwei überall getrennte Abschnitte zerlegt: unten der See mit seinen Gestaden, die beim Aufsteigen sich bald in den Wolken verloren, über diesen Wolken aber die massigen Gipfel der umliegenden Berge, welche nahe genug lagen, um jeden bedeutendern Zug im Umriß und im Bilde, das die Abdachung bietet, erkennen zu lassen, während der Duft, der sie einhüllte, doch wieder alles so zart, fast schattenbildartig gestaltete, als ob es am äußersten Horizont aufstiege. Diese Teilung der Landschaft erinnerte etwas an die alten Bilder, welche auf dem Grunde die menschlichen Leben in irgendeiner Allegorie, oben aber über den Wolken die Himmlischen in unberührter Ruhe sehen lassen; auch sie trennt nicht mehr als eine Wolke.

Bei Arth gelangt man an das Ende des Zugersees, der auch hier wie an allen andern Punkten seines Ufers ziemlich rasch abfällt und nur wenig von dem seichten Rande der mehr der Ebene zu gelegenen Seen oder von deren vermoorter Umgebung zeigt. Sein Bett ist eine Spalte des ursprünglichen Gebirgs und geht bis fast 1200 Fuß in die Tiefe, und die Geologen haben gute Gründe, zu glauben, daß

er über Goldau und Brunnen mit dem Vierwaldstättersee zusammenhing und daß der Lowerzersee einen Rest dieser alten Verbindung (die auch ein bedeutenderes Flußtal gewesen sein kann) darstellt; jedenfalls ist er dem Vierwaldstättersee darin ähnlich, daß sein Bett nicht durch Wassersgewalt ausgehöhlt, sondern eine mit der Alpenhebung zusammen- [222] hängende Spalte, ein tiefes Tal ist. Der steile Abfall seiner Gelände und das dunkle, eine rasch wachsende Tiefe anzeigende Grün, das seinen Gewässern schon hart am Rande eigen ist, lassen diese seine Natur schon im landschaftlichen Eindruck zur Geltung gelangen.

Um vom einen See zum andern zu gelangen, muß man in dieser Jahreszeit den Rigi umgehen, der, wie er einst als Vorgebirge von beiden bespült ward und als weit vorspringende Halbinsel sie ostwärts drängte, nun auf beide, da er zwischen sie geschoben ist, nördlich, südlich und westlich herabschaut. Aber der Umweg lohnt, denn er führt bei Goldau über die Stätte des Bergsturzes von 1806 und zeigt bei Lowerz eins der stillen, waldschattigen Seebilder, wie man sie immer wieder gern sieht. Es ist oft erzählt, wie bei Goldau sich am 2. September 1806 eine gewaltige Felsmasse, die langdauernder Regen durch Unterwühlung und Erweichung ihrer tonigen Unterlage vom Gipfel des Roßberges abgelöst hatte, ins Tal und zum Teil in den Lowerzersee stürzte, mehr als 400 Menschen tötete und aus einer weiten Strecke des fruchtbaren Tales ein wildes Trümmermeer schuf. Die Alpen und auch andere Gebirge sind nicht arm an solchen Szenen, aber diese hier ragt hervor. Zwar deckt ein Moosteppich den Schutt und zum Teil auch die Felsen, und schon stehen fast mannsdicke Fichten wieder da und dort in den Spalten, bilden selbst schon kleine Haine, aber der Kontrast mit der Fruchtbarkeit und heitern Schönheit der Täler, in denen man herwandert, besonders mit dem Stücke, das vor und hinter Goldau unversehrt blieb, ist gewaltig. [223] In einem kahlen Hochtal oder auf einer steilen Halde hat ein Trümmermeer seinen natürlichen Ort, hier aber liegt es unvermittelt, man sieht, daß es hier zufällig, es ist von oben her in dieses Tal gestürzt, hat dessen fröhliches Ansehen verunstaltet, ja, seine Entwickelung gehemmt; nun liegt es tot und läßt die Gewässer andere Wege suchen, bis sie seinen Damm durchgegraben haben. Die ganze Talbildung ist hier so auf ihren Anfangspunkt wieder zurückgedrängt, nachdem sie bereits am Ende war; kleine Wasseradern fließen zwar da und dort bereits zwischen dem Schutt in festen Ufern, aber trübe Tümpel stehen noch öfter verdrossen in dem Schutt umher, aus dem sie keinen Ausweg finden, und lange mag es gehen, bis hier wieder ein Bach fließt, der kräftig genug, allmählich die Unebenheiten auszugleichen und das Tal wieder zu verbreitern. Einstweilen wird das verdrießliche Gefühl einer plötzlich hart am Ziele gestörten Arbeit, eines zerstörten Gedeihens sich hier noch lange als das vorwiegende äußern.

Als ich unter die Tannen kam, die vom Urmiberg bis an den Lowerzersee herabziehen, begann es zu dämmern, und da die Eis-

kriställchen, die bisher spärlich, wie verweht, in der Luft umhergeflogen waren, sich zu einem beginnenden Schneegestöber verdichteten, beschleunigte ich meine Schritte, um vor Nacht Brunnen zu erreichen. Aber ein leises Klingen, wie von sehr feinen Glöckchen oder einem Glasinstrument, das immer deutlicher vom nahen Seeufer herauftönte, ließ mich weilen, und als ich hinzuging, sah ich, daß die Halme des hier dicht stehenden Rieds voll großer und kleiner Eistropfen [224] hingen und daß hart über der Wasserfläche sich um jeden von ihnen ein birnförmiges Eisstück durch heraufspritzendes Wasser angelegt hatte. Der Wind und die Wellen bewegten diese, und im Aneinanderstoßen gaben sie den feinen summenden Klang, der in der rings herrschenden Stille sehr vernehmlich war und einem »unaufgeklärten« nächtlichen Wanderer, einem Volksmythologen, ohne weiteres zu Elfen- oder Nixenmusik werden mußte. Als ich eine Stunde darauf im Hirschen zu Brunnen saß und den politischen Gedankenaustausch zwischen einem Frankfurter Republikaner und mehreren Urschweizern anhören mußte, kam mir der Ton dieser Eisharfe so herrlich vor, daß ich mich lebhaft an das stille Seeufer, trotz Schnee und Wind, zurücksehnte.

---

[225] Von Brunnen nach Altorf.

So feiernd heilig ruhst du, verschleiert
Im Schneegewande so still, Natur!
L. Schefer.

Den nächsten Morgen schneite es noch ebenso leicht und leise, wie es am Abend begonnen hatte; es kamen keine Flocken, sondern einzelne Kriställchen, sie fielen auch nicht wirbelnd wie Schnee, sondern schwebten langsam gerade zur Erde herab, und da sie so klein waren, daß man sie nicht weit mit dem Blick zu verfolgen vermochte, meinte man sie jeden Augenblick sich neu aus der stillen Luft verdichten und absondern zu sehen. Bei einem Winde würde man diese vielspitzigen Eiskörperchen unangenehm im Gesichte gefühlt haben, aber indem es nun so still war, machte ihre stetige, ungestörte Bewegung eher einen feierlichen und geheimnisvollen Eindruck, etwa wie das Dahinwallen eines Stromes oder das dumpfe, andauernde Wipfelgebrause in einem Tannenwald; unbeeilt vor sich hinwirkend, geht das ruhig und gleichmäßig seinen Weg und läßt eine bedeutendere ehrwürdige Macht ahnen als die gewaltsamen Erscheinungen des Gewitters, der Brandung, eines Felssturzes oder eines Erdbebens. Aber so ist es mit allen Naturbildern: [226] je weniger sie sich den Sinnen aufdrängen, je sicherer, unbekümmert gleichsam um den Eindruck auf menschliche Gemüter, sie fortzuschreiten scheinen, desto mächtiger ergreifen sie auf die Dauer, desto weniger vermögen wir dem Drange zu widerstehen, sie mit unserer Stimmung zu begleiten. Sie haben alle etwas vom »magischen« Zug, den die Dichter immer so tief am stillfließenden

Wasser empfanden. — Ich hielt eine dunkle Tafel vors Fenster, auf welcher ein Quadratzoll gezeichnet war, und sah, daß auf dessen Fläche nur etwa alle acht Sekunden ein Schneekristall fiel; da es diese ganze Nacht nicht aufgehört hatte zu schneien, lagen also auf jedem Quadratzoll Erde kaum weniger als 6000 Kriställchen, vielleicht bedeutend mehr, aber der weiße Teppich war doch noch dünn und lückenhaft.

Indem dieser Schneefall mich länger im Gasthause zurückhielt, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, brachte er noch besondern Gewinn dadurch, daß er mich mit einem Manne bekannt werden ließ, welcher über den Fischreichtum und die Fischerei in den Seen dieser Gegend aus eigener Erfahrung gründlichen Bericht zu geben vermochte. So konnte ich besonders über die wegen ihres Wohlgeschmacks weithin berühmten »Röteli« (Salmo salvelinus), die man wegen ihrer Häufigkeit im Zugersee meistens »Zuger Röteli« nennt, noch Näheres erfahren, als ich schon vorher erkundet hatte. Dies ist eine sehr schöne Forellenart mit rot- oder orangegelber Unterseite und ebensolchen Flossen, welche selten einen Fuß lang wird, meistens aber nur die Länge einer Hand erreicht, so daß ihrer 4—6 auf ein Pfund gehen. [227] Im Zuger- und Egerisee fängt man sie im Spätherbst und Anfang des Winters, wenn sie aus der Tiefe, in welcher sie leben, aufsteigen, um zu laichen. Wie andere in Meeren und Flüssen lebende Fische des Salmengeschlechts zur Laichzeit in die sand- und kiesreichen Bäche der obern Flußgebiete wandern, so steigen diese an die Orte, wo Bäche münden, und legen ihren Laich in den Kies und Sand ab, welche dieselben in den See führten. War ein Sommer so arm an heftigen Regengüssen, daß nicht viel frisches Geröll in den See gelangen konnte, so fuhren die Fischer im Spätherbst ganze Schiffsladungen desselben auf die Laichplätze, welche ihnen alle wohlbekannt sind. Der Fang geschieht mit Schwebnetzen und Grundschnüren, die oft 100 Klafter tief hinabreichen, und ist daher nicht leicht; aber man schätzt den Ertrag in den beiden genannten Seen doch auf 5000 Franken im Jahr. Eigentümlich ist dabei der Unterschied, den die Röteli in diesen kaum eine Meile voneinander entfernten Seen zeigen. Im Zugersee sind sie kleiner, werden auch mit engmaschigen Netzen gefangen und stückweise, die kleinen in die größern gerechnet, verkauft, während die des Egerisees größer sind, so daß es den Fischern vorteilhafter ist, sie nur nach dem Gewicht zu verkaufen. Man schreibt den Unterschied dem Quellenreichtum des letztern sowie dem Mangel fast jeder Schiffahrt auf demselben zu, während im Zugersee besonders die Dampfschiffahrt schädlich wirken soll. Da aber diese Fische in großen Tiefen leben, erscheint die letztere Meinung kaum wahrscheinlich, zumal die Röteli des Egerisees auch einen Monat früher laichen [228] sollen als die im Zugersee. Es verdienen diese Abweichungen an so nahe gelegenen Örtlichkeiten genauer verfolgt zu werden, zumal in ihnen ja das große Geheimnis der Artschöpfung gesucht wird; an Material fehlt es in den

bis an den Sommer hinein gefüllten Fischbehältern nicht. Wenn der geehrte Leser sich für die Sache besonders interessiert, wird er vorzüglich im Gasthaus zum Hirschen in Zug gute Auskunft und in dem kühlen Brunnen, der dort im Hofe steht, Hunderte dieser Fische finden.

Als ich die Straße hinabschritt, die durch Brunnen gegen den See und dann längs dessen östlichem Ufer bis zur Einmündung des Reußflusses und der Gotthardstraße hinführt (man nennt sie Axenstraße, weil sie am Fuß des Axenberges und teilweise durch und unter dessen Felsen hinläuft), begann die noch verhüllte Sonne das einförmige Weiß des Himmels immer glänzender zu durchleuchten, und als sie sich ein tiefes Wolkentor geöffnet und eine breite blaue Bahn gemacht hatte, sanken bald alle Dünste wie ein fallender Schleier rings auf die Berge, welche den Horizont umstellen, und setzten sich nun in den frischen Schnee fort, der von überall her erglänzte und in breiten Bändern in den Furchen der Berge herabzog. So war nun die Landschaft gänzlich verwandelt. Diese Tage her hatte die Erde mit dem Braun, Grau und Grün ihrer Felder, Felsen und Wälder zumeist sehr wenig winterlich zum verhängten Himmel aufgeschaut; aber nun strahlte dieser im kräftigsten Blau, während sie bereift und verschneit an allen Enden unter weißen Decken lag. Nichts spiegelte diese [229] Wandlung so deutlich wider wie der See, dem die blendende, schimmernde Fassung so viel von seinem eigenen Lichte nimmt, daß er fast matt und grau erscheint, da er doch sonst wie ein Edelstein aus seinem Felsenbette schaut:

›Gestern in der braunen Erde
Lagst du wie ein Edelstein,
Heut' ergießt der reiche Himmel
Tausend, tausend Edelsteine,
Silbern schimmern schon die Ufer,
Schimmern deine Berg' und Bäume;
Doch inmitten solchen Glanzes
Liegst du grau und schluckst verdrossen
All die himmlischen Kristalle,
Um im Lenz damit zu leuchten.‹ —

Kein Alpensee zeigt klarer die Bedeutung der Seen für die Schönheit der Gebirgslandschaft und für die gesamte Kultur der Gegend, welcher sie angehören, als dieser Teil des Vierwaldstättersees — es ist sein südlicher, am tiefsten ins Gebirg hineinziehender Arm, der auch Urnersee genannt wird, weil er zum größten Teil im Gebiet des Kantons Uri liegt, an welchem die Axenstraße sich hinzieht. Seine Ufer sind hohe Berge, die mit Felsenabhängen steil aus der unbekannten, grünen Tiefe emporsteigen; wo Wasser und Land sich berühren, zieht eine beständige Linie dem Gebirg entlang, welche alle die wechselnden Formen, die als Ufer an jenes hintreten, scharf hervorhebt und so den ganzen Umriß der Seiten des Gebirgs als vielbuchtigen Rand in diesen Spiegel schneidet; hier und dort treten

Vorgebirge in denselben und lassen schon von weitem stille Buchten [230] voll neuer Bilder vermuten, welche sich hinter ihnen auftun werden; beruhigend liegt der See mit seiner Spiegelglätte und Farbeneinheit, die tief und voll verborgener Lichter ist, in der Formen- und Farbenfülle der Umgebung; von den trotzigen Zacken des Bristen- und Urirothstocks bis zur letzten Felsplatte und Fichte des Ufers herab ist sie gewaltig und wird, da kein Blick sie auszuschöpfen vermag, am Ende verwirrend und drückend; und je mehr im Gebirge Rastlosigkeit und lautes Tönen die Zeichen des Wassers sind — auch hier springen an manchen Stellen noch Bäche über die Wände herab —, um so wohler tut dem Betrachter der Schlaf, den es nun wie ein Kind, das sich müde gespielt hat, hier schläft. Aber der See schließt auch mit seinen Wasserbahnen die Verborgenheit und Unwegsamkeit des Gebirges auf und wirkt hier im engen Kreise so kulturfördernd, wie die Meere im weitesten; an seinen Ufern liegen alle Stätten, die in der Urgeschichte der Eidgenossenschaft von Bedeutung gewesen sind, denn aus den verschiedenen Tälern, die in ihn münden, führte er die Männer zusammen, die ohne ihn wohl so getrennt geblieben wären wie in den Talschaften Graubündens oder Tirols; im Herzen der Schweiz ist er die Hauptkraft gewesen, die das Herz auch als Herz wirken, zum Lebensmittelpunkte des Bundes werden ließ. Auch die Bedeutung, die der Gotthard als Verkehrsstraße zwischen Nord und Süd erlangt hat, beruht zum nicht geringen Teil darauf, daß der Vierwaldstättersee seinen Fuß bespült und so als die leichteste Verbindung des Gebirgs mit der Ebene [231] sich mit seiner an sechs Meilen langen Wasserstraße an den Paß anschließt.

An der Seite des Berges muß die Straße sich fast überall hart über dem Seespiegel durch die steilen, felsigen Uferwände zwängen, was ihren Bau sehr schwierig und kostbar gemacht hat; dem Naturfreunde kommt aber dieser Umstand zugute. Da dieser Seearm schmal ist, kann der Blick leicht von einem Ufer zum andern schweifen und so viel fast aufnehmen wie vom Schiffe aus; dazu zeigen die Steigungen und Windungen des künstlichen Weges die Wasserfläche samt ihren Ufern von den verschiedensten Seiten und in mancherlei Beleuchtung. Bald geht er hoch über dem Ufer, so daß man den See nur noch durch das Geäst der tiefer hinabziehenden Fichten heraufschimmern sieht, in dessen dunkelgrünem Rahmen er blau erscheint; dann muß er wieder hinab, um zwischen dem Wasserrand und Bergabhang eine Bahn zu suchen, auf der die Felsen weit über dein Haupt weg ihre Bilder in die tiefe Flut breiten; mehrmals führt er durch hochausgesprengte Gänge, an deren Decke das durchsickernde Wasser zu Eisstalaktiten erstarrt ist, und wenn man aus deren Dämmerung heraustritt, schaut man durch das Felsentor hindurch wieder ein neues Stück See und Ufer. Nur einmal ist es dem Wege vergönnt, sich von diesem Felsgestade loszulösen: es ist da, wo aus dem einsamen Riemenstaldental eine gewaltige Schutthalde sich vorgeschoben hat, auf der auch das

Dörflein Sissigen [Sisikon] spärlichen, aber geschützten Raum für seine Kirche und seine freundlichen Häuser gefunden hat.

[232] Ging man lange durch Felsen und Bäume hin, so erfüllt die Nähe menschlicher Wohnstätten immer mit einem traulichen Gefühl; den fernsten Kirchturm am Horizont, die Rauchsäule der niedrigsten Hütte begrüßt man, als sei um jede Kirche eine Heimat und unter jedem Dach eine gastliche Stätte. Hierzulande erhalten aber viele, man kann sagen die meisten Häuser noch einen besondern Reiz durch ihre Bauart, die ihnen auch ohne allen Schmuck (der übrigens bei der Leichtigkeit, mit der er im reichlich verwendeten Holze an Giebel, Galerien, Tragbalken auszuführen ist, kaum irgendeinem fehlt) etwas höchst Ansprechendes verleiht. Sie schließen das Leben, welches sie beherbergen, nicht in Mauern ein, sondern wollen es nach allen Seiten hin zeigen; ihre Physiognomie ist offen und sprechend, und leicht sieht man ihnen an, welcher Art ihre Inwohner sind, ohne daß man nur einen Fuß über die Schwelle setzte. So sind sie aber für die Bewohner wie ein gutes Kleid, an welchem man jeden Flecken vermeidet und das man stets in gutem Stande zu erhalten strebt, und man sieht ihnen an, daß viel Sorge auf sie verwandt wird. Häuser ohne Außenseite sind wie steinerne Käfige, stumm und ungastlich für den, der ihnen begegnet, unharmonisch in der Landschaft, der sie angehören, wenn diese nicht selbst eine Wüste ist, wogegen hier an diesen fensterreichen, breit angelegten Bauten, deren vorspringendes Dach selbst wieder nach außen hin einen wohnlichen Raum überdeckt, den wenigstens die Kinder und Katzen den Stuben vorziehen, deren Galerien die häuslichen Verrichtungen ans fröhliche Licht des Tages versetzen, deren [233] Ruhebänke von den Gesprächen und Gesängen nach der Arbeit, deren oft so kunstreich gezogene Spaliere und Reben von rührigem Fleiß erzählen, das Äußerliche einen so unmittelbaren Bezug auf ein enges, leicht zu überschauendes Dasein, auf das Leben der Familien erhält, welche diese Äcker pflanzen und diese Wiesen beweiden, daß die Menschen nicht von der Natur abgesondert, sondern deutlich und vielfach mit ihr verbunden erscheinen. Man hört oft sagen, die Schweizerhäuser bildeten eine vortreffliche Staffage des Gebirgslandes; aber näher betrachtet tun sie viel mehr als das, denn sie bereichern und erheitern die Landschaft mit den Bildern behaglichen, sturmentrückten Daseins, die jedem Vorüberwandernden leicht verständlich werden. Ich weiß nicht, ob es heute noch viele der Bauerngüter in dieser Gegend gibt, von denen Meyer von Knonau, der alte Landeskundige, vor 40 Jahren (mit besonderm Bezug auf das eine Meile von hier entfernt liegende Goldauer Tal) schrieb, daß sie sich 500 Jahre in derselben Familie vererbt hätten; es ist nicht unwahrscheinlich, manche stehen wenigstens so stolz da, als hätten sie in der Tat Anspruch auf solche Beständigkeit.

Bei solchem Zustand der Wohnstätten ist doppelt befremdlich die Seltenheit von Sinnsprüchen über den Türen. Wenn man in andern

Dingen so treu bei der alten Bauweise verharrte, wie kommt es denn, daß man diese schöne Sitte vernachlässigt? Glaubt man, weil Zeitungen und Kalender jedem, der danach verlangt, die Weisheit scheffelweise ins Haus bringen, daß es nun nicht mehr nötig sei, den ehrwürdigen Kernsprüchen [234] einen dauernden Ort am Hause anzuweisen, von welchem sie die Vorübergehenden ermahnend, tröstend oder erheiternd anreden? Wäre es nur, daß die Sinnsprüche über den Türen den der Abnutzung und Schmälerung wie alle andern Dinge heutzutage stärker unterworfenen Schatz der geprägten Weisheit erhalten helfen, so möchten wir schon aus diesem Grunde für möglichste Verbreitung oder vielmehr Wiederaufnahme der Sitte wirken, über der Tür oder am Giebel eines jeden Hauses einen kurzen, sinnreichen Spruch anzubringen. Es bleibt immer wahr, was ein Kenner und ehrlicher Freund des Volkes, J. M. Sailer, unter andern seinem Büchlein über »Die Weisheit auf der Gasse« vorsetzte: »Schriften, Schulen, Universitäten und die Mühungen der Gelehrten tun vieles, und tun es mit großem Aufwande, und manchmal mit nicht kleinem Geräusche. Aber es geht, ungesehen und ungeachtet, viel Weisheit und Klugheit im Lande umher, von Mund zu Mund.« Die moderne Bildung macht dieses Salz des täglichen Lebens wahrlich noch lange nicht überflüssig; lassen wir es also nicht dumm werden.

Hinter Sissigen treten wiederum gewaltige Felswände an den See, die mit Ausnahme einiger seltsam verkrümmter, verkümmerter Fichten und da und dort auf Vorsprüngen klebender Habichtskräuter ganz kahl sind; sie bieten aber ein merkwürdiges, fesselndes Bild auch ohne ihre verklüfteten Umrißformen. Aus parallelen Schichten eines zur Kreideformation gehörigen Kalksteines bestehend, sind sie, die ursprünglich in horizontalen Lagen aus dem Meere abgesetzt wurden, durch heftigen [235] ungleichen Druck in den kühnsten Kurven gebogen und gefaltet. Solche Erscheinungen sind nun zwar in den Alpen nirgends selten, aber hier treten sie doch besonders deutlich (und dabei bequem anzuschauen) hervor, und daher genießt dieser Punkt einigen Ruhms unter den Gesteinskundigen. Indem aber dieses lehrreiche Profil gewissermaßen vor der Pforte des Hochgebirgs steht, mag es als eine Art Vorbereitung auf die großartigen Faltungen gelten, denen man in der nahen Zentralmasse des Gotthard begegnet: Gesteine im festen Zustande sind hier, wenn auch im kleinen, gleich einem Tuch oder wie ein zäher Teig gefaltet worden, das liegt klar vor Augen. Im großen läßt man sich so etwas Ungewöhnliches am Ende eher gefallen, da es sich dann angenehmerweise schon stark ins Unklare verliert; daß aber die Gesteine auch im kleinen so nachgiebig sind, und daß es Kräfte gibt, welche von unten herauf oder von den Seiten her sie, die Starren, in Falten zu legen vermögen, mag man hier sich einprägen, ehe man durch jenes breite Tor des Reußtales, das bereits von Flüelen herschaut, in das Gotthardgebiet, dessen Felsmassen selbst unter fächerförmiger Auseinandertreibung emporgehoben sind, eintritt.

Es ist so schwer, sich den richtigen Maßstab für die Schätzung der Hochgebirgsgebilde in ihrer Gegenwart zu bewahren: der Geist wäre schon willig, aber das Auge ist schwach und läßt sich von den himmelanstrebenden Gipfeln gar zu leicht niederdrücken. Darum ist eben ein solches Relief mit Nutzen zu betrachten, da es die Eigenschaft der Gesteine versinnlicht, welche man im Anschauen ihrer [236] großen, starren Formen am leichtesten vergißt, während sie doch für das Verständnis des Gebirgsbaues und der Gebirgsentstehung die unentbehrlichste ist.

Wo die Straße sich vom Berge weg auf das flache Anschwemmungsgebiet der Reuß hinabsenkt, hart vor den ersten Häusern des urnerischen Seehafens Flüelen, tat ich heute noch einen schönen Fund. Unter einer Staude am Wege, wo eine schneefreie Stelle war, standen zwei ganz niedere Schlüsselblumen, vollständig ausgebildet und süßduftend wie im Frühling; sie ließen ihre blassen Köpfchen hängen, als wüßten sie, daß der Wintermonat ihre Zeit nicht sei, und da sie so frühgeweckt und verschlafen aussahen, deckte ich sie mit ein paar Händen voll Schnee zu, so daß sie nun vielleicht doch den Frühling erleben mögen. Hätten mich nicht die Mitteilungen Ihres Herrn Lokalberichterstatters, dem auch das liebliche Amt des Frühlingsboten übertragen ist, belehrt, daß solch vorzeitiges Erwachen der Pflanzenwelt heuer keine Seltenheit sei, so würde ich die Blümlein unfehlbar gebrochen und in ein Buch gepreßt haben. Wirkung in die Ferne!

Noch etwas anderes, was mich freute, sah ich diesen Abend in Altorf. Weil ich der einzige Gast war, bat mich der Wirt, daß ich mir's in der Familienstube bequem machen möge. Als ich hineinkam, sah ich auf der Bank am ungefügen Kachelofen eine weißhaarige Großmutter sitzen, die Hände in den Schoß gesunken, das faltenreiche Gesicht mit dem schönen, friedlichen Ausdruck des Alters, das nach tausend Sorgen und Mühen nun ruhig auf das Ende wartet, nach vorn geneigt; sie [237] war eingeschlafen, und die geschäftig ab und zu gehende Mutter hieß ein kleines Mädchen, sie zu Bette führen. Aber das Kind wußte nicht, wie es die Schlafende erwecken solle: erst stand es vor ihr und wartete, ob sie nicht von selbst aufwache, dann legte es seine Händchen auf die ihren, dann auch sein rosiges Gesicht, und erst als alles nicht half, rief es halblaut: »Chömet go schlofe!« Nun schlug die alte Frau ihre Augen auf, und das Kind faltete ihr Strickzeug zusammen und führte sie sorglich in die Kammer nebenan. — Meint man nicht das ganze Geschlecht der Menschen geehrt und erhoben zu sehen, wenn ein unerfahrenes Kind Güte und Zartsinn übt, die vielen als Früchte geläuterten Lebens bekannt sind? — So hatte dieser Tag ein fröhliches Ende.

---

[238]

Das Reußtal hinauf.

> Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.
>
> Goethe, Briefe aus der Schweiz.

Ein schöneres Wandern als in einem Gebirgstale ist nicht leicht zu denken; die Täler schließen nicht bloß den Geologen und Geographen die Erdoberfläche auf, sie tun es auch, und zwar viel freigebiger und bedingungsloser noch, der einfachsten Betrachtung, die, ohne nach Gründen zu fragen, sich an den Dingen erfreut, wie sie sind. Nirgends gibt sich die Natur reicher, in keiner andern Form bietet sie dem Blicke eine solche Fülle von Erscheinungen so zusammengefaßt. Schon die Form der Täler, ihr Grund, ihre Abhänge, welche meist in Hügel oder Bergreihen gegliedert, vielfach gegeneinander verschoben sind und in wechselnde Höhen sich erheben, begünstigt reichste Entfaltung der Formen und der Beziehungen des Erdreichs, der Felsen und aller Dinge, die auf ihnen leben, vorab der Gewächse. Ein Blick über die Ebene ist nur im Freien zu gewinnen und verliert durch die Verkürzung, die bald alles ein- [239] förmig erscheinen läßt; aber in den Tälern bieten sich die Abhänge in der günstigsten Weise zur Betrachtung dar und umgeben dich oft von allen Seiten, als ob die sonst so dicht geschlossene Erde sich da zu einer halboffenen, farben- und formenreichen Riesenblume erhoben habe. Und dann ist ein Tal ein organisches Ganzes, in welchem nichts aus der Beziehung fällt, in welcher alle einzelnen Stücke desselben zueinanderstehen; der Bach oder Fluß, der sich das Tal geschaffen hat, faßt dessen einzelne Abschnitte wie Perlen an eine Silberschnur, und so durchstreift man, indem man sie verfolgt, keine Masse von unabhängigen, oft einander gänzlich widersprechenden Szenen, wie auf Ebenen oder in den Höhen, sondern geht sichtlich einem der Fäden nach, an denen die Natur ein Stück Erdgeschichte spinnt. Da ist alles auseinander hervorgewachsen, liegt nun in verschiedenen Entwickelungsstufen vor uns, und eines ist vollendet, während das andere erst im Werden ist; darum gibt es alte und junge Talstrecken, und wie an einem Baum ist das Hauptteil älter als die Zweige, die in es einmünden, und findet sich ein Wurzelsystem, das von den Quellen gespeist wird.

Aber freilich sind die einzelnen Teile nicht gleichwertig, und gleich mein erster Wandertag an der Reuß hinauf erinnerte mich wieder an die wohl ziemlich allgemein gültige Regel, daß die Flußläufe am reizlosesten in den Abschnitten sind, welche zwischen ihrem Heraustreten aus dem höhern Gebirge und dem Dahinfließen, dem reichern und ruhigern, in der Ebene oder im Hügelland liegen. Sie sind

bereits breiter, sie haben [240] Raum in dem ausgeweiteten Tale, aber da die bedeutendern Zuflüsse hier noch fehlen, läßt solche Ausbreitung sie nur seicht erscheinen; so fehlt es auch nicht an Trümmerwerk in ihren Betten; und dieselben Felsstücke und Geröllbänke, über welche sie oben so wild wegbrausten, sind hier sogar oft noch massenhafter zusammengehäuft; aber da der Fluß jetzt bequemere Wege findet, fließt er flach, höchstens mit leichtem Wellenschlage zwischen ihnen durch. In diesen Abschnitt fallen auch am häufigsten die rechten Verwüstungsgebiete der Berggewässer, die versumpften oder kies- und sandbedeckten, zeitweis überströmten Strecken, und darum sind hier öfters die Dammbauten mit ihren einförmigen Pappel- und Weidenpflanzungen zu finden; beide werden aber selten geeignet sein, die Schönheit einer Landschaft zu heben. Im Reußtal ist nun zwar dieser Übergang auf die ziemlich kurze Strecke zwischen Flüelen und Amsteg beschränkt, aber er fällt doch wahrscheinlich hier mehr als anderswo in die Augen, da man, von dem klaren, tiefen Bereicherungs- und Läuterungsbecken des Vierwaldstättersees kommend, nur mit den größten Erwartungen durch das breite Tor, das der Fluß sich in das Gotthardgebirge gebrochen, und an den mächtigen, himmelragenden Torpfeilern vorüberschreitet, die seinen Ausgang bei Flüelen einfassen.

Zuerst ist das Tal breit, und seine anstehenden Gesteine verlieren sich bis gegen Amsteg hin unter den herabgebrachten Gesteinstrümmern, welche sich an den Abhängen zu sanft ansteigenden Halden gesammelt haben, so daß es ganz und gar den Charakter eines angeschwemmten [241] Landes annimmt. Dieses Geröll und Trümmerwerk liegt anfangs in flachen Schichten, die von ungestörter Ablagerung und Verstreuung in dem Becken des einst weiter südwärts reichenden, nun aber, wie das in der Natur des Binnensees liegt, von der Einmündung des ihn nährenden Flusses immer mehr zurücktretenden, sich mählich auffüllenden Sees zeugen, und mancher Felsengrat mag zerschmettert und zermahlen hier in den Halden liegen, über deren Stelle vor ein paar Jahrtausenden sein Spiegelbild in der Tiefe stand. Aus diesem Schuttland, das als Deltabildung in kleinem Maßstabe zu betrachten ist, heben sich weiter hinauf Bodenwellen, die bald zu Hügeln und Terrassen anwachsen und häufig in riesigen Felsblöcken, welche sie tragen, von Natur und Ursprung des durch Rasen und Anbau verhüllten Bodens Zeugnis ablegen; dem streng in Dämme gebannten Fluß bilden sie gleichsam ein Tal im Tal, dessen runde, fast lückenlos begraste Abhänge freilich scharf von den senkrechten und kahlen Wänden der ursprünglichen Felseneinfassung abstechen. Aber bei Amsteg treten die Felsen endlich weiter vor und ziehen sich als Riff quer durch das bereits verengte Tal, so daß sie hier die Reuß zum ersten Male zu den Fällen und Wirbeln, zu der beengten und vielfach behinderten, gerade darum aber so lebendigen und prachtvoll ungestümen Bewegung zwingen, die den Gebirgsbächen und -flüssen eigen ist.

In mannigfaltigem Wechsel folgen sich nun Talengen und Querriffe, und wo kleine Ausweitungen stattgefunden haben, sorgen gewaltige Schuttlager dafür, daß [242] des Flusses Gang nicht allzu still und milde werde. Oft hat er sich tief ins Felsenbett eingefressen, so daß nur Gestäube und Brausen seine Bahn bezeichnen; wo er aber sichtbar wird, zeigt seine Flut jenen unaufhörlichen Wechsel der Zustände in Fülle, Bewegungsweise, Ton und Farbe, welche die raschfließenden Gewässer mit Reizen umkleiden, die das Auge spannen und nie ermüden lassen, und große und kleine Zuflüsse, die über Schnee und Eis oft von bedeutenden Höhen herabstürzen, lassen auch die Seiten der Berge nicht unbelebt. Welcher Formenreichtum entquillt nur diesem Einen Element! Herabgestürzt ist es ganz in einen weißgrünen, kochenden Gischt verwandelt und in Staubwolken, die über den Fällen schweben; aber kaum hat es sich in einem noch so engen Felsenkessel wieder zusammengefunden, so klärt es sich zu einem tiefgrünen Spiegel ab, um im nächsten Augenblick wieder in breiter kristallener Welle in neue Tiefen abzuströmen. Und in diesen Wintertagen kommen noch die seltsamen Gestalten hinzu, in welche es der Frost bannt. Kleinere Zuflüsse sind gänzlich erstarrt und haben vollkommene Eisfelsen an die Bergwände gelehnt und geklebt, so daß an besonders wasserreichen Stellen mehr Eis als Erdboden oder Gestein sichtbar wird. Über die Blöcke, die im Wasser liegen, baut der Schnee grünlich schimmernde Brücken, so daß man oft auf weite Strecken hin das fließende Wasser nur noch an den steilsten Stellen aus Eistoren hervorbrechen sieht. Aus einem Fichtenwald, der hinter Wattigen sich ziemlich dicht an einer Felswand in die Höhe zieht, streckt fast zwischen jedem Baume ein erstarrter Wasserlauf seine [243] weißen Arme hervor, und erst jetzt, da diese sonst kaum sichtbaren, nur in dünnen Fädchen oder gar nur tropfenweise fließenden kleinen Bäche zu Eis gestaut und an die Bergwände gebannt sind, vermag man den Wasserreichtum des Gebirges einigermaßen zu schätzen; denn wo immer das Auge hinfallen mag, sieht es die starren Gebilde und erstaunt nun, wie wenn etwa einem seines Körperbaues wenig Kundigen die strotzende Fülle der vom gestockten Blute angeschwellten Haargefäße in einem erstarrten Körper entgegentritt.

Natürlich bedingt die größere oder geringere Verwitterbarkeit der Urgesteine, in welche das Tal eingeschnitten ist, erhebliche Abstufungen des Gefälles und damit der Heftigkeit der Wasserbewegung; denn leichter zerfallendes Gestein hat schon früher breitere, verhältnismäßig gleichförmiger geneigte Talstrecken sich bilden lassen, während härtere Stücke nur erst in vielgewundenen Schluchten und über noch unvermittelte Stufenbildungen durchbrochen sind. An einem dieser ruhigern Abschnitte, der freilich immer noch wild genug ist, liegt Göschenen, das kleine, als nördlicher Tunneleingang der Gotthardbahn neuerdings so viel genannte Dörfchen. Es mündet hier das breite Göschenental, in das man weit hineinsieht, wenn man die Straße von

Amsteg heraufkommt, und wie eine Felsenkrone hebt sich in diesem der vielzackige Berghintergrund aus dem weit herabfließenden lückenlosen Schnee- und Gletschermantel heraus. Zur Linken steht ein rundkuppiger, spärlich mit Fichten bestandener Berg, zur Rechten eine fast kahle Felswand; jener, mehr nordwärts gewandt, ist tief verschneit, [244] dieser zeigt seine fast schneefreie Südseite. Die Reuß hat man ansteigend zur Linken, und ihr Bett ist erst tief im Felsen, dann weiter aufwärts ein wüstes Trümmermeer, das hoch hinauf den Fuß der umgebenden Berge einhüllt. Der vorher dichtere Fichtenwald ist hier dünn geworden, und man sieht an der Art, wie er nun in zufälliger Zerstreuung meist an geschütztern Stellen steht, auch ihm die zerstörende Wirkung der abstürzenden Trümmer an.

Lange ehe man eines der zerstreuten Häuser des Dörfchens zu Gesicht bekommt, verkündigt der weithin im Tale widerhallende Schall der Felsensprengungen die Nähe dieser wichtigen Arbeitsstätte; aber wenn man dann auf die Talterrasse herabsteigt, auf der Göschenen gelegen ist, so erkennt man an einigen halbvollendeten Bauten, deren breite Anlage und hohe, reichliche Fenster sonst wenig in diese Gebirgseinsamkeit passen, an Schienenanlagen, am fremdartigen Getreibe der ab- und zugehenden Arbeiter bald die Stelle, wo der Berg in Angriff genommen worden ist. Auf dem rechten Reußufer, unweit des Punktes, wo die diesseitige Gotthardstraße in ihren wildesten Abschnitt, in die Schöllenen (auch Schellenden, Krachental und vor alters »der Stein« genannt), eintritt, unweit einer der hochbogigen Brücken, über welche die Straße hier führte, liegt die Tunnelmündung inmitten eines wahren Felsenmeeres, am Fuß von hohen Bergen, deren Abdachungen voll losgelöster oder nur noch lose zusammengehaltener Felsblöcke hangen. Hier fließt die Reuß schon ungestümer als weiter unten, und sie wird bedeutender Korrektionen bedürfen, um bei ihrem großen Wechseln ausgesetzten [245] Wasserreichtum den provisorischen Bauten sowie dem Bahnhof nicht gefährlich werden zu können. Jedenfalls ist es aber ein großer Vorteil, daß wenigstens die sogenannte Göschenenreuß, welche aus dem Göschenental kommt, ein ziemliches Stück unterhalb dieses Punktes einmündet; denn sie ist einer der bedeutendsten und veränderlichsten Zuflüsse der Reuß, welche dann weiter oben keine so beträchtlichen Nebengewässer aufnimmt und daher leichter im Zaume zu halten ist. Bis jetzt besteht, wie mir mitgeteilt wurde, der Plan, ihr Bett von der Nähe der Tunnelmündung wegzuverlegen und zu vertiefen und den dadurch zu gewinnenden Raum mit dem Schutte aufzufüllen, der durch die Bohrarbeiten entsteht und für den man sonst in diesem engen Tal schwer eine passendere Ablagerungsstelle findet. Dadurch wird auch für die Bahnhofanlage der genügend erhöhte und flache Raum gewonnen.

Nicht leicht mag ein Gebirge verwitterter aussehen als dieses hier, und dennoch ist die Zersetzung seiner Gesteine nicht sehr weit ins Innere vorgeschritten; die Minierer sind bei Göschenen sehr bald auf das zäheste, granitartige Gestein gestoßen und rücken jetzt, da sie noch

auf Handarbeit angewiesen sind, in demselben sehr langsam, etwa um 70 cm den Tag voran, haben aber hier freilich andererseits den Vorteil, ganz im Trockenen und Festen zu arbeiten. Das Verhältnis wird sich ändern, wenn erst die Bohrmaschinen in Tätigkeit gesetzt werden, was man noch im Laufe des Märzmonats zu bewerkstelligen denkt; während im Mont-Cenis sich deren Leistungen erst am Ende auf 3 m [246] im Tage erhoben, kann man hier schon im Beginn auf die gleiche Arbeit und mit Wahrscheinlichkeit auf eine beträchtlich ergiebigere rechnen. Wenn man bedenkt, welche Fortschritte die mechanische Steinbohrung gerade durch die Arbeiten am Mont-Cenis, wo sie zum ersten Mal in großem Maßstabe Anwendung fand, gemacht hat, so wird man kaum erwarten, daß die Möglichkeit weiterer Verbesserung der betreffenden Maschinen nun schon erschöpft sei. In der Tat soll, wie mir gesagt wurde, an urteilsfähiger Stelle die Hoffnung gehegt werden, vermittelst eines neuen, jüngst in Genf erprobten amerikanischen Bohrsystems schon in Bälde eine tägliche Leistung von 5 m zu erzielen, ein Ergebnis, das die Fertigstellung des ganzen Durchbruchs auf eine viel kürzere Frist reduziert, als selbst im Vertrag vorgesehen ist. Am Mont-Cenis schritt man in wenigen Jahren um volle 2 m in der täglichen Leistung voran; entschiedene Verbesserungen sind seitdem an den Bohrmaschinen angebracht worden, und was die Gesteine betrifft, welche zu durchbrechen sind, so sind die des Gotthard mit Bezug auf ihre Schwierigkeiten in keiner Weise unberechenbar, denn sie lassen sich im großen und ganzen nach den Verhältnissen beurteilen, die sie im Anstehenden zeigen, und diese hat man genügend studieren können. Man wird die Maschinen zuerst mit Dampf betreiben, später aber, wie am Mont-Cenis, zu Wasserkraft und verdichteter Luft greifen — beides Dinge, an denen es an den Arbeitsstätten nicht mangelt; vermittelst der verdichteten Luft wird man dann auch die Luftreinigung im Stollen bewerkstelligen, die um so not- [247] wendiger und schwieriger wird, je weiter man in die Tiefe des Berges vorrückt und die Zahl der Arbeiter vermehrt. Bei Göschenen sind gegenwärtig etwa 180 Arbeiter beschäftigt, von denen die Steinbohrer in drei Gruppen mit je achtstündiger Arbeitszeit geteilt sind, um Tag und Nacht an der Sache bleiben zu können. Der Tunnel wird von ihnen in der Weise vorgetrieben, daß zuerst der mittlere Teil des obern Abschnittes, dann dessen Seiten ausgebrochen werden, worauf sie ebenfalls von der Mitte her den untern Abschnitt in Angriff nehmen, dessen Seiten am spätesten beseitigt werden, so daß also die ganze Arbeit wie ein aufwärts gerichteter Keil in den Berg vordringt. An der äußersten Spitze sah ich bei meinem Besuche acht Mann an der Arbeit, welche paarweise Bohrlöcher einschlugen, indem einer den Meißel hielt und auflockerte, während der andere mit der Sicherheit und Regelmäßigkeit einer Maschine auf denselben losschlug. Wenn man dieses kraftvergeudende, mühsame und doch verhältnismäßig ergebnisarme Arbeiten betrachtet hatte, hörte man mit doppelter Freude die Nachricht vom rüstigen Vorwärtsschreiten in der Aufstellung der Maschinen.

Von dieser Stätte, wo mitten in die Fels- und Eiswüstenei ein Same unserer höchsten Kulturblüte fiel und nunmehr im gedeihlichsten Keimen zu schauen ist, wandte ich mich wieder der Straße zu, welche in die Wildnis der Schöllenen führt, und sah bald eine Stelle, deren Überbrückung vergangenen Jahrhunderten kein unbedeutenderes oder verdienstloseres Werk war, als uns diese gewaltige Bergdurchbohrung zu sein scheint. Auf [248] weitere Strecken als im untern Laufe und härter treten hier senkrechte, hohe Felswände von beiden Seiten einander entgegen und zwängen den Fluß in eine schmale, an Abfällen und Klippen reiche Bahn, so daß er für das Auge kaum mehr zu fließen, sondern in den Kesseln, in welche dieses Stück seines Laufes zerfällt, nur mehr nach Auswegen zu suchen, hin und her zu wüten, zu wirbeln und aufzukochen scheint. Die Namen des vordern und hintern Teufelstales, des Teufelsberges und der Teufelsbrücke, die hier hart nebeneinander vorkommen, deuten an, wie selbst dem Volke dieser Gegenden, das den Schrecknissen der Natur doch wahrlich nicht fremd ist, eine solche Wildnis un- oder übernatürlich erschien, und von einem Felsvorsprung leuchtet eine Kapelle, in welcher der heilige Antonius angerufen wird, dem gläubigen Wanderer als ein Ort des Trostes mitten in diesem Toben zu; auch sie ist ein sprechendes Zeugnis für das Bedürfnis der Menschen, die Schrecken solcher Einöden durch über all diesem schwebenden, höhern Mächten geweihte heilige Stätten gleichsam zu mildern. Hier hing lange Zeit nur eine Brücke, welche an den Felsen befestigt war und den Fluß auf einer Strecke von 200 Fuß der Länge nach überbrückte; sie hieß die stiebende oder stäubende Brücke und wurde erst 1707 durch den 64 m langen, in den Felsen gesprengten Durchgang, das sogenannte Urner Loch, ersetzt. Aber wahrscheinlich war es diese, der alten Wegbaukunst unbewältigbare Stelle, welche den sonst so günstig gelegenen Gotthardpaß den Alten verschloß und selbst dem frühern Mittelalter nur als Saumpfad nützlich werden [249] ließ; der stiebenden Brücke wird erst im Beginn des 14. Jahrhunderts urkundlich Erwähnung getan.

Ein wundersamer Wechsel der Landschaft hat sich vorbereitet, während unsere Blicke hier in den Felsen gefangen waren. Man nimmt ihn nicht eher wahr, als bis man aus dem Urner Loch herausgetreten ist. Da liegt nun unverhofft in seinem tiefen Frieden das weite Talbecken von Andermatt, mit dem grasigen, flachen oder sanftwelligen Boden, in welchem der eben noch betäubend, fast unheimlich abstürzende Fluß unhörbar in einem breiten Bett dahinwandelt; da liegt Andermatt selbst im Schutze eines freilich bedenklich eingeschränkten und gelichteten Fichtenwaldes — des letzten an der Nordseite des Gotthard —, städtisch mit seinen steinernen Häusern anzuschauen, und etwas südlicher, fast in gleicher Flucht, das kleine Hospenthal, welches von einer weithin sichtbaren Ruine (Langobardenturm wird sie in Büchern genannt) überragt wird; nur hohe Berge, die rings hereinschauen, deuten an, daß man sich dem Gipfel genähert hat, und eine fast lückenlose

Schneehülle geht über das Tal und alle Abhänge. Aber wenn man den Blick gegen die Schöllenen zurückwendet, stehen dort die kahlen Felsen ineinander geschoben und verschränkt, und lassen keinen Blick in die Wildnis hinter ihnen, die sich freilich durch sie allein genügend ankündigt; ich sah nie eine Szene, die so entschiedene Gegensätze in sich schloß, denn von dieser Idylle wegblickend, mochte man dort ein in Felsen verstecktes Tor der Unterwelt zu sehen glauben.

Der Unterschied liegt auch nicht bloß im äußern [250] Eindruck. Das Reußtal war bis hierher — das bezeugte schon das heftige Arbeiten seiner Gewässer — ein noch lange nicht fertiger, noch nicht tief und gleichmäßig genug gewordener Bergeinschnitt; aber nun liegt ein fertig, allerseits ausgeweitetes Tal, eben in seinem Grunde, sanft abgeflacht gegen die Abhänge seiner Berge vor uns. Das Rätsel wird erhellt, sobald man auf die Karte blickt und das Tal von Andermatt und Hospenthal als einen Teil der großen Furche erkennt, welche von Martigny bis Chur in südwestlich-nordöstlicher Richtung das gesamte mittlere Alpengebirge durchzieht, in ihrer westlichen Hälfte die Rhône, in der östlichen den Rhein aufnehmend. Die Reuß hat hier auf eine kurze Strecke ein Bett gefunden, das sie nicht erst sich auszuhöhlen brauchte, das aber selbst seiner Bildung nach mehr eine Vertiefung zwischen zwei Hebungsfalten des Gebirges als Flußtal, und jedenfalls ungleich viel älter als das eigentliche Reußtal ist. Es ist auch dadurch geologisch interessant, daß es neben dem den Formen nach entsprechenden Tale von Airolo ein Ort ist, wo in die Urgesteine des Gotthardgebirges Schichten von sedimentärer Bildung, anscheinend zur Kohlenformation gehörig, erkennbar eingeschaltet sind; mit dem Gebirge gehoben, blieben sie in den Falten liegen, als die andern Schichten zerrissen und vom Wasser späterhin weggespült wurden.

Schon in Hospenthal lag der Schnee beträchtlich tief, aber mit jeder Wendung des jetzt vielgewundenen und steil zur Paßhöhe ansteigenden Weges stellte er sich mächtiger dar; bald verschwand unter ihm die Straße, [251] und man ging hoch über ihr, während die Steine an ihrem Rande in 8 und 10 Fuß Entfernung da und dort aus der Tiefe schauten. Von den Verhältnissen des Tales war unter dieser Decke, welche nach der Versicherung einiger mit ihrer Wegschaffung, beziehungsweise Ebnung betrauten Männer an manchen Orten bis 35 Fuß tief lag, nichts zu bemerken; es traten nur die größten Unterschiede der Tiefe und Höhe hervor, aber alles in den sanft gerundeten Umrissen, die im Wesen des leicht vergehenden Schnees liegen. Aber es konnte doch kein Gedanke aufkommen, daß dieser Weg irgend große Gefahren bieten könne, da selbst bei stürmischem Wetter die Schutzhäuser (Kantonnieren), die auf beiden Seiten des Passes zu zweien liegen, das Hospiz auf der Höhe und vorzüglich die Scharen der im Winter fast beständig mit Schneeschaufelung beschäftigten Straßenwarte jedem Verirrten leicht Zuflucht bieten. Die Gefahren liegen vielmehr im Leichtsinn der zahllosen Wanderer, die des Winters und Frühjahrs be-

sonders aus Italien zu Fuß herüberkommen und kaum mit dem Notdürftigen an Bekleidung versehen sind; sie alle nehmen die Gastfreundschaft des Hospizes in Anspruch, wo jedem ein Glas Wein, Käse und Brot, und wenn er übernachtet, auch noch Suppe verabreicht wird; sie haben 25 Betten in demselben, aber einige Tage vor meiner Ankunft hatten z. B. in einer einzigen Nacht 53 Menschen übernachtet, und es ist selten, daß einer von diesen etwas für die genossene Wohltat spendet. Dieses Hospiz wird darum durch freiwillige Gaben erhalten und von dem Gastwirte des Gotthardwirtshauses (Zum Monte- [252] Prosa) besorgt. Daß bei dem starken Verkehr über diesen Paß seit vielen Jahren kein Mensch verunglückt ist, stellt der Fürsorge, die hier geübt wird, ein höchst ehrenvolles Zeugnis aus; einzelne Glieder erfrieren wohl den oft nur mit Sandalen bekleideten, ohne Mantel und Halstuch herüberkommenden Armen, die zur Sommerarbeit nach Deutschland ziehen, aber auch sie werden im Hospiz meist rasch geheilt, da die Leute dort, wie ich mich überzeugte, eine große Erfahrung in der Behandlung solcher Übel besitzen. Des geistlichen Charakters, den diese segensreiche Anstalt früher hatte, ist sie gegenwärtig so weit entkleidet, daß sich zurzeit nicht einmal ein Geistlicher auf dem Gotthard aufhält.

Als ich gegen Abend oben ankam, traf gerade auch die Schlittenkarawane der Post von Andermatt ein, deren Reisende eilig in das zugeschneite Gasthaus hinabstiegen, um sich etwas zu erwärmen, und es war ein paar Minuten großes Getümmel und Geschrei. Als sie aber wieder paarweise in ihre einspännigen Schlitten eingepackt waren und unter fröhlichem Schellengeklingel gegen Airolo hinabjagten, ward es sehr still, und selbst der Mond samt dem Abendstern, die nun hinter den Bergen herzuwandeln kamen, schienen in dieser öden Höhe etwas von ihrer kühlen, stolzen Erdenferne abzulegen und fast vertraut die Ruhe dieses wolkenweißen Fleckchens Erde anzustrahlen.

---

[253] Auf der Paßhöhe und der Fibbia.

> Here is sanctity, which shames our religions, and reality, which discredits our heroes. Here we find Nature to be the circumstance which dwarfs every other circumstance, and judges like a God all men that come to her.
>
> R. W. Emerson.

Wenn nicht etwa die Post eingeschneit wird, ist es im Winter eine Seltenheit, daß sich ein Fremder, den nicht die Armut auf die Hilfe des Hospizes anweist, länger als nötig auf dem Gotthard aufhält; ich war seit mehrern Wochen der erste, der in dem zur Sommerszeit so sehr belebten Gasthaus zum Monte-Prosa, das dem Hospiz gegenüberliegt, Quartier nahm, und da ich ziemlich früh am Nachmittag angekommen war, hatte ich Ruhe und Zeit genug, die Merk-

würdigkeiten des Gebirges, in dessen Mittelpunkt und an dessen höchster bewohnter Stelle ich mich nun befand, einstweilen in Gedanken durchzugehen. Es zogen gegen Abend Nebel am Himmel herauf und legten sich in Streifen vor die Sonne, es begann auch etwas Weniges zu schneien, und in dem einzigen bewohnten Raume fing es bald an zu dämmern, zumal der Schnee nur das obere Drittel der Fenster [254] unbedeckt gelassen hatte. Als der Faden der lehrreichen Gespräche mit der freundschaftlichen Wirtschafterin Elisabeth, die seit acht Jahren die Winter hier oben verbracht hat und daher mancherlei Merkwürdiges zu berichten weiß, unter dem Geklapper der Nähmaschine abzureißen drohte, als die Tessiner Fuhrleute im Vorraum ihres leidenschaftlichen Morraspiels endlich überdrüssig wurden und sich nach den Ställen zurückzogen, und als mit einem bergkundigen Knechte das Wetter besprochen, günstig befunden und für den morgigen Tag eine Bergbesteigung verabredet worden, schien da nichts Besseres zu tun übrig, als Bücher und Karten vorzunehmen und den alten Gotthard nun an Ort und Stelle noch einmal in Wort und Bild sich vor Augen zu führen.

Um von alters her bekannte Dinge, vorab um die, welche wegen irgendeines Vorzuges hervorragen, schlingt sich ein Stück menschlichen Geisteslebens wie Efeu um Ruinen und Felsen, und ehe man an die Sache selbst kommt, schaut man in diesem Schlingwerk ihre mannigfaltige Spiegelung im Geist verschiedener Zeiten und Menschen. Wie aber manchem der Stein oder das Bildwerk oder die Inschrift, die das wuchernde Gewächs bedeckt, weniger anziehend als die lebendige Verhüllung dünkt, so hat auch die Art und Weise, wie unser Wissen von einem natürlichen Ding aus Sagen und Meinung sich manchmal im Lauf der Zeiten zu einer hellen, erfreulichen Blüte heraufgeläutert hat, für viele ebenso viel Wert als der Gegenstand selbst, um den es sich gewoben, und so ist auch der Gotthard schon oft auf das Wissen geprüft worden, das Alte und Neue von [255] ihm besaßen. Neuerdings haben nun die Gelehrten einige Irrtümer berichtigt, die in dieser Beziehung unter den Leuten, wie ich gedruckt gesehen habe, noch heute kursieren, und so möge auch hier einiges aus der Gotthardgeschichte angeführt sein.

Die Alten kannten das Gebirge um den Gotthard, das, was wir heute Gotthardgruppe nennen und mehr, als Lepontinische Alpen, aber es ist keine Beglaubigung dafür vorhanden, daß sie dessen Paß benutzt haben; daß die Gallier auf ihren zwei ersten Zügen nach Italien über denselben gezogen seien, daß er zu Karls des Großen oder Ludwigs des Frommen Zeit mit Heeren begangen oder daß über ihn die Gebeine der heiligen drei Könige von Mailand nach Köln gebracht worden seien, ist ebenfalls widerlegt, und man kennt bis jetzt auch Spuren von Ansiedelungen in den Tälern dieses Gebirges nur erst aus dem 7. und 9. Jahrhundert. Die erste Erwähnung eines Pilgerweges über den Gotthard stammt aus der Mitte des 13., und eines Handels-

weges (Saumpfades) aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts; das Hospiz wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts gestiftet, und die Straße, wie sie heute mit wenigen seitdem vorgenommenen Änderungen von Flüelen bis hinüber nach Bellinzona verläuft, ist in den Jahren 1820—30 gebaut worden. Ehe genaue Messungen angestellt wurden, bildete natürlicherweise die Schätzung der Höhen bekannter Berge sowie der Streit über ihre Rangordnung eine beliebte Aufgabe der Erdbeschreiber, und die Sucht, die zerstreuten und meist schwer mit Sicherheit zu deutenden Aussprüche der Griechen und Römer über die Boden- [256] verhältnisse Mitteleuropas als Ausgangspunkte anzunehmen, führte hier zu noch größern Irrtümern, als die Schätzung nach Augenmaß und Überlieferung ohnedies schon in sich birgt. So ist auch der Gotthard in den Rangstreit der Alpen gezogen und, gestützt auf eine unklare Stelle Caesars über die Lepontinischen Alpen, von den hervorragendsten Schweizer Geographen, wie Ägidius von Tschudi, Scheuchzer, Gruner und andern bis zur Zeit Saussures, als der höchste erklärt worden, wiewohl Pizzo Rotondo, sein höchster Gipfel, um mehr als 1600 m hinter dem Mont-Blanc zurückbleibt und die gesamte Gruppe fast auf allen Seiten von höheren Gipfeln als die ihren umgeben ist. Aber in dieser Überschätzung war abgesehen von der klassischen Autorität ein richtiges Gefühl für die nur in anderer Richtung hervorragende Bedeutung des Gotthardgebirges verborgen, welches sich besonders auf das Zusammentreffen der Quellgebiete des Rheines und der Reuß, der Rhône und des Tessin auf diesem »Alpenknauf« stützte — ein Zusammentreffen, das allerdings keineswegs zufällig, sondern eine Folge der in ihrer Art einzigen Mittelstellung dieser Gruppe der zentralen Alpen ist. In dieser Richtung bestätigt die neuere Gebirgskunde, was mehr vorahnend Goethe in dem letzten seiner Briefe aus der Schweiz schrieb: »Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirge der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Mont-Blanc um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größern Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen.«

[257] Der Gotthard ist in der Tat einem Knoten zu vergleichen, der, in der Mitte der Zentralalpen gelegen, die Nord- und Südkette, in welche dieselben zu seiner östlichen und westlichen Seite zerfallen, in sich verknüpft. Von Westen kommen die Penninischen und Grajischen, von Osten die Rhätischen Alpen und die der Bernina auf diesen Punkt hergezogen. Man hat denselben daher als Mittelpunkt der Zentralalpen auch mit Bezug auf das Werden der Alpen, d. h. als eines der ältesten Stücke des allmählich gehobenen Landes, als eine der ursprünglichsten Äußerungen der immer noch dunkeln, gebirgserhebenden Kräfte angesprochen; doch ist dies wie alles, was in größere Tiefen der Alpengeschichte geht, noch nicht streng festgestellt, wenn auch wahrscheinlich.

Klarer als die Ursachen der auserwählten Stellung des Gotthard liegen jedenfalls die Folgen derselben vor Augen; denn ihr verdankt

er die Bedeutung, welche er für das alpine Flußsystem, und gewiß auch einen großen Teil derjenigen, die er für den Strom des menschlichen Verkehrs über die Alpen gewonnen hat; ihr verdankt er es, daß sein Paß im Vergleich mit allen andern, die in den Alpen begangen werden, den geradesten und kürzesten Weg zwischen den Ländern darstellt, die durch die Alpen geschieden sind. Sondert man jene Pässe aus, welche den Hauptkamm dieses gewaltigen Gebirges nur auf Umwegen durch vorliegende Alpenketten erreichen, wie Mont-Cenis, die beiden Bernharde, Simplon und Lukmanier, und jene der Längsjoche, wie Maloja, Stilfser und Semmering, so bleibt neben Brenner und Mont-Genèvre (Cottische Alpen) nur der [258] Gotthard als echter Alpenpaß bestehen und tritt vor beiden durch seine Lage wieder als der weitaus begünstigtere hervor, wenn auch seine bedeutende Höhe Schwierigkeiten erzeugt (wie unter andern die jetzt in der Anlage befindliche Gotthardbahn zeigt), von denen wenigstens der Brenner, welcher freilich nahezu 3000 Fuß niedriger ist, verschont bleibt. Bedenkt man nur, daß ein paar Meilen nördlich vom Paß die Gotthardstraße in den Vierwaldstättersee, ein paar Meilen südlich von demselben in den Langensee mündet, und daß beide ihr die leichteste Verbindung mit den Ebenen gewähren, die im Norden und Süden den Alpen vorgelegt sind; bedenkt man, daß er in die gerade Verbindungslinie der zu allen Zeiten eine der wichtigsten festländischen Handelsstraßen gebliebenen Rheinstraße mit dem Mittelmeer fällt, daß ferner nahe seinem Gipfel die Straßen ausmünden, welche längs dem Rhône- und dem Vorderrheintal sich nach Ost und West durch den Kern der mittlern Alpen ziehen, so wird man die Bedeutung erkennen, die ihm seine Lage verleiht.

Mich trieb es nun, diese zentrale Stellung des Gotthard auch in anderer Richtung zu verwerten, nämlich von einem seiner Gipfel einen Blick in die im Wintergewand ihn umlagernde Gebirgswelt zu tun, und als den nächsten Morgen die Februarsonne mit warmen Strahlen an den dicken Eiskrusten der Fenster zu zehren begann und ein Stücklein verheißungsvoll klaren Himmels ins kühle Schlafgemach schauen ließ, hob ich mich geschwind von meiner Lagerstätte, um bei der vorgesetzten Besteigung womöglich noch die an solchen hellen [259] Tagen bald erweichende, allnächtlich aber wieder verhärtende Schneedecke zu benutzen, und konnte es kaum erwarten, aus der Tiefe des eingeschneiten Hauses an dieses kräftige Licht hervorzusteigen. Bald schritten wir, Knecht Anton mit vier ausgelassen umhertollenden Hunden (eine Art Leonberger, die hier oben gezüchtet werden) voran, ich in seinen Fußstapfen folgend, gegen die Bergspitzen des Kammes der Fibbia zu, welche südwestlich vom Hospiz sich bis zur Höhe von 2742 m erheben (das Hospiz selbst liegt bei 2093, etwas südlich von der 2114 m hohen Paßhöhe).

Da wir uns allmählich von der Straße und den Gebäuden des Passes entfernten und so steil, als es nur gehen mochte, an den tiefverschneiten Abhängen anstiegen, um keine Zeit zu verlieren, wurde

alles, was das Auge umfassen konnte, immer fremdartiger und einfacher. Da war nichts als das Blau des Himmels, das in allen Richtungen in ungeminderter Wärme und Tiefe von Berg zu Berg gespannt war, und das Weiß des Schnees, das auf der Erde so weit ging, wie der Blick nur reichen mochte; über allem aber stand froh und still das Leuchten einer klaren Morgensonne und die kristallene Ruhe der kalten, ganz reinen, unbewegten Winterluft. Und die beiden Farben waren kaum abgestuft, so daß, wenn sonst der Himmel in seiner Farbeneinheit die bunte Fülle der Erde beruhigend und klärend überwölbt, nun diese selbst nur mit dem einzigen leuchtenden Weiß ihn an allen Enden berührte und anstrahlte. Es ist das mit Worten nicht wohl des weitern zu beschreiben, nur das kann ich sagen, daß dieses unge- [260] störte Zusammenwirken von Sonnengold und Weiß und Blau allem im Gesichtskreis eine wunderbar reine und ruhige Einfachheit, die nirgends aus sich herausstrebte, überbreitete, und daß in dieser Einfachheit ein Fremdartiges, Tiefes lag, das solchen Zustand der Natur kaum mehr den irdischen Dingen vergleichbar erscheinen ließ. Wiederum zeigte hier der schrankenlos herrschende Winter seine schöpferische Macht und trat in ganz anderer Bedeutung hervor als etwa in unsern tiefern Regionen, wo er nur ein kämpfendes, oft früh erliegendes Dasein führen kann. Hier war er reich und mächtig erschienen, hatte höchst freigebig die winterlich verarmte Erde, die Reste der sommerlichen Blütezeit zugedeckt, hatte die Furchen und Schründe des altverwitterten Erdenangesichts geglättet und den Schutt des gewaltigen Ruinenfeldes, das wir Gebirge nennen, mit seinen reichlichen Spenden mitleidig umhüllt. In Riesenfalten schließt sich diese weiße Hülle dem hagern Leibe des Gebirges an; aber ihre Linien sind nicht hart und gebrochen, sie streben alle zu leichten Bogen und übertreffen jegliches Gestein in der Kühnheit und Mannigfaltigkeit, deren sie besonders an den sturmausgesetzten Punkten fähig sind, wo sie sich oft sehr weit in einer dünnen Schicht von den steilsten Abhängen wagerecht ins Blaue hinausbauen, wo Säulen und Pfeiler voll der phantastischsten Kanten und Aushöhlungen vom Winde zusammgeweht und geglättet sind. In diesen Formen wird der Sturm in seiner ganzen Kraft und Willkür abgezeichnet, und oft liegt so ein durchwühltes Schnee- [261] feld wie ein erstarrtes Stück sturmgepeitschten Ozeans vor dir.

Zuerst war der Schnee an den meisten Stellen fest genug, um das Gewicht eines menschlichen Körpers tragen zu können, und es war da ein leichteres Bergsteigen, als es irgend im Sommer möglich ist, wo es über Unebenheiten weggeht, die jetzt geglättet waren, und dadurch wurde auch der Weg gekürzt; aber es kamen bald frisch verwehte Stellen, wo er noch nicht hatte erhärten können, und wo man manchmal beträchtlich tief einsank. Indessen vermieden wir nach einiger Erfahrung diese Stellen soviel als möglich und hielten uns an diejenigen Schneefelder, deren Oberfläche vom Winde bereits in weiterer

Ausdehnung zu Wellen und Wogen geformt war und schon in einer etwas mattern Farbe ihre dichtere Beschaffenheit erkennen ließen; hier gingen nur manchmal von einem Wogenkamm zum andern leichte Brücken darübergewehten Schnees, oder es hatten die Winde sich in einer Vertiefung gefangen und weite Höhlen ausgewühlt, aber man konnte diese Dinge leicht erkennen und vermeiden. Aber an einem Orte lag ein weites Feld voll Lawinentrümmer, härtere Schneeblöcke, oft von Mannshöhe, wild mit kleinern durcheinandergewirrt und erst frisch wieder etwas zugeschneit. Nach einigen Stellen zu urteilen, wo es sich zerklüftet hatte, mochte dieses Trümmerfeld wohl 20, 30 Fuß mächtig sein. Auch es ward endlich überschritten, und nach verhältnismäßig mühelosem, zweistündigem Steigen standen wir auf dem Gipfel, der durch riesige Schneeanwehungen viel breiter als sonst erschien, auf dem aber [262] aller Schnee in ganz merkwürdiger Weise, wie in einem Riesenschwamm oder Tuffstein, labyrinthisch ausgehöhlt war. An die Steinpyramide, welche als Signal auf demselben aufgerichtet ist, war von Westen her eine gewaltige Schneemasse angesetzt, die wie eine Nase wohl 10 Fuß lang in die Luft hinausragte, und ähnliche übermütige Bildungen waren ringsumher sehr häufig; denn in dieser Höhe hatte der Wind mit dem fügsamen, leicht gestaltbaren Stoffe nach Willkür schalten können.

Bis jetzt war man nur selten auf Felsen gestoßen, die dann nur wie vereinzelte Klippen aus dem Meere der allgemeinen Hülle hervorragten; aber da lag nun zu Füßen das Bedrettotal, das jederzeit eine Wildnis ist, in dieser Zeit aber, da alles Grün abgedorrt und die wenigen Matten verschneit sind, nur wie ein tiefer, enger Gang zwischen grauen Felsen und dunkeln Wäldern heraufschaut, übertürmt von den Gipfeln des obern Rhônetals und der Furca; wo es in das Tessintal oder die Leventina mündete, verhüllte ein Schimmer, zwischen Grün und tiefem rötlichen Gelb abgestuft, wie er bei klaren Sonnenuntergängen wohl am tiefsten Horizont aufblüht, den Süden, die Berge und weiterhin das flache Land, wo der Lago Maggiore sich in die Lombardei hinauszieht. Im Osten sah man auf den eben durchschrittenen Abhang, auf die kleine Hochebene des Passes, auf die winzigen Dächer des Hospizes und des Gasthauses, auf die dort nach Süd und Nord hinabgehenden Straßen, und hörte deutlich das Geklingel des langen Postschlittenzugs, der von Hospenthal her heraufkam; im Nordost tauchten Graubündener Berge auf, die [263] um die Rheinquellen stehen, und gegen Norden ging der Blick über die wohlbekannte, eben erst durchwanderte Umgebung des Reußtals. Und inmitten dieser großen Gebirge und der vier wichtigen Flußsysteme stiegen rings die Gipfel der eigentlichen Gotthardgruppe mit ihren zum Teil schauerlich zerborstenen Graten auf. Sie zählt 15 Hörner, welche die Höhe von 3000 m überragen, und eine Unzahl kleinerer, und man sieht von hier die meisten derselben; aber bei dieser Umschau wurde es auch klar, daß hier nicht wie bei andern Gebirgsgruppen die Gipfelerhebung, sondern daß die

mittlere Höhe der Gesamtmasse das Hervorragende sei; man erkannte den Gotthard als höchst massigen Gebirgsstock, an dem die Gipfel einen verhältnismäßig wenig bedeutenden Raum einnehmen. Nach Norden und Süden in seine Täler schauend, wollte es auch scheinen, als trete die eigentümliche Fächerstruktur, die seine Schichten auf der Nordseite nach Süden und auf der Südseite nach Norden in die Erde streben läßt, so daß er an den beiden Abhängen auseinanderzufallen scheint, an verschiedenen Punkten klar zutage; aber das kann in diesem vielfach zerklüfteten Gebirge eine Täuschung gewesen sein.

Wir lagen lange oben im Schnee, wir beide und die vier Hunde, die vor Wohlgefühl nicht wußten, wie sie sich toll genug gebärden sollten. Die Sonne schien so warm, und das Bild des schneeverhüllten Gebirges war in ihrem Lichte [so] herrlich, daß man sich schwer von diesem Punkte trennen mochte. Aber gegen Mittag gingen wir wieder hinab oder, besser gesagt, gelangten [264] hinab, denn wir überließen uns einfach der Schwerkraft und fuhren wie der Blitz über die steilen Gehänge hin, umtollt von den Hunden, so daß wir mehr als einmal samt ihnen in einen wirren Knäuel zusammenfuhren, wo sie sich dann sofort daran machten, uns mit ganz gewaltsamer Zärtlichkeit Hals und Gesicht zu belecken, so daß man sich nur schwer wieder unter ihren zottigen Leibern vorarbeiten konnte.

Als wir einige Augenblicke in einer Schneemulde ruhten, sahen wir Anzeichen, daß wohl auch der Reif oder Nebelfrost an den Schneegebilden hatte arbeiten helfen. Es standen hier nämlich wieder scharfkantige Wellen ziemlich hoch aus der Fläche hervor, und an sie waren in schöner Regelmäßigkeit etwa zolllange, dünne, stäbchenförmige Eiskristallisationen angesetzt, denen man es ansah, daß sie nicht etwa Schmelzprodukte, sondern hier »gewachsen« waren; sie glichen ganz den schönen Eisanflügen, welche unsere Wälder bei kalten Nebeln in Kristallgärten verwandeln, nur daß sie größer und vollkommener ausgebildet waren.

Da auf dem Passe alles unter dem Schnee lag und besonders seine Seen, auf deren Betrachtung ich mich sehr gefreut hatte, vollständig unsichtbar waren, beschloß ich, den hellen Nachmittag noch zu benutzen und ohne Verzug nach Airolo hinabzusteigen. Ich verabschiedete mich also von den vortrefflichen Menschen, mit denen ich einen fröhlichen, originellen Tag verlebt hatte, und wandte meine Schritte nach Süden. Das war wieder ein lustiges Hinabsteigen, wo alle Wegkrümmungen über die steilen Gehänge weg ohne weiteres abgeschnitten [265] wurden. Es dauerte nicht lange, so sah ich einige Lärchen ihre dünnen Äste aus dem Schnee strecken, ein Anzeichen, daß man sich südlicher Vegetation nähere; denn auf der Nordseite sind Fichten, Föhren und Krummholz die einzigen Nadelbäume, denen man begegnet, und sie gehen bei weitem nicht so hoch hinauf.

Im Tal Tremola, dem engen Tal oberhalb Airolo, lag wohl noch mehr Schnee als auf der Nordseite; aber doch mußte die Kälte geringer

gewesen sein, denn von Eis sah man nicht viele Spuren, und der Schnee kam mir nasser vor als jenseits. Schon bald sieht man Airolo in seinem flachen Tale, in italienischer Weise zumeist aus steinernen Häusern eng zusammengebaut, und sieht auch weiter abwärts ins Tessintal, wo hoch auf den Talterrassen einige malerische Dörfer mit schlanken Glockentürmen liegen und in der Tiefe zwischen gewaltigen Felsabstürzen der grüne Tessin dahingeht.

So ging es südwärts und bergab, und beides führte hier aus dem Reiche des Winters dem Frühling zu. Oberhalb Airolo wandte ich mich um und faßte noch einmal die Welt des Eises und Schnees zusammen, denn so sah ich sie wohl nicht so bald wieder. Ich hatte sie erst im Gebirge in ihrer ganzen, sonst nur geahnten Größe erkannt. Der Winter schien mir nun mehr als eine Jahreszeit zwischen Herbst und Frühling. Ich sah in ihm ein kommendes Stück Erdgeschichte, das nur jetzt noch mit einer sommerlichen Hälfte wechselt, um mit dem Erkalten der alternden Erde weiter und weiter vorzuschreiten, bis diese ganze bunte Welt, die einst nur Sommer kannte, ganz dem Winter gehören wird. So [266] gewann er eine neue Bedeutung, und als ich südwärts weiter schritt, nahm ich mir vor, seinen Ruhm zu verkünden, soweit es mir gegeben sei; denn ich konnte sagen wie der bergkundige Jüngling, dessen Winterfahrten Stifter im »Nachsommer« so herrlich beschrieben hat: »Die tiefe Empfindung, welche mich immer angetrieben hatte, im Winter die Höhen der Berge zu suchen, hatte mich nicht getäuscht; ein erhabenes Gefühl war in meine Seele gekommen.«

---

[267]

Das Tessintal hinab.

Gleicherweise befreit
Vom wüsten Graus
Und vom allzu schönen Zauberbild des Südens.
Hamerling.

Wiewohl Airolo bedeutend tiefer im Gebirge liegt als Göschenen, beträgt seine Höhe über letzterm doch nur 76 m, und die Ursache dieses geringen Unterschieds beruht in dem steilern Abfall des Südabhanges des Gotthard. Im übrigen ist aber die Lage von Airolo viel eher mit der von Andermatt zu vergleichen, denn gleich diesem liegt es in einer für solche Höhe verhältnismäßig breiten, ebenen Talweitung, welche wie dort einen Abschnitt aus einer Faltungsfurche des Gebirgs, nämlich aus dem von Westen her hier einmündenden Längstale von Bedretto, darstellt. Die Einschaltung einer solchen Talebene kommt aber auf dieser Seite weder beim Aufwärts- noch Hinabwandern des Tessintals so zur Geltung wie bei Andermatt; denn im erstern Falle ist man bereits einer ganzen Anzahl solcher kleinen Ebenen, die mehrmals mit den wildesten Schluchten abwechseln, begegnet, während man im andern schon fast von der Paßhöhe aus auf dieses fried- [268] lichere Talstück hinabschaut, seiner Matten und Dörfer ansichtig wird.

Für den Geologen erhält aber die Vergleichung Airolos mit Andermatt noch durch den Umstand besondere Berechtigung, daß hier wie dort eine natürliche Grenze der Zentralmasse des Gotthard, der Gotthardgruppe im engern, geologischen Sinne, zu ziehen ist; denn an beiden Orten wird dieselbe durch Längstäler abgegrenzt, jenseit welcher man hier die Tessinischen Alpen, dort die Zentralmasse des Finsteraarhorn zusammengefaßt hat. Der Geograph kann aber in diesen feinern Sonderungen bekanntlich nicht sehr oft mit dem Geologen einig gehen, denn er zieht die Grenzen nach allgemeinern Gesichtspunkten, und so kommt es, daß die Gebirgsgruppen von verschiedenen auch immer in verschiedenem Sinne gefaßt werden, wie denn die Gotthardgruppe das eine Mal bis an den Lago-Maggiore und den Vierwaldstättersee ausgedehnt, das andere Mal auf die elliptische Gruppe der den Paß umliegenden Gipfel, deren nordsüdlicher Querdurchmesser nicht mehr als sechs Stunden beträgt, eingeschränkt wird. Für Gebirgsgruppenunterscheidung, die von den geologischen Verhältnissen absieht, wird aber die Schwierigkeit, natürliche Grenzen zu finden, immer vorhanden sein, wo nicht herkömmliche Zusammenfassung oder praktische Rücksichten den Knoten zerschneiden.

Hat man das Reußtal mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet und steigt nun ins Tessintal hinab, so nimmt man bald eine Reihe von Zuständen wahr, welche das eine vom andern unterscheiden, ohne ihre Grundähnlichkeit [269] aufzuheben, und man findet völlig den Satz bestätigt, in welchem Rütimeyer die beiden Täler mit Zwillingsbrüdern vergleicht, die »nicht nur vom Klima mit sehr verschiedenem Gewande geschmückt, sondern auch von Haus aus von sehr verschiedenem Charakter« sind. Erst fühlt man den Unterschied wohl mehr, aber bei genauerer Betrachtung lernt man ihn auch verstehen.

Daß sie beide Quertäler sind, welche das Wasser allein in die Seiten des Gebirges eingeschnitten und gefressen hat, tritt überall hervor, wo man ihre Abhänge genau genug vergleichen kann, um die Spuren eines früher vorhandenen, nur durch Wassersgewalt zerrissenen Zusammenhangs ihrer Gesteine von einer Talseite zur andern wahrzunehmen. Daß sie auch in sehr übereinstimmenden Gesteinen ausgehöhlt sind, wird nicht weniger klar, wenn man nur die Gipfel- und Gratformen, die Gestalten der Klippen und der Verwitterungsprodukte betrachtet; selbst der Pflanzenwuchs würde das in der bessern Jahreszeit bald erkennen lassen. Sie sind ferner in bezug auf Seitentäler nicht sehr ungleich bedacht, und tragen auch gleichmäßig Spuren einer vom heutigen Zustand erheblich abweichenden Vergangenheit, in der Gletscher in ihnen standen, deutlich an sich, wie endlich an ihren Abhängen jene andern Spuren der Talgeschichte, die Schuttterrassen, nicht fehlen, welche die früher höher gelegenen, durch die aushöhlende Wirksamkeit des Wassers nun immer tiefer ins Gebirge eingesunkenen Talsohlen in manchmal nicht unbeträchtlichen Resten darstellen.

Bei solcher Übereinstimmung in wesentlichen Punkten [270] bleibt der eine Unterschied, daß das Wasser für seine Wirkungen günstigere Vorbedingungen am südlichen als am nördlichen Abhange fand, so daß an jenem die Talbildung kräftiger voranschreitet als an diesem. Das Gebirgsgefüge und die durch reichlichere Auskristallisierungen gröbere, ungleichere Beschaffenheit der Gesteine kommt in dieser Richtung besonders in den obern Abschnitten des Tessintals der Fülle der atmosphärischen Niederschläge zu Hilfe, und unter den letztern greifen vor allen die gewaltigen Schneemassen, welche die warmen, feuchten Winde hier ablagern, gründlich zersetzend ein, zumal die mildere Temperatur ihnen hier seltener jene starre Untätigkeit aufzwingt, in welche die Schneedecke des Nordabhangs durch andauernde Fröste versetzt wird. So ist denn die Talbildung hier bereits tiefer gegen den Kern des Gebirges vorgeschritten und nagt sich schon bedeutend, wie man im Val Tremola sieht, gegen die Paßhöhe zu in dessen Gestein ein.

Auch die Tunnelarbeiten bei Airolo, dem Ort der südlichen Ausmündung des Gottharddurchbruchs, haben diesen Unterschied zu empfinden. Nachdem sie zuerst gewaltige Geröllmassen durchsetzten, deren Beschaffenheit sie zum Teil als Lawinenmoränen erkennen ließ und in denen sich selbst dünne Torfschichten fanden, sind sie jetzt in einem glimmerschieferartigen Gestein, das unglaublich zerfallen und wasserreich ist, so daß aus dem Richtungsstollen noch jetzt ein vollständiger Bach hervorrauscht. Wenn man diesen Stein, der in der Hand zu zerdrücken ist, mit dem glasartig harten, trockenen Gneisgranit von Göschenen vergleicht, so versteht man sehr [271] gut, wie auch die Oberflächenformen beider Abhänge so verschieden sein müssen. Übrigens sind gerade diese Unterschiede in wissenschaftlicher Beziehung sehr lehrreich, und es wäre wahrlich zu wünschen, daß sich ein Geologe ausschließlich der Erforschung der Verhältnisse widme, die bei diesem Durchbruch hervortreten und die besonders im Innern des Berges wichtig sein werden, wo die Gesteine im denkbar ursprünglichsten Zustande verharren konnten und am reinsten noch die Zustände aufweisen, in welche sie durch die Erhebung des Gebirges, dem sie angehören, versetzt wurden. Einstweilen gibt wenigstens die Anlegung von Sammlungen, welche aus den von Strecke zu Strecke erhaltenen Gesteinen und aus besonders bemerkenswerten Vorkommnissen für die beteiligten Regierungen und einige gelehrte Anstalten zusammengestellt werden, eine Gewähr dafür, daß die wichtigsten Ergebnisse festzuhalten sein werden. Auch meteorologische Beobachtungen werden von den Ingenieuren zu Göschenen und Airolo angestellt, und bei der Bedeutung der Alpen für die Witterungsverhältnisse eines großen Teils von Europa werden auch diese sehr schätzenswert sein; nur wäre zu wünschen, daß auch auf der Paßhöhe im Zusammenhang mit den beiden tiefer liegenden Stationen und nach übereinstimmenden Methoden Beobachtungen angestellt würden; die Föhnfrage und andere meteoro-

logische Probleme haben den Mangel genügend ausgedehnter und sicherer Beobachtungsreihen aus den höhern Gebirgsgegenden schon lange lebhaft genug empfinden lassen. Übrigens zeigte schon dieser Winter bedeutende Witterungsunterschiede zwischen Gö- [272] schenen und Airolo; denn während z. B. dort der höchste Schneefall 3 cm nicht überstieg, fielen hier mehr als 200 cm, und die Kälte, welche nur [—] 13 ⁰ C erreichte, scheint in Airolo etwas stärker gewesen zu sein als in Göschenen. Bedenkt man, daß die Wegentfernung beider Orte etwa sieben Stunden beträgt, so wird man in dem gewaltigen Unterschiede des Schneefalls einen sehr guten Beleg für den Einfluß der Gebirgskämme auf den Gang der Witterung erblicken.

Bald hinter Airolo verläßt man die Schneemassen, die beiderseits das Auge beengen, und gewinnt den Blick auf die wilde Felsenschlucht von Stalvedro und durch und über ihre Enge weg auf ein Stück waldbestandenen Berges und eine verschneite Talebene, die sich jenseits öffnet — die Talebene von Piotto. Diese Schlucht und mehr noch die bald folgende von Dazio Grande stehen der Reußenge ob Göschenen an Wildheit nicht nach, übertreffen sie aber noch durch tiefe Zerklüftung ihrer Felsen, die, in riesigen Platten und Blöcken abgesondert, zum Fall jede Minute bereit zu sein scheinen und von allen Seiten drohend herabschauen; man gewinnt da den Eindruck, als pausiere das Zerstörungswerk nur zufällig diese paar Augenblicke, und kann sich nicht einreden, daß diese Felsen in Ruhe seien. Wenn aber in einer Landschaft selbst die Felsen, gleichsam ihr festestes Gerüste, in sichtlich wankender Stellung zu schauen sind, verliert auch alles andere die Ruhe und scheint mit Wolken und Wasser sich in Eine Bewegung zu schlingen.

Im Angesicht und im Rücken hat man nun, meist [273] auf Terrassen hoch über der Talsohle, eine ganze Anzahl tessinischer Gebirgsdörfer liegen, deren Anblick aus diesen wild verschobenen Felsenengen heraus ein doppelt freundlicher wird; es sind eng zusammengedrängte Dörfer, zumeist mit weißen Steinhäusern und schlanken, nirgends fehlenden Glockentürmen; weil sie aber zusammengedrängt sind, erscheinen sie in der Landschaft bedeutender als die nach deutscher Sitte weitzerstreuten Gemeinden im Reußtal, und es gewinnt das ganze Tal den Anschein reicherer Bevölkerung und Kultur — freilich nur den Anschein. Gerade die enge Bauart schafft in diesen Dörfern unnatürlich enge Gassen voll schmutziger Winkel, und die steinernen Häuser sind unfreundlich und oft schlecht gehalten, so daß auch hier die Erfahrung sich bewährt, die man im Süden so häufig zu machen hat, daß das Abstoßende die Kehrseite von vielem ist, das uns fremdartig anmutig berührt, und daß besonders oft ein beneidenswert leichtes Abfinden mit den Forderungen des Lebens die Menschen und ihre Werke zur freiern Entfaltung der allerdings in vielen Beziehungen schon von Natur reichlicher verliehenen Schönheit befähigt. Ich denke gerade daran, wie in den Dörfern zwischen Airolo und

Biasca einige Häuserruinen ohne Brandspur, ohne jegliches Zeichen gewaltsamer Verödung mit tür- und fensterlosen Hallen am Wege stehen und nun manchmal in ihre bewohnte, alltägliche Hütten- und Häuserumgebung einen pittoresken Reiz und die Anregung zu schweifenden Gedanken bringen, welche so gern in den Trümmern menschlicher Werke wohnt. So steht auch bei Faido eine halb [274] eingestürzte Tessinbrücke mit kühnem, gebrochenem Bogen; ja sogar eine Art von Ruinen, welche sonst überall in Europa noch selten sein dürfte, eine Eisenbahnruine, ein ziemlich weit gediehener, vor einigen Jahren verlassener Unterbau ist, in dieser Gegend zu finden. Wie rasch nimmt bei uns die rastlose Arbeitsamkeit solche Reste weg, um sie oder ihre Stätte neu zu verwerten; aber wie viel träger muß hier das Leben einherströmen, daß es jederzeit Trümmer entstehen und ungestört liegen läßt, die anderwärts nur als Zeuge gewaltsamer Störungen des Kulturganges ein beschränktes, kurzlebiges Dasein führen!

Der Gegensatz deutschen und italienischen Wesens tritt hier überhaupt schärfer hervor als an andern Orten, wo beide Stämme sich im Alpenland berühren; denn nur über die Paßhöhe schlagen die Völkerwellen von Nord und Süd gegeneinander, und nur selten strömten Teile derselben herüber und hinüber, so daß nun der Südabhang im ganzen ebenso entschieden italienisch wie der Nordabhang deutsch, und, abgesehen von den kleinen Wirkungen des Verkehrs in den Orten an der Straße, kein Vordringen des einen Elements in das Gebiet des andern, kein Ringen und Zurückdrängen wahrzunehmen ist wie etwa, wo in andern Teilen der Alpen deutsche und französische, deutsche und rhätische, deutsche und italienische, deutsche und slawische Stämme, durch weniger hervortretende Naturgrenzen geschieden, zusammenwohnen. In jenen fernen Jahrhunderten freilich, in denen die alemannischen Stämme zum ersten Mal in die bis dahin zum großen Teil unbewohnten [275] Hochtäler auch dieser Gegenden urbar machend eindrangen, hatten sie kräftige Wellen ihres Volkes über die Alpenkämme auf den Südabhang geworfen, und im Tessin sind Trümmer altalemannischer Ansiedelungen, vergleichbar jenen, die der bayerische Stamm an der Etsch und Brenta bis gegen Verona und Vicenza hinabgesandt hat, noch jetzt zu finden, schmelzen aber natürlicherweise gleich jenen mit den sie rings umflutenden Völkern romanischer Zunge allmählich zusammen.

Ein Standpunkt voll weiter schweifender Ausblicke in die vergangene Geschichte der Völker bleibt eine solche Grenzscheide immer; denn was hier nun so nahe aneinanderliegt, ist aus höchst verschiedenen, sehr fernen Quellen geflossen und hat gar verschlungene Wege machen müssen, bis es in diesen Tälern zusammenrinnen und stehen bleiben konnte, und unwillkürlich sucht man den Richtungen nachzugehen, die angedeutet vor uns liegen, und jene Wege zu ihrem Ursprung zurückzubegleiten. Körperlich wie geistig sind die hohen, kraftvollen Gestalten, die nördlich am Gotthard hinaufwohnen, das deutsche

Grenzvolk, eine so rein ausgeprägte Vertretung des germanischen Typus, wie wir sie nur irgend im Norden finden mögen, wie anderseits die italienische Bevölkerung der Südseite stärker, als man es gerade in den Alpen erwarten möchte, jene nach den Südufern des Mittelmeeres, nach Afrika und Asien leitenden Spuren semitischer Merkmale eingesprengt zeigt, welche im ganzen die Romanen gründlicher als jede Sprachverschiedenheit vom Germanen und Slawen trennen. Schon aus diesen nördlichsten Italienern wäre mit Leichtigkeit ein [276] Bruchteil der Bevölkerung auszuscheiden, der nach den semitischen Zügen in Gesicht und Körperbau von jedem, der seinen Ursprung nicht kännte, kurzweg als jüdisch bezeichnet würde. Ein prächtiges Material wären wahrlich diese Völker des Gebirges für einen Völkerphysiognomiker, aber leider kleben unsere Anthropologen so fest an dem einen Merkmal der Schädelgestalt, daß sie die andern bleibenden Verschiedenheiten, besonders in den Zügen des Gesichts, vernachlässigen, wiewohl aus diesen sicherlich ebenso viel Licht auf die Stammverwandtschaften und die Mischung unserer jetztlebenden Europäer zu werfen wäre wie aus den Schädelstudien, die schon so oft irregeführt haben und deren Bedeutung wahrscheinlich noch heute überschätzt wird.

Und doch fällt den meisten, die flüchtig die Länder verschiedener Völker durchwandern, nichts in so hohem Grade auf wie die äußerlich sichtbaren körperlichen Unterschiede, vorzüglich die der Gesichtsbildung. Um einen Punkt zu nennen, von dem man glauben sollte, daß er der Aufmerksamkeit sehr vieler Menschen recht nahe gelegt sei, sind die Ursachen und nähern Umstände der so höchst ungleichmäßigen Verbreitung der Schönheit in Gesicht und Gestalt noch ganz in Dunkel gehüllt; aber wie oft muß man die Frage nach diesen Ursachen und Umständen aufwerfen, wenn man z. B. aus einer Landschaft, wo vielleicht die Hälfte aller Frauen wenigstens anmutig war, in eine andere kommt, wo die Natur sogar mit Aufwand von Scharfsinn alle nur denkbaren Unregelmäßigkeiten, alles Unschöne in der Gesichtsbildung zusammengehäuft hat! Im Reußtal, [277] vorzüglich in der Gegend von Andermatt, sieht man einen hervorragend schönen Männerschlag, der besonders durch seinen hohen Wuchs vor den meisten schweizerischen Gebirgsbewohnern ausgezeichnet ist, während seine Frauen selten auch nur das sind, was man anmutig nennen könnte; im Tessintal dagegen treten die Männer viel weniger sowohl in Größe als gesamter Körperbildung vor den Frauen hervor, zeigen aber dafür gleich diesen im allgemeinen ein weit reicheres Maß von Schönheit, als man es jenseit des Berges findet.

Auf ihren Grund zurückgeführt, schien mir die größere Häufigkeit schöner Formen unter diesem romanischen Volke im sehr häufigen, fast allgemeinen Vorkommen einer Anzahl von Zügen zu beruhen, welche, an sich teilweise gleichgültig, durch die verschiedensten Kombinationen zur Erzeugung eines schönen Gesamteindrucks befähigt

werden können, so daß es der Natur leicht wird, auf verschiedensten Wegen das Schöne in allen Abstufungen zu erzeugen. Es ist, um ein Beispiel zu nennen, allerdings keineswegs notwendig, daß jene stärkere Entwickelung der Kiefer, der untern Wangenhälfte und des Kinnes, die romanischen Völkern eigen ist, immer schön erscheine; aber sie wird gewiß nicht so leicht ein Gesicht verunstalten wie die Wangenaufwulstung gegen Auge und Nase hin, das zurückfallende Kinn und die Stumpfheit und Leere des Unterkieferwinkels, wie sie im Gesicht der Nordländer häufig gesehen wird; ein ähnliches schönheitförderndes Element ist die weitere Öffnung des Auges, das schwerere, tiefer herabsinkende obere Lid und anderes. Es ist eine interessante Frage, inwieweit [278] hier die Entwickelung des einen Geschlechts die des andern fördert oder hemmt; denn da ja die Natur beide nach Einem Bilde schafft, ist eine Wechselwirkung sicherlich vorhanden, und es spricht z. B. manche Beobachtung dafür, daß ein stämmiger Männerschlag die Entwickelung der weichern weiblichen Schönheit in seinem Stamme störe. Hoffentlich dauert es nicht mehr lange, bis die Völkerphysiognomik die Aufmerksamkeit der Anthropologen auf sich zieht, wo dann auch an diese Fragen mit einiger größern Sicherheit heranzutreten möglich sein wird; bis heute herrscht hier überall mehr das Gefühl als das Urteil.

Auf dem Wege von Faido nach Bellinzona hatte ich Muße genug, die Menschen und ihr Treiben zu betrachten, denn es war Sonntag und viel Volks unterwegs, und in allen Wirtshäusern tanzten und jubilierten sie des Faschings halber; zugleich sank aber die Wolkenhülle des Himmels immer tiefer herab, je weiter ich gegen Süden kam, bedeckte bald alle Berge und ergoß vom Mittag an einen feinen, dichten Regen über das Land. Da waren vom Tal nur die allgemeinsten Umrisse noch zu sehen. Die Berge meist steil, oft fast senkrecht abfallend, die Sohle voll Schutt, worunter hausgroße Felsen; aber auf diesem Schutte, der zwischen den Bergen Hügel bildet und dem Flusse ein zum Teil bedeutend tiefes Bett gestattet, stehen die weißen Dörfer, bald auch die Haine der Kirschbäume und, hinter Biasca, schon Walnüsse, edle Kastanien und Maulbeeren. Die Fichte tritt zurück, die Abhänge werden kahler, und nur die sumpfigen, häufig ganz flachen Talausbreitungen [279] stehen voll Erlen, die frühlingshaft ihre zum Aufbrechen bereiten purpurroten Blütenräupchen und die spitzen braunen Knospen in die feuchtwarme Regenluft strecken. Von Dorf zu Dorf fast wächst der Eindruck, daß man sich dem Süden nähere; es kommen Weingärten an die Straße heran, in welchen Granitpfeiler reihenweise hintereinander stehen und Stäbe tragen, über denen im Sommer sich die Reben zu kühlen Gängen verschlingen werden, es schauen die rosigen Knospen der Mandeln und Pfirsiche aus den Gärten, und bei Giubasco steht gar schon ein Lorbeerbaum am Wege, ernst und ruhig selbst in diesem Regen, der unsere Buchen und Eichen rauschen und beben ließe.

Lake Colden.[1]

Zeitschrift, deren Name und Jahrgang nicht mehr festzustellen war, S. 178.

Wie Kinderaug' im Greisenangesicht
Zur Heimat seiner frühen Träume
Schaut himmelwärts der See mit frommem Licht
Aus einem Wald uralter Bäume.
Indem ich hastig durch die Zweige breche,
Die seinen Rand umfassen, ihn zu seh'n,
Scheint er zu sprechen: Hemme deinen Schritt,
Sitz' nieder, Sohn, zu mir und träume mit,
Lern träumend: Lange vor dir war die Welt
Und wird auch ohne dich, wenn du einst tot, bestellt.

Friedrich Ratzel.

---

[1]) Einer der zahlreichen, dunkeln Seen, die in vollständiger Einsamkeit im Waldgebirge der Adirondacks (nördliches New-York) eingesenkt liegen.

[330] # Einige Bemerkungen über tropischen Naturcharakter.

Globus. Illustr. Zeitschr. f. Länder- u. Völkerkunde. Begründet von Karl Andree. Herausgeg. von Dr. Richard Kiepert. 33. Bd., Braunschweig 1878, 21. Lief. Seite 330—334, 22. Lief. S. 346 u. 347, 23. Lief. S. 360 u. 361.

I.

Vegetationscharakter der Küste von Acapulco. Die bescheideneren Seiten der Tropennatur. Das Unkraut der Straßen. Einige bemerkenswerte Gewächse der Hecken und Zäune. Tradescantien, das häufigste Unkraut. Einheit in der Mannigfaltigkeit. Verschiedene Mimosen und Mimosenartige. Die Sinnpflanze. Verschiedene merkwürdige Kompositen. Bekannte Gestalten.

Oktober 1874.

Auf der Südwestküste Mexikos entwickelt sich nur in den wasserreichsten Niederungen und Tälern eine tropisch-üppige Vegetation, denn das Klima steht auch hier noch unter dem Einfluß der Faktoren, welche weiter nach Südosten und Süden hin an den mittel- und südamerikanischen Küsten und selbst in Tehuantepec eine trockene, starre, blattarme Vegetation begünstigen. Wiewohl ich in der günstigsten Zeit hier ankam, welche man mit Beziehung auf die Pflanzenwelt wohl den Frühling der Tropen nennen könnte, nämlich kurz nach dem Ende der Regenzeit, Mitte Oktobers, so fühlte ich aus all dem erstaunlich üppigen Gedeihen doch eine gewisse Neigung zu Mischungen mit fremdartigen Elementen heraus, die man steppenhaft nennen möchte, besonders mit Kakteen und Mimosen — Elementen, wie man sie in den Beschreibungen der klassischen Tropenvegetation des brasilianischen Tieflandes oder des Orinoco- oder des S. Juantales nicht erwähnt findet. Man könnte hieraus schließen, daß in der siebenmonatlichen trockenen Zeit, von Mitte September bis gegen den Mai hin, wenn so viele Bäche versiegen und das jetzt gleichförmig grüne Gewand der Berge an manchen Stellen so versengt, daß es häufig lückenhaft wird, daß zu dieser Zeit die Vegetation viel von dem üppigen Charakter einbüßen müsse, das ihr jetzt noch eigen ist. Vielleicht würde mir

also dieses Bild tropischer Natur verhältnismäßig arm erschienen sein, wenn ich vorher die viel feuchtere und pflanzenreichere Nord- und Ostküste Mexikos oder Mittelamerikas schon gekannt hätte. Nun war es aber der erste Anblick tropischer Lebensfülle, den ich genoß, und sie schien mir so unendlich reich, daß ich Tag für Tag hinauswanderte, sammelte, aufzeichnete, und doch nie den Eindruck gewann, als ob der Reichtum zu erschöpfen wäre. In der Tat ist hier keines der reichsten Gebiete tropischen Pflanzenlebens aufgetan, aber es ist auch keines der armen. Wer die Tropennatur noch nicht kennt, wird immerhin in der Ebene und den Gebirgstälern von Acapulco einen vollen Eindruck ihres Reichtums, ihrer ungeheuren Lebenskraft empfangen. Mir hat der Anblick einer ihrer reichsten Entfaltungen, den ich am Goatzocoalcos und am Nordabhange der nördlichen Sierra von Mexiko genießen durfte, den ersten Eindruck nicht verdunkelt, den ich von Acapulco und aus der südlichen Sierra Madre brachte. Die Neuheit ersetzt hier in hohem Grade, was der Sache selbst etwa mangeln sollte, und die lebhafteste Phantasie wird noch immer ihre Erwartungen übertroffen finden.

Nachdem ich in alten und neuen Reisebeschreibungen allgemein Enthusiastisches über die Herrlichkeit der tropischen Natur gelesen hatte, war mir das Interessanteste, sie nun in den besonderen Zu- und Umständen kennen zu lernen, welche die Schilderer gar nicht zu berühren pflegen. Da diese z. B. fast einstimmig von der Schönheit der Palmengestalten oder der Dichte des Urwaldes oder dem Zauber seltsamer Blütenformen oder der brennenden Farben sprechen — Dinge, auf die fast jeder zurückkommt, ohne daß sie einer genügend erschöpft, so interessierte es mich vielmehr, diese herrliche Natur gerade in den bescheidensten Verhältnissen kennen zu lernen. Ich schaute mich zunächst mit höherm Genuß an Wegrändern und Rainen als in den Palmengärten um. Der bescheidene Weg zum Walde mit seinen Hibiscus- und Melastomenhecken, seinem Unkraut und seinen Tümpeln schien mir nicht minder beachtens- und beschreibenswert als der Urwald selbst.

Frühmorgens ging ich die Stadt hinaus nach einem Hügel am Hafen, und es fielen mir zuerst als die häufigsten [331] Unkräuter einige niedrige Malven auf. Auf den Acker- und Waldwegen in der Ebene und den Vorbergen fehlten nie die malvenartigen Pflanzen aus dem Geschlechte S i d a, deren Blüten ganz ähnlich denen unserer Wegmalven, deren Blätter aber durch braune Färbung an der Mittelrippe und durch häufige weißliche Sprenkelung der dunkelgrünen Oberfläche vor anderen ausgezeichnet sind. Die oberen Blätter sind pfeilförmig, die unteren spitzfünflappig. Die Blüte ist blaßrosa wie bei den Wegmalven. Eine andere Malve steht noch häufiger an den Wegen und als Unkraut in Gärten und Feldern. Die Blüten sind etwa groschengroß. Morgens sind sie gelblichrot und weitgeöffnet, und abends schließen sie sich und werden weiß. Eine dritte hat große goldgelbe Blüten,

die dicht dem hohen, schlanken Stengel ansitzen, so daß die Pflanze an unsere Königskerze erinnert. Eine Abart von dieser hat einen purpurbraunen Ring im Grunde der blaßgelben Blüte. Selbst in den Straßen des Städtchens wächst das erstgenannte Malvenunkraut so häufig wie Gras. Da man hier Wagen gar nicht kennt, sondern alles auf Eseln und Maultieren transportiert, so sind die Wege wenig ausgetreten, und Rasen und Kraut hat alle Zeit, sich auf denselben festzusetzen. Die Triebkraft der Natur hilft dazu, und so finden wir die Feldwege fast immer dicht begrast, wo sie nicht eben allzu sandig sind. In diesem Grase aber wachsen die kleinen Malven häufiger als bei uns an ähnlichen Orten Löwenzahn, Wegerich und Gänseblümchen zusammengenommen. Eine kleine Komposite mit Blüten, die ebenso unscheinbar wie die Blüten unseres Kreuzkrautes, ist neben ihnen am häufigsten.

Ist diese Wegflora einfach, so sind die Hecken, welche die Wege einfassen, um so reicher umwachsen und umsponnen. Gärten und Felder sind stets umzäunt, und zwar vorzüglich mit dürrem, dornigem Gezweige. Lebendige Zäune aus Kakteen oder stacheligen Baumlilien (Yuccas), wie man sie im Innern häufig findet, sieht man hier nicht. Nicht selten umgeben statt der Zäune roh aufgehäufte Mauern die Gärten oder Felder. Wie Zäune beschaffen sind, sieht man indessen meistens nicht so leicht; denn in ihrem Schatten und Schutz wächst bald manche Pflanze, Strauch oder Schlinggewächs auf und verhüllt am Ende alles. Ein Heckenzaun steht kaum ein Jahr, so hat ein zweiter lebendiger Zaun ihn eingehüllt, und in diesem sieht man oft auf einer Strecke von ein paar hundert Fuß mehr Blumen als bei stundenlanger Urwaldwanderung. Woher mag das kommen? Auf die allgemeine Regel, daß das Innere der Urwälder trotz alles Vegetationsreichtums nicht blumenreich sei, wird zurückzukommen sein; daß aber gerade die Hecken und Raine so pflanzen- und blütenreich sind, schreibe ich vorzüglich dem Umstande zu, daß die Tausende von Vögeln, welche jeden Tag nach den Pflanzungen ziehen, sich mit Vorliebe auf die umgebenden Zäune setzen und manches Samenkorn hier zurücklassen. Daneben ist der Schatten zu bedenken, der den Keimlingen, und die Sonne, die den höher gewachsenen Pflanzen an solchen Orten gespendet wird, beides in ungewöhnlichem Maße.

Vor dem Städtchen liegen auf allen Seiten Huertas (Frucht- und vorzüglich Palmengärten) und Milbas (eingezäunte Maisfelder), und zwischen ihren dichtgrünen Zäunen geht man auf grasigen Wegen hin. Prachtvolle dunkelblaue, purpurrote, rosenrote Winden haben ihre Blütenhülle über das Grün des Gesträuchs gewoben, und alle ihre Blüten leuchten in frischen Farben, da sie sich erst geöffnet haben. Um Mittag schließen sie sich wieder, und zahllose, die sich gestern geschlossen haben, sind abgefallen und liegen am Boden umher. Ich habe einzelne Windenstöcke mit über achtzig offenen Blumen gezählt, die noch größer sind als die Blüten unserer weißen Heckenwinde

Minder zahlreich, doch noch immer häufig leuchten die Scharlachglöckchen verschiedener Hibiscusarten, welche auch durch ihr dunkelgrünes, großes und dichtes Laub ausgezeichnet sind. Diese beiden, Winden und Hibiscus, fehlen keiner Hecke und keinem Waldrande der mexikanischen Tiefländer. Auch bohnenartige, windende Gewächse, bald mit großen, einzelstehenden, bald mit kleinen, zu dichten Ähren geballten Blüten pflegen an diesen Orten nicht zu fehlen.

Während diese Gewächse durch die Masse und Pracht ihrer Blüten den Reichtum der Tropennatur anzeigen, prägt eine Aristolochia, die sich um diese Hecken windet, denselben Reichtum durch die originelle Form ihrer Blüte aus. Es ist eine natürliche Folge der breiteren und mannigfaltigeren Entwicklungsmöglichkeiten in der Tropennatur, daß sie oft die engen Kreise der normalen Blütenformen verläßt, um in seltsamen Gebilden sich zu ergehen. Die Aristolochien blüte ist an und für sich, wie wir von der deutschen Vertreterin dieses Geschlechtes, der Aristolochia clematitis, einer der schönsten Pflanzen in unserer ganzen Flora, wissen, ein originelles Gebilde. Hier ist die gewöhnliche Kugelform ins Extrem ausgebildet durch stärkere Aufblasung des Blütenbauches, Verlängerung und scharfe Verengung des Halses und übermäßig breit umgeschlagenen Mundrand. Dazu ist der letztere zu einem langen Zipfel ausgezogen, der zurückgebogen und am Rande fein ausgefranst ist. Die Farbe der Blüte ist grüngelb, der Mundrand und Zipfel außen braun getigert, der Mund innen durch einen braunen Sternfleck auf samtnem hellgelbem Grunde geziert. Scheint nicht eine einzelne Blüte dieser Art in ihrer phantastischen Schönheit einen höhern Begriff vom Vermögen dieser Natur zu geben als tausend Ranunkeln oder Primeln? Sie scheint nur; aber dieser Schein bestimmt in hohem Grade die Schätzung, die wir von der schöpferischen Kraft der Tropennatur hegen. Manches erscheint uns nur so seltsam oder so auffallend schön, weil es hier großartiger gestaltet ist und dadurch sinnenfällig wird. So ist es mit einem andern windenden Gewächs dieser Weghecken, einem Polygonum oder dem Knöterich. Die vierblätterige Blüte, deren reiche Ähren so prächtig in dichtblätterigem Gezweige hängen, ist ganz so gestaltet wie die des Haidekorns, das zur selben Gattung gehört. Da sie aber sechsmal größer und von lieblicher rosenroter Färbung ist, fällt sie auf und gefällt, während jenes bescheidenere Kräutlein kaum besehen wird.

Soviel haben wir schon gesehen und sind noch keinen Flintenschuß über die letzte Hütte des Städtchens hinausgegangen. So reich ist diese Natur, die fast auf uns einzudrängen scheint mit ihren erstaunlich unverhofften Schätzen, und doch ist dies nur der Anfang.

Wir schieben das rohe Balkentor zurück, das den Eingang zu einer weitausgedehnten Maispflanzung verschließt, und stören zahllose kleine grüne Papageien auf, die sich bereits an den jungen Kolben gütlich taten. Sie erheben sich unter betäubendem Geschrei in die Luft, ziemlich hoch, immer ein Pärchen zusammen, und fliegen unter

beständigem Schnattern und flatterndem Flug dem nächsten Walde zu. Es mochten sechzig sein. Diese Pflanzung bietet einen freundlichen Anblick. Während der junge Mais sich im frischesten, saftigsten Hellgrün darstellt, erscheint der ganze Boden dunkelgrün von einem kriechenden dichtblätterigen Kraut, das reichlich vergißmeinnichtblaue Blüten trägt.

Es ist eine Tradescantia, das wucherndste Unkraut und zugleich eine der hübschesten Pflanzen dieser Gegend. Sie hat krautartige Stengel, an welchen längsrippige, eiförmige Blätter stehen, deren Stiele zu Scheiden erweitert sind, welche [332] den Stengel einfassen. Wenn man sie ans Licht hält, sieht man starke, parallele Längsadern, zwischen denen zahlreiche zarte Queräderchen ein feines Netzwerk bilden. Wie der Stengel aus den Blattscheiden, so tritt an der Spitze jedes Zweiges die Blüte aus der tütenartigen Scheide des obersten Blattes. Auf zartem Stielchen sitzt das Hüllblatt, welches ein herzförmiges grünes Blatt und so in der Mittellinie zusammengelegt ist, daß es wie ein Paar Schmetterlingsflügel aussieht. Es ist im Grunde selbst nur wieder eine Scheide, in welcher sich die Knospen bergen, während die Blüten, wenn sie sich öffnen, den offenen Rand durchbrechen. Knospen und Blüten sitzen in einem Döldchen beisammen auf der Spitze eines weißen Stieles, und sie umgibt eine gallertige, wasserhelle Flüssigkeit, mit welcher das tütenartige Hüllblatt in größerm oder geringerm Maße angefüllt ist. Immer nur eine Knospe öffnet sich nach der andern, so daß man immer nur einzelne Blüten aus dem Rande der Tüte hervorragen sieht und die Pflanze für einblütig hält, bis man jene öffnet, wo das Knospenbündel in der Gallerthülle dann wie ein Naturspiel daliegt, welches zarte Pflanzengebilde im Innern eines Kristalles aufwachsen läßt.

Die Blüte selbst ist so zart, wie wenn sie aus Email gemacht wäre. Sechs ungleiche Blättchen umstehen einen Kranz von sechs Staubfäden und einem Griffel. Von den Blättchen sind vier weißlich, ungestielt, sehr dünn und am Rande durchscheinend wie Glashäutchen, während die zwei anderen auf dünnen Stielchen stehen, kreisrund, viermal so groß wie die anderen und von einem schimmernden, gekörnelten Lila sind. Die vier ersteren stehen um diese beiden, wie der Kelch um eine Krone, aber sie sind unter sich nicht gleichartig; zwei sind größer als das dritte, das ihnen gegenübersteht, und das vierte steht so klein wie ein Schüppchen zwischen den beiden ersteren.

Auch in den sechs Staubfäden begegnen wir vier verschiedenen Formen. Drei davon sind nur halb so groß wie die drei anderen, und diese drei kleinen stehen wie die größeren in einer Reihe, in welcher die beiden äußeren mit einfachen Staubbeuteln gegen den mittlern geneigt sind, der mit breitem, zweisporigem Staubbeutelchen die Symmetrie zwischen den beiden anderen aufrecht erhält.

Bei solcher Mannigfaltigkeit der Elemente, wo bei dreizehn einzelnen Blütenteilen immer nur je zwei einander gleich sind, ist diese

zarte Blume, die nicht größer als ein kleines Veilchen, nicht im mindesten unregelmäßig gestaltet. Die offene Kante der Scheide, aus der beim Aufblühen ein Knöspchen nach dem andern hervorbricht, mag als Mittellinie gelten, zu deren beiden Seiten je vier symmetrische Blütenteile liegen, während fünf unpaarige auf der Mittellinie stehen. Diese unsymmetrischen oder unpaarigen sind ihrerseits teilweise selbst wieder symmetrisch gestaltet.

Es gibt viele Varietäten dieses Pflänzchens, sowohl in den Blüten als den Blättern. Einige sind in die Treibhäuser und Zimmergärten übergegangen, und eine Abart mit rötlichbraun gestreiften Blättern, die an der Unterseite purpurrot sind, sieht man häufig in Hängscherben bei uns, wo sie aber die Neigung verliert, reichliche Blüten zu entwickeln. Hier bildet sie, wie gesagt, auf den Äckern vollständige Rasen und soll mit aller Mühe nicht auszurotten sein.

Wir sind zwischen den Zäunen der Milbas weitergegangen und haben da und dort einen Blütenzweig aus dem Dornengebüsch gepflückt. Ich trage scharlachrote und orangegelbe, rosenrote und schneeweiße Blüten in der Hand, einige groß fast wie Tulpen, andere winzig; aber wie ich zusehe, sind es fast alles Mimosen oder mimosenartige Gewächse. Ich freue mich dieser Funde ganz besonders, denn die Unzahl von Variationen bestimmter Pflanzengestalten, welche sich hier oft auf engem Raum zusammenfindet, scheint mir der ansprechendste Ausdruck tropischen Naturreichtums zu sein. Durch sie kommt Harmonie in die Mannigfaltigkeit, welche ohne den durchgehenden Faden gewisser Grundtypen zu leicht nur den Eindruck bunter Zusammenwürfelung macht. Mimosen und Kompositen zeichnen sich hier in dieser Richtung vor allen anderen aus.

Als Sträucher, Schlingsträucher und Kräuter spielen die Mimosen die bedeutendste Rolle unter den allgegenwärtigen Schmetterlingsblütlern dieser Gegenden, und ihre leichten, lieblichen Formen bringen einen gewissen gemeinschaftlichen Grundzug in die erdrückende Mannigfaltigkeit der niedrigern Vegetation. Immer kehren in ihrem Kreise die zartesten Fiederblätter und die Blütenköpfchen wieder, welche weißen, rosenroten, bläulichen oder lichtvioletten Strahlenkügelchen gleichen. Wie in Zeolithen die zartesten, seideglänzenden Fasern zu einer Kugel gefaßt sind, von deren Mittelpunkte sie ausstrahlen, so sind hier die Blüten voll haarfeiner Staubfäden zu Kügelchen angeordnet. Die schamhafte Mimose oder Sinnpflanze (Mimosa pudica) ist, abgesehen von ihrer geringen Größe, eine sehr charakteristische Vertreterin dieser Gruppe.

In den Strauchwäldern der niedrigeren Höhen um Acapulco gehören eine weiße und eine rosenrote Mimose zu den häufigsten Pflanzen. Die weiße ist ein dornenloser Strauch mit zarten, hellbraunen Zweigen und ungemein zartem Fiederlaub — an einem Blatt von stark 1 Zoll Länge zähle ich jederseits über 60 Fiederblättchen — und trägt gegen die Spitze der Zweige zu in allen Blattachseln an langen, dünnen Stielen

die weißen Haarkügelchen der Blumen und die ebenfalls kugelförmig zusammengedrängten Knospen. Die rosenrote ist ein dorniger Schlingstrauch, der größere Fiederblätter in geringerer Zahl, aber dieselben Blüten- und Knospenkügelchen trägt wie die vorige, nur daß die Strahlenkugeln der Blüten etwas größer und von leuchtenderer Farbe sind. Beiden Blumen ist ein süßer und starker Duft eigen, der etwas an Goldlack und etwas an Vanille erinnert.

Ungemein häufig, häufiger noch als die vorgenannten, ist die ebengenannte Sinnpflanze, welche ihnen auch, abgesehen vom niedrigen Wuchs, so ähnlich ist, daß man sie ohne die höchst charakteristische Beweglichkeit ihrer Blätter oft verwechseln könnte. Sie wächst hier als ein bis 2 Fuß hohes Kraut mit sperrigen, bedornten Stengeln und Zweigen und nicht eben reicher Belaubung. Das Laub ist das bekannte zartfiederige Blatt, das zu zweien an langen, zarten Stengelchen steht. In den Blattwinkeln stehen die Blüten und Früchte an kürzeren Stengelchen. Jene als buschige, zarte Kugeln, diese als breite und kurze, dünne Schötchen. Häufig liegt die Pflanze (welche, beiläufig gesagt, neben der früher erwähnten Tradescantia das wucherndste Unkraut der Gärten ist) zu Boden, und ihre Blütenkugeln sehen dann von weitem wie roter Klee aus. Oft sind sie an Rainen so häufig wie bei uns der Klee. Aber in Zentralamerika scheint sie stellenweise noch häufiger vorzukommen. Ein Freund erzählte mir, daß sie in der Nähe von Panama fast Wiesen bilde, und wenn man durch diese Mimosenfluren hinreite, soll der Anstoß, den der Tritt des Pferdes gibt, sich von Pflanze zu Pflanze mitteilen, so daß die bebende, zusammenschließende Bewegung der Blätter über eine weite Strecke hingeht und eine Spur bildet, wie Schiffe sie in ruhiger See bilden. Der natürliche Zustand wird freilich bald wiederhergestellt sein, denn hier ist die Sinnpflanze nicht so languid wie bei uns in den Treibhäusern. Wenn sie ihre Blättchen auf Berührung geschlossen hat, öffnet sie sie wieder in 2 bis 3 Minuten.

Eine rotblühende Cassia aus dem Geschlechte Ponciana [333] und eine gelbe geben diesen Abhängen selbst für die Ansicht aus der Ferne lebhafte Farben. Sie stehen dicht und sind blütenreich. Die erstere wird mannshoch und darüber und trägt an jedem Zweigende Rispen von tief rotgelben Blüten. Die Kelchblätter sowohl als die Blumenblätter nehmen an dieser Färbung teil, und aus dem Kranze der letzteren ragt ein langes, scharlachrotes Staubfädenbüschel. Von den ersteren wie von den letzteren sind vier in einen Kreis gestellt; aber von den Kelchblättern ist eines zu der Helmform erhoben und ausgebogen, welche an die Schmetterlingsblüten erinnert, während von den Blumenblättern eines röhrig zusammengedreht ist und aufrecht dem helmförmigen gegenübersteht. In dieser Unregelmäßigkeit liegt die einzige Ähnlichkeit der Blüte mit den eigentlichen Schmetterlingsblüten; denn außerdem erscheint sie mehr azaleenartig, wie denn Größe und Farbe an manche Abarten von Azaleen erinnern. Aber die zarten,

fiederigen Blätter lassen bei näherer Betrachtung keinen Zweifel an der Mimosennatur dieses Strauches aufkommen.

Noch weniger erinnert an die Schmetterlingsblüten, welche bei den zahlreichen deutschen Vertretern dieser Familie Regel sind, die Blüte der gelben Kassie, welche in der Tat eine der abnormsten Blumengestalten ist, die man in dieser so formenreichen Familie finden mag. Kelch, Krone und Staubfäden sind gleicherweise unsymmetrisch. Der Kelch besteht aus fünf grüngelben Blättern, von denen nur zwei gleich groß sind; sie sind alle zurückgebogen und weder im Kreis noch kreuzweise gestellt; auch durch hervorragende Größe eines einzelnen ist ihre Stellung nicht bedingt, sondern sie sehen wie ineinander geschoben aus. Von den eigentlichen Blütenblättern sind zwei groß und drei klein; von den zwei großen ist eines am Grunde zu einem Stiel verschmälert und ragt weit hinaus, während das andere neben ihm stehende helmförmig aufgeblasen und zur Seite gebogen ist, und die drei kleineren, welche ebenfalls gestielt erscheinen, sich in verschiedener Größe und Stellung zwischen die beiden drängen. Sowohl Kelch- als Blütenblätter sind geadert gleich den gewöhnlichen grünen Blättern, und bei den zwei größten Blumenblättern tritt dieses so deutlich hervor, daß man wohl glauben könnte, gewöhnliche Blätter vor sich zu haben, wenn nicht ihre Stellung innerhalb des Kelches solche Annahme verböte. Auch die Staubfäden sind in Größe ungleich: drei sind groß, vier kleiner und zwei verkümmert, und alle neun sind zu einem Knäuel zusammengeschoben.

Bei solch unregelmäßigem Bau ist diese Mimose doch eine ganz ansehnliche Pflanze, denn die Blüten sind mehr als halbzolllang, hängen an zarten Stielchen und erscheinen aus der Ferne wie goldene Glocken. Dabei ist auch dieser Strauch sehr blütenreich, hat zartes, dunkelgrünes Fiederlaub und bleibt an Höhe nicht hinter dem erstern zurück.

Sind diese verschiedenen Ausprägungen des Leguminosentypus vorwiegend fremdartige Erscheinungen, so umgibt die kaum minder häufigen Kompositen noch der Reiz alter Bekanntschaft. Sie weichen nicht so weit von einem Zentraltypus ab wie die Cäsalpinien oder Mimosen. Wir kennen in Deutschland und überhaupt in Europa die Kompositen, Korbblütigen oder Zusammengesetztblühenden meist nur in den Formen, welche uns durch Löwenzahn, Huflattich, Kamille, Kornblume und ähnliche vertraut sind. Hier, wo diese Familie soviel stärker vertreten ist — sie erreicht nirgends auf der Erde eine so massenhafte und mannigfaltige Vertretung wie in Nordamerika und Mexiko —, findet man ganz andere Gestalten, denen man ihre Familienzugehörigkeit nicht mehr so leicht ansieht. Jene pflegen nicht zu den bevorzugtesten Lieblingen der Blumenfreunde zu gehören, denn die Fülle der kleinen Einzelblütchen, die in dem Korbkelche vereinigt sind, läßt keinen einfachen Gesamteindruck aufkommen; höchstens die Rosette oder die Kranzform, nicht aber der Stern oder die Glocke kommt hier zur Ausprägung; statt der einfach schönen Umrißformen

tritt uns hier eine Art von Mosaik entgegen, die mit aller Mühe nichts so Erfreuliches schafft, wie es mit weit weniger Aufwand an einzelnen Teilchen und Stückchen bei viel leichterm, willkürlicherm Aufbau den einfachen Blüten der Rose oder Lilie gelingt.

Hier begegnen wir indessen Zusammengesetztblühenden, die in verschiedener Richtung die hergebrachten Kompositenformen erweitern. Ich sah am Wege von Acapulco ins Gebirge oft ein bescheidenes Pflänzchen stehen, dessen weiße Blüten mich an unsere Miere oder sonst ein silenenartiges Gewächs erinnerten, und sah es im Anfang nicht näher an, weil es mir zu bekannt vorkam und so unscheinbar war. Aber als ich es einmal näher betrachtete, sah ich, daß es eine Komposite war. Die fünf schmalen, weißen Blumenblättchen gehören ebensoviel kleinen Blütchen an und umgeben einige andere, die mehr in der Tiefe des Kelches stehen. Jetzt sah ich freilich, daß kein einfacher Kranz von Kelchblättern, sondern ein korbartiger Kelch aus schuppenförmig übereinanderlagernden Blättern diese Blüten umgab, und daß sie nicht immer zu fünfen, sondern oft nur zu dreien und vieren in einer solchen Sammelblüte vereinigt waren. Diese Unregelmäßigkeit läßt die Zusammengesetztblütigen immer unter der Maske herauserkennen. So erkennt man auch die Linosyrisarten, die oft wie schmalblätterige, rosenrote Nelken aussehen, sehr bald als Kompositen, wenn sie statt fünf blumenblattartiger Einzelblüten drei, vier oder sechs in ihrem Korbkelche vereinigen. Nichtsdestoweniger ist die Täuschung in vielen Fällen groß. So passierte es mir auch im Anfang, daß ich hier eine gelbblühende Komposite, ein sperriges Kraut mit großen herzförmigen Blättern, für eine lippenblütige Pflanze hielt. Auch sie ist nur eine Komposite, aber sie hat in jeder ihrer kleinen Korbblüten drei bis fünf kleine, braune Röhrenblüten bei nur einem bis zwei größeren blumenblattförmigen Zungenblütchen. Die letzteren geben der ganzen Blüte den Anschein, als ob sie eine Lippenblüte mit verkürzter Unterlippe sei.

Treten so die Zusammengesetztblütigen in mancherlei Masken auf, die sie den Blüten aus weit verschiedenen Familien entlehnen, so sucht uns wieder eine Mimose in anderer Richtung zu äffen, indem sie ihre Knospen in ein kelchförmiges Bündel zusammenstellt, das an den schuppigen Korbkelch der Linosyrisarten erinnert. Wenn die kleinen hellvioletten Schmetterlingsblütchen sich auf der Spitze dieses Kelches zusammendrängen, könnte man eine echte Komposite vor sich zu haben glauben, wenn nicht die zarten Fiederblättchen den Mimosencharakter sogleich verrieten.

Mit besonderer Freude begrüßt man auch einzelne Pflanzen, welche man drüben vielleicht als kostbare Zierden der Gewächshäuser kannte, und die uns nun hier in der vollen Kraft ihres spontanen Gedeihens entgegentreten. Man denke sich die verschiedenen Begonien mit ihren großen Ahornblättern von fast fleischigem Grün als kräftige Pflanze von zwei, drei Fuß Höhe, die an Waldrändern und

Flußufern im Schatten jedes Gebüsches aufwächst! Als ich zuerst einer Gesnerie mit rosenroten, im Kelche tief purpurnen Fingerhutblüten und prachtvoll samtenen, leuchtend grünen Blättern begegnete (sie ist häufig an trockenen Abhängen bei Acapulco), wagte ich kaum sie zu pflücken, so kostbar kam sie mir vor, bis ich sie zu Dutzenden an einer einzigen Felswand antraf.

Am häufigsten fiel mir indessen von solchen Bekannten die scharlachrot und goldgelb blühende Lantana in die Augen, [334] die man bei uns als Topfpflanze so häufig zieht. Man nennt sie wegen der heliotropähnlichen Blütendolde häufig das »gelbe Heliotrop«. Die Blütendolden sind ganz wie in unseren Gärten aus scharlachroten und goldgelben Blütchen zusammengesetzt und hauchen wie dort einen starken Holundergeruch aus. Sie wird hier übrigens höher als in unseren Gärten und erhält einen holzigen Stengel von beträchtlicher Zähigkeit. Ihre Früchte zeichnen sich durch einen bläulichen und roten Metallschimmer aus, den ich an unseren Gartenexemplaren nicht so stark bemerkte.

In anderer Weise macht sich eine kleine Labiate mit hellblauen Blütchen bemerklich, die mit den rauhen, ovalen, dunkelgrünen Blättern und den bescheidenen blauen Blütchen an manche Vergißmeinnicht- oder Veronicaart erinnert. Aus der Ferne meint man auch ein Sinngrün zu sehen, das tief im Gebüsch sich zum Boden duckt und kaum mit Blättern und Stengeln, fast nur mit großen, dunkelveilchenblauen Blütenaugen herschaut. Es ist eine Phloxart, deren schöne dunkle Blüten vollkommen kreisrund und mit fünf hellen Strahlen geziert sind. Eine andere Labiate, salbeiartig, erinnert durch saftige, sperrige Stengel und Äste und kräftige Belaubung sowie durch die großen, rosenroten, weißgesprenkelten Lippenblüten an ähnliche Gewächse aus derselben Familie, die in unserer Heimat im Dickicht an den Bachrändern stehen.

F. Ratzel.

[346] II.

Wo bleibt das Herz? Eine berechtigte Frage gegenüber dem tropischen Urwald. Bezeichnende Eigenschaften dieser Wälder. Mannigfaltigkeit ihrer Bäume. Unfertigkeit vieler Baumformen. Schling- und Parasitenwerk.

Minatitlan, Januar 1875.

Lenau spricht einmal vom Walde:

Ein stummes Rätsel, das sich nie verraten,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Taten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Maß des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo bleibt das Herz?

Die Frage des Dichters ist mir in einem deutschen Walde nicht in den Sinn gekommen, aber hier ist sie vom ersten Anblick der tropischen Natur an ein Grundton meiner Eindrücke gewesen. Wo bleibt das Herz in diesem Leben, das mit so wildem Reichtum sich aus dem überfruchtbaren Mutterschoße hervordrängt? Die Lebensfülle ist zu groß, als daß sie anders als im Kampfe sich entwickeln könnte. In diesem Durch- und Übereinanderdrängen bleibt für die ruhige Beschauung wenig Raum. Ein Urwald Nordamerikas oder der Alpen ist ein wohlgepflegter Park im Vergleich zu diesen Tropenurwäldern. Um in ihren Schatten einzutreten, muß man mit Messer und Beil sich Bahn brechen, muß sich fast jede Einsicht in ihr Inneres erkämpfen, und wenn der Blick endlich in ihre Tiefe dringt und ihr Wesen erfassen will, nimmt er nichts von der tröstlichen Ruhe wahr, die in unseren Wäldern ein süßes Naturvertrauen, ein beruhigendes, erlösendes Weltvertrauen ins Herz gießt. Nur ein überflutendes Hervorringen tritt ihm entgegen, in welchem tausend verschiedene Formen sich zum Lichte drängen und eine immer auf Kosten der anderen Fuß und Raum zu gewinnen sucht. Kein Gemüt, das dem Weltgetümmel zu entrinnen sucht, meine hier Frieden zu finden; denn was man hier sieht, offenbart einen wildern Kampf als das betäubendste Ringen der Menschen. Für den Geist ist das ein erfreuliches Schauspiel, weil er keine Sympathie, sondern nur Wahrheit sucht, und weil eine stählende Wahrheit, die von höchster praktischer Lebensbedeutung ist, hier so offen, so scharf sich ausspricht. Er kann, wenn irgendwo, sich hier vergewissern, daß nur im Kampf das gedeihlichste Leben ist. Für alles aber, was über das klare Erkennen hinausliegt, bleibt die schwermütige Frage offen, die dort der Dichter aufgeworfen hat: Wo bleibt das Herz? Wo ist ein friedliches Plätzlein für es gelassen? Ich sage nicht, daß diese Frage immer zu verneinen sei; aber es gehört Zeit und Arbeit dazu, um zu dieser Natur in ein Verhältnis zu kommen, das auch nur etwas von der Innigkeit hat, welche unsere mildere, ruhigere Waldnatur jedem offenen Gemüt gleichsam entgegenbringt.

Der Unterschied zwischen einem deutschen Wald, überhaupt einem Wald der gemäßigten Zone, und einem tropischen Wald reduziert sich eigentlich auf vier Hauptpunkte: der tropische Urwald hat nämlich eine viel größere Mannigfaltigkeit von Bäumen; hat mehr Unterholz, welches dazu nicht so scharf als Gesträuch von den Bäumen gesondert ist; hat eine Fülle von Schlinggewächsen, von deren kräftiger Entfaltung selbst die Waldreben Nordamerikas keinen Begriff geben; hat endlich zahlreiche große Parasitengewächse.

Unsere deutschen Wälder werden im ganzen von etwa zwei Dutzend Bäumen gebildet, und von diesen ist kaum die Hälfte als häufige, waldbildende Bäume zu bezeichnen. Daß man unsere Wälder gewöhnlich nur in Laub- und Nadelwälder unterscheidet, ist ganz charakteristisch. Es würde in der Tat schwer sein, eine weitere Unterscheidung von Bedeutung zu machen, weil im allgemeinen die Laub-

hölzer untereinander ebensowenig erhebliche Unterschiede der Physiognomie zeigen wie die Nadelhölzer. Hier ist das ganz anders. Gehen doch aus den 16 Typen, in welche A. v. Humboldt in seinen »Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse« alle Pflanzen geteilt hat, nicht weniger als 13 in Baumform in die Zusammensetzung der tropischen Urwälder hiesiger Gegend über. Welche Verschiedenheit bieten schon an sich diese 13 Typen der Palmen, Malven, Heidekräuter, der Pisang-, Lilien-, Aloëgewächse, Kaktuse, Mimosen, Weiden, Nadelhölzer, Gräser, Farne, Lianen — und zu welchen höchst mannigfaltigen Ausprägungen führt noch ihre Entfaltung zu Baumgestalten. Welcher Reichtum allein in den Mi- [347] mosen, von denen schon Mexiko ein paar hundert baumförmige Vertreter zählt, in den Palmen, von denen mindestens drei sehr verschiedene in jedem feuchten Urwald zu finden sind, und in den Lorbeeren, Gummibäumen, Eichen und anderen ganzblätterigen Bäumen, die dort alle in den unscheinbaren Weidentypus gefaßt sind! Die Zahl der Pflanzenfamilien, welche hier nicht das Bestreben zu baumartigem Wachstum zeigen, ist in der Tat gering. Es ist deshalb nicht schwer, auf ein paar Morgen Land, besonders an Flüssen oder in Schluchten (Barrancas), hier hundert verschiedene Bäume beisammen stehen zu sehen.

Die Wirkung dieser Mannigfaltigkeit der Formen wird bedeutend erhöht durch das durchaus gemischte, zerstreute Aufwachsen. In den tropischen Urwäldern vom reinsten Typus, als welche man die der feuchten Niederungen und feuchten Schluchtentäler bezeichnen muß, findet man kein geselliges Beisammenwachsen einzelner Baumarten in irgend erheblicher Ausdehnung, außer bei den Palmen. Alle anderen Bäume wachsen gemischt, und eine Annäherung zu gleichförmigen Waldbeständen, wie wir sie in der gemäßigten Zone haben, zeigt sich nur an Stellen, wo das Feuer oder die Axt in einer nicht sehr entfernten Vergangenheit eine Lücke in den jungfräulichen Wald gerissen haben. An solchen Stellen kommen natürlich die raschwachsenden Bäume und die, welche am wenigsten Schatten bedürfen, rascher auf als alle anderen, und es bedeckt solche Lichtungen die ersten zwanzig oder dreißig Jahre ein lichter Wald von schmächtig aufgeschossenen Cekropien nebst einigen Stachelpalmen (Akromien) und buschartigen Mimosen. Nach und nach wächst aber da und dort ein höherer Baum auf, im Schatten gedeihen mannigfaltigere Gebüsche und Schlingpflanzen, es kommen Palmen, Baumfarne, Baumlilien hinzu, und in verhältnismäßig kurzer Zeit steht wieder ein Wald da, der vom ältesten Urwald kaum zu unterscheiden ist.

Ebenfalls auf den Lichtungen findet man auch geselliges Wachstum von Kräutern, das im unberührten Urwald wohl nur am Rand der Gewässer und in Sümpfen zerstreut zu finden ist; an solchen Stellen wachsen kleine Gärtchen von Liliengewächsen, besonders Pankratien, von Seerosen und natürlich auch Schilffelder auf. Aber junge Lichtungen bedecken sich in den ersten Jahren oft mit einem kaum

wegsamen Gebüsch krautartiger, starrer Farnkräuter. Auf einer frischen Lichtung bei Medellin (Veracruz) sah ich ganze Felder einer fast mannshohen Canna aufgesproßt, die mit ihren schönen großen Blättern und den scharlachroten Blüten einen höchst ausgezeichneten Anblick bot. Im echten Urwald sieht man solches selten; vielleicht einmal unter ganz besonderen Umständen kommt es in beschränkter, vereinzelter Erscheinung vor. Bei der großen Menge verschiedenartigster krautartiger Gewächse fehlt auch das Vorwalten gewisser Kräuter, welche den einheitlichen Charakter unserer Wälder noch verstärken. Wir sehen zu gewissen Jahreszeiten in unseren Wäldern immer dieselben Kräuter und Blüten vorwalten, z. B. in feuchten Wäldern im Frühling die Anemonen, später die Waldmeister und Maiblumen, in trockenen Wäldern den Sauerklee und die Erdbeeren und so fort. Durch die hiesigen Wälder geht kein so ausgeprägter Zug, wiewohl besonders einige größere Formen aus den Familien der Lilien, Aaronsstäbe, Begonien, Malven, Bohnenartigen, Gräser und Farnkräuter häufig wiederkehren. Hinter der Masse verschiedenartiger Gewächse treten aber diese einzelnen weitverbreiteten doch immer wieder zurück.

Was aber den Charakter des tropischen Urwaldes mit am meisten bestimmt, das ist die große Menge von gleichsam unfertigen Baumformen, welche in seine Zusammensetzung eingehen. Fast jedes Gewächs, scheint es, will baumartig sein. Bei allem Reichtum und aller Mannigfaltigkeit ist dadurch viel Unzulängliches gegeben, das nicht die Ruhe und Bestimmtheit gestattet, die selbst unseren ungepflegtesten Wäldern einen so klaren, geschlossenen Charakter verleiht. Ich möchte sagen, unsere Wälder haben eine aristokratischere Bürgerschaft als die tropischen; denn fast jeder Waldbaum ist bei uns in seiner Art ein vollkommener Repräsentant der Kraft und des Aufstrebens des Baumtypus. Selbst in den Urwäldern, die ich am Champlain-See und in der Sierra Nevada gesehen habe, wiegen immer die hochgewachsenen, normal gebildeten Bäume über die Masse des Zerfallenden, Aufkeimenden oder Verkümmerten weit vor. Hier dagegen sind Mitteldinge zwischen Strauch und Baum, an welche unter unseren Waldbürgern am meisten der Haselstrauch, Weißdorn und Holunder erinnern, ferner Gewächse, die man weder Strauch noch Baum nennen kann, wie die hohen Kakteen, die Bananen, die Bambuse, Baumlilien und andere, viel häufiger als die Bäume mit starkem Stamm und voller Krone. Auch viel Groteskes kommt noch hinzu, wie denn die Gummibäume, welche von ihren Ästen stammdicke Luftwurzeln herab- und in den Boden senken, den Blick oft fast peinlich verwirren, da man gar nicht mehr weiß, wo das Aufstreben anfängt und das Herabstreben aufhört. Dies alles gibt einem solchen Walde etwas in großartigem Maßstabe Schlagartiges.

Nun tritt zu den Bäumen, dem Unterholz und dem Rasen (samt den Kräutern) — den drei Elementen, die einen Wald der gemäßigten Zone zusammensetzen — hier noch das Schlingwerk und das Para-

sitentum unzähliger Gewächse hinzu, die auf anderen leben, sich an andere anlehnen oder gar gegen alle Ordnung ihre Wurzeln in der Höhe haben und von oben herabwachsen. Durch sie wird die Fülle, die Mannigfaltigkeit, die Undurchdringlichkeit des Unterholzes bis in die Baumkronen hinauf fortgesetzt. Jede Einfachheit und Selbständigkeit wird aufgehoben, da kaum ein einziger Baum ohne Parasit, ohne Liane bleibt. Die Individuen, deren freies Nebeneinanderbestehen unsere Wälder zu einem Bild der »Freiheit in der Einheit« macht, werden hier zu einer Masse zusammengeflochten, in der sie doch nicht gänzlich untergehen. Es ist unmöglich, wie in den Geweben des wilden Seidenwurms dieser Gegenden, einen Punkt zu finden, von dem aus das Verworrene zu entwirren, das höchst Verschiedene harmonisch aufzufassen ist. Man muß gewaltsam das Einzelne aus dem Ganzen lösen, um nach und nach zu einem Verständnis und Genuß des Ganzen zu kommen. Dieses ist, wenn man nachdenkt, eigentlich der umgekehrte Weg, den wir beim Genuß unserer maßvollern Waldschönheit einschlagen.

[360] III.

Blütenarmut des tropischen Urwaldes. Einige allgemeine Bemerkungen über seine Ursachen. Die tropische Vegetation erinnert oft an Schuttvegetation. Schwierigkeiten, die ihrer geistigen und gemütlichen Bewältigung entgegentreten.

Suchil, Januar 1875.

In den üppigsten Urwäldern der Tropen ist nicht der Blütenreichtum zu finden, der unsere im übrigen so viel ärmlicheren Laubwälder, unsere Wiesen und selbst die Heiden schmückt. Die Üppigkeit der tropischen Vegetation bricht viel mehr in überreichen Blatt- und Stengelgebilden als in farbigen Blüten hervor. Diese Tatsache lehren uns die oberflächlich enthusiastischen Schilderungen der Tropennatur, welche in den gelesensten Reisewerken immer wiederkehren, weder kennen noch verstehen, und sie erscheint auf den ersten Blick befremdend. Aber im Grunde ist sie sehr natürlich. Die Blüte in irgendeiner Form ist nächst der Wurzel der notwendigste Bestandteil einer Pflanze, den wir selbst da nicht vermissen, wo die Blätter fehlen oder auf ein Minimum reduziert sind, wie in so vielen Pflanzen der Hochgebirge und der polaren Regionen. Jene Alpen- und Polarpflanzen, welche fast stengel- und blattlos sind, dabei aber Blüten von erstaunlicher Größe und Farbenpracht tragen, sind ein lebendiger Ausdruck dessen, was im Pflanzenleben notwendig ist. Ohne Blüte keine Fortpflanzung und ohne Wurzel keine Ernährung. Unter günstigeren Bedingungen bilden sich Stengel, Zweige und Blätter an diesen Gewächsen reich und kräftig aus; aber die Blüte bleibt im wesentlichen dieselbe, denn sie ist das Endresultat des ganzen Wachstums einer Pflanze und erscheint wie der Zweck, zu dessen Erreichung die Stengel und Blätter von der Natur als Mittel verwendet werden. Es fällt ihr

leichter, hundert Blätter zu erzeugen als eine einzige Blüte. Ob eine Pflanze zehn Fuß hoch wächst oder am Boden bleibt, bedingt für das Endresultat keinen wesentlichen Unterschied, denn dieses muß doch immer eine Blüte sein. Deshalb ist es natürlich, daß die Vegetation reicher an Blüten erscheint, wo das rauhere Klima nicht so üppiges Wachstum zuläßt, als wo sie unter dem treibenden Einfluß eines Übermaßes von Feuchtigkeit und Hitze sich in schrankenloser, wuchernder Üppigkeit zu entfalten vermag. Ein naheliegendes Beispiel bieten in dieser Richtung die Gewächse aus der Familie der Aroideen, welche in den tropischen Urwäldern (besonders in der Form der Calla und des Pothos) eine so große Rolle spielen und auch in den Wäldern der gemäßigten Zone häufig sind. Bei uns kennt jedermann den Aaronsstab, der in grünroter Blütenscheide ein so seltsames Gebilde, die Keule der verwachsenen Staubfäden und Griffel, trägt. Diese Blüte fällt jedem auf, der im Frühling durch einen schattigen, feuchten Wald wandert. Ganz ähnlich und zum Teil noch auffallender sind durch Farbe oder Form die Blüten der Calla- und Pothosgewächse, die hier in Sümpfen und als Parasiten an Bäumen ungemein häufig sind; aber der Blattreichtum dieser Gewächse ist so groß und nimmt zum Teil so schöne oder merkwürdige Formen an, daß die Blüten ganz zurücktreten. Fast jeder Baum ist z. B. in den hiesigen feuchten Urwäldern von den großen, dunkelgrünen Blättern pothosartiger Gewächse eingehüllt; aber man kann Stunden in dieser Pracht herumwandern, bis man eine Blüte wahrnimmt.

Bei Betrachtung dieser Erscheinung ist auch zu erwägen, daß nach einer Erfahrung, die man bei der Zucht von Zier- [361] pflanzen nur zu oft machen muß, viele Gewächse eine große Neigung haben, bei guter Ernährung ins Kraut zu schießen und statt Blüten eine Überfülle von Blättern und Stengeln zu erzeugen. Es scheint mir, als ob dieser Fall hier häufig eintrete, und es setzte mich besonders bei Liliengewächsen, wie Canna, Pancratium und ähnlichen, der häufige Mangel an Blüten in der Jahreszeit, in welcher sie der Regel zufolge hätten blühen sollen, in Erstaunen. Ich dachte hierbei an die schönen, wenn auch viel kleineren Lilien der kalifornischen Sierra Nevada, wo zur Blütezeit selten eine blütenlose zu sehen war. Allerdings ist gerade Kalifornien mit seinem trockenen Klima kein Land, welches der Entfaltung luxuriösen Blattwachstums Vorschub leistet.

Aus den Ursachen, welche die verhältnismäßige Blütenarmut des tropischen Urwaldes bestimmen, könnte man den allgemeinern Schluß ziehen, daß im Verhältnis zur Massenhaftigkeit der Vegetation die Masse der Blüten in dem Maße zunimmt, als wir von den wärmsten Teilen der Erde uns entfernen und den kältesten uns nähern; oder mit anderen Worten, daß der Blütenreichtum in demselben Maße zunimmt, als die Vegetation im ganzen ärmer und kleiner wird. Dieser Schluß wird im allgemeinen richtig befunden; aber er erleidet schon in den Tropen dadurch Einschränkungen, daß nicht bloß die Kälte,

sondern auch die Trockenheit das üppige Wachstum der minder wesentlichen Pflanzenteile zugunsten der Blüten einschränkt. So genügt z. B. auf dem Isthmus von Tehuantepec eine einzige Tagreise, um aus dem üppigen Grün des echt tropischen Urwaldes sich auf kurzrasige, blumenreiche Triften und von diesen wieder in Mimosenwälder versetzt zu sehen, in denen die Bäume, welche ihr kümmerliches Laub zum Teil schon abgeworfen haben, in einer Blütenpracht prangen, von der die großen Blütentrauben unserer Akazien, Rosenakazien und Goldregen einen Begriff geben können.

Bei Erwägung dieser Frage ist übrigens auch zu bedenken, welche hervorragende Rolle im tropischen Urwald einer großen Anzahl blütenarmer oder sehr unscheinbar blühender Gewächse zufällt. Farnkräuter, Bärlappgewächse, Hirsengräser, Bambuse, Palmen gehören hierher. Wenn ihre Blattgebilde auch oft so schön oder so großartig sind, daß man den Mangel oder die Unscheinbarkeit der Blüten leicht übersieht, so leistet dies doch keinen Ersatz für den Mangel der wechselvollen Farben und Formen bedeutenderer Blüten. Gerade diese Blütenarmut scheint mir einer der Gründe zu sein, welche dem tropischen Urwald oft einen verwirrenden und selbst abstoßenden Charakter aufprägen. Eine Lilie oder sonst eine große Blüte hebt sich oft wie ein Licht- und Ruhepunkt aus dem Wirrsal der überreichen Blatt- und Stengelvegetation hervor. Oft fragt man sich: Wo bleibt die Blüte? wenn man die Bäume ansieht, die über und über mit Schlinggewächsen und Parasiten bedeckt sind. Solch üppiges Vegetieren, das keine Blüte treibt, kommt uns fast zwecklos vor, weil wir gewohnt sind, in den Blüten das Ziel der pflanzlichen Entwickelung zu erblicken.

Es hängt hiermit zusammen, daß nicht leicht eine Natur in so abstoßenden Formen aufzutreten vermag wie gerade die tropische. Ich habe es im Anfang noch mehr empfunden als jetzt, wo die fortschreitende Bekanntschaft mit den einzelnen Formen auch die Gesamtbilder vertrauter erscheinen läßt. Wo ein wildverwirrtes Strauch- und Schlingwerk auf viele Meilen den fruchtbaren Boden bedeckt (wie z. B. in den ausgedehnten Sümpfen der Südwestküste Mexikos), ohne daß ein mächtiger emporstrebender Baum, sei es Palme oder Mimose oder oder auch nur eine schmächtige Baumlilie, sich aus dem Gewirr befreiend erhübe, um damit gleichzeitig unsern eigenen Sinn aus der Dumpfheit zu befreien, in die ihn jenes ziel- und ordnungslose Durch- und Übereinanderwachsen versetzt, gewann ich nur den Eindruck, den im kleinen die Nessel- und Klettervegetationen frischer Schutthaufen zu machen pflegen: eine reiche Lebenskraft, die sich in krautigem, vergeiltem Gewucher verdirbt, so daß sie im Unbedeutenden verharrt. Unter solchen Szenen hob die Erinnerung einen noch so einfachen und armen Fichten- oder Buchenwald zu wahrhaft idealen Höhen.

Solche überüppige Vegetation wird einem europäischen Auge stellenweis wie ein Stück aus einem verwilderten Garten vorkommen, wo Nesseln und anderes Unkraut sich zwischen die edelsten Pflanzen-

formen und die seltensten Blumen gedrängt haben. Ein Lanthanumbusch oder ein scharlachroter Hibiscus in voller Blüte, eine schöne Winde, deren Blatt- und Blütenfülle über eine Hecke geworfen ist, eine Begonie in schattiger Felsschlucht, ein Säulenkaktus, der still und ernst im Hintergrund emporstrebt, sind Lichtblicke der Art in der »kleinlichen« Wildnis dieser Gegend. Sie sehen wie die Ruinen eines schönern Zustandes aus, über den alle das stachelige und verflochtene Zeug von Mimosen, Smilax, Gurken- und Passionsblumen-Gewächsen und ähnlichem eine Decke gezogen hat, welche glücklicherweise nicht ohne Lücken ist.

Solche Verhältnisse, wie die hier geschilderten, machen es schwer, den Reichtum der tropischen Natur geistig und gemütlich zu bewältigen. Es zeigt sich eben auch hier, daß es leichter ist, in der Beschränkung sich heimisch zu machen als in der Überfülle. Gerade weil unsere heimische Natur so arm im Vergleich mit der tropischen, wird dieselbe uns leichter bekannt und vertraut. Der Verstand und das Gefühl für dieselbe haben sie mit der Zeit ganz durchdringen können, und wem es nicht vergönnt ist, ihr mit seinen eigenen Sinnen nahe genug zu treten, dem wird sie von Forschern, Dichtern und Malern in tausend und tausend Spiegelungen nahe gebracht. Sie hat mit einem Wort ganz vermenschlicht werden können. Anscheinende Kleinigkeiten sind hier von Bedeutung, z. B. die, daß man in unseren Wäldern mit Genuß wandeln und wohnen kann, während selbst in dichtbevölkerten tropischen Gegenden die Wege durch die Wälder immer erst mit der Axt gebahnt werden müssen und jedes Eindringen mit kleinen und großen Plagen erkauft wird. Schon die blutdürstigen Mücken und Zecken und die zahlreichen dornigen Gewächse machen es unmöglich, die Natur hier so ruhig zu genießen wie bei uns. Am Ende bleiben wir vor ihr wie vor dem Meere voll staunender Bewunderung stehen, wagen uns aber nicht zu nahe an sie heran, während sie bei uns nahbar und ungefährlich ist wie ein Waldsee, dessen Ufer wir mit der Zeit umwandeln, in dessen ruhige Tiefen wir untertauchen und dessen Fläche wir nach allen Richtungen zu durchmessen vermögen. Ein solches Bild macht man sich wohl zu eigen, was mit der tropischen Natur so wenig wie mit dem Meere einem Menschen je gelingen wird.

---

[218] # Die Wasserfälle.

Von **Friedrich Ratzel**. München.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau. Bd. 14, Heft 41, Breslau (August) 1880, S. 218—243.
[Abgesandt: 10. Juni 1879]

Naturenthusiasten wollen uns belehren, daß es ungehörig sei, aus der großen, ewig und überall schönen Natur gewisse Einzelheiten herauszuheben und ihnen eine Teilnahme zuzuwenden, inniger als andern, während doch alles in ihr, vom Stäubchen und Gräschen bis zum Bergkoloß und zur Palme, gleiche Verehrung und gleiche Bewunderung verdiene. Diese liebenswürdige, allfreundliche Gesinnung ist uns sympathisch, aber sie erscheint doch nicht verwertbar für den täglichen Gebrauch. Wenn wir noch so gut wissen, daß es sehr schön ist, allezeit mit offnem Herzen durch Gottes schöne Natur hindurch zu wandern und nicht mit egoistischer Parteilichkeit dem, was uns gefällt, weil vielleicht seine Schönheit bequemer aufzufassen ist, mehr Teilnahme zu zollen als irgend einer anderen Erscheinung, deren Schönheit oder Größe nicht ebenso leicht zugänglich scheint, so sind wir eben doch zu sehr menschlich beschränkte Menschen, um nicht auch hier, sogar mit Bewußtsein, das Vollkommene, Unerreichbare für einen Bruchteil hinzugeben, den wir in der Hand zu halten vermögen. Es drängt sich zu viel an uns heran, wir können der Natur nicht ungeteilt angehören. Wir werden abnorm, wenn wir das anstreben. Eines der wenigen Beispiele hervorragender Menschen, die mit Absicht menschliches Treiben flohen, um ganz der Natur hingegeben zu leben, der Neuengländer Henry David Thoreau, der Einsiedler vom Merrimac, dem wir die glühendsten und mitunter die wahrsten Naturschilderungen verdanken, war doch Mensch genug geblieben, um in alten Tagen sich als beredter Verteidiger eines so menschlichen Dinges wie der Sklavenbefreiung in die aufgeregteste politische Arena zu begeben. Der Fall war mir immer hochinteressant. Die prächtigen Reden für John Brown, einen Mann, der ebenso entschieden für das Hohe in der Menschheit [219] eintrat, wie Thoreau für das Große in der

Natur, strafen die propheten- und apostelhafte Ausschließlichkeit Lügen, mit der Thoreau in allen vorangehenden Bänden seiner Werke das Evangelium der Rückkehr zur Natur predigt. Die in die Bewunderung des Alls verflüchtigte Seele konzentriert sich hier zu mittlerer menschlicher Dichtigkeit, zu der Konsistenz, in der sie sich zwar nicht beständig jedem Blütenduft und jedem Käfersummen verschwistern, aber Antriebe zu menschenwürdigen Handlungen erteilen kann. Ich gehe so weit, daß ich behaupte: die Naturenthusiasten, die soviel von uns verlangen, handeln selbst niemals so ganz nach dem, was sie predigen. Zugegeben, daß jedes Ding, mit seinem eignen Maßstab gemessen, so groß sei wie irgend ein andres, ist eben ihr Maßstab doch auch der menschliche, dessen Elastizität ihre Grenzen hat. Mit den gehörigen Beispielen mag man uns klar machen, wenn auch immer mit einigem Müh- und Zeitaufwand, daß ein Pilzkeim, der in der Sonne wirbelt, etwas Grandioses sei, im Vergleich zu anderen noch kleineren Gegenständen. Aber das hindert nicht, daß gleich darauf ein Felsblock oder ein Berg uns doch einen viel mächtigeren Eindruck erzeugt als jene künstlich aufgebaute Größe, die nicht vor unseren äußeren, sondern nur vor unseren inneren Sinnen existiert. Augen und Ohren wollen ihr Recht haben. Sie dienen uns so unermüdet und so treu, daß wir auf ihr Zeugnis auch dann hören müssen, wenn es vielleicht nicht ganz mit dem harmoniert, was wir denken, oder wenn es sogar unser Denken dementiert. Ein kleiner fußhoher Wasserfall eines Rieselbaches auf meiner Wiese verdrängt momentan das Bild der gewaltigen, aber fernen Zambesi-Fälle, in welchem schwelgend ich über den Rasen hergeschritten kam. Der Hügel des Turmbergs bei Durlach brauchte in meiner Jugendphantasie nur noch mit einigen Eisschlüften und Felsenpartien gekrönt zu werden, um den Dhawalagiri vorzustellen und so alle Zwischenstufen zwischen 300 und 8000 m zu überspringen, welche mir damals noch unbekannt waren. Jener war der größte Berg in meiner Erfahrung, dieser in meiner angelernten Vorstellung. Sowie beim Fernblick ein naher Maulwurfshügel einen fernen Berg verdecken kann, so drängt sich das Erfahrungsbild mit unwiderstehlicher Kraft vor das Gebilde der Phantasie, der am Ende nichts anderes übrigbleibt, als dieses nun einmal unverdrängbare Bild zur Unterlage einer auf Ausstattung und Verzierung sich beschränkenden Tätigkeit zu machen. Die Moosstämmchen und das Halmengewirr am Fuße des Ameisenhaufens werden zu den Palmen und Bambusen der Dschungeln, und der weiße Kiesel, der oben herausglitzert, gibt die Lage des großen Gletschers Soundso, dem ein Gangesarm entspringt. Ja, Augen und Ohren wollen ihr Recht haben und nehmen es sich, wo sie es nicht anders kriegen.

Das fließende Wasser ist gewiß in allen Gestalten ein erfreuliches Schauspiel, und man braucht noch kein buddhistisches allversenkendes Gemüt zu sein, um sich mit Lust im Tautropfen zu spiegeln und zu baden. Nur muß es Wasser sein und nicht die Jauche eines städtischen

Kanals. Indessen [220] behält doch selbst diese unschöne Flüssigkeit mit der Fähigkeit des Wiederspiegelns, der leisen Wellenbewegungen, des unmerklichen Fließens eine Kraft zu verschönern und zu beleben, die Großes wirken kann, besonders wenn charaktervoll schweigsame Rückseiten bedeutender Häuser, verfallene Stege, einsam an tönenden Ketten schaukelnde, von Liebespaaren oder nächtlichen Verschwörern träumende Gondeln dazukommen. Der Spiegel einer Amsterdamer Kraacht oder eines Hamburger Fleet ist nicht immer rein und niemals klar, und doch — welche Poesie bringt er in diese schmalen Wassergassen. Ich bin vor vielen Jahren einmal im Flug durch Hamburg gefahren, das erste Mal, daß ich diese Stadt sah, es war vielleicht die Zeit einer halben Stunde, die ich zwischen Landungsplatz und Bahnhof verbrachte; im Strudel einer aufgeregten Reise ist alles andere verschwunden, nur eine dieser wie mit einem Boden aus schwarzem Glasfluß belegten Wassergassen mit buckliger Steinbrücke und hohen, holzbraunen Speicherfronten, die sich in einen verlockend geheimnisvollen Winkel verlor, hat mir ein Bild eingegraben, so scharf und so stimmungsvoll, wie es manche an sich viel mächtigere Szene nicht vermochte. Ohne das Wasser wären das enge Straßen wie andere mehr. So ist es auch mit den Tälern. Man zeigt oft Talgründe, in denen einst ein Bach oder Fluß geflossen, der wandelbar, wie Wasser ist, sein altes Bett verlassen und nach anderer Richtung geflossen ist oder, was sich wohl im dürren Süden zuträgt, gleich ganz versiegte oder versumpfte. Die bayerische Hochebene ist reich an solchen leeren Flußbetten. Wie tot, wie langweilig kommt einem aber ein solches Tal vor! Die meisten von ihnen sind im übrigen ganz angenehme Gegenden: der Boden eine Rasenfläche, die meist ziemlich steilen Ufer in mancherlei leichten Formen, wie spielend, bald vortretend, bald zurückspringend. An mannigfacher Bewaldung fehlt es nicht, und gelegentliche Windungen des einstigen Tales sorgen für Abwechselung. Und doch fühlt man stark: Ein starrer Körper, ein Ding ohne Seele, sprachlos, leblos. Man kann die Erfahrung machen, daß der Eindruck auf naive Naturen fast ein beleidigender ist, es kommt ihnen wie Spott, wie Mummerei, der Natur unwürdig vor, eine Form zu schaffen, der der Inhalt fehlt. Und es ist allerdings etwas Unnatürliches. Wie froh wird der Fluß begrüßt, wenn endlich wieder der Schimmer seiner Spiegelfläche belebend herüberblitzt! Er ist auch für das Auge ein Lebenspender. Doch in wieviel höherem Maße noch ist er es, wenn er im Gebirge rauschend und brausend dahingeht, mit unbezähmbarer Energie über alle Hindernisse wegspringt und die Felsen mit sich in die Tiefe reißt, die ihm den Weg verstellen wollen:

Es stürzt der Fels
Und über ihn die Flut.

Man denke sich die Alpen ohne fließendes Wasser. Z. B. das Reußtal von Altorf aufwärts ohne die Reuß! Unmöglicher Gedanke.

Es gibt solche Gebirge, der Westen Nordamerikas ist reich an ihnen, Gebirge, die entweder ganz wasserlos oder doch so arm an dem lebenspendenden Elemente [221] sind, daß dasselbe schon versickert ist, ehe es bis zu ihrem Fuße herabgelangt. Sie kommen einem aber nicht wie Wirklichkeiten, sondern wie Gespenster vor, vollkommen erstorben, während etwas Lebendigeres, zu allen Sinnen Sprechenderes als unsere Alpen in der ganzen sogenannten »toten Natur« nicht zu finden ist. Man denke, daß auch die Mannigfaltigkeit, der Glanz und die Üppigkeit der Vegetation vom Wasser abhängt, das die Wurzeln bespült, und von der Feuchtigkeit, mit der es die Luft durchtränkt.

Wenn man durch ein Gebirgstal geht, das von einem solchen tosenden Gewässer durchflossen ist, gewöhnt man sich so an das Leben, das durch seine mannigfaltige Bewegung in die Stille der erhabenen Fels- und Urwaldszenen gebracht wird, daß selbst die Sprünge, die es macht, für gewöhnlich Wasserfälle genannt, kein sehr hervorragendes Interesse mehr erwecken. Wer z. B. vom Gotthard nach Faido ins Tessintal hinabsteigt, geht zuletzt an den zahlreichen Wasserfällen, die sowohl der Tessin als seine Nebenflüsse, besonders im Durchbruch des Mte. Piot[t]ino, bilden, ohne große Rührung vorüber; denn der Fluß selber ist so wild und von so mannigfaltiger Erscheinung, daß diese einzelnen Kraftstellen kaum mehr bedeutend hervortreten können. In einer solchen Gegend kann man dem allseitig gerechten Naturverehrer recht geben, welcher behauptet, daß das alles gleiche Bewunderung verdiene und daß es oberflächlich sei, sich an die Kraftstellen zu halten, nachdem das ganze Gedicht großartig sei.

Es wird aber sofort anders, wenn ein Wasserfall isoliert auftritt. Nicht bloß darum, weil dann die Umgebung nicht mit ähnlichen Erscheinungen auf ihn drückt. Ein Wasserfall ist etwas, das für sich stehen und gelten kann, etwas Freies, Losgelöstes, vielmehr sich Losreißendes: Ausgerüstet mit der vollen Möglichkeit individuellen Daseins, bleibt er zwar immer die höchste Potenz des rasch fließenden Wassers, und es ist gewiß, daß man vom schrägen Hinschießen einer Stromschnelle bis zum senkrechten Fall eines Kataraktes alle nur denkbaren Mittelformen in der Natur zu finden vermöchte. Das fließt alles. Die starke Vertretung dieser Mittelformen ist es ja eben, was die in Gebirgsströme eingeschalteten Fälle verhältnismäßig so wenig hervortreten läßt. Aber ein Wasserfall hat unabhängig von allem, was seine Umgebung ausmachen mag, Charakterzüge, die nur ihm in voller Ausprägung zukommen. Nur in ihm ist das für gewöhnlich horizontal oder schräg fließende Wasser zu senkrechtem Absturze aufgerichtet; nur in ihm wird das Wasser fast durchaus zu Staub- und Schaumgestalten gezwungen, die es anders färben und in weitaus anderen Formen sich bewegen lassen, als für gewöhnlich seine Regel ist; nur in ihm wird vom Rauschen und Brausen, das bei großen Fällen zu weithin hörbarem Gebrülle anschwillt, der Gehörsinn in mächtigster Weise ergriffen, so daß in der ganzen Reihe der meist

völlig stummen Naturerscheinungen das Sturmgeheule, der Donner und das unterirdische Rollen des Erdbebens allein mit ihm verglichen werden können; nur in ihm macht das sonst seinen Umgebungen zart sich anschmiegende [222] Wasser sich fast gewaltsam frei und zum Mittelpunkt eines Bildes und beherrscht seine Umgebungen, die neben ihm nur noch die Bedeutung eines Rahmens behalten. Gerade mit dieser letzteren Eigenschaft hängt gewiß ein sehr großer Teil der ästhetischen Bedeutsamkeit der Wasserfälle zusammen, denn sie werden durch sie in der entschiedensten Weise zu Bildern in der Natur. Es ist kein Zufall, daß jeder Wasserfall ganz von selbst mitsamt seinen nächsten Umgebungen fertiger Gegenstand eines Gemäldes wird: es liegt in seinem kräftigen, beherrschenden Hervortreten. Wie selten ist es ohnehin, daß in der Natur eine Szene sich gewissermaßen arrangiert für das künstlerische Auge! daß ihr aber auch der passendste Rahmen schon umgelegt ist, wird höchst ungewöhnlich erscheinen. Und doch trifft es bei den Wasserfällen zu; denn diese stempeln die Felswände und Klippen, über welche sie wegstürzen und zwischen denen sie ihre Wege suchen, die Bäume, die unter, über und neben ihnen aufragen, die üppigeren Moospolster und den grüneren, saftigeren Rasen, den ihre Nähe frisch erhält, die hochwachsenden Uferkräuter und Gräser, kurz alles, was mit ihnen in Berührung kommt, zur Staffage, zur Arabeske. Diese Dinge tragen durch untergeordnete Mitwirkung wohl zur Hebung des Gesamteffektes bei, aber sie haben keine selbständige Rolle neben dem Hauptbilde zu spielen. Gerade auf diesem zur Wirkung fertigen Charakter der Wasserfälle beruht gewiß ein gutes Teil jener Popularität, jener Anziehungskraft, welche dem tiefergehenden Naturfreund wie eine Ungerechtigkeit gegenüber der übrigen, bescheidener auftretenden Natur erscheint. Aber ebenso gehört er auch zu den Gründen, welche die Wasserfälle als Erscheinungen ganz besonderer Art, als scharf charakterisierte Individuen uns entgegentreten lassen. Daß sie im Grunde doch wie alle anderen Erscheinungen des flüssigen Elementes abhängig bleiben von dem Festen, das ihnen zur Grundlage dient, tritt dabei vollständig in den Hintergrund. Sie sind in Summa eine der selbständigsten, schärfst umrissenen, bestimmtest wirkenden, deutlichst für sich selber sprechenden Naturerscheinungen.

II.

Aber welche Verschiedenheit des Inhaltes in dem einen Begriff »Wasserfall«! Welcher Reichtum in dem Rahmen, welcher den Niagara und die kleinen Tropfenkaskaden einer Grotte, das flüchtig aufschäumende, schwere Anschwellen der Wellen einer Stromschnelle und das halb im Winde verwehte Zerschellen und Zerstäuben eines berghohen Hochgebirgswasserfalls umschließt! Auch hierin zeigt sich diese Erscheinung so ganz als echtes Stück Natur, grenzenlos reich und mannigfaltig wie die Natur selbst, auch selbst wo sie geradezu künstlerisch schön und wirksam gegliedert auftritt. Es würde deshalb schwer

sein, die Wasserfälle zu klassifizieren, wenn man nicht wüßte, daß alle Klassifikation derartiger Dinge nur möglich bleibt, wenn sie sich an der Oberfläche hält und nicht das zerreißen und in künstliche Kategorien ein- [223] pfropfen will, was von Natur durch tausend Übergänge ineinander verflochten ist. Wollen wir einen solchen Versuch wagen, so soll es sich nicht um eine alle Fäden des Zusammenhanges zerschneidende Zerteilung, sondern um eine leichte Gliederung nach äußeren Merkmalen handeln, welche es ermöglicht, den ganzen Reichtum dieser Erscheinungen zu umfassen, ohne durch ihre endlose Mannigfaltigkeit daran gehindert zu werden.

Welches sind die auffallendsten Merkmale verschiedener Formen von Wasserfällen? Vor allem offenbar der mehr oder weniger große Reichtum des Wassers, welches in ihnen zur Bewegung gelangt. An der einen Grenze steht der Wasserfall, in dem ganze Binnenmeere sich entleeren oder der ganze Ströme plötzlich von einer höheren auf eine niedrigere Stufe ihres Laufes springen läßt (Niagara, Viktoriafälle des Zambesi, Rheinfall), an der anderen das Getröpfel einer Quelle, die an einer Felswand zutage tritt, von der sie auf ein niedriges Niveau hinabrieseln muß, ehe sie ruhig als ein mehr hör- denn sichtbares Bächlein weiterzufließen vermag. Jene, die wasserreichen, kommen im allgemeinen nur in den Gegenden vor, wo größere Mengen Wassers sich zu vereinigen vermögen, also nicht in den Gebirgen, deren verworrene Kämme und Wölbungen die Bäche auseinanderhalten, sie an der frühen Vereinigung zu Flüssen hindern, sondern in den tieferliegenden und flacheren Teilen der Erde, in Tiefländern und auf Hochebenen, wo solche Hindernisse nicht bestehen. Die anderen, die wasserarmen, finden sich aber ganz natürlich dort am häufigsten, wo es wasserreiche Flüsse nicht oder doch nur selten gibt, nämlich in den Gebirgen, und ihre Wasserarmut geht bekanntlich oft weit genug, um sie einen Teil des Jahres versiegen oder wenigstens durch den Wechsel in den Mengen der Niederschläge sehr verschieden stark und eindrucksvoll erscheinen zu lassen. Gerade in der Gleichmäßigkeit der Wassermasse bei jenen, die durch die größere oder geringere Ausgiebigkeit der Regengüsse nicht beeinflußt zu werden vermag, und in der Ungleichmäßigkeit derselben bei diesen liegt ein starker Grund der Verschiedenheit beider. Überhaupt ist der Kontrast beider Gattungen von Wasserfällen ein sehr großer, und die Wirkung, die sie in dem Beschauer erwecken, ist nicht nur dementsprechend eine sehr verschiedene, sondern auch eine auf sehr verschiedenartige Empfindungen gegründete. Bei den massigen überwiegt der Eindruck der Kraft und Macht, bei den minder starken, wasserärmeren der der leichten, lebhaften, wechselvollen Bewegung. Jene gehören den ehrfurchterweckenden, diese den gefälligen Erscheinungen zu. Bei den letzteren denkt man unwillkürlich an ein Bild, das man gern betrachtet, bei diesen[1]

[1 Genauer: jenen.]

an ein erschütterndes Geschehen, bei dem man nicht dauernd verweilen möchte. Jene [1] stimmen heiter, diese [2] ernst. Jene [1] bedürfen einer Umgebung, diese [2] wirken vielleicht bedeutender ohne dieselbe oder können ihrer wenigstens entraten.

Diese grundverschiedenen Wirkungen sind zum Teil auf Eigenschaften zurückzuführen, welche mit den Grundzügen des Wasserreichtums und der Wasserarmut Hand in Hand gehen und auf die man eine Klassifikation der [224] Wasserfälle ebensogut oder vielleicht mit größerem Rechte gründen könnte als auf das eben hervorgehobene Moment. Hier ist vorzüglich an die Verschiedenheiten der Höhen- und Breitedimensionen gedacht, die in fast allen Naturbildern als den Eindruck in hohem Maße bestimmend hervortreten. Die wasserreichen Fälle sind fast immer auch die breiteren, während die wasserarmen notwendig schmal und dadurch verhältnismäßig hoch sein müssen, wenn nicht ihre geringe Wassermasse vollends verzettelt werden soll. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß Zerspaltung in mehrere nebeneinander abstürzende Fälle bei den breiten, dagegen stufenweiser Abfall oder Kaskadenform bei den hohen die häufigste Abwandlung sein wird. Die ästhetische Wirkung beider Arten von Variationen ist dabei allerdings sehr verschieden; denn der eigentümliche Charakter von Zierlichkeit und Lebendigkeit, welcher den hohen Wasserfällen eigen, wird bei der Zerteilung derselben in verschiedene Stufen oder Kaskaden nur erhöht, während der mächtige Eindruck breiter Wassermassen durch ihre Zerteilung in mehrere nebeneinander sich bewegende Stücke verringert werden muß. Selbstverständlich bietet, auch abgesehen von dieser Zerlegung, der hohe Wasserfall ein bunteres Bild als der breite. In diesem ist mehr Wasser, in jenem sind mehr Dinge außer dem Wasser: Klippen, die hervorstechen, Felswände, über welche dünne Wasserschichten wie ein Spiegel sich verbreiten, Bäume, die auf einem Vorsprung mitten im Falle selbst sich erheben, oder Sträucher, die vom Rande desselben hinunterneigen. Dort wirkt, mit einem Worte, das Wasser für sich, während es hier seine Wirkungen vereinigt mit denen einer Anzahl von anderen Dingen, für welche es gewissermaßen der Faden ist, an dem sie sich aufreihen, und zugleich das Beherrschende, das sie zusammenfaßt. Dieser Gegensatz beeinflußt wieder sehr erheblich den ästhetischen Eindruck. Es ist auf den ersten Blick paradox, wenn J. F. Cooper, ein so feiner Kenner und Darsteller des Naturschönen wie irgendeiner, vom Niagara sagt: »Dieser Wasserfall hat einen entschiedenen Zug von Weichheit, der seine Großartigkeit in ganz eigentümlicher Weise sänftigt. Wir entdecken, seitdem wir in die Geheimnisse dieses Schauspieles eindringen, einen anderen Charakter, als der ist, der sich zuerst an unsere Sinne drängte« (Homebook of the Picturesque 56). Aber dieses Urteil ist

[[1] Genauer: Diese — Diese.
[2] Genauer: jene — jene.]

nicht nur für den Niagara fein und wahr empfunden, sondern es findet auch auf alle anderen Wasserfälle Anwendung, die demselben Typus angehören. Großen Wassermassen sind große, weitverlaufende, gerundete Linien eigen. Sie gehören mit dem Meere, den Strömen, den Seen, den bewaldeten runden Kämmen und Kuppen der Mittelgebirge und Hügelkämme, den Umrissen, die eine flache Hochebene an den Horizont zeichnet, auch den Formen, zu denen Dünensand und Schnee neigen, mit unzähligen Pflanzengestalten, kurzum mit allem Langgezogenen, Ungebrochenen, zu Wellenlinien Steigenden zusammen. Diese alle haben etwas Weiches und Ruhendes. Ästhetiker der konstruktiven Schule, die von einem starken Bedürfnis beherrscht sind, Polaritäten, Dreiklänge u. dgl. in den Dingen der Natur zu finden, [225] würden eher sagen, etwas Weibliches präge hier sich aus. Aber man kann vielleicht besser mit ihnen fühlen, wenn sie dem zacken- und gratreichen Hochgebirge, den scharfen und willkürlichen Formen des ewigen Eises, den steilen Felsen, einzel aufragenden Bergen, Klippen, Schluchten, starrstämmigen Bäumen, kurzum dem mehr Hohen als Breiten, dem Spitzigen, Gebrochenen, in der Form Unruhigen einen männlichen Charakter zuweisen. Nur würden wir vielleicht in nüchterner Ausdrucksweise vorziehen zu sagen: sie haben alle etwas Hartes und Lebhaftes. Zu dieser letzteren Gruppe gehören die hohen Wasserfälle ebenso entschieden, wie die breiten zu der ersteren zu zählen wären. Wenn man nun männliche und weibliche Wasserfälle unterscheiden wollte, so wäre dagegen nichts einzuwenden; denn ohnehin wird ja ein großer Luxus mit Distinktionen in aller Naturbetrachtung getrieben, und diese hier würde den Vorzug der Vermenschlichung und Näherbringung besitzen. Aber der Gehörsinn kann hier dem Formensinn nicht so ganz nachgeben, und es ist konträr, daß gerade die in den Formen weiblichsten Fälle am kräftigsten brüllen, während die männlichsten diejenigen sind, welche am heitersten plätschern und plaudern. Wenn man irgendwo einsieht, daß der Rhein nur ein alter bärtiger Recke sein kann, so ist es am Rheinfall; dagegen könnte man sich sogar eher den gewaltig hohen Krimmler Fall als eine Nymphenschar denken, die sich scherzend und lachend (manchmal sogar überlaut) den Berg hinabverfolgt. Übrigens ist es nicht unsere Sache, diesen Widerspruch zu lösen, wogegen derselbe als Preisaufgabe für Dichter vielleicht ganz passend wäre.

III.

Die Höhe der Wasserfälle ist jedoch an und für sich einer der unbedeutendsten Faktoren in ihrer ästhetischen Wirkung. Es imponiert der Masse der Naturbummler, die das Großartige mit Elle und Liter mißt, wenn sie hört, daß im Yosemitetal in Kalifornien ein Wasserfall von mehr als 800 m vorkomme oder daß in gewissen Fjorden Norwegens ein halbes Dutzend Wasserfälle, jeder von über 150 m, in geringer Entfernung voneinander über die Felswände stürzen, so daß man bei jeder Wendung des zwischen Meer und Fels ängstlich sich

durchzwängenden Weges immer mindestens zwei davon im Auge hat. Aber wie schwach ist doch der Eindruck dieser Bächlein hier wie dort! Es kann nicht möglich sein, daß in ein Gebirgstal, das an und für sich schon hoch gelegen ist, auch noch von einer fast 1000 m höheren Felswand eine große Wassermasse herabstürzt. Das zu erwarten, wäre unvernünftig, weil gegen die Natur. In solcher Höhe gibt es überhaupt keine Wassermassen außer in gefrorenem Zustand als Schnee oder Gletscher; außerdem kommen nur schmale Bäche zum Vorschein, die erst durch wiederholte Vereinigung sich endlich so weit bereichern, daß sie Flüsse darstellen. Das vollzieht sich aber gewöhnlich in einem ziemlich tiefen Niveau. Deswegen erwarte man nicht gewaltige Wasserfälle im Gebirge. [226] Die größten, die man kennt, liegen im Gegenteil sehr tief und oft nicht weit vom Meer entfernt. Der Fuß des Niagarafalles liegt bei 120, der des Rheinfalles bei 380, der der Viktoriafälle des Zambesi bei 750, der der Orinokofälle von Maypures und Atures bei ca. 200 m. Hier sind eben nach langer Gebirgswanderung endlich die nötigen Wassermassen zusammengekommen, die die Natur zu einem solchen Knalleffekt braucht. Und deshalb sind diese überwältigenden Schauspiele auch nicht häufig. Europa hat nur den einen Rheinfall, Nordamerika seinen einzigen Niagara, der allerdings wahrscheinlich der unvergleichlichste, der großartigste unter den großen ist. Was Südamerika betrifft, so ist es in denjenigen Regionen, wo etwas dem Orinokofall Vergleichbares erwartet werden kann, so weit durchforscht, daß man wohl sagen kann, es würde ein Wasserfall von dieser Größe nicht übersehen worden sein, wenn er etwa im La Plata-Gebiet oder bei einem der großen Nebenflüsse des Amazonenstromes sich fände. Nachdem man in Afrika Kongo, Nil und Niger, die drei Hauptflüsse des Erdteiles, daneben Zambesi, Oranje, Limpopo und Ogowe in ihren Hauptzügen kennt, läßt sich ebenfalls kaum noch etwas über die Viktoriafälle Hinausgehendes erwarten. Nur Asien bleibt übrig, das bis jetzt kein Schauspiel von dieser Größe hat erkennen lassen. Aber es ist fast gewiß, daß man in jenen erst neuerdings nur in ganz großer Übersicht erforschten Regionen zwischen Tibet und Assam, wo der Himalaya mit himmeltürmenden Felswänden sehr steil von nahezu 3000 m herab sich in das tiefe Brahmaputratal von Assam senkt, große Wasserfälle finden wird, die an Höhe vielleicht die größten übertreffen werden, die man bis heute kennt, und gleichzeitig durch hinreichende Wassermassen den gewaltig hohen Rahmen, der sie einschließt, einigermaßen auszufüllen imstande sein werden. Überhaupt verspricht diese Region eine großartige Szenerie zu eröffnen: das höchste Gebirg der Erde mit einem steilen Abfall, wie er selten gefunden wird, in das große Tal von Assam hineingestellt, durch welches eine der Könige unter den Strömen seine zu jeder Zeit fast gleich mächtigen Fluten mit Gebraus zum nahen Meere trägt und das eine tropische Vegetation von sinnverwirrender Üppigkeit hegt. Wenn einmal die Zeit kommt, wo die Menschen, welche Muße zur Empfindung schwervermeidlicher

Übelstände haben, es müde werden, sich mit einem garstig launenhaften Klima herumzuschlagen, wie unser nordisches es ist, und sich nach tropisch weicher Luft und tropischer Lichtfülle sehnen, wird gewiß diese Landschaft zu denen gehören, die von den meisten aufgesucht werden wird. Schade nur, daß sie in ihrer westlichen Hälfte sehr regenreich ist.

Der Yosemitefall in dem gleichnamigen herrlichen Tale der Sierra Nevada von Kalifornien gilt für einen der höchsten Wasserfälle der Erde und kann vielleicht als der höchste bezeichnet werden in Anbetracht dessen, daß seine Höhe von 800 m genau gemessen ist, während für diejenige seiner Konkurrenten nur Schätzungen vorliegen. Jedenfalls ist er eine seltene und [227] merkwürdige Erscheinung. Er fällt in verschiedenen Abschnitten. Milchweiß schäumt er über die Felskante des obersten Talrandes herab, bricht sich dann an einer Felswand ungefähr bei 600 m und dann weiter unten noch mehrere Male, wobei er jedesmal durch die Gewalt des Aufstoßes vollständig in Staub zerworfen und wie ein wehender Schleier aus lauter Wassertröpfchen gewebt herabgeführt wird. In diesem Zerstäuben und Wiederzusammenfinden des an sich schmalen Baches liegt der Hauptreiz dieses Wasserfalles, und dieser Reiz ist nur lieblich. Die obere Hälfte kommt bei der sehr beträchtlichen Höhe wenig zur Geltung, und die Großartigkeit der Dimension geht damit für den ästhetischen Eindruck verloren. Es ist immer faul, wenn man sich angesichts eines solchen Bildes erst mit Hilfe des Reisebuches oder der Karten klar machen muß, wie groß die Verhältnisse eigentlich sind. Man kann sagen, es sei ein Torso. Aber beim Torso eines sehr langen Menschen ist vielleicht die Zierlichkeit der langen Beine das einzige, was für die Bewunderung übrigbleibt, und das ist doch, ehrlich gestanden, nicht viel. In demselben Tale sind noch einige Fälle von gewaltiger Höhe, und alle sind von demselben mehr zur Zierlichkeit als zur Großartigkeit hinneigenden Charakter. Einer davon trägt den Namen »Bridal Veil Fall«, Brautschleierfall, weil er bei bewegter Luft, die in diesem Hochtale die Regel, wie ein langer weißer Schleier in die Luft hinausflattert — ein Zeichen, wie wasserarm er ist; denn selbst ein starker Wind kann eben doch nur mit einem dünnen Wasserfaden so spielend verfahren. Die berühmten Gavefälle bei Gavarnie in den Pyrenäen bieten übrigens dasselbe Schauspiel. Der höchste von ihnen ist 410 m hoch und wird als der höchste Wasserfall Europas gerühmt. »Das Wasser fällt langsam, wie eine Wolke, die sich herabsenkt, oder ein sich entfaltender Musselinschleier; die Luft beschwichtigt seinen Fall; das Auge folgt mit Behagen den graziösen Windungen des schönen, luftigen Schleiers. Er gleitet nur am Felsen hinab und schwebt mehr, als er fällt. Durch sein Gewebe scheint die Sonne mit dem sanftesten, lieblichsten Licht. Er erreicht den Boden wie ein Strauß leichter, wogender Federn und springt als silberner Staub zurück.« (Taine, Pyrénées L. III. Ch. 6.) Das Tal von Gavarnie liegt 1410, das Yosemite-

tal 15—1500 m[1] hoch, beide sind von hohen Felswänden eingefaßt, und bei beiden sind diese Felswände zirkusartig aufgebaut. Ich hatte zufällig Taines Pyrenäen nur wenige Tage vor meinem Besuche der Yosemitefälle gelesen und fand damals, daß er genau mit denselben Worten, die ich hier angeführt, den Brautschleierfall hätte schildern können. Wenn man bedenkt, daß beide Gebirge in Schmalheit ihrer Gesamterhebung, in der Neigung zum Aufbau sogenannter Zirkustäler und in den im Vergleich mit den Alpen geringen Schnee- und Eismassen, die auf ihren Höhen lagern, eine gewisse Ähnlichkeit haben, wird man in dieser Übereinstimmung zweier so charakteristischer Wasserfälle nicht einen bloßen Zufall sehen.

Die kalifornische Sierra Nevada ist aber überhaupt ein trockeneres Ge- [228] birge, als es irgendwo in Europa zu finden. Weder Regen noch Schnee sind häufig. Ein gewisser Zug von Dürre, eine Neigung zu braun und gelb gehört bis auf die höchsten Gipfel hinauf geradezu zu den bezeichnenden Merkmalen kalifornischer Alpennatur. Zeugnis dafür: die Gletscherlosigkeit, das Fehlen des Unterholzes in den sonst doch so prächtigen, hoheitsvollen Nadelwäldern der Hochregion, der Mangel an Matten, die an üppigem Wuchs und frischer Farbe auch nur entfernt an die Alpenwiesen erinnerten. Wo grüne Wiesen in der Sierra vorkommen, sind sie immer von beschränkter Ausdehnung, und man braucht nicht lange zu suchen, so findet man ein aromatisches Kräutlein darin, das mehr an die mittelmeerische harz- und lavendelduftende Flora des kalifornischen Tieflandes als an Alpenkräuter erinnert. Mir haben diese vielgerühmten Yosemitefälle nur an einem Punkte einen wirklich großartigen Eindruck gemacht, und das war auf der Aussichtsstelle, die man passiert, wenn man das Tal in der Richtung auf Mariposa verläßt. Hier umfaßt man einen großen Teil desselben, und zugleich übersieht man seinen Felsrand, über welchen die Wässer wegbrausen, die dann als Fälle ins Tal hinabgelangen. Das Tal ist hier ein großer Kessel oder besser eine längliche Aushöhlung in einer großen Granitmasse. Die Granitmasse ist das Gebirge, das rings um diese Höhlung sich zu bedeutenden Kämmen und Gipfeln erhebt. Aus kleineren und größeren Schneeflecken, die man in den schattenreichen Schluchten und an den unbesonnten Seiten der Abhänge liegen sieht, kommen Bäche heraus, die alle nach dem Rande des Kessels zu streben und dort verschwinden. In dem Grün und Braun des Talgrundes aber liegt leuchtend die silberne Schlangenlinie eines Flusses, und kleinere silberne Schlänglein streben von vielen Seiten des Randes ihr zu. Endlich sieht man an den inneren Felswänden des Kessels Teile von herabstürzenden Bächen, die bald in den Schluchten ihrer verschlungenen Wege verschwinden, bald weiß wie Schnee hervorschäumen, bald eine Felswand, über die sie breit herab-

---

[[1] Der Zirkus von Gavarnie liegt 1640, das Yosemitetal 1200 m überm Meere. Der Herausgeber.]

fließen, wie eine polierte Metallplatte leuchten lassen und an einigen Stellen sogar in dünnen Strahlen wie aus einem Kruge gegossen von dem höheren Felsabsatz zu dem niederen springen. Das ist wirklich groß. Die Schneebäche oben, der Fluß unten, die Bruchstücke von Wasserfällen zwischen beiden: das ganze System offen gelegt, wie das Geäder in einer Brust verzweigend und zusammenstrebend, und alles voll Leben, voll Bewegung. Man meint bei solchem Blick, das ganze Tal müsse aufatmen, es müsse mit allen seinen sanften Hügelwellen, seinem Grasteppich und seinen aus dieser Ferne wie moosiger Anflug an den Felsen hinaufklimmenden Zedern- und Fichtenhainen sich heben und senken wie eine warme Brust. Hier kommen die Wasserfälle zu ihrem Rechte, indem sie funkelndes Leben in den Körper bringen, daß wir den Puls der Natur springen fühlen. Aber ein einzelner Yosemite oder Bridal Veil, was ist er mit all seinen Hunderten von Metern gegen so ein Gesamtbild? Eine zierliche Arabeske, eine sehr seltene und bewundernswerte zwar, aber nichts weiter.

[229] Diesen kalifornischen Fällen und zum Teil auch den norwegischen fehlt nämlich häufig die notwendige Umrahmung, durch welche sie zu einem abgeschlossenen Bilde, selbständig werden könnten. Indem sie über Felswände herabstürzen, die so steil sind, daß kein dichter Wald, sondern nur vereinzelte Bäume, höchstens lichte Haine an ihnen Wurzel fassen können, werden sie oft wie haltlos und drohen in den gewaltigen Dimensionen ihrer Umgebungen zu verschwinden. Im Hochgebirge liegt diese Gefahr überhaupt nahe. Der Staubbach macht entschieden einen größeren Eindruck, wenn sein gewaltiger Hintergrund mit der Jungfrau und den Nachbarriesen in Wolken verhüllt ist. Wenn aber diese kühnen Schneeberge sich klar in der ganzen Herrlichkeit ihrer Formen und leuchtenden Farben hervorheben, tritt jener ganz von selbst zurück. Wenn bei der Gave dreizehn Wasserstreifen aus Berghöhe in denselben Felsenzirkus herabschweben (teilweise allerdings schon mehr nur träufeln), wirkt das Bild freilich genug für sich. Aber ein vereinzeltes Bächlein braucht Rahmen, um nicht ganz in seiner mächtigen Umgebung aufzugehen. Feinsinnige Schilderer haben das gefühlt, und so hebt z. B. Goethe von »einem schönen Wasserfall auf Staubbachs Art«, den er auf dem Wege von Salenche nach Chamounix berührt, ausdrücklich hervor, daß »er weder sehr hoch, noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn eine runde Nische bilden« (Briefe a. d. Schweiz). Man darf die Frage aufwerfen, ob nicht die meisten der vielbesuchten Wasserfälle unserer Mittelgebirge, wie z. B. die von Triberg und von Allerheiligen im Schwarzwald, die der Ilse im Harz und ähnliche, die Hälfte des Reizes besäßen, den sie auf uns alle üben, wenn sie aus ihrer prachtvollen Waldumgebung herausgenommen wären. Gerade die Tannen, die in ihrer Umgebung so häufig sind, stimmen mit dem ruhigen, steilen Aufragen ihrer Stämme, der dichten und regelmäßigen Verzweigung, dem dunkeln Grün ihrer Nadeln so recht zu einem fallenden Wasser.

Eine passendere Umrahmung wäre schwer zu denken. Oft ruht aber auch auf dem Gegensatz zwischen beiden eine bedeutende Wirkung. Ist er nicht überall so schneidend, wie beim schönsten Wasserfall Norwegens, dem Rjukan-Foß, den B. Taylor in etwas starken Farben malt: »Ein Wunder sprühender Schönheit, eine Erscheinung von überirdischer Lieblichkeit, in einem Rahmen von Dunkelheit und Schrecken, der der Rachen der Hölle sein könnte« (Northern Travel 1854. 348), so ist er doch immer wirksam, wo das Leichte und Bewegliche des fließenden Wassers vereinigt ist mit dem Schweren und Starren der Hochgebirgsnatur. Vermittelnd steht zwischen den beiden der Wald und vor allem der Nadelwald, der in den zugleich starren und belebten Gestalten seiner Bäume scharfe Gegensätze verbindet. Vielleicht verdankt Norwegen den Ruf, das Land der meisten, höchsten und schönsten Wasserfälle wenigstens in Europa zu sein, der Tatsache, daß Fels, Wald und Wasser fast in jedem seiner Landschaftsbilder innig ineinander verwoben sind. Es ist nicht anders möglich, als daß aus der häufigen und nahen Vereinigung dieser Elemente zahlreiche großartige und schöne Szenen [230] hervorgehen müssen. Das feuchte Klima und die tief herabgehenden Schneefelder ermöglichen einen Wasserreichtum, der wenigstens in dieser einen Hinsicht den norwegischen Fällen einen Vorzug vor den meisten alpinen verleiht. Vielleicht ist der hohe Vöring-Foß, im Hintergrund des Hardanger Fjord, in der Tat der wasserreichste von allen hohen Wasserfällen. Die Reisebeschreiber wenigstens sprechen ihm freigebig diesen Ruhm zu. Taylor meint sogar: An Höhe, Wassermasse und Erhabenheit der Umgebungen hat er nicht seinesgleichen. Schade, daß man gerade diesen so hoch begünstigten Fall von keiner Seite voll zu Gesicht bekommt. Man sieht entweder von oben in die Schlucht hinab, in welche er seine Wasser, »einen Silberfaden wie die Schnur eines Senkbleis, um die 2000 Fuß der Felswand zu messen«, hinabsendet; oder man blickt von unten hinauf, wo man aber in dem Labyrinth von Felswänden nirgends den ganzen Fall zu übersehen vermag. Der andere, der mit diesem um den Ruhm der Schönheit streitet, der Rjukan-Foß im oberen Thelemarken, gehört dem Typus der »Schleierfälle« an, wie wir sie aus dem Yosemite und von der Gave bereits kennen gelernt. »Perlenbänder«, »Silberschleier«, »schwebendes Filigran« sind die Bilder, mit denen die Schilderer sein unendlich zartes halb Schweben, halb Stürzen vor die Sinne zu bringen suchen. An Wasserreichtum übertrifft er weitaus diese, wie auch den Staubbach und andere alpine Fälle dieser Art, und ebenso an Wildheit der Umgebung, der nahen wie der fernen. Aus der letzteren hebt sich die mächtige breite Pyramide des Gousta wie aus einem Schneemantel hervor, ähnlich wie die Jungfrau den Hintergrund des Staubbaches bildet.

[IV.]

Die weitaus meisten Wasserfälle von dem schmäleren und höheren Typus haben ihre Vorzüge freilich in anderen Richtungen zu suchen als in der der gewaltigen Dimensionen, die ja nur unter ungewöhnlichen Umständen überhaupt möglich werden. Sie glänzen durch die bescheideneren, aber oftmals fesselnderen Reize ihrer eigenen Formen und derjenigen ihrer Umgebungen, und es sind in dieser Beziehung mehr und reichere Variationen möglich, als man auf den ersten Blick für möglich halten würde. Kommen doch unter den seltsamsten Umständen Wasserfälle vor. In die Höhlen des Karst stürzen sich Flüsse in rauschenden Kaskaden, um ihren Lauf unterirdisch fortzusetzen. Der »Tropfbrunnen« in der Adelsberger Grotte und andere ähnliche, die sich in Höhlen und sogar in Bergwerken finden, sind unterirdische Wasserfälle. In der Geiserregion des oberen Yellowstonetales im Westen Nordamerikas fallen heiße, dampfende Wassermassen in weiße, rötlich oder grünlich angehauchte Sinterbecken und manchmal stufenweise von einem Becken in das andere. In den Fjorden Norwegens und in ähnlich beschaffenen Gebieten, wo Meeresarme sich unmittelbar mit hohen Felswänden berühren, gibt es Bäche, die sich in weitem Bogen von der Felskante ins Meer stürzen. Von schmelzenden Eisbergen in den Meeren der Polarregionen fallen kleine Ströme süßen Wassers in das Meer hinab, und Gletscherspalten sind oft das Bette tosend in sie hinabwirbelnder Wasserfälle. Das Meer [231] selbst bildet oft die reizendsten, aber freilich auch vergänglichsten Wasserfälle an klippigen Küsten, wo es seine Wogen hoch an den Felsen des Ufers hinaufwirft, von denen sie in tausend kleinen, alle verschiedensten Formen annehmenden Kaskaden wieder zurückfallen. Wollen wir Wasserfall auch den Sturz des gefrorenen Wassers nennen, so sind die Eiskaskaden der Gletscher, die zu den schauerlichsten Bildern von Zerrissenheit und Zerklüftung gehören, und die Schneelawinen nicht zu vergessen. Jene finden unter den wildesten Wasserfällen nicht ihresgleichen, während diese, wenn sie den funkelnden Schneestaub aufwirbeln, an die in »Wasserrauch« gehüllten zerstäubenden Wasserfälle erinnern. Ins Einzelne gehend, würden Hunderte von verschiedenen Formen genannt werden können, an deren jede sich wieder Hunderte von Variationen anschließen würden, da keine dieser ihrer Natur nach mannigfaltigen und wechselvollen Erscheinungen der anderen völlig ähnlich. Erinnern wir uns aber beizeiten, daß man Dinge, deren Bedeutung in ihrer Schönheit oder Großartigkeit wurzelt, nicht zergliedern soll. Was kommt auch dabei heraus? Die Freude am Schönen und Großen ist ihrer Natur nach nicht analytisch, sondern sie strebt viel eher, ein Ganzes zusammenzuhalten, dessen sie sich einmal bemächtigte. Nur wo die Teile auch für sich allein darauf Anspruch zu machen vermögen, schön zu wirken, erwerben sie sich das Recht, gleich dem Ganzen zur Betrachtung herauszufordern. Man übersehe aber nicht die notwendigen Grenzen. Man findet außer dem Gesamtbild einer Venus auch ihren Nacken

oder Busen bewundernswert, nicht aber ihre Muskelfasern oder Milchdrüsen. Die Gebiete des Ästhetikers und des Anatomen müssen streng geschieden bleiben, und wir wollen uns von den letzteren so ferne wie möglich halten. Aber die Natur selbst hat diese Erscheinungen reich gegliedert, und viele von ihnen sind in Abschnitte zerlegt, welche wir gezwungen sind, stückweise zu genießen, da eine zusammenfassende Aufnahme derselben in unsere Sinne nicht möglich ist. Dem Verständnis der Gesamterscheinung kann es dienlich sein, diese Teile etwas näher zu betrachten.

Die Mehrzahl der höheren oder schmäleren Wasserfälle, die wir hier im Sinne haben, ist in Kaskaden gegliedert, und das dadurch erzeugte stufenweise Herabfallen des Wassers erhöht den Reiz derselben bedeutend. Zeugnis dafür die Nachahmung, welche gerade diese Form des fallenden Wassers in der Gartenkunst, im Aufbau monumentaler Brunnen gefunden hat. Die Rokoko-Gartenkünstler haben auch die breiten, ungebrochenen, wie gebogene Spiegel sich ergießenden Wasserfälle, ihre nappes d'eau, reichlich verwendet, aber mit Vorliebe nur in breiten Blumenparketts, und die Landschaftsmaler sind ihnen hierin nicht gefolgt, sondern, wenn diese Wasserfälle malen, suchen sie sich doch instinktiv die kaskadierenden, und dasselbe tun die eigentlichen Landschaftsgärtner. Die Künstler, die an den Wasserfällen des Anio herumgewandelt, vom Baumeister der Villa des Maecen bis auf Bernini, haben derselben Neigung gehuldigt, zu der sie freilich bei diesen [232] echten Kaskadenfällen die Natur selbst anleitete. Wahrscheinlich ist ein großer Teil der Kaskaden in den älteren Gartenanlagen auf die Nachahmung dieser halb natürlichen und halb künstlichen Fälle von Tivoli zurückzuführen. Horazens »Praeceps Anio« war trotz seines geringen Wasserreichtums bei den Alten der berühmteste Wasserfall, zum Teil wohl aber wegen der Art, wie er in die Gartenanlage von Tibur eingefügt war. Außer ihm erfreuten sich nur die Katarakte des Nil, »nobilis insigni spectaculo locus« (Seneca), eines ähnlichen Ruhmes, der aber gewiß größtenteils auf der mythischen Ferne beruhte, in der sie für das Altertum lagen; denn den modernen Reisenden sind sie nur als äußerlich keineswegs bedeutend hervortretende Stromschnellen bekannt, und kaum einer von den Alten, die sie schildern, hat sie selber gesehen.

Dies stufenweise Fallen des Wassers bringt eine Hemmung, eine Zurückhaltung in die nach ihrem Wesen unaufhaltsame Bewegung, welche höchst wohltuend ist. Jede Stufe ist ein Ruhepunkt in dem Bestreben, von seiner Unterlage sich loszulösen, welche dem fallenden Wasser eigen, und eine weitere Station auf dem Wege nach unten, der ihm angewiesen ist. Anfang- und Endpunkt der Episode, welche ein Wasserfall im Laufe eines fließenden Gewässers darstellt, werden damit auseinandergerückt; das ganze Schauspiel wird verlängert, gleichzeitig aber in sich gegliedert und verlebendigt. Ein Kaskadenfall verhält sich zu einem einfachen Absturz wie das Aussprechen eines Gedankens im Gedicht zu demjenigen in knapper Prosafassung. Diese

mag manchmal einen machtvolleren, jene wird immer einen gefälligeren Eindruck machen. Freilich kann bei großer Regelmäßigkeit der Kaskaden fast ein künstlicher Zug in das Bild kommen, und wenn der Wasserreichtum nicht bedeutend genug ist, um jeden Gedanken an menschlich beschränkte Veranstaltung zu verscheuchen, mag man zweifeln, ob man Kunst oder Natur vor sich hat. Diese Ungewißheit stört in etwas den Eindruck der Kaskaden von Tivoli. Der Wasserfall von Triberg, nach Form und Umgebung einer der schönsten in deutschen Gebirgen, ist auch ungemein regelmäßig aufgebaut; aber seine prächtige Waldumgebung und die Fülle seines Wassers geben ihm doch wieder einen sehr naturgemäßen Charakter.

Wenn die Kaskaden hoch übereinander aufgebaut oder durch Wald verdeckt oder etwas weit auseinandergezogen oder im Winkel zueinander gestellt sind, kommt es wohl vor, daß der ganze Wasserfall in eine Reihe von Bildern aufgelöst ist, die nur gesondert zur Anschauung kommen. Dies ist oft kein Verlust. Nachdem der Gesamteindruck doch einmal das großartig Einfache des Massenfalles nicht mehr besitzt, sondern zur Lieblichkeit neigt, kann er auch diese weitere Zerteilung ohne großen Schaden ertragen, und nicht selten erhält jeder Abschnitt ein individuelles Gepräge, welches aus einem einfachen Lied mit gleichen Strophen ein Sonett oder Ritornell macht. Dadurch wird z. B. der Gollinger Wasserfall im Salzburgischen zu einer der reizendsten Erscheinungen seiner Art. Manche halten ihn für den schönsten in den Alpen. In ihm vereinigt sich einiges Ungewöhnliche, Überraschende [233] mit den denkbar mannigfaltigsten Reizen einer wasserreichen Kaskade, mitten in einsamer Wald- und Felsschlucht. Er verkündet sich früher durch sein Gebrause, als man ihn sieht. Indem man den unteren Fall erblickt, der in zahllose, teils in Felsrinnen zerteilte und teils über schräge Felswände sich ausbreitende Wasser- und Schaumsträhnen auseinanderstrebt, um dann in felsigem, tannenbeschattetem Bette sich wieder zu vereinigen, sieht man zugleich über sich ein Felsentor, ein seltsam künstliches Naturgebilde, und in seiner Wölbung den Silberschleier eines zweiten Falles, der weiter rückwärts herabkommt. Zum Unterschied vom ersten stürzt dieser fast in einem einzigen Strahl herab, wobei aber die Unebenheit des Randes, über den er fließt, in die Wassermasse selbst eine Ungleichheit bringt, welche die einzelnen Schaumwellen gewissermaßen einander drängen, überholen und nacheilen läßt und wunderbar belebend wirkt. Einzelne Zweiglein, die sich losgelöst haben, rinnen so rasch wie möglich zur Seite über das Moos hinab, als könnten sie nicht rasch genug den anderen nachkommen. Steigt man endlich bis zum Ursprung dieses zweiten Falles empor, so findet man ihn in einem dunkeln, felsüberhangenen Becken, in dessen Hintergrunde das Wasser gleich als starker Bach aus einer Spalte quillt. Bekanntlich glaubt das Volk in diesem rätselhaften Quell einen Ausfluß des jenseit des Gebirges liegenden Königssees zu erkennen.

V.

Seitdem Chateaubriand in der Atala seine Beschreibung des Niagara niedergelegt hat, die, beiläufig gesagt, eine der wertvollsten dieses durch seine Übertreibungssucht fast jedes Naturbild verzerrenden Schilderers ist (übrigens kann er selbst hier nicht umhin, eine nicht bloß unwahre, sondern, was schlimmer ist, unwahrscheinliche und sogar unmögliche Episode einzuflechten, von Carcajous[1]), die sich mit ihren langen Schwänzen an die tief herabreichenden Zweige hängen, um in dem Abgrund die Leichname der Bären und Elentiere zu erreichen), hat dieser Wasserfall seinen Platz in der Weltliteratur behauptet; und es scheint, als solle er im Bewußtsein der modernen Welt eine jener Stellen ausfüllen, die in demjenigen des Altertums von sprichwörtlichen, sentenzenhaften Wunderdingen eingenommen waren, deren Name, nachdem er einmal eine gewisse Notorietät gewonnen, nicht bloß mehr die Sache, sondern eine Gattung und, noch mehr als das, eine Idee, ein Ideal bezeichnet. Wenn wir von hohen Bergen sprechen, so tritt uns nicht der Gaurisankar oder sonst ein asiatischer Riesengipfel, sondern viel eher der viel kleinere, aber durch klassische Beschreibungen uns näher gebrachte Chimborazo oder sogar nur der Montblanc entgegen. Für die Alten stand an dieser Stelle der Olymp — nicht ein Berg unter vielen ähnlichen, sondern der Berg, der Repräsentant aller Berge und alles Bergartigen. So [234] ist uns der Niagara durch zahlreiche Beschreibungen, durch poetische Verherrlichung, selbst durch den Klang seines fremdartigen Namens und die Ferne, in der er für die meisten steht, ein Typus für großartige Naturerscheinungen seiner Gattung geworden. Man könnte mit bombastischen Amerikanern das Wort Niagara etwa so wie Mammut überhaupt für etwas Großartiges, Gewaltiges gebrauchen, und das gebildete Europa würde es verstehen. Nun ist freilich auch gerade diese Erscheinung eine, die nicht viele ihresgleichen auf Erden hat. Eine Wassermasse von dieser Größe, dieser Gleichmäßigkeit und dieser Reinheit kommt nicht wieder vor, ebensowenig wie ein Süßwassermeer sich wiederholt, gleich demjenigen der vier großen kanadischen Seen, deren Ausfluß der Niagara ist. Es läßt sich einiges Ähnliches, aber nichts Großartigeres dieser Gattung auf unserem Planeten erwarten. Einige Afrikareisende, die ihn kannten und später auch die Viktoriafälle des Zambesi sahen, haben die letzteren über den Niagara gestellt. Aber was will hier eine Rangordnung heißen bei so ganz verschiedenen Dingen? Für die Kenner dieser Art von Naturerscheinungen wird die Bemerkung genügen, daß der Niagara allerdings gleich den Viktoriafällen in eine Schlucht fällt, die zu unseren Füßen sich öffnet, daß er also unter dem Standpunkt des Beschauers gelegen ist; aber man kann zu seinem Fuße hinabsteigen

---

[1]) Schwer zu identifizierendes Säugetier, wahrscheinlich der Labradordachs, den aber Chateaubriand, nach seiner Beschreibung zu schließen, nie gesehen haben kann.

und ihn von unten ganz ebensogut betrachten wie von oben. Bei den Viktoriafällen ist das nicht möglich, man sieht sie nur von oben, und damit ist eigentlich nur die Möglichkeit eines halben Vergleiches gegeben; denn man muß den imponierendsten Anblick, den von unten, ganz aus dem Vergleiche lassen. Überhaupt ist aber die Freiheit von Hindernissen der Betrachtung ein Vorzug des Niagara, den in gleichem Maße selbst viele kleinere Wasserfälle nicht besitzen. Man kann ihn auf drei Seiten bequem umgehen, nur diejenige ist unzugänglich, von der er brandend herabgeflossen kommt. Man kann ihn nicht bloß von oben und unten und von den Seiten betrachten, sondern man kann sogar weit in die Brandung an seinem Fuße hineinfahren und kann hinter einen kleinen Teil des stürzenden Wassers treten. Die Hauptsache aber ist, daß es Punkte gibt, von denen aus man das ganze Schauspiel voll und ganz genießen kann.

Der Eindruck des Niagara wird nicht dadurch gemindert, daß seine Wassermasse in zwei Arme zerteilt wird, welche nebeneinander, aber durch einen Felsenpfeiler getrennt, in die Tiefe fallen. Man kann vielleicht eher das Gegenteil annehmen, denn das ungegliederte Ganze würde wohl einen in seiner Breite einförmigen Eindruck machen. Mit einer Anzahl von kleineren Nebenfällen bilden diese beiden, fast in rechtem Winkel zusammenstehenden eine Gruppe, die durch dazwischen aufragende Felspfeiler, deren Gipfel kleine bewaldete Inseln sind, eine mannigfaltige Gliederung erhält. Die Grundform der beiden Hauptfälle ist wesentlich die gleiche: Breite Wassermassen, die eine 350, die andere 600 m breit, kommen brandend dahergeschossen, biegen sich in glatter Linie, schaumlos, einem grünen Glasflusse vergleichbar, [235] über die Kante des Abgrundes, die ganz eben erscheint, zerstäuben dann durch den Sturz und an den Unebenheiten der Wand, ohne eigentliche Kaskaden zu bilden, und fallen in einer Reihe breiter, gleichmäßiger, zusammenhängender Schaummassen in die Tiefe. Hier finden sie geringe Hindernisse des Fortfließens, da sie sich fast sofort in die grünen klaren Wasser dieses sehr reinen und schönfarbigen Stromes auflösen. Das Ganze ist, wie man sieht, von einfachem Aufbau, und das Bedeutendste des Schauspiels liegt nach der Seite des Breiten und Massenhaften in der Gestalt des Falles selbst und seiner Umgebung, des Schönen und sogar Lieblichen in dem Farbenspiel zwischen feurigem Grün und Schneeweiß und den Regenbogen, die in den aufsteigenden Wolken von Wasserstaub beständig entstehen und verschwinden, des Gewaltigen in dem Brüllen und Krachen, das wie ununterbrochener Donner rollt. Das Ganze ist abschreckend gewaltsam, aber es wird »une belle horreur« durch die reizenden Einzelheiten. Im Grunde ist ein so großer Katarakt doch immer ein Bündel von vielen kleinen, und wo man diese verfolgen kann, löst sich das Gewaltige in mildere Einzelbilder auf. Die Grundempfindung, mit der ich von diesem Schauspiele schied und welche ich auch von manchen anderen bestätigen gehört, war weit entfernt von der ge-

waltigen Einfachheit des ersten Eindruckes. Man tritt nicht sobald näher an die Sache hin, als man die einfachen Formen sich in tausend Erscheinungen entfalten sieht. Und gerade das fesselt bei inniger Versenkung mehr als alles andere, daß die Einfachheit der Erscheinung uns wohltuend beschränkt, während ihr innerer Reichtum spannt und nicht ermüden läßt. »Der Grundton schläfert ein, während die Variationen uns in diesem Träumen so hellsehend und schöpferisch finden wie selten beim verständigsten Wachen.«

VI.

Die Beschreibungen, welche vom Niagara seit seiner Entdeckung durch den P. Hennepin am Ende des siebzehnten Jahrhunderts geliefert worden sind, lassen sehr gut den Unterschied in dem Stil oder der Manier der Naturschilderung erkennen, welcher seitdem Platz gegriffen hat. P. Hennepin selbst, der als erster Weißer, welchem das große Schauspiel geboten ward, noch am ehesten Recht und Grund zu einer sehr großartigen Schilderung gehabt hätte, ist von einer geradezu ernüchternden Einfachheit. In seinem Buche: »Nouvelle Découverte d'un très grand Pays« (1697) sagt er: »Zwischen den Seen Ontario und Erie befindet sich ein großer und wunderbarer Wasserfall, dessen Masse und Kraft höchst erstaunlich sind. Er hat seinesgleichen nicht in der ganzen Welt. Man sieht deren wohl in Italien, und selbst Schweden besitzt einige; aber man kann sagen, daß sie nur schwache Versuche sind im Vergleich zu dem, von dem wir hier sprechen. Am Fuße dieses schrecklichen Wassersturzes sieht man den Fluß Niagara, welcher nicht mehr als $^1/_4$ Lieue breit, aber an einigen Stellen sehr tief ist. Oberhalb des [236] Falles fließt derselbe so rasch, daß er alle Tiere mitreißt, die ihn zu überschreiten versuchen, um am jenseitigen Ufer zu weiden; er wirft sie mehr als 600 Fuß tief hinab. Der unvergleichliche Wasserfall besteht aus zwei großen Nappes d'eau und zwei Kaskaden mit einer Insel dazwischen. Die Wasser, welche hinabstürzen, schäumen und kochen in der erschrecklichsten Weise. Das Geräusch, das sie verursachen, ist stärker als der Donner, und man hört es bei Südwind mehr als fünfzehn Lieues weit.« Nun höre man, in was für Worte ein hochgebildeter Europäer, der hier nicht zum erstenmal ein Weltwunder sieht, Friedrich von Raumer, über denselben Anblick ausbricht: »Ich hätte aufjauchzen mögen vor Freude, und die Flügelschläge meines Geistes stiegen wie Äolsharfentöne harmonisch mit den Lauten dieser Naturwunder empor. Das Eintauchen in dieses Meer von Schönheiten schien mir auf Jahre hinaus Jugendkraft und Lebensmut zu verleihen; ein Verjüngungsbrunnen, wie ihn die Druckkraft trockener Kategorien nie hervortreibt. Gar nichts Furchtbares, Entsetzliches, Niederdrückendes, Vernichtendes, Zurückstoßendes; wohl aber Schönheit der Natur in ihrer edelsten Offenbarung und in erstaunlicher Mannigfaltigkeit« (Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1845, IV. 438). — Ich vermute, daß zwischen diesen beiden

Schilderungen keinem meiner Leser die Wahl weh tut. Der gute Pater mag nüchtern und trocken sein, aber er spricht zur Sache, und was er sagt, hat Grund und Zweck, wie karg es auch ist. Aber Raumers Dithyrambus ist nicht ganz echt. Zum Ausdruck dichterischen Gefühles mangelt ihm Wärme und Unmittelbarkeit, zur Beschreibung die Sachlichkeit. Unseren modernen Naturbeschreibern passiert es häufig, daß sie zwischen diesen beiden Zielen hindurchschießen. Im siebzehnten Jahrhundert war es noch nicht Mode, sich über große Naturschauspiele schriftlich oder gedruckt zu enthusiasmieren. Man machte das mit sich im stillen ab. Sogar einer der größten Geister und gleichzeitig der offensten, aufnahmfähigsten, unbefangensten Seelen dieses Jahrhunderts, Montaigne, hat in den durch ihre feinen Bemerkungen sehr interessanten Notizen über seine Reise von Südfrankreich über Basel, Konstanz und Tirol nach Italien für seinen Gefallen an der Natur verhältnismäßig wenig Worte. Und wo er sich darüber ausläßt, spielt doch immer ein Kulturelement hinein, so daß man den Eindruck gewinnt, als ob die Landschaften ihm erst dann so recht gefallen hätten, wenn sie »tout pleins de belles maisons, de gentilshommes et des églises«, wie sein Sekretär ein Alpental beschreibt, welches »semblait à Mr. Montaigne répresenter le plus agréable paysage qu'il eût jamais vu«. Das ist ganz anders geworden. Die Schilderung der Naturschauspiele mit Worten ist von den größten Dichtern und Stilkünstlern zur Virtuosität ausgebildet worden. Aber nur wenigen ist es gegeben, Schilderungen zu entwerfen, wie die von wahrer Poesie durchglühte, welche Goethe in seiner Schweizerreise von der Pisse Vache hinwirft, und noch seltener ist die Gabe, so wahr, im echtesten Sinn allgemein menschlich ein großes Naturschauspiel zu fühlen und diese Gefühle so auszusprechen, daß sie [237] in uns anklingen und einen Ton erzeugen, der dem verwandt ist, welcher des Dichters Herz durchklang. Was Lenau in den beiden Gedichten »Verschiedene Deutung« von seinen Empfindungen am Niagara singt, ist ebenso tief wahr und wird als echt geahnt wie das Bild in seinem »Niagara«:

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein dumpfes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.
Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug usf.

Solche Farben findet eben nur der Dichter. Aber der Nichtdichter darf trotz der Unzulänglichkeit seiner Mittel nicht schweigen, er muß ebenfalls bezeugen, daß er »dagewesen« ist, und da man, was man nicht fühlt, nicht kann erjagen, so greift man zu hohen Worten und ist einer gewissen Art von Erfolg dabei jederzeit sicher, weil auf einen Teil des Publikums mit Geschrei und heftiger Gestikulation stets am kräftigsten zu wirken ist. Aber man hat wohl angesichts der fast unmöglichen Geschmacklosigkeiten, Übertreibungen und Un-

wahrheiten, die in diesen erzwungenen Schilderungen für Kunst ausgegeben werden, das Recht zu fragen, ob nicht der Fortschritt, der seit A. von Haller und Rousseau in der »Malerei mit Worten« gemacht worden ist, teuer erkauft sei mit der Schilderungsmanie, welche alle Reiseschriftsteller und Länderbeschreiber ergriffen hat. Wohltuender als all das Wortgepränge berührt jedenfalls doch immer noch die nüchterne Art, welche man dann und wann bei Naturforschern findet, die nur anderseits stellenweise gar zu weit in der Zerfaserung ihrer Eindrücke gehen. Auch für diese Klasse bietet die Niagara-Literatur ganz bezeichnende Beispiele. Lyell gibt ein Kapitel von 26 Seiten voll physikalischer, geographischer und geologischer Erörterungen, um zu zeigen, wie diese Riesenfälle geworden und was man aus ihnen lernen könne. Von dem Eindruck, welchen er von ihnen empfing, spricht er nur in ein paar Worten: sie seien ihm beim ersten Anblick mehr schön als großartig vorgekommen, aber allmählich sei die ganze Gewalt der Erscheinung ihm klar geworden. Dann geht er aber gleich dazu über, als echter Geolog, die Wirkung des Wassers, die hier vorliegt, mit der des Feuers zu vergleichen, wie sie im Ätna hervortritt. »Der Ätna gibt nicht bloß ein Bild von der Macht des unterirdischen Feuers, sondern auch einen Bericht über die lange Periode, in der dieselbe hier wirksam gewesen. Ähnlich lehrt uns der Niagara nicht bloß die Macht des fließenden Wassers schätzen, sondern er gibt uns gleichzeitig Daten an die Hand, um die gewaltigen Zeiträume zu messen, in denen dieselbe hier zur Äußerung gelangte.« Damit tritt der Geolog auf die Szene, der nun jene sehr bemerkenswerten Untersuchungen anstellt, welche 35000 Jahre als die Zeit ergeben, in der der Niagara vom Rand des Ontariosees, in den er einst unmittelbar stürzte, bis zu seiner heutigen Stelle sich im Felsen durchgenagt hat. Der Bewunderer und Schilderer tritt ganz davor zurück. Angesichts dieser sofort auf die wissenschaftliche Seite der [238] Sache eingehende Betrachtungsweise, ist man aber doch geneigt, etwas mehr Verweilen bei der Erscheinung selbst zu wünschen, wenn man sich auch nicht nach den Schwülstigkeiten eines Chateaubriand oder Raumer zurücksehnt. Nur für den Geologen kann es mehr Interesse haben, zu erfahren, wie der Niagara zur Grundlage wissenschaftlicher Schlüsse auf Erosionskraft, Dauer geologischer Zeiträume u. dgl. gemacht werden könne, als ein Bild zu erhalten von seinem Wesen und seiner Wirkung auf eine einfache Menschenseele. Jeder andere Mensch legt von Natur größeren Wert auf das letztere. Nun steckt glücklicherweise nicht jeder Naturforscher so tief in seinen Problemen wie dieser. Im Gegenteil, es erhalten sich gerade die weitgereisten Männer dieser Klasse, die viel gesehen und viel gedacht haben, oft den empfänglichsten Sinn für die Naturschönheiten, und manche von ihnen, denen auch noch die Fähigkeit zu schildern innewohnt, gehören zu den besten Interpreten der Natur. Es bleibt natürlich außer Frage, daß immer der beste Schilderer der große Dichter ist, der den Eindruck, welchen

er empfängt, selbstschaffend wiedergibt und dem Werke der Natur damit oft ein in seiner Art gleich wertvolles und bedeutsames Werk des Geistes, ein geistiges Spiegelbild, gegenüberstellt. Aber der größte Maler ist manchmal nicht der treueste Landschafter, zu dessen Fähigkeiten mit in erster Linie die Kenntnis des Details und das Auge für dasselbe gehört. Wo beide vereinigt sind, da kann man die größte Gabe für Naturschilderung erwarten. Goethe war eine von diesen seltenen doppelt hochbegabten Naturen, und seine Schilderungen von Naturszenen gehören mit zum Besten, was die Weltliteratur in dieser Gattung kennt.

Daß oft weniger die Gabe der Detailbeobachtung als ein großer Sinn dazu gehört, um den rechten, großen Eindruck von einer solchen Szene zu gewinnen, ist mir nicht leicht irgendwo klarer geworden als bei den einfachen Worten, die Margaret Fuller, die neuengländische Dichterin und Denkerin, vom Niagara schreibt: »Ich bin acht Tage hier gewesen und bin nun ganz bereit, wieder zu gehen. Ein so großer Anblick füllt uns bald aus, macht uns zufrieden mit ihm sowie auch mit dem, was weniger ist als er.« Was kann man Besseres sagen? Dieselbe hat auch den Grundton des Bildes vielleicht am besten von allen Beschreibern getroffen. »Es gibt hier kein Entrinnen von dem Eindrucke einer beständigen, dauernden Schöpfung; alle anderen Formen und Bewegungen kommen und gehen, die Flut steigt und fällt, der mächtigste Wind weht in Stößen, aber hier herrscht in Wirklichkeit eine unaufhörliche und unermüdliche Bewegung.« (Summer on the Lakes.) Die Dichter »vom Fach« haben sich dem Niagara gegenüber viel weniger fähig bewiesen, und doch hat es kaum einen unter den amerikanischen gegeben, der ihm nicht ein paar Saitenklänge oder, je nach den Mitteln, auch einige Umdrehungen der Orgelwalze gewidmet hätte. Taylor gibt in seinem »At Home and Abroad« (II. 395) eine kleine Blütenlese, die sein Urteil bestätigt, daß fast alles über den Niagara [239] Gedichtete gemeinplätzlich sei. Nur Lenau ist auch hier ganz wahr, ganz ernst, ganz in den großen Ton dieses Schauspiels »hineingestimmt«. Aber ich zweifle, ob seine Niagaragedichte in Amerika auch nur übersetzt sind. Um übrigens dem obigen Urteil keine Schneide nach der falschen Seite zu geben, muß man hinzufügen, daß einige von den besten unter den nordamerikanischen Poeten den Niagara nicht besungen haben, so Poe, Bryant und Emerson. Bryant hat dafür ein reizendes Gedicht über die Catskill Falls, ein Kabinettstück der »Wasserfallspoesie«.

Beobachtungsgabe ist eine ihrem ganzen Wesen nach nicht seltene Fähigkeit; wird sie doch, wo Keime dazu vorhanden, durch die Bedürfnisse des Lebens selber schon geweckt und entwickelt. Ein mittleres Maß poetischer Empfindung ist vorab in unserer mit phantasieerregender Lektüre früh gesättigten und mit guten poetischen Mustern mehr als jede frühere bekannten Generation ebensowenig selten. Beide zu-

sammen haben die Fähigkeit, einen guten Naturschilderer zu entwickeln, der mittlere Aufgaben mit Erfolg löst. Manche von unseren Reisebeschreibern gehören glücklicherweise in diese Gruppe, und vielleicht sind am vortrefflichsten geartet diejenigen Naturforscher, welche mit ihrer Sachkenntnis und Beobachtungsgabe Schönheitssinn und Schilderungsfähigkeit verbinden; daneben die Reisenden, welche durch vielseitige Beobachtung ihren Blick geschärft haben. Die Niagara-Literatur bestätigt es. Wenige Schilderungen der großen Fälle sind so vielseitig belehrend und geben ein so treues, mit zahlreichen charakteristischen Einzelzügen ausgestattetes Bild wie die, welche Moritz Wagner und Bayard Taylor geliefert haben; beide weitgereiste Männer, jener Naturforscher, dieser Schriftsteller. Aus ihren Schilderungen gewinnt auch der, welcher nie ein ähnliches Schauspiel gesehen, eine Vorstellung von der Sache, und er versteht wenigstens, wo das Große und Schöne in derselben gelegen ist. In dieser Richtung ist es sehr fein, wenn Moritz Wagner die Harmonie, oder sage ich besser, die Passendheit der Umgebung, des Rahmens hervorhebt. Er tadelt die Übertreibung, mit der Chateaubriand u. a. von Riesenfelsen am Niagara gesprochen. »Sie ragen nur unbedeutend über den oberen Rand des Sturzes empor und machen, selbst von der Tiefe des unteren Flußbettes gesehen, keinen sehr kolossalen Eindruck. Aber gerade dieser Umstand gibt dem Bilde die richtige Harmonie und erhöht die pittoreske Wirkung, statt sie zu schwächen. Alles ist hier getan, um durch sinnreiche Gruppierung und Verteilung der Felsen und Bäume das Bild des Wasserfalles würdig zu schmücken, statt es zu drücken durch Anhäufung mächtiger Felsmassen oder gar durch Aufstellung eines Alpenproszeniums.« Und weiterhin hebt er ein anderes Element von Schönheit hervor, das von anderen, sogar von der Mehrzahl ganz übersehen ist: die Farbe; »das unbeschreiblich schöne Farbenspiel charakterisiert den Niagara vor allen Strömen und Wasserfällen der Erde . . . Die Farbe zeigt in der Nähe das milde Grün des englischen Rasens im Frühling, in einiger Entfernung das reinste Himmelblau. Von der berühmten Hängebrücke, [240] einige Meilen unterhalb der Fälle gesehen, wo die Bewegung des Wassers kaum mehr wahrnehmbar ist, wird man in Form und Farbe an jenes steile und reine Gletschereis von Rosenlaui erinnert«. (Reisen in Nordamerika 1854. II. Kap. 1.) Dieser Vergleich mit dem Gletscher gehört gewiß zum Treffendsten, was je über einen großen Wasserfall gesagt wurde; denn das Farbenspiel des grünen oder bläulichen Wassers unter dem Schnee der Schaummassen, die ihrerseits selbst ganz entfernt in denselben Farbentönen leuchten, wird nur am Gletscher wieder in ähnlicher Weise gefunden. Das leuchtende Weiß des zu Schaum zerschellten Wassers entspricht der Schnee- und Firnfarbe, das Grün und Blau der größeren Wassermassen den herrlichen Farben, die in den Spalten und Toren der Gletscher auftreten. Schnee und Körnereis sind ebenso zerteiltes Wasser wie der Schaum des Wasserfalles. Auch der Wildheit des

stürzenden Wassers steht der Abbruch eines steilen Gletschers mit seinem Labyrinth von Rissen, Spalten, Höhlen, Klippen, Kämmen und Nadeln vielleicht unter allen Erscheinungsformen des Wassers am nächsten. Aber für einen so treffenden Vergleich braucht es freilich das Forscherauge, das gewohnt ist, weit Entlegenes zu verknüpfen. Der Dichter hat seine Farben viel mehr in der Nähe, er nimmt sie aus den Stimmungen und Gefühlen und wirkt eben auch nur wieder auf diese zurück. Dagegen regt eine Parallele wie diese unsern Geist zu weiterer Ausführung an und wirft ein Licht auf das Wesen der Erscheinung. Als kurze, prägnante Schilderung ist diejenige, welche B. Taylor in »At Home and Abroad« gibt, vielleicht unübertrefflich. Nur trägt sie insofern etwas zu sehr den Stempel des Weltwanderers, der »fast alles« gesehen, daß sie, ich will nicht sagen zu wenig enthusiastisch, aber zu wenig warm ist. Wir andern stillsitzenden Menschenkinder sind nun einmal nicht bis zu diesem Grade abgekühlt, wir möchten warm werden, wir fühlen geradezu die Pflicht in uns, etwas (für uns) so Unerhörtes zu bewundern; aber hier kommt uns zu wenig Wärme entgegen. Aber immer noch viel lieber diese Kühle, die wenigstens etwas darreicht, als die laue Wärme des Subjektivisten, der uns mit ein paar Gefühlen abspeist, die zu allgemein lau sind, um nachempfunden werden zu können.

Eine Art von Schilderung habe ich immerhin in der Niagara-Literatur noch nicht gefunden, so reich sie ist, nämlich die bildlose, die weder gesehen noch gefühlt, weder gezeichnet noch gedichtet, sondern mit abgeschriebener Feder, mit blasser Alltagstinte, mit der man Geschäftsbriefe kritzelt, geschrieben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Eine Beschreibung wie die, welche Appun (Unter den Tropen 1871. I. 437) von dem Falle des Caroni oder Macagua im Orinocogebiete entwirft, ist von dieser vollständig bildlosen, unwirklichen Art: »Er stürzt in einer Wassermasse von 300 Fuß Breite eine Felsmauer von 80 Fuß unter donnerähnlichem Getöse herab; hohe Nebelwolken, die von seinem Fuße aufsteigen, hüllen ihn in ihren durchsichtigen Schleier, und wohl eine halbe Meile weit ist in dem mit großen Felsblöcken angefüllten Flußbette nichts [241] weiter zu sehen als dicker, weißgelber Schaum, der brausend und zischend an dem hohen felsigen Ufer emporspritzt.« Wer entnimmt dieser Schilderung, daß wir es hier mit einem der großartigsten Naturbilder zu tun haben? Kein Wort von den gleich Bergkristallstrahlen mit senkrechten Wänden und giebelartigem Abschluß unvermittelt aus der Erde hervorragenden, felsenhaften, vegetationslosen Bergen oder besser Riesenklippen des Roráima und seiner Genossen, die den Hintergrund dieses Falles bilden! Fast möchte ich lieber, daß der leicht erglühende Raumer die Äolsharfentöne der Flügelschläge seines Geistes statt am Niagara an diesem Wasserfalle hätte zum Himmel steigen lassen, es wäre doch vielleicht ein etwas wahreres, deutlicheres, tropisch farbigeres Bild herausgekommen, als es hier ein in »naturwissenschaftlichen Geschäften«

Reisender entworfen hat. Es ist, beiläufig gesagt, merkwürdig, wie wenig Farbe überhaupt in geschriebenen Naturschilderungen zu finden ist. Diese Kunst ist, wie es scheint, noch nicht auf dem koloristischen Standpunkt angelangt.

VIII.

Von allen großen Fällen prägen die Viktoriafälle des Zambesi den Typus des in die Erde fallenden Wassers gewiß am schärfsten aus. Der Niagara gehört auch hierher, ist aber weitaus vielseitiger, freier. Ihre Umgebung ist ein flaches Plateau, so flach, daß selbst der sonst nicht leicht ungenügsame Livingstone meint: »der einzige Mangel, den man fühlt, ist der eines Gebirges im Hintergrund.« In dieses Plateau hat sich der Fluß eine Schlucht gegraben, deren Wände 100—130 m hoch steil, fast senkrecht und stellenweise sogar überhängend heraufstreben. Das Wasser, das oberhalb der Fälle in einem 2000 m breiten Strom daherwallt, stürzt in mehreren Absätzen, die aber einen einzigen Fall ausmachen, über 300 m tief in diese Schlucht hinab, und die Fälle selbst sind dadurch in der Seiten- und Rückansicht so versteckt, daß schon in geringer Entfernung nur die Dampfsäule, eine gewaltige Wolke von Wassertröpfchen, sichtbar ist, in welche ein Teil des fallenden Wassers zerstäubt. Die in der Nachbarschaft wohnenden Makololo, welche mit der vielen Wilden eigenen Scheu vor der Natur sich den Fällen nicht zu nahen wagen, sehen nur diese Dampfsäule und hören ihr Gebrüll, und man begreift es, wenn sie immer nur sprechen von Rauch, der tönt. »Habt ihr auch Rauch in eurem Lande, welcher tönt?« war eine der stolzen Fragen, mit denen der große Makololo-König Sebituane den wackeren Livingstone zu verblüffen suchte. Sebituane selbst aber, wiewohl einer der größten Kriegshelden der neuen innerafrikanischen Geschichte, hatte nie den Trieb empfunden, dieser Merkwürdigkeit auf den Grund zu gehen. Man möchte glauben, daß sogar ihm, dem Achill seines Stammes, der Mut gefehlt habe. Diese hervorragenden Häuptlinge afrikanischer Völker sind sonst so sehr durch ihre Wißbegier ausgezeichnet, welche gewiß eine Folge ihrer größeren geistigen Regsamkeit, teils aber auch wohl Aus- [242] fluß einer unbestimmten Ahnung ist, daß inmitten der Geistesnacht ihrer Völker Wissen Macht ist. Aber dem Banne der Bleiatmosphäre eines fiebernden, beständig furchtsam und scheu um sich blickenden Aberglaubens entrinnen offenbar auch sie nicht. Livingstone trat bis an den Rand des Falles auf einer Insel vor, die mitten in dem Felskamm liegt, über den der Strom stürzt, und sah selbst hier nichts als eine dichte weiße Wolke, in der zwei Regenbogen standen. 70 oder 90 m hoch schoß ein weißer Dampfstrahl aus ihr heraus, unmittelbar in die Höhe, wo er sich in grauen Rauch verwandelte und als solcher durchnässend niederwehte. An den Rändern der Schlucht sieht man kleine Rinnbäche abfließen, die das herabfallende Wasser speist; sie kommen aber nie weit hinab auf ihrem Wege, wo sie bald wieder die aufbrausende Masse mit in die Höhe

reißt. Das stürzende Wasser war weiß wie Schnee, und dieses Bild hat im Mund des Reisenden, der sehnsüchtig hinzusetzt: »ein Anblick, den ich so lange nicht gesehen«, eine besondere Bedeutung. I. G. Kohl vergleicht einmal diesen blendenden Schaum bei einem Schweizer Wasserfall mit der aus einem Melkkübel ausgegossenen Milch; aber man begreift, daß der Reisende, der hier unter 18° S. B. stand und die heiße Wüste Kalahari hinter sich hatte, lieber an den fernen Schnee als an die bei seinen Kaffernfreunden im Überfluß zu habende Milch dachte. Weil das Felsenbett des Zambesi sehr klippig ist, teilt er sich fallend in viele Teile, und man sieht in der Nähe aus der einen Wasserstaubwolke fünf Dampfsäulen hervorsprühen. Und sprühen tun sie im wahren Sinn des Wortes. Livingstone vergleicht das Zerschellen der »Stücke Wassers« sozusagen dem Sprühen einer Stahlfeder, die man bei chemischen Experimenten in Sauerstoff verbrennt. »Es ist, als ob Myriaden kleiner Kometen alle in einer Richtung flögen, wobei jeder hinter seinem leuchtenden Kern einen Dunstschweif läßt.« — Nach Livingstone, der in seiner rührend ehrlichen und bescheidenen Weise selber die notwendigen Unvollkommenheiten seiner Beschreibung zugibt (»ich bin ein schlechter Schätzer für Wasserdistanzen, denn ein Freund, dem ich in der Bai von Loanda eine Entfernung von 400 Yards angab, sagte mir zu meinem Erstaunen, daß es 900 seien«), haben mehrere Reisende die Viktoriafälle besucht, und zufällig hatten auch einige, wie z. B. Charles Livingstone, der Bruder des großen Reisenden, schon den Niagara gesehen und scheinen alle einig darin gewesen zu sein, daß jene viel gewaltiger seien als dieser. Jedenfalls sind einige Größenverhältnisse, die seitdem gemessen worden sind, bedeutender. Unser Landsmann Eduard Mohr, der die Fälle 1870 besucht und in seinem sehr lesenswerten Buche »Nach den Viktoriafällen des Zambesi« (1875. 2 Bde.) beschrieben hat, gibt 400 Fuß für die Tiefe des Schlundes und 655 Fuß für die Höhe der Dampfsäule über demselben. Bei dieser Höhe begreift man es, daß der Qualm des Falles in dem ohnehin ziemlich ebenen Lande zehn englische Meilen weit sichtbar ist. Indem ich der Beschreibung Mohrs gedenke, fällt mir der große Gegensatz auf, den sie zu derjenigen Livingstones macht. Wenn Livingstone [243] im vorigen Jahrhundert statt vor 25 Jahren seine Beschreibung verfaßt hätte, würde man sagen: »Seht den Unterschied des Naturgefühls zwischen jetzt und damals. Welcher Abstand! Welche Fortbildung!« Aber zwischen 1856 und 1870 liegt eine zu kleine Spanne, als daß man davon sprechen könnte. Immerhin bleibt der Gegensatz interessant. Er liegt natürlich zum Teil in den verschiedenen Individualitäten, zum Teil in dem Charaktergegensatz zwischen Schottländer und Deutschem, zum Teil aber auch in dem zwischen Entdecker und Reisendem. Der letztere ist interessant. Wenn Mohr vom »Altar der Wässer« spricht, den er vor Bewunderung stumm lange betrachtet und vor dem »wie auf Fittigen des Sturmes getragen kamen und gingen meine Phantasien, mir war es zumute,

als ob mein kleines Ich ein Teil von jener Macht würde und sich darin auflöse, die in unendlicher Gewalt und Pracht mich hier umfing und deren Urstimme rollte wie die Brandung der Ewigkeit«, so begreift man das außer aus manchem anderen möglichen Grunde auch darum, weil die Funktion des treuen, einfachen Beschreibers der Sache bereits von Livingstone erfüllt war. Mohr hatte das Recht, am Schluß zu sagen: »Doch ich werfe die Feder weg, denn das Unendliche kann der Mensch nicht beschreiben, und dies ist ein Stück Unendlichkeit, welches in den Rahmen der Schönheit und des Sichtbaren eingefaßt ist.« Wäre er der Entdecker gewesen, so würde er die weggeworfene Feder doch wohl nach einiger Zeit wieder ergriffen haben, eingedenk der Pflicht, die er als Forschungsreisender sich auferlegt hatte, alles Bemerkenswerte zu beschreiben, was auf seinen Wegen ihm aufstoße. Da er aber der vierte oder fünfte Schilderer der Viktoriafälle war, konnte er seiner Schilderung diejenige Form und Farbe geben, welche seinem individuellen Gefühl von der Sache am besten entsprach, oder dieselbe auch ganz unterlassen.

---

[161] # Zur Kunst der Naturschilderung.[1]

Von **Friedrich Ratzel** in Leipzig.

Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. München (15. Juli und 1. August) 1888, Nr. 14 und 15, S. 161—165 und 173—175.

[Abgesandt zwischen 22. Mai und 23. Juni 1888.]

Fast jede Nummer der »Mitteilungen« bringt Aufsätze, in welchen Bergfahrten beschrieben werden, und ähnliche Darstellungen in größerem Rahmen geben der »Zeitschrift« des D. u. Ö. A.-V. und den Schwesterzeitschriften ihren eigentümlichen Charakter, für welchen es vor wenigen Jahrzehnten noch gänzlich an Beispielen in der Literatur fehlte. Man las damals mehr Reisebeschreibungen, deren immer zahlreicher werdende Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen seit Ende des 16. Jahrhunderts jenem psychologischen und literarischen Bedürfnisse genügten, welches die Beschreibung neuer oder doch eindrucksvoller Naturszenen und fremdartig anmutenden Volkslebens gerne mit dem Reiz abenteuerlichen Erlebens des Erzählenden verbunden sieht[2]. Die klassischen Schriften der Scheuchzer, De Saussure, Ramond u. a., welche wie überragende und festgegründete Säulen den Eingang in die fast

[1]) Möge eine kleine Bemerkung zum Titel verstattet sein, welcher in der notwendigen Kürze seiner Fassung das Mißverständnis hervorrufen könnte, als solle hier von der künstlerischen und weitergehend vielleicht sogar von der ästhetisch-philosophischen Seite der Naturschilderung gehandelt werden. Ganz im Gegenteil soll in diesen Betrachtungen auf das allzu häufig verkannte und vernachlässigte wissenschaftliche Element in der Naturschilderung aufmerksam gemacht werden, weshalb das Wort Kunst hier mehr im Sinne von Können die Gesamtleistung der Naturschilderung bezeichnen will, welche aus poetischem und wissenschaftlichem Schaffen hervorgeht.

[Dieser Aufsatz bildet eins der ersten Glieder einer ganzen Kette von Arbeiten, die schließlich in dem posthum Ende August 1904 erschienenen Werk ›Über Naturschilderung‹ gipfeln sollten. Der Herausgeber.]

[[2] Hierzu wolle man die am 17. August 1897 abgesandte, dem vorliegenden Bande nicht einverleibte Abhandlung über ›Reisebeschreibungen‹, gedruckt in der ›Deutschen Rundschau‹ von 1898, S. 183—211, vergleichen. D. H.]

schon unübersehbar gewordenen Gefilde einer nur dem Hochgebirge gewidmeten Literatur bezeichnen, tragen noch alle Merkmale der älteren Reisebeschreibungen. Jede von ihnen ist ein Stück Selbstbiographie, ein Tagebuchabschnitt, eine Sammlung persönlicher Denkwürdigkeiten, und einige von ihnen, ich erinnere an die Schilderungen der ersten Montblanc-Besteigung durch De Saussure oder der verschiedenen Versuche Ramonds am Pic du Midi, sind mit der Würze gefährlicher Wagnisse fast ebenso reich versetzt wie Mariners Tonga oder andere packende Reisebeschreibungen dieser Zeit. Da aber doch das Gebiet der Natur, welches diese Werke durchmessen, sowohl geographisch als [auch] nach der Fülle seiner Erscheinungen nicht so groß ist wie dasjenige, welches eine Reisebeschreibung von mäßiger Bedeutung umfaßt, würde die tiefe Wirkung der lawinenartig wachsenden Hochgebirgs-Literatur nicht zu verstehen sein, wenn nicht eine eigentümliche Kraft anziehend wenigstens aus den besseren Werken derselben heraus wirkte, und eine Kraft, welche vielleicht auch mit neuen Mitteln an die Seele der Leser herantritt. Dieses Neue zieht in der Tat seinen Wert gerade aus der Beschränkung und entgeht der Gefahr ermüdender Wiederholung, indem es nach Vertiefung im engen Kreise sucht. Die Natur wird im Einzelnsten ihres Wesens zu erkennen und nach allen Seiten, die sie darbietet, zu schildern gesucht. In der forschenden und schildernden Vertiefung des Naturgenusses liegt das Geheimnis des Einflusses und äußeren Wachstums der Literatur der Gebirgsreisen und Gebirgsschilderungen, und darum verzeichnet die Geschichte der schönen Literatur und der Erdkunde die Zeit des Beginnes jenes Einflusses und Wachstums als die Geburtsepoche der Kunst der Naturschilderung. Man hat im Altertum und der mittleren Zeit die Natur geschildert, und zwar wahrer und eingehender, als viele glauben, aber immer nur andeutend, skizzierend, mehr als Staffage der Bilder menschlichen Lebens und Treibens. Diese Schilderungen nicht bloß zu Landschaftsbildern erweitert, sondern bis auf den letzten Grund des Gefühles, das sie in uns erregen, vertieft zu haben, ist Verdienst der letzten zwei Hundert Jahre. Miltons Penseroso und Hallers Alpen bezeichnen die entfernteren Strecken eines Weges, auf welchem von Deutschen Jean Paul und Adalbert Stifter vielleicht die höchsten Ziele erreichten, welche man überhaupt [für] möglich erachten kann.

Die Kunst der Naturschilderung ist also eine der jüngeren. Daher zählt sie zwar große Meister, aber wenig regelkundige Schüler. Noch ist keiner ihrer Meister bis zu jenem Grade von Geltung vorgedrungen, welcher seine Art und seine Mittel der Schilderung vielen Nachstrebenden zum nachahmenswerten Vorbild erhöbe. »Es bildet ein Talent sich in der Stille« gilt von der großen Mehrzahl unserer Naturschilderer. Während nicht leicht jemand mit einem Landschaftsbilde vor die Öffentlichkeit tritt, ohne sich vorher die nötigsten Handgriffe und Fertigkeiten angeeignet zu haben, lesen wir täglich Schilderungen,

welche sowohl das Was? als das Wie?, sowohl die Auswahl dessen, was nötig zu sagen, als die Form, in welcher es vorzubringen, höchst unzweckmäßig behandeln, so daß der Leser denjenigen Gewinn, welchen er das erste Recht hat, von Arbeiten dieser Art zu erwarten, sich entgehen sieht: die Schilderung versetzt ihn nicht in die Landschaft, die beschrieben werden soll, er fragt vergebens, wie diese Berge und Täler nach Form und Farbe geartet seien, und vor allem verfehlt die Schilderung, einen Abglanz jenes Eindruckes in ihm hervorzurufen, welchen das Naturbild in der Seele des Betrachters [162] erweckt hatte. Wie oft legt man eine touristische Schilderung enttäuscht aus der Hand, indem man sich sagt: Wie schade, daß der Autor es nicht versteht, uns wissen zu lassen, wie es auf der von ihm durchwanderten Strecke aussieht. Gibt es denn keine Möglichkeit, uns mit Worten die allgemeinsten Züge einer Landschaft zu schildern, die wir mit eigenen Augen vielleicht niemals im Leben sehen werden? Und wäre es nicht alles Dankes wert, einen kleinen Teil der Schilderungsgabe, die auf Phantasielandschaften verwandt wird, den Dichtern abzulernen, um durch sie die Darstellungen wirklicher Landschaften nicht bloß schöner, sondern auch in jeder Hinsicht wahrer und dadurch endlich sogar nützlicher zu gestalten? In dieser Zeit des Jahres, in welcher viele Bergwanderer sich anschicken, die Erfahrungen ihrer freud- und mühevollen Sommerwochen zu literarischen Sträußen oder Garben zu binden, mag es vielleicht am wenigsten unpassend erscheinen, wenn mit ein paar Worten zur Technik der Naturschilderung der Versuch gemacht wird, diese Zweifelsfragen zu beantworten und damit eine eindringendere Betrachtung auf eine Aufgabe zu lenken, der man entschieden nicht voll gerecht wird, wenn man ihre Lösung als jedem Sinn und jeder Hand gleichsam von selber zufallend ansieht.

Alle Schwierigkeiten der Aufgabe gehen aus der Verbindung von poetischer und wissenschaftlicher Anschauung hervor, in welcher jedes echte Naturbild wurzelt. Im tiefsten Kern ist die Naturschilderung sicherlich Kunstwerk; denn es pulsiert durch ihre Worte, mögen sie noch so abgewogen und abgemessen sein, mag das Feuer des Gedankens sie alle auf ihre Echtheit geprüft und durchglühend jeden kleinsten Schimmer, der nicht ganz begründet, beseitigt haben, der warme Blutstrom des Herzens eines Menschen. Man macht aus einem Naturbilde mit aller Gewalt keine leblose Abstraktion. Mit Notwendigkeit geht aus dem innersten Wesen des Menschen, der solch ein Werk schafft, ein Teil in dieses über. Eine wissenschaftliche Wahrheit kann nur in Einer passendsten Form ausgesprochen werden; für die Darstellung eines Geschehens oder eines Dinges gibt es so viele, als es Seelen gibt, welche diese Bilder wiederspiegeln, und die Möglichkeit des mannigfaltigen Ausdruckes wird endlich nur durch die Grenzen eingeschränkt, welche die Macht der Sprache sich gezogen sieht. Indessen diese Grenzen sind sehr weit. Von Goethes einfacher, sachgemäß zeichnender Schilderung des Anblicks des Gotthardpasses: »Man ist hier auf einer

Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt«, ist ein weiter Weg bis zu Chateaubriands künstelndem Vergleiche der Ansicht der Montblanc-Gruppe bei klarem Himmel mit »herrlichen Naturseltenheiten, schönen Korallenbäumen, Tropfsteingruppen, unter einer Halbkugel des reinsten Kristalls verwahrt«, oder zu Quinets rethorischer Phrase, die den Montblanc einen Helden nennt, »der, um zu kämpfen, seinen Mantel vor die Füße wirft«. Ungemein verschieden ist die Stufenleiter der Wirkung in diesen drei Darstellungen, deren erste ein naturgetreues Bild mit wenig Strichen malt, während die andere den Eindruck des Seltsamen und höchst Edeln der fernen Eisgebirge unter dem reinen Gebirgshimmel hervorzurufen strebt und die letzte unserem Geiste die große, aber nicht ganz unfruchtbare Anstrengung zumutet, den starren Berg zu vermenschlichen und dadurch den großen Gegensatz seines nackten Gipfels zu den Matten und Wäldern seiner tieferen Partien uns eindringlich klar zu machen. Alle drei sind in verschiedenem Grade berechtigt. Sollte aber das Maß des Wertes bestimmt werden, so würde wohl der Preis der ersten zu reichen sein, welche sich am engsten an die Natur selbst anschließt und dadurch dieser bestimmten Erscheinung, um welche es sich hier handelt, gerechter wird, während die kühner sich erschwingenden Bilder Chateaubriands und Quinets auf viele andere Ansichten ebensogut anzuwenden wären wie gerade auf den Montblanc. Nur die erste ist eine wahre Schilderung; die anderen gehören in die Kategorie geistreicher Bemerkungen gegenüber einer Naturerscheinung, in welche von dem Wesen der letzteren mehr oder weniger übergegangen sein kann.

Auch dem Naturschilderer soll wie dem Dichter die Wahl der Mittel zur Erzielung eines künstlerischen, eines poetischen Zweckes nicht beschränkt, es sollen seinem Geiste die Fittiche nicht beschnitten werden, wenn nur die Manier vermieden wird, von deren Schwung in jedem Augenblicke so ausgiebigen Gebrauch zu machen, daß wir beständig unter dem Eindrucke einer poetischen Weitsichtigkeit stehen, welche mit der Zeit der Treue der Auffassung schädlich wird. Das beste Mittel, um solchen Ausschreitungen zu entgehen, wird immer in der Beschränkung der Auswahl der Mittel der Darstellung auf diejenigen liegen, welche die Natur des Gegenstandes selbst an die Hand gibt. Dem Dichter mag es anstehen, seinem Naturbild eine schlagende, momentane Wirkung durch eine kühne, fremdartige Trope zu verleihen; der Naturschilderer gibt den allgemeinen Eindruck in seinem lokalen Gewande, das, wenn es auch unscheinbar, zur Sache gehört und dessen Gewebe er in seinen einzelnen Fäden studiert haben muß.

Bei diesem Studium kommt es indessen nicht wie bei der wissenschaftlichen Erforschung auf die Gewinnung der geistigen Essenz an, sondern auf die Einsammlung der Momentbilder, die, vollkommen gleich den Naturstudien des Landschafters, die Formen und Farben in ihrer

Augenblickserscheinung, welche häufig so nicht mehr wiederkehrt, aufbewahren. Man findet erfahrungsgemäß den besten Ausdruck für eine Naturerscheinung nur, indem man Aug in Aug ihr gegenübersteht. Wer aus der Erinnerung schildert, wird unwahr, ohne es zu wollen, häufiger noch flach, uninteressant. Nur das Detail fesselt. Dieses Details muß der Naturschilderer ebenso kundig sein, wie der Naturforscher des Wesens der Naturvorgänge. Auch jener muß über ein Wissen von den Dingen der Natur verfügen, und wie der Naturforscher im Museum und Herbar, bewahrt er den Rohstoff seiner Darstellungen, das Material, worüber er denkt und welches ihm Gedanken zubringt, in seinen Tagebüchern. Man lese Heinrich Noé und frage sich, ob dessen allzeit treffendster, echtester, lebendigster Ausdruck anders als angesichts der Natur, die da geschildert ward, gefunden werden konnte. Erinnerung ist kein reines Spiegeln, sondern ein Verkleinern, Verschieben, Vermischen. Mit vollem Rechte sind wir vor allem empfindlich gegen Übertreibungen auf diesem Gebiete. Lieber gar keine Schilderungen als Verzerrungen, hinter welchen sich Unfähigkeit verbirgt. Die Naturschilderung erweist gerade in dieser starken Abneigung, wie enge Beziehungen sie zur wissenschaftlichen Auffassung der Natur bewahrt hat. Und wenn wir dem Maler und Dichter Phantasielandschaften gestatten, so gehört es doch zum größten Ruhme [163] so mächtiger Geister wie Goethe und Lenau[1], der Natur immer in verehrungsvoller Treue genaht zu sein und über die Grenze des Wahren höchstens in das Gebiet des Wahrscheinlichen abgeschweift zu sein.

Geistern geringeren Kalibers bleibe es vorbehalten, jede steile Felswand als senkrecht, jeden Urwald als undurchdringlich, jeden Seesturm als gigantisch, den Frühling als ewig lächelnd und jeden Herbsttag als melancholisch hinzustellen. Die Naturschilderung hat sich, geleitet von ihren naturwissenschaftlichen Beziehungen, früher als die Malerei von dem Vorurteile emanzipiert, daß das Erhabene in der Vergrößerung der Höhendimension zu suchen sei, und verzichtet, nachdem Pallas schon vor 100 Jahren Vulkane höchst treffend mit aufgeschütteten Kornhaufen verglich, darauf, den Ätna als Zuckerhut darzustellen. Selbst Alexander v. Humboldt hat den Cotopaxi in dieser höchst übertriebenen Gestalt in den Vues des Cordillères darstellen lassen, deren Landschaftsbilder überhaupt weit hinter seinen geschriebenen Schilderungen in den Ansichten der Natur zurückbleiben. Es ist eine eigene, aber häufige Art von Unwahrheit, welche einem starken Eindrucke gegenüber unwissentlich allen Maßstab verliert und in den Mitteln der Darstellung sich übernimmt, weil sie wähnt, Großes sei mit anderen Linien oder Farben zu zeichnen als Kleines. Ein neuerer Reisender, der Ungar v. Ujfalvy, steht in Baltistan inmitten

[1 Vgl. weiter hinten die Aufsatzreihe »Lenau und die Natur« aus der ‚Beilage zur Allgemeinen Zeitung' von 1903. D. H.]

der mächtigen Hochgebirgsnatur des Himalaya. Seine in großen Zügen gezeichnete Schilderung dieses Hochgebirges meint er mit einem effektvollen Beleuchtungsbild abschließen zu müssen, indem er schreibt: »Am Abend sahen wir am Horizont ein Naturschauspiel, welches man bei uns in Mitteleuropa Alpenglühen nennt; nur war es mehr ein schreckenerregendes Feuermeer, das wir vor uns hatten, als ein lieblicher Schimmer!« Zum Überflusse fügt er hinzu: »Es ist eben immer alles vom asiatischen Standpunkte aus zu betrachten.« Ich würde für letzteren Satz die Änderung vorschlagen: »Man meint eben alles in Asien vom asiatischen Standpunkte aus betrachten zu müssen.« Aber Sonnenstrahlen, Gletscher und Schneefelder sind in den Alpen und im Himalaya dieselben; mag hier die Luft, vom Steppenstaube geschwängert, einmal mehr rotes Licht reflektieren, so kennen auch wir bei nahendem Föhn das blutigrote Alpglühen.

Fehler dieser Art sind außerordentlich häufig, aber ihr nahezu gewöhnliches Vorkommen entkräftet nicht den Vorwurf, daß sie um so tadelnswerter seien, je leichter sie zu vermeiden sein würden. Die Naturschilderung verlangt dieselbe genaue Beobachtung wie die Naturforschung; der Naturschilderer muß seine Sinne ebenso weit aufmachen und ebenso rein von Trübung erhalten wie der Naturforscher. Zwar hat er wesentlich nur von Formen und Farben Bericht zu geben, aber deren endloser Mannigfaltigkeit wird er nur gerecht werden, wenn er jedem einzelnen Falle mit Liebe und Treue naht. Auch kann ihm nicht erspart werden, über das richtige Sehen, Hören usw. zum richtigen Denken fortzuschreiten; denn es will zwar jedes einzelne recht beobachtet sein, braucht aber nicht genau mit derselben Ausführlichkeit dargestellt zu werden, mit welcher etwa die hundert Spezies einer Käfergattung in einem entomologischen Bilderwerk nebeneinander erscheinen. Vielmehr liegt gerade in der g e i s t i g e n B e h e r r s c h u n g, welche zusammenfaßt, gruppiert und das Wesentliche endlich kurz auszusprechen vermag, das wesentliche Merkmal und zugleich ein Grund des Daseinsrechtes der Schilderung in Worten im Vergleich zur zeichnenden und malenden Schilderung.

Ein Landschaftsmaler und ein der schildernden Feder kundiger Naturfreund besteigen miteinander einen jener vorgeschobenen Gipfel der Alpen, von deren Höhe man einen großen Bogen der mittleren und mächtigeren Kette des Hochgebirges übersieht und den Blick tief in das Innere derselben dringen lassen kann. Oben angekommen, vermögen sie in raschem Umblick ein so reiches Bild in sich aufzunehmen, daß sie erst von einer zur andern der mannigfaltigen Szenen eilen, welche sich darbieten, um endlich bei dem rätselhaft anziehendsten Bestandteil jedes Ausblickes von Hochgebirgsgipfeln zu verweilen, der Fülle in der Ferne den Horizont umsäumender, dicht hintereinander heraufdrängender Berge und Gebirgsketten. Dem Eindrucke dieses Bildes verschließt sich kein Gemüt, und von allem, was der Bergsteiger mit so viel Mühen und manchmal mit Gefahren zu erringen strebt,

ist das, was er als »Aussicht« und »Fernblick« zusammenfaßt, auch dem in die Geheimnisse der Genossenschaft vom Pickel und Bergstock nicht Eingeweihten am verständlichsten.[1] Kein Ausblick in der Ebene, auch nicht der Blick aufs Meer vergleicht sich der Aussicht von einem Hochgebirgsgipfel an Mannigfaltigkeit und Größe; keinem ist so viel Fesselndes zu eigen, dessen Geheimnis wie unbestimmte Fragen und wie Aufforderungen, groß und tief zu denken, sich an die Seele drängt. Kein Wunsch ist begreiflicher als der, einen solchen Anblick nicht spurlos vorübergehen zu lassen, demselben mit Stift und Feder Dauer zu verleihen. Der Landschaftsmaler ist dabei aller Voraussicht nach im Vorteil; er wird rasch die Zackenkämme, Pyramiden, Trapeze, Kuppeln, Türme der Berggestalten, die an sich Abwandlungen einfacher Formen, aber durch Gruppierung und verschiedene Entfernung mannigfaltig sind, erfaßt und in jenen allgemeinsten Umrissen gezeichnet haben, welche das Wesentliche der farbenarmen, aus dem Blau des Himmels, dem Weiß des Schnees und den verschiedenen Nuancen von Grau der Felspartien gemischten Hochgebirgsfernsicht genannt werden kann. Nicht ganz so einfach liegt die Aufgabe für den Mann, der die Feder und nicht den Stift führt. Ihm kann es gar nicht frommen, in sein Tagebuch einzuzeichnen: »Zur Linken erhebt sich die Kette der Tauern mit dem abgeflachten Rücken des Hochtenn, an welchen nach rechts oder Süden zu die gewellte Spitze des Großen Wiesbachhornes, dann der Kegel des Großglockner mit dem ihm eng verbundenen Trapez der Glocknerwand, der Ameisenhügel des Hochsattel und in größerer Entfernung, welche von zahlreichen, aber im einzelnen leichter zu zeichnenden als zu beschreibenden Gipfeln und Graten ausgefüllt wird, die nie und nirgends zu verkennende geometrische Pyramide des Großvenediger sich anschließen. Vor der letzteren erkennt man die wie ein Sarkophag breit trapezoidische Gestalt der Hohen Fürleg, während ihr im Rücken nach Westen zu der Zuckerhut des Großen Geiger auftaucht.« Ohne allzuviel Kopfzerbrechen wären in dieser Weise alle die hervorragenderen Berge zu nennen und von ihrer Gestalt durch Vergleich mit leicht unserer Vorstellung zugänglichen Figuren eine allerdings nur annähernde Beschreibung zu geben. Aber mit der bildlichen Darstellung, die übrigens längst vollendet vorläge, ehe diese Beschreibung in Gestalt eines erklärenden Verzeichnisses von Bergnamen hergestellt wäre, würde kein Vergleich zu wagen [164] sein. Und sollte es sich endlich darum handeln, einem, der diese Aussicht nie genossen, eine treue Vorstellung von derselben zu vermitteln, so würde die Zeichnung ohne Zweifel der Beschreibung weit vorzuziehen sein. Denn sie gibt alles, was diese anstrebt, Lage, Größe, Form der einzelnen Berge, naturgetreu wieder, wie Worte es nie vermöchten.

[[1] Vgl. weiter hinten die Abhandlung »Der Fernblick« aus den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V.'s von 1903. D. H.]

Soll nun der Schilderer diese Aufgabe überhaupt unberührt lassen, da er doch, wie man klar erkennt, mit dem Zeichner oder Maler nicht in Wettbewerbung treten kann? Mit nichten. Wenn Worte nicht dasselbe leisten können wie Linien und Farben, so können sie andres und vielleicht viel Höheres erreichen. Man kann mit Worten nicht zeichnen, man kann aber mit ihnen etwas vermitteln, was den letzten und tiefsten Sinn eines Naturbildes, den vielleicht nur auserwählte, ahnungskräftige Gemüter erfassen, stimmungerweckend ausspricht. Ich darf vielleicht an ein oft von dem Bilde, das wir hier im Sinne haben, wiederholtes Gleichnis erinnern, indem ich sage, die Berge und Grate dräuen wie ein in stürmischer Bewegung erstarrtes Meer am Horizont herauf. Oder ich darf mich des schon vom alten Ebel, der so große Verdienste um die Alpenkunde sich erwarb, gern gebrauchten Ausdruckes »Ruine des Alpengebirges« bedienen oder diesen Gedanken an Ruinen und Trümmerfelder, wie J. G. Kohl es getan, weiter ausspinnen. Ich werde in jedem Falle, statt die Reihe der einzelnen Formen durchzugehen und zu beschränken, den geistigen Eindruck in Worte zu fassen suchen. Denn diesen Eindruck zu gewinnen und ihm die rechten Worte zu leihen, ist das Wesentliche an der Aufgabe der Naturschilderung.

In dem Worte Naturschilderung liegt mehr als in dem Worte Landschaftsmalerei. Natur sagt mehr als Landschaft. Die Naturschilderung hat ein geistiges Bestreben, dem ihr Mittel, das Wort, um ebensoviel besser gerecht zu werden vermag, als die Landschaftszeichnung den Linien und die Landschaftsmalerei den Abstufungen des Lichtes und der Farben gewachsen ist. Die Naturschilderung ist nicht vollständig ohnmächtig den letzteren gegenüber, und die zeichnende und malende Reproduktion der Landschaft bleibt von ihrem höchsten Ziele entfernt, wenn sie nicht den geistigen Kern ihres Vorwurfes zum Ausdruck zu bringen vermag. Aber die Linien und Farben müssen durch das Auge den Weg zum Geiste suchen, welchem der Gedanke, den ein Wort ausdrückt, sich unmittelbar verständlich zu machen weiß. Zeichnende und malende Darstellung spricht zu den Sinnen, Schilderung mit Worten zum Geiste und zum Gemüt. Ich kann mit Linien und Farben zeichnen, was ich sehe; ich kann aber mit Worten auch das in die Schilderung hereinziehen, was nicht gegenwärtig ist, indem ich Vergleiche ziehe, Anspielungen einflechte, Perspektiven eröffne. Mit Worten kann ich vor allem die verschiedenen Phasen einer Bewegung vorüberziehen lassen, während Linien und Farben nur ein Augenblicksbild bieten. Es steht mir frei, so tief in das Füllhorn der Zeit hineinzugreifen, wie Lesquereux, der amerikanische Botaniker, der beim Anblicke tertiärer Pflanzenreste aus dem Felsengebirge, welche den Stammbaum zweier nordamerikanischer Charakterpflanzen, der Ampelopsis, des bekannten wilden Weines, und des Maulbeerbaumes, hoch hinauf in die geologischen Zeitalter zu führen scheinen, sich erinnert, wie innig in die nordamerikanische Landschaft diese

Formen verwebt sind. »Man sieht sie überall, jeder hat sie gern; der eine erfreut unseren Farmer mit seinen Schatten und dessen Kleine mit seinen Früchten, der andere schmückt unsere Wohnstätten oder verhüllt mit seinen Blättermassen die toten Bäume, die kahlen Felsen, über die er farbenreiche Guirlanden wirft. Es scheint mir daher nicht ganz wertlos, darauf hinzuweisen, daß der Ursprung von Ampelopsis und Morus bis in die tertiäre Geschichte Nordamerikas zurückreicht.« Eine solche Gedankenverbindung zu knüpfen, welche die Bilder zweier einfacher Pflanzen mit einem geistigen Reize umwebt, ist rein Sache des Denkens. Aber kann man leugnen, daß in der Eröffnung einer so weiten Perspektive, welche freilich nur auf wissenschaftlicher Grundlage möglich, auch etwas sinnlich Reizvolles liegt? Hinfällige Geschöpfe des Pflanzenreiches entkleiden sich ihrer Vergänglichkeit; wir sehen ihre wechselnden Arten sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen; ihre momentane Erscheinung gewinnt einen höheren Wert, indem sie sich vertieft.

Freilich ist es eine philosophische Vertiefung, und der Rahmen der Schilderung wird vielleicht schon überschritten zugunsten der Reflexion. Schädlich und verwerflich ist es, wenn die letztere so weit überwuchert, daß der Zusammenhang zwischen Bild und Gedanke verloren geht; so, wenn der entzückt am Niagara stehende Friedrich v. Raumer[1] diesen donnernden Wasserfall einen Verjüngungsbrunnen nennt, wie ihn die Druckkraft trockener Kategorien nie hervortreibt. Im Vergleiche zu dieser Anspielung, welche uns angesichts einer ergreifenden Wirklichkeit einen Sprung ins Leere der Abstraktion zumutet, ist einfach und vor allem wahr, wiewohl es nur noch die letzte Essenz eines langen Gedankenprozesses ist, was die geistvolle Amerikanerin Margaret Fuller von den Niagarafällen sagt: »Es gibt hier kein Entrinnen von dem Eindrucke einer beständigen, dauernden Schöpfung. Alle anderen Formen und Bewegungen kommen und gehen, die Flut steigt und fällt, der mächtigste Wind weht in Stößen, aber hier herrscht in Wirklichkeit eine unaufhörliche und unermüdliche Bewegung.« Man könnte dies von allen großen Wasserfällen sagen, aber es wäre wohl in jedem einzelnen Falle das Beste, was gesagt werden könnte. Ähnlich allgemein ist, was Fenimore Cooper vom Niagara sagt, daß er einen ausgesprochen weichen Zug habe, welcher seine Großartigkeit in ganz eigentümlicher Weise mildere. Auch dieses Urteil kann nicht nur auf alle Wasserfälle, sondern überhaupt auf alle großen Wassermassen angewendet werden, auch selbst auf die erstarrten Wassermassen der Schneefelder und der Gletscher, die alle von großen, geschwungenen, weitverlaufenden Linien begrenzt sind. Wie mildernd wirkt, ganz abgesehen vom bläulichen Schimmer des Eisanfluges, das Schneekleid auf die Klippen der Dolomiten ein! Wer diese nur im Sommer gesehen, findet im winterlichen Bilde den

[[1] Vgl. oben, S. 102. D. H.]

bekannten Eindruck sehr ins Weichere verändert. Überhaupt ist die ganze Gebirgsnatur im Winter eine andere, neue, und die Wintertouren haben darin den tieferen Grund ihrer Berechtigung.

Diese hier so deutlich sich bekundende Neigung gerade auch starker, gestaltungskräftiger Geister, vom Einzelbild sich zu erheben zu einem allgemeinen Ausdruck für die Gattung, ist eigentlich eine Abschweifung von der Aufgabe der Naturschilderung zu derjenigen der denkenden Naturbetrachtung. Auch hier bemerken wir wieder einen Weg, der von der Kunst zur Wissenschaft führt. Jene Abschweifung liegt nahe und artet leicht zu Irrgängen aus, die das Ziel verfehlen, indem sie viel zu weit über das- [165] selbe hinausführen. Sie liegt so nahe, daß sie geradezu bezeichnend für den Weg ist, den unser Geist bei Naturschilderungen nimmt. Sie wirft zugleich ein interessantes Licht auf das Wesen dieser Naturbilder, welche ja selbst immer nur Variationen eines beschränkten Themas sind. Auch wo die Schilderung viel eingehender, kann sie leicht eine ganze Gruppe decken. Niemand wird im Bilde die Gavefälle bei Gavarnie und die Yosemitefälle im gleichnamigen Tale der Sierra Nevada von Kalifornien verwechseln. Von jenen gibt Taine folgende Schilderung: »Das Wasser fällt langsam, wie eine Wolke, die sich herabsenkt, oder ein sich entfaltender Musselinschleier; die Luft beschwichtigt seinen Fall; das Auge folgt mit Behagen den graziösen Windungen des schönen, luftigen Schleiers. Er gleitet nur am Felsen hinab und schwebt mehr, als er fällt. Durch sein Gewebe scheint die Sonne mit dem sanftesten, lieblichsten Lichte. Er erreicht den Boden wie ein Strauß leichter, wogender Federn und springt als silberner Staub zurück.« In das Yosemitetal stürzt von bedeutender Höhe ein Fall, welchen man den Brautschleierfall nennt; als ich ihn sah, meinte ich mit denselben Worten ihn schildern zu können, welche Taine dort vom Fall der Gave gebraucht und die ich kurz vorher gelesen hatte. Um aber dem kalifornischen Bilde seinen Lokalton im Vergleiche zu dem aus den Pyrenäen zu wahren, brauchte man doch nur daran zu erinnern, daß der zurücksprühende Silberstaub ein dichtes Gebüsch weißblühender, süßduftender Azaleen mit seinem Tau befeuchtet, oder daß diesem Bache, wie er stürzt, Zuckerföhren von 60 m Höhe von den Granitwänden des Tales herab nachblicken.

Dieses Beispiel deutet an, daß ein sachliches Eingehen in die Elemente eines Naturbildes nicht bloß wünschenswert ist. Soll eine Naturschilderung nicht in Allgemeinheiten verschwimmen, so ist eine wissenschaftliche Fundierung notwendig. Nicht umsonst hängt die Entwickelung der Naturwissenschaft und des Gefühles für das Schöne in der Natur geschichtlich so eng zusammen. Als Scientia amabilis wurde die Botanik lange mit viel mehr Vorliebe gepflegt als die anderen Zweige der Naturwissenschaft, und die mit so reichen Früchten gesegnete Erforschung des Hochgebirges treibt ihre Wurzeln in die Zeit der beginnenden Vorliebe für Gebirgsreisen hinab. Doch

soll sich die Naturschilderung der Grenzen von Kunst und Wissenschaft wohl bewußt bleiben. Ihr frommt kein Ballast technischer Ausdrücke und kein Prunken mit lateinischen Namen. Daß Alexander v. Humboldt sich in früheren Jahren in Schilderungen gefiel, die mit Namen von Pflanzen gefüllt sind, deren Formen und Farben selbst nicht allen Botanikern geläufig waren, wie: »Cymbidium und duftende Vanille belebt den Stamm der Anakardien«, »rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume«, hat die übliche Wirkung gehabt, daß die Schüler dem Meister gerade in dieser etwas manierierten Richtung mit besonderer Vorliebe folgten, wobei das Maß des wissenschaftlichen oder vielmehr gelehrten Ballastes im umgekehrten Sinne wie die für die Schilderung in Betracht kommenden Beobachtungen wächst und abnimmt. Es bildet einen großen Vorzug der von Humboldt selbst nach Verdienst gepriesenen späteren Schilderungen Eduard Pöppigs das Freisein von diesem gelehrten Prunken. Die Neigung dazu war aber zu seiner Zeit so mächtig, daß wir ihr in den Vorarbeiten zu dem großen Reisewerk noch begegnen, während dieses selbst sich frei davon hält. In anderen Punkten mag der Gelehrte im Naturschilderer den Künstler mit allem Vorteil beaufsichtigen und zurechtweisen — hier gereichte offenbar das umgekehrte Verhältnis zum Vorzuge, zur Förderung. Darf im Vorbeigehen, da von einer spezifisch gelehrten Neigung die Rede ist, auch noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß einem anderen Fehler mit besonderer Vorliebe gelehrte Naturschilderer verfallen, nämlich dem vollständigen momentanen Vergessen des künstlerischen Zweckes? Derselbe ist leicht zu vermeiden und mag um so mehr mit einem einzigen kurzen Beispiele hinreichend illustriert sein. K. v. Seebach hat einem Vortrage über die Wellen des Meeres eine stimmungsvolle Einleitung vorangestellt, an deren Ende ihn es aber offenbar mächtiger treibt, der Sache selbst näher zu kommen; statt auszuklingen, wie er angeschlagen war, schneidet der Abschnitt, in welchem eben erst von der »allmählich ersterbenden Welle« die Rede gewesen, mit »langweilige Fläche« des nördlichen Meeres mißklingend ab und bewirkt vollkommene Ernüchterung. —

[173] Bleibt die Geschichte der Wechselwirkungen zwischen Naturgefühl und Naturschilderung auf der einen und Naturwissenschaft auf der anderen Seite noch zu schreiben — ein neues Buch von Biese, welches die Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls darzustellen unternimmt[1], hat bezeichnenderweise diesen Punkt gar nicht berührt —, so darf doch als unzweifelhaft zweierlei bezeichnet werden: der freudige Eifer, mit welchem seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Naturwissenschaften gepflegt wurden, hat das Naturgefühl, dem er zum

---

[1 Alfred Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern, Kiel 1882 und 1884; Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit, Leipzig 1887. D. H.]

Teil entsprungen war, mächtig gefördert und damit, man denke an De Saussure, an Goethe, auch die Naturschilderung. Von der künstlerischen Seite aus aber hat die letztere fast gleichzeitig durch die Romantiker den Antrieb erhalten, sich neuer Mittel der Darstellung zu bemächtigen, welche bis dahin gar nicht bekannt gewesen. Jean Paul, Byron, Chateaubriand sind in den deutschen, englischen, französischen Reisebeschreibern, soweit sie Naturschilderer, wiederzufinden. Der erstere vor allen hat die Kunst des Stimmungsbildes wie keiner vor ihm verstanden; vergleichbar ist ihm nur als Maler unter den Zeitgenossen Turner. Jean Paul hat jeder Art von Naturempfindung Worte geliehen, und keine Saite der Seele blieb von ihm unberührt. Doch soll neben dem schöpferischen nicht das gleichsam pädagogische Wirken dieser Geister übersehen sein. Darüber ein paar Worte, welche unmittelbar zu unserem Zwecke gehören.

Mit vollem Erfolge kann sich eine Naturschilderung, welche über die ersten Elemente hinausgeht, immer nur solchen Hörern vernehmlich machen, welchen die Töne nicht vollkommen neu sind, die da angeschlagen werden. Einem feineren Sinne wird dadurch das Vernehmen solcher Schilderungen lehrreich und anregend, weil er nun streben wird, sich die Elemente derselben in der Natur selbst zu suchen, sie zu studieren, zu vergleichen. Ist nicht ein Teil der Wärme, mit der vorige Generationen an Jean Paul, an Stifter hingen, dem Danke für vielfältige Bereicherung der Empfindung für das Große und Schöne in der Natur zuzuschreiben? Es ist der Dank, den wir dem zollen, der uns auf einen neuen Aussichtspunkt führt, von welchem wir die Welt anders vor uns liegen sehen als alle Tage. Die Romane Jean Pauls sind voll der feinsten Bemerkungen über die Natur und ihre seelischen Spiegelungen. Wer in den »Flegeljahren« mit Vult auf sein väterliches Dorf im Abendschimmer herabblickt, wo es heißt: »Aus den Schornsteinen des Schlosses und Pfarrhauses und des väterlichen hoben sich vergoldete Rauchsäulen ins windstille, kühle Blau«, oder wer weiterhin beim Erwachen desselben Helden[1] die Spitzen der Abendberge und der Türme dunkelrot vor der frühen Julisonne stehen sieht und folgende Schilderung der Sonntagsfrühe liest: »Die Welt war noch leise, an den Gebirgen verlief das Nachtmeer stille, ferne Entzückungen oder Paradiesvögel flogen stumm auf den Sonntag zu«, der empfindet wohl den lebhaften Wunsch, selbst auch einmal das mit anzusehen, was den Dichter so tief ergreift. Ja, man muß es lernen, zu sehen, wie die Abendröte die friedlichen Rauchsäulen der Dorfhütten mit Gold durchglüht, wie metallen kühl das Blau des Abendhimmels in den Höhen schimmert, man muß es empfunden haben, um nachfühlen zu können, was es heißt, wenn die Welt in der Morgenfrühe noch leise ist und das Meer der Nacht still an den erst dämmernden Gebirgen verläuft. So wie Rousseau und Bernardin

[[1] Walt. D. H.]

de St. Pierre für Georg Forster und Alexander v. Humboldt, sind Jean Paul und Stifter anregende Lehrer der Naturempfindung und Naturschilderung für ein späteres Geschlecht, zunächst von Deutschen, geworden. Es ist ja schwer, in den feinen Geweben geistiger Verwandtschaften einzeln hin und wieder laufende Fäden auszusondern; aber in der höheren und keuscheren Kunst der Naturschilderung eines Pöppig, Junghuhn, Kohl, Moritz Wagner sind eher diese als jene Muster zu erkennen.

Ich habe Adalbert Stifter genannt, der als Naturschilderer in den »Studien« und [im] »Nachsommer« das zusammengefaßt Bedeutendste geleistet hat, was die deutsche Literatur in dieser Gattung besitzt. Man erkennt an seiner zarten, aber farbenkräftigen und vor allem sicheren Pinselführung die Schule Jean Pauls. Aber Stifter hat die Technik der Naturschilderung viel weiter ausgebildet, und seine Bilder sind das Ergebnis eines Naturstudiums, dessen tiefe Treue man versteht, wenn man sich erinnert, daß dieser stille Mann sich mit den Naturwissenschaften und der Malerei gleich ernsthaft beschäftigte und in keiner von beiden nur Dilettant geblieben war. Ein genaues Sehen setzt eine Darstellung voraus, wie er sie von einem Frühlingsregen gibt: »Ein frisches Rauschen wühlte in den Bäumen und mischte Grün und Silber durcheinander.« Seine farbigen Schilderungen vom Gardasee, welche graue und violette Schatten im Gestein der Uferklippen, das dunklere, grüne, tiefe Heraufblicken der Wogen von dem helleren, grüneren Wellenschlagen der Saat- [174] felder, die vielfach abgestuften Tafeln des matten Grün, Grau und Blau im Fernblick auf die Lombardei unterscheiden, sind koloristische Meisterwerke und bezeichnen eine Richtung der Schilderung, welche wesentlich neu ist. Und damit berühren wir die wohl bedeutsamste Wirkung dieser Schule.

Ein großer Unterschied ist nämlich zwischen Schilderungen zu beobachten, welche Farben enthalten, und solchen, deren Urheber man als stilistisch farbenblind bezeichnen möchte. Leider sind die farblosen Schilderungen noch immer häufiger als die farbigen, und eine frühere Generation hat ebenso über Formen und Namen die Farben vergessen wie ein fast gleichzeitiges Geschlecht von Malern. Die Armut mancher Literaturwerke an Farbennamen hat zu langatmigen Diskussionen über eine angeblich früher vorhandene Blindheit gegenüber gewissen Farbentönen Anlaß gegeben. In Wirklichkeit liegt eine bis auf den heutigen Tag zu beobachtende Trägheit im Sehen und Schildern zugrunde. In der Landschaftsmalerei gab es Zeiten, wo man alle die in ihrer Wahrheit so packenden Töne der Natur in einen blauen Dunst hüllte. Noch früher waren Landschaften beliebt, die durchaus in Braun, die satteste aller Farben, welche aber dem Walde, Felde und Meere nicht gerecht wird, getaucht waren. Derselben Zeit gehören Landschaftsschilderungen an, in denen man vergebens auch nur das Wort Grün oder Rot sucht. Das selbstverständliche Blau des klaren Himmels ist die einzige Farbe, die der Beachtung für wert ge-

halten wird. Moderne Naturschilderer geben uns nicht bloß Farbe, sondern Abtönung, Stimmung. Wie wären die farbenglühenden Tropenlandschaften ohne starken Sinn für Farbe treu zu schildern! Wilhelm Junker will uns in einer kurz hingeworfenen Skizze in einen Urwald im oberen Nilgebiet, an einem Nebenflusse des Bahr el Ghasal, führen. Sein erstes Wort ist: »Nur bei spärlich eindringendem Himmelslichte hält er staunend, ich möchte sagen: beängstigt, seine Augenweide.« Am Rohl hinziehend, beobachtet er am westlichen Ufer in der Nähe der Station Sajadin einen Wechsel des Graswuchses; »das höhere Gras zieht in die Niederungen zurück, und der einen Fuß hohe Graswuchs, lichtgrün gefärbt, der nun vorherrscht, zeigt steinigen Boden an. Dieser Boden aber ist rot, denn ihn bildet der poröse Raseneisenstein, der nicht nur durch den dünner werdenden Graswuchs durchschimmert, sondern bei der Verwitterung wie roter Kies und Sand auf dem Pfade liegt. Im Schatten des feingefiederten, dunkelgrünen Laubes der Akazien, von denen eine bestimmte Art hier lange, rein weiße Stacheln trägt, zieht man mit Behagen auf diesen reinen, trockenen Pfaden. Wo aber jener rote Boden sandig wird, da zeichnet er sich fast immer durch große Termitenhügel aus, die durch Auswaschungen und Abschwemmen infolge der Regengüsse mannigfaltige und bizarre Formen annehmen. Man steigt in halbtrockene Flußbetten, hier Cherân genannt, hinab, wo in alle Vertiefungen Tümpel und Teiche ihre dunkeln Spiegel gelegt haben und wo eine üppige Pflanzenfülle sich auftut, die jeder Fernblick in dem gelben und gelbroten Lande als dunkeln Streifen erkennen läßt.« Auch für Emin Pascha, der besonders in seinen früheren Briefen herrliche Naturschilderungen entworfen hat, leuchten »die roten Tulpenblüten der Spathodeen auf der massigen, dunkelgrünen Blattunterlage wie Feuerflammen«; auch er schildert uns die lichtbelaubten Akazien, welche durch die »massenhaften, nackten Gezweige voll weißer Stacheln von fern wie in Nebel gehüllt erscheinen«, und selbst seine Bilder innerafrikanischen Tierlebens, auf welche wir hier nicht eingehen können, sind voll Duft und Farbe. Später hat, sehr bezeichnend, seine Naturfreude immer mehr im Sammeln und Vergleichen der Tiere und Pflanzen volles Genügen gefunden.

Da wir afrikanisches Gebiet betreten, liegt es nahe, an gute Beispiele für den Wert panoramischer Darstellungen zu erinnern, welche Wilhelm Junker in seinen Naturschilderungen aus dem Berglande der Makaraka bietet. In jeder Wirkung, die eine Landschaft auf uns übt, finden wir das Detail des Nahblickes mit den großen, allgemeinen Zügen des Fernblickes in wechselndem Maße vereinigt. Keines dieser beiden Elemente sollte das andere in der Schilderung verdrängen. Manche Reisende schildern nur das am Wege Liegende, was sich ihnen aufdrängt. Junker läßt uns aber gelegentlich Höhen ersteigen, von denen wir einen weiten Horizont beherrschen. Vom Berge Nbirugo im Norden des Makarakalandes überblickt er ein Land, das die Karte als Bergland uns vorzustellen scheint, und korrigiert in heilsamer

Weise, indem er unseren Blick über einen Kreis von manchen Meilen Durchmesser hinschweifen läßt, die Vorstellung, welche die in der Tiefe bleibende Schilderung uns gewinnen ließ: »Der Flächenraum, den die Summe der zu übersehenden Bergerhebungen im Vergleiche zu dem ganzen weiten Landesteile einnimmt, ist nur klein, und es bleibt bei der Übersicht über alle die Berge der Eindruck zurück, daß die Erhebungen doch nur vereinzelt aus dem hügeligen Landgebiete emporsteigen und nicht eigentliche Gebirgsketten bilden.« Viele Gebirgsschilderer könnten hieraus lernen, daß wir nicht immer bloß zu wissen wünschen, was rechts und links vom Wege, unsere Vorstellung einschränkend, liegt, daß die niemals zu überschauender, zusammenfassender Höhe sich erhebende Schilderung mit der Zeit beengend und zersplitternd wirkt, daß es daher notwendig ist, in eine Reihe von Einzelbildern gelegentlich das Ergebnis eines panoramischen Umblickes einzufügen. Sache des literarischen Geschmackes wird es überhaupt sein, in allen Schilderungen, welche aus zahlreichen Einzeltatsachen wie ein ausgedehntes Landschaftsbild aus Studien sich zusammensetzen, im geeigneten Momente verweilend sich zu einer allgemeineren Anschauung zu erheben, die ungezwungen aus der Situation sich auch da ergeben muß, wo kein Gipfel zur Gewinnung eines räumlich zusammenhängenden und ausgedehnten Aus- und Umblickes einlädt. Es ist aber auch dieses wieder fast in demselben Grade Sache der wissenschaftlich genauen, oft wiederholten Beobachtung, welche die einem Gesamtbilde eigene Stimmung aus der großen Summe der gewonnenen Anschauungen mit derselben Sicherheit abstrahiert, mit der sie das Verständnis für den künstlerischen Höhepunkt einer Landschaft aus der Erfahrung gewinnt, daß es ebenso viele künstlerisch verschiedenwertige Erscheinungen einer Landschaft, wie Jahres- und Tageszeiten, meteorologische und vegetative Zustände, gibt. Ich denke auch hier wieder besonders an die Gebirgsaussicht, deren Schilderungen in der Regel viel zu monoton ausfallen.

Die eigentümlichen Schönheiten des Spätherbstes und Winters im Gebirge bleiben zu definieren. Im trüben Gewande des herbstlich vergilbten Rasens erinnern unsere Voralpen an die Berge von Schottland und Wales, besonders, wenn Nebel talein zieht. Wenn, von einem der Berge des oberen Mangfallgebietes gesehen, im Winter die Sonne weit drüben im Südosten etwa über der Stelle aufgeht, welche im Gebirgs- [175] panorama durch die Lage der Loferer Steinberge bezeichnet ist, dann wirft sie ihre ersten Strahlen, noch ehe sie selbst über die zerrissene Mauer jener Gruppe hervortaucht, auf die westlichen Teile der Zugspitze und auf weiter westlich davon im Hintergrunde stehende Berge. In der gegen die Zugspitze und ihre Nachbarschaft hin fast immer etwas dunstigen Luft schimmern diese goldenen Lichter wie eine ferne, leise Glut, und da, wo die tiefverschneiten Tauern stehen, über welchen auch bei klarem Wetter Wolkenbänke lagern, geben sie dem ganzen großartigen Bilde, das zwischen Erde und Wolken

wie in einem langen, niederen Rahmen sich ausspannt, einen Hintergrund von Gold, vor dem die fernen Berge dunkel stehen, bis jene sich durch rote und gelbe Töne hindurch erhellt haben und in gleichem Maße diese die Einzelheiten ihrer Umrisse deutlicher erkennen lassen. Man kennt die ganze großartige Schönheit eines Hochgebirgspanoramas nicht, wenn man sie nicht auch in Beleuchtungen dieser Art, die wesentlich dem Winter angehören, erblickt hat.

Wenn meine Absicht gewesen wäre, mehr als ein paar Anregungen zu geben, so würden sich hier naturgemäß Nutzanwendungen anzuschließen haben. Es würde näher zu begründen sein, daß man den Farben in ausgeführten Gebirgsbeschreibungen oft so wenig begegnet, daß man auch von farbenblinden Touristen und Stilisten reden kann und daß ein Wißbegieriger, der über eine so naheliegende Sache wie die Farbe der von Tausenden von Wanderern beschrittenen und von Hunderttausenden erblickten Gletscheroberfläche sich unterrichten möchte, dazu in Bändereihen alpinistischer Veröffentlichungen sich keine Gelegenheit gegeben sieht. Ebenso nahe läge es, die Vorteile zu erwähnen, welche die Naturschilderung aus der eben berührten Darstellung des Veränderlichen und besonders der Entwickelung in den Landschaftsbildern ziehen könnte, und welche sie um so weniger sich entgehen lassen sollte, als der Malerei, die nur den Moment erfassen kann, dieselben völlig unzugänglich sind. Wir fürchten jedoch, fast schon zu viel über eine Kunst gesprochen zu haben, welche man freilich ebenso wie alle anderen Künste nicht aus der Theorie lernen, aber doch noch weniger ungelernt, d. h. ohne die Vorbereitung genauer und fortgesetzter Naturbeobachtung und ohne Schulung des künstlerischen Vermögens, des Könnens, mit Erfolg üben kann.

[346]

Die deutsche Landschaft.

Von **Friedrich Ratzel.**

Deutsche Rundschau. Herausgeg. von Julius Rodenberg. 22. Jahrg., Berlin (September) 1896, Heft 12, S. 346—367.

[Abgesandt am 19. Juni 1896.]

Auch das Alter der Völker hat tröstliche Vorteile. Wir sind herangereift und in unser Land hineingealtert. Die wachsende Zahl der Sohlen, die diesen Boden beschreiten, und der Hände, die ihn bearbeiten, ist greifbar. Durch den Volkskörper sich fortpflanzend, kommt die vervielfältigte Berührung mit der Erde selbst denen zum Bewußtsein, die ihren Mutterboden nicht mehr zu fühlen scheinen. Wir mögen uns in amerikanische Baumwolle kleiden und indischen Weizen essen, wir sind doch von den Erzeugnissen und Schätzen dieses Fleckchens Erde nie so abhängig gewesen wie heute. Unsere Vorfahren waren entschiedener auf das hingewiesen, was ihr Boden ihnen bot; aber wir sind mit doppelten und dreifachen Zahlen auf derselben Fläche dennoch abhängiger von ihm. Ohne das Eisen und die Kohlen dieses Bodens wären wir ein ganz anderes Volk, anders von Besitz und innerem Aufbau. Wie nützt der Verkehr Deutschlands Küsten, Ströme, Pässe in jährlich steigendem Maße aus! Und politisch halten wir ohne Zweifel als geeinigtes und wohlgerüstetes Volk dieses unser Land fester denn jemals vorher. Daß das alles eine Menge von neuen, geistigen Beziehungen schaffen muß, ist klar. Bewiesen wird es schon durch Karten und Bücher, aus denen wir sehen, welche Fortschritte Kenntnis und Verständnis unseres Landes gemacht haben. Auch die Kunst trägt das Ihre dazu bei. Hat nicht die deutsche Landschaft erst in unserem Jahrhundert die künstlerische Verwertung gefunden, zu der früher nur Anläufe und Versuche gemacht waren? Und daß der Poesie das Verständnis der landschaftlichen Schönheit unserer Heimat überhaupt erst in der Zeit aufgegangen sei, wo man mit empfindsamer Betonung das Wort »romantisch« zu verwenden begann, wird von Kennern behauptet. Es ist zwar nicht ganz richtig. Aber die lyrische Vertiefung in den Reichtum der deutschen Landschaft

haben allerdings Brockes und Haller den Gebildeten erst lieb und vertraut gemacht. Nur sollte man darüber nicht vergessen, daß tausend Jahre vorher einfache Bauern und »beschränkte« Mönche ihre Höfe, Klöster und Kapellen mit erstaunlichem [347] Blick für das Schöne und Große in der Natur gerade an die Punkte hingesetzt haben, deren Reize den Gebildeten durch die Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts wieder erschlossen werden mußten. So wenig haben die Brüder van Eyck die Reize der Maaslandschaft oder Albrecht Dürer die Schönheit der fränkischen Berge »entdeckt«, wie Ewald v. Kleist als Neufinder landschaftlicher Merkwürdigkeiten seiner »Bilderjagd« in der Umgegend von Potsdam nachging. Die angestaunte Entdeckung des Romantischen in der heimischen Natur ist nur das Erwachen zum Bewußtsein eines längst in Freudigkeit, aber still lebendig und in unliterarischen und kunstlosen Formen sich äußernden Gefühls. Und dieses Erwachen ist wieder nur ein Anzeichen des zunehmenden Vertrautwerdens mit unserem Lande, das heißt mit uns selbst als Volk. Denn wie wäre aus dem Wesen eines seit anderthalbtausend Jahren auf demselben Boden lebenden, schaffenden und leidenden Volkes der Anteil dieses Bodens herauszulösen?

I.

Kann man von einer deutschen Landschaft reden, die nicht zugleich die Landschaft des mittleren Europa wäre? Und Mitteleuropa ragt doch nach allen Seiten über Deutschland hinaus. Haben wir nicht in Ostfrankreich, den Niederlanden, Jütland, Polen, in Österreich und der Schweiz ähnliche Landschaften und an manchen Orten vielleicht dieselben wie in Deutschland zu erwarten? Ja, wenn man in der Landschaft nur Natur sieht; nein, wenn man in dem, was der Mensch in ihr ist und wirkt, etwas mehr als Zutat, als Staffage erblickt. In die Landschaft prägt ein Volk sein Geistiges und seine Schicksale ein, wie in seine Städte und Häuser. Wie die Geschlechter sich wandeln, so ändert sich auch von einer Zeit zur anderen dieses Gepräge. Auch die Staatszugehörigkeit läßt Unterschiede entstehen, die aus den geschichtlichen Schicksalen, die ein Volk in und mit seinem Staate erlebt, in die Landschaft übergehen. Die Landschaftsbilder des Erzgebirges sind verschieden auf der sächsischen und böhmischen Seite, trotzdem Ein deutscher Stamm die beiden Abhänge bewohnt, und so ist eine Landschaft, die auf beiden Seiten gleiche Berge, Wässer und Bäume hat, im Böhmerwald von Kindern des bayerischen Stammes diesseit und jenseit der Grenze verschieden gestaltet worden. Freilich gibt es viele Züge der Stammesverwandtschaft auch in den Landschaften. Die rechte und die linke Seite des Oberrheins zeigen sehr ähnliche Bilder am Fuße der Vogesen und des Schwarzwaldes, gerade so wie der badische und der elsässische Alemanne die Familienähnlichkeit nicht leugnen können. Aber so wie Baden kein Straßburg und Mülhausen und das Elsaß kein Freiburg und Karlsruhe hat, so gehen auch sonst die Wirkungen der verschiedenen

Geschichte rechts- und linksrheinischer Lande in die Landschaft über. In Landau las man vor einigen Jahren noch die verblichenen französischen Straßennamen, Heidelberg zeigt sein von Franzosen zerstörtes Schloß: zwei Denkmale desselben Volkes, die von sehr verschiedenen Schicksalen nahe gelegener Landschaften berichten.

[348] Ein Land von der Geschichte Deutschlands kann keine reine Naturlandschaft haben. Nicht bloß die Deutschen und ihre Länder und Städte sind das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, auch der deutsche Boden ist es. Als die Römer Deutschland kennen lernten, waren die Werke der Menschen auf deutschem Boden klein und gering. Gerade das bestimmt die bekannten römischen Schilderungen, in denen Deutschland als ein Barbarenland von dünner Bevölkerung, wenig Äckern und noch weniger Gärten, gar keinen Weinbergen erscheint. Die natürliche Landschaft herrschte, weil die Natur noch ungebrochen war; den Boden bedeckten Wald, Heide und Sumpfwiese. Es war die Landschaft, die man heute in den abgelegensten Teilen von Osteuropa und Nordamerika findet. Die Kultur übte nun ihre Wirkungen in zwei großen Richtungen. Einmal lichtete sie den Wald und engte das Wasser in allen seinen Formen ein, vervielfältigte und vergrößerte die Wohnstätten der Menschen und machte sie dauerhafter, brachte neue Pflanzen und Tiere ins Land. Dann aber bahnte sie unbeabsichtigte Veränderungen an, die von selbst aus den Kulturarbeiten hervorgingen. Mit der Austrocknung des Bodens änderte sich das Klima; mit der Einführung neuer Pflanzen und Tiere wurden die Lebensbedingungen der vorhandenen umgestaltet. Wo früher nur Streifen Heideland, Moor oder Sumpfwiese natürliche Lichtungen im überwiegenden Wald bildeten, entstanden durch die Arbeit der Menschen immer weitere waldlose Gebiete, aus denen die schattenliebenden Pflanzen und Tiere verschwanden, denen das Waldesdunkel Schutz gewährte, und in die »Kultursteppe« wanderten neue Bewohner ein. Wo weite Wälder einst Schutz und Schranken gebildet hatten, klafften nun die Breschen zusammenhängender Lichtungen. Ein paar Bären in einem Gebirge wie dem Wetterstein, wo der letzte Bär 1835 erlegt worden ist, ändern kaum das Bild der Landschaft, in der sie ihrer ganzen Weise nach als Staffage nicht stark hervortreten können. Aber es schwebt doch ein ganz anderer Hauch über einem Lande, das noch große Raubtiere birgt. Eine solche Verwandlung der Hochgebirgstäler in Parke voll geputzter Städter, unter denen hilflose Greise und Kinder am stärksten vertreten sind, wie sie etwa im Berchtesgadener Land jährlich weiter schreitet, wäre doch schon im Mühlbachtal der siebenbürgischen Karpathen undenkbar, in dessen oberen Teilen die walachischen Hirten noch heute mit der Flinte ihre Herden gegen Bären und Wölfe schützen.

Im Laufe dieser Entwicklung haben sich zu den natürlichen Unterschieden des deutschen Bodens und des Himmels über deutschen

Landen Schattierungen geschichtlicher Art gelegt. Wenn über keinem Teil eines Landes von zweiundneunzig Einwohnern auf 1 Quadratkilometer mehr die tiefe Einsamkeit einer nordamerikanischen Landschaft schweben kann, die den fünften oder zehnten Teil dieser Bevölkerung auf gleicher Fläche trägt, so bleiben doch noch Unterschiede übrig. So allein, wie man mit Himmel, Wald und Wasser jetzt noch in manchen Teilen der Alleghanies eine Viertelstunde von einem Riesenhotel ist, kann man bei uns selbst in den deutschen Alpen und im Waldgebirge nicht mehr sein. Wo keine Menschen sind, findet man doch menschliche Spuren in Wegen, Wegweisern und hundert Kleinigkeiten. Bald wird kein Alpental [349] ohne Jagdschlößchen, Wirtshaus oder Schutzhütte sein. Es ist nur noch eine relative, augenblickliche, vorübergehende Einsamkeit möglich. In deren Rahmen sind nun allerdings unendlich viele Abstufungen möglich. Und gerade in den leisen Variationen verhältnismäßig einfacher Motive liegt ja vor allem der Reiz der deutschen Mittelgebirgs- und Hügellandschaft.

Wie grundverschieden die Landschaft in nahverwandten Gebieten umgestaltet werden kann, dafür liefern die deutschen Grenzgebirge die besten Belege. Kein Gebirgswald ist so gepflegt wie der sächsische im Erzgebirge. Eine hervorragende Buche oder Fichte ist in dem abgeglichenen, regelmäßigen Forst eine Seltenheit. Von einem Wald im alten, eigentlichen Sinn ist nicht zu reden. Die Nadelholzpflanzungen auf dem Gipfel des Fichtelbergs sind dafür ungemein bezeichnend; sie verwandeln den Berggipfel fast in eine Baumschule. Den ersten freien Wald durchwandert man beim Herabsteigen auf der böhmischen Seite, in dem lieblichen Tälchen, durch das der Fußweg von Gottesgab nach Joachimsthal führt, oder beim Abstieg von Kupferberg nach Klösterle. Auch die Wassernixen sind auf der sächsischen Seite viel gebildetere und nützlichere Frauenzimmer, die tüchtig Geld verdienen. Im ganzen Zschopautal kommt heute das freie Rauschen der Bäche kaum anders vor als in der Übersetzung ins Brausen, Stampfen und Klappern der Wehre, Turbinen und Hämmer. Auf der böhmischen steileren Seite mag das tiefere Eingegrabensein der Täler sie vor solcher Vervielfältigung der Zwangsanstalten bewahrt haben. Aber es ist die Regel, daß in Sachsen die Natur so weit gebändigt ist, als der Mensch irgend vermochte, während man sich in Böhmen noch nicht so viel um sie gekümmert hat. Derselbe Unterschied kommt auch sogar im »Wald« zwischen Böhmen und Bayern zum Vorschein, nur viel milder. Innerhalb Deutschlands ist in dieser Beziehung schon der gartenartig angebaute Südwesten von den industriereichen Teilen Westfalens, Sachsens, Schlesiens sehr verschieden. Auch stehen die mitteldeutschen Lande mit ihrem zerstückelten Besitz, der die Felder in lauter verschiedenfarbige schmale Rechtecke teilt, von der Zone des Großgrundbesitzes im Norden mit ihren endlosen einförmigen Lupinen- und Rübenpflanzungen und ihren mächtigen Gutsgebäuden weit ab. Es gibt auch in Deutschland lachende

und tiefernste Kulturlandschaften. Zu den tiefernsten muß man die Umgebungen der Großstädte rechnen, in denen ein unerfreulicher Kranz von Fabriken, Magazinen, Proletarierquartieren die alte Stadt von der freien Natur scheidet. Der fortwachsende Rand einer Großstadt mit seinen einzelnen halbfertigen, unförmlich hohen, fensterreichen Kasernenbauten, die auf frisch aufgewühltem, mit Bauabfall bedecktem Boden, oft hart am Rand friedlicher Weizenfelder sich erheben, ist absolut häßlich. Der Eindruck des daneben noch grünenden oder reifenden Ackers, den die Spekulation schon umzäunt hat, ist traurig. Das sind noch nicht die naturlosesten Stellen in unserem Lande, aber wegen der Spuren des unerbittlichen und rücksichtslosen Niederkämpfens der Natur durch eine niedrige, ungesunde Form der Kultur die weitaus unerfreulichsten.

II.

[350] Die deutsche Landschaft hat viel Übereinstimmendes in ihren Naturgrundlagen in den Alpen und am Meer, im Tiefland und im Mittelgebirge. Vor allem durch seine Lage und ausgleichende Bodengestalt ist Deutschland landschaftlich so einheitlich wie kein anderes der west- und mitteleuropäischen Länder. Das ist auch politisch nicht bedeutungslos. Die physische und landschaftliche Einheit schaffen zwar nicht die politische, können sie aber fördern und befestigen. Von einem Ende bis zum anderen ist Deutschland ein Land des gemäßigten, feuchten, wolken- und nebelreichen Klimas, mit mäßig kalten Wintern und mäßig regnerischen Sommern. Darum ist es auch ein Land der Wälder und Wiesen, der grünen Landschaften von einem Ende bis zum andern. Das wesentlich Grüne, Waldige und Frische ist nicht immer schön, aber gesund. Welcher Unterschied dagegen zwischen den Farben Böhmens und Dalmatiens! Auch in Frankreich: wer die Normandie malen will, muß viel Grün, wer die Provence, viel Weiß auf der Palette haben. In Deutschland behauptet überall Grün das Übergewicht. Die Buchenwälder, die sich in der Ostsee spiegeln, sind dieselben wie die, deren heiterer Schatten in den Schluchten des mittleren Isartales liegt. So wie der westfälische und niederrheinische steht auch der oberbayerische Bauernhof unter Eichen. Alle charakteristischen Waldbäume sind ganz Deutschland gemein; nur dem äußersten Ostpreußen fehlt die Buche. Man baut Weizen und Roggen im Norden wie im Süden. Keine Getreideart findet in Deutschland ihre Grenze, außer dem Mais; nur Mais und Wein gehören Norddeutschland nicht mehr an.

Deutschlands Natur trägt vorwiegend nordischen Charakter. Wein, Edelkastanie und Mandelbaum verleihen dem Südwesten einen leichten südländischen, mittelmeerischen Hauch. Um aber die klassischen Formen und Farben der Hesperidenländer zu sehen, muß der Deutsche die Alpen übersteigen. Er sieht den ersten Ort, »wo hoch der Lorbeer steht«, wenn er über den Gotthard zieht, bei Bellin-

zona, die erste Zypresse, wenn er über den Brenner zieht, bei Waidbruck zwischen Brixen und Bozen, und den ersten Ölbaum auf demselben Weg bei Kaltern oder, wenn er die Steiermark und das krainerische Land durchwandert hat, bei Görz. Um ein blaues Meer zu schauen, dessen ins Indigofarbene spielender Oberflächenschimmer das homerische Wort von der »purpurnen Salzflut« rechtfertigt, muß der Deutsche das Mittelländische Meer besuchen. Seine Nordsee, seine Ostsee sind grün und werden im Reflex einer grauen Wolkendecke sogar schwärzlich. In Verbindung mit jenem tiefen Blau der See, das übrigens auch ins Grünliche spielen kann, gewinnen die Lichtreflexe des grauen, gelben und rötlichen Kalksteins des Apennin und der Südalpen jene Leuchtkraft, mit der nur entfernt die Lichter auf den Kalkriffen der Alb oder des Fränkischen Jura oder an den Bänken thüringischen Muschelkalks der Umgegend Jenas zu vergleichen sind.

Der gemäßigt-nordische Charakter der deutschen Landschaft prägt sich aus in der Erstreckung der Laubwälder, die sämtlich im Spätherbst sich entfärben und meist auch sich entlauben, in der weiten Ausdehnung der Graswiesen und Getreidefelder, im Wasserreichtum seiner Quellen, Flüsse und Seen, in der [351] häufigen Bedeckung seines Himmels mit Wolken, der Neigung der Luft, sich mit Wasserdampf in Form von Dunst oder Nebel zu erfüllen, und nicht zuletzt in dem großen, eindrucksvoll sich vollziehenden Wechsel der Jahreszeiten. Die Schneedecke und die Eisflächen, die Verzauberung ganzer Wälder durch die funkelnden Eiskristalle des Rauchfrostes, in den Gebirgen die Gletscher und Lawinen hüllen die deutsche Natur vom Herbst bis Frühling in ein Gewand, das der Süden meist nur stundenweise und auch dann nur durchlöchert wie ein Bettlergewand trägt. Man spricht von lachenden Dörfern und heiteren, gartenartig angebauten Gegenden. Der Grundzug der deutschen Landschaft liegt aber nicht darin. Er ist grundernst. Die Natur verzärtelt uns nicht. Auf heitere Tage folgen immer wieder trübe. Unser Himmel ist öfter umwölkt als sonnig. Die Kälte des Winters macht es der sorglosen Armut hier schwerer, sich zu erhalten, als am sonnigen Gestade des Mittelmeeres. Unsere Öfen brennen in vielen Gegenden mehr als die Hälfte des Jahres; wir brauchen Wolle und Pelze zur Kleidung. Unser Boden ist nur ergiebig bei harter Arbeit. Selbst der Schatten unserer Wälder, den wir im Sommer aufsuchen, stimmt mehr ernst als heiter, und um unsere schönsten Gebirgsgegenden schwebt ein ahnungsvolles Dunkel dunkler, etwas starrer Waldnatur. Eine mehr sehnsuchtsvolle als heitere und zur Not genügsame Freude an der Natur trägt daher der Deutsche in die Welt hinaus. Dort gefällt es ihm, bei allem Heimweh, viel mehr als anderen, weil er gelernt hat, die Natur dankbar zu genießen. Dies der Grund des merkwürdigen Zwiespalts zwischen dem Hängen an der Heimat und dem liebevollen Sichversenken in die Fremde, zwischen dem Wandertrieb und der Heimatsliebe, der durch Geschichte und Schrifttum der Deutschen sich hinzieht.

Die Römer, die Deutschland als ein Land endloser Wälder schilderten, öd und traurig anzusehen, trafen das wesentliche Merkmal der deutschen Natur. Nur hätten sie nicht bloß Sümpfe, sondern auch die Wiesen hinzufügen sollen, die mit den Wäldern zusammen den grünen Gürtel der »Waldzone der Nordhalbkugel« um die Erde ziehen. In diesem Gürtel sind durch die immer wiederkehrenden Kombinationen von Wald und Wiese die Landschaftsbilder einander so ähnlich, daß wir vor den Toren einer nordamerikanischen oder sibirischen Stadt denselben Wald und die gleichen Gräser und Kräuter auf den Wiesen zu erblicken glauben wie in unserer Heimat. Nehmen wir aber ebensoviel Stunden, wie wir Tage und Wochen brauchen, um den Wald- und Wiesengürtel in westlicher und in östlicher Richtung zu durchmessen, und fahren nach Süden, so treten wir in eine andere Welt ein. Die ersten Vorboten mittelländischer Vegetation verkünden die Herrschaft ganz anderer Formen und Farben. Die sonnigen Halden voll duftender Harzsträucher lösen das Dunkel des Waldes ab und der bläuliche Reissumpf die sattgrüne Wiese.

Daß der Römer als Soldat und Reisender sich nicht leicht in diese dunkelfeuchte Welt hineinfand, ist begreiflich. Der Ansiedler auf Neuland liebt den Wald überhaupt nicht und hat überall, noch in Nordamerika, die von Natur lichten Stellen vorgezogen. Die ganze Weltgeschichte ist von sonnigen offenen Landen langsam in waldbedeckte vorgedrungen. Der alte Deutsche mochte seine [352] Götter im Schatten der Baumriesen verehren, er empfand vielleicht, was später der Dichter des »Frühling« sang:

> Empfangt mich, heilige Schatten, ihr Wohnungen süßer Entzückung,
> Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler, schlafender Lüfte,

und das Goethesche »Über allen Wipfeln« mag in mancher waldgewöhnten Brust vorahnend sich geregt haben. Aber die Zahl der im Waldland lebenden Menschen war klein. Die dichtesten Waldgebiete sind noch in späten Jahrhunderten absolut unbewohnt, und die Geschichte der Wanderungen der Deutschen lehrt, wie leicht einst der Wald für offeneres, sonnigeres Land vertauscht wurde. Erst indem er ihn lichtete und wohnlich machte, hat sich der Deutsche in seinen Wald ganz eingelebt. Und als bei zunehmender Kultur die Natur sich immer mehr von ihm entfernte, da erst erschien ihm der Wald wieder als der Träger großer, heilsamer Einsamkeit, wie das Meer im Norden und der Fels und Firn im Süden. Durch die Lichtung der Wälder ist erst der Gegensatz von freien Plätzen, die einen Umblick erlauben, und den Waldstrecken entstanden. Und der Wald ist eben am schönsten immer gerade da, wo er »das Freie« begrenzt, sei's nun mit dunklem Saume oder parkartig in allmählichem Übergang. Ein lückenloser Wald von weiter Erstreckung ist das düsterste Bild, das in unserer Zone möglich ist. Selbst das braune Moor ist farbenreicher und hat eine Wärme in seinen Purpurtönen. Dafür, daß der so viel

formenreichere Wald Nordamerikas auf die Ansiedler keinen anderen Eindruck machte, haben wir die Belege. Und wie die Einförmigkeit des tagelang gleichförmigen, gleich einsamen, gleiche Schwierigkeiten bietenden Tropenurwaldes auf weiße Besucher wirkt, dafür haben Stanley und Wissmann Zeugnis abgelegt. Man muß annehmen, daß die Seele der urwaldbewohnenden Deutschen, Kelten und Slaven des heutigen Mitteleuropa einen dunkleren, einförmigeren Hintergrund hatte, entsprechend der Natur, die in ihr sich spiegelte, und daß es mit der Lichtung außen mählich auch innen heller und reicher wurde.

Das Naturgefühl, wie es aus der Literatur heraus in Deutschland immer weiteren Kreisen bewußt geworden ist, hat aber immer noch eine starke Neigung zur ahnungsvollen Dämmerung schattiger Wälder, murmelnder Quellen, dunkler Täler. Es sind die Naturbilder, die in den deutschen Mittelgebirgen und in den nördlichen Vorbergen der Alpen am schönsten zur Entfaltung kommen. Der Deutsche liebt also das Heimatliche in der Natur und stellt dies ihm durch frühe Vertrautheit Verwandte auch in der Poesie über alles andere. Novalis gibt eine solche Szene im Eingangskapitel seines »Heinrich von Ofterdingen«. Sie könnte im Thüringer Wald oder im Harz, im Fichtelgebirge oder im Schwarzwald nach der Natur abgezeichnet sein:

»Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunklen Wald allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe.« Das ist der Weg zur geheimnisvollen Quelle und zur blauen Blume.

[353] Es ist eine Landschaft, von der die hohen Felsenbuchten, die düsteren Wälder ärmlicherer Bäume, die Fjorde und Firnfelder Norwegens, die waldarmen, braunen, von vielen Seen unterbrochenen Berge von Schottland und Wales, die weithin entwaldeten und verbrannten Hügel der Auvergne mit ihren mächtigen Nuß- und Edelkastanienbäumen gleich weit abstehen. Jene sind nicht ernster, sondern düsterer, auch großartiger, aber oft bis zum Abstoßenden öd und leer; diese sind, ebenso wie die Südalpen und Pyrenäen, sonniger, aber wald- und wasserärmer, und die Kultur hat ihnen viel von der einfach natürlichen, sozusagen naiven Schönheit genommen.

Der Reiz deutscher Landschaft liegt heute in der Mitte zwischen der düsteren Großartigkeit des Nordens und der allzu hellen Sonnigkeit des Südens. Auch die Waldeinsamkeit ist bei uns keine Öde mehr, aus der man sich heraussehnt, sondern eine wohltuende, darum gern gesuchte Abwechslung mit der bewohnten Welt der Städte, Dörfer und Wirtshäuser. So, wie der Rhein nicht bloß um des prächtigen Grüns seiner Wellen und ihres stolzen Hinströmens willen uns lieb ist, sondern auch wegen der alten und neuen Kulturstätten, der Städte,

Münster und Burgen an seinen Ufern, so lieben wir auch am deutschen Wald, daß er so mitten in die Kultur hineingebettet und selbst in tiefer Stille von einem historischen Hauch umwittert ist.

Vielfach sind auf deutschem Boden die Reste uralter Wälder erhalten. Die zusammenhängenden Waldgebiete des Hohen Venn, des Spessart, der obersten Talgebiete im Schwarzwald und den Vogesen, besonders aber die herrlichen Tannenhaine in den deutschen Alpen oberhalb von durchschnittlich 1000 — 1200 m sind nie ganz reguliert und poliziert worden. Auf der Eifel sind der Kondelwald, der Kryllwald und der Wald von Adenau wahrscheinlich die Reste eines einst weit ausgedehnten Eifelurwaldes, und im Westerwald sind noch Abschnitte alter Grenzwälder, die einst künstlich wild und leer erhalten waren. In der Rheinebene liegt der große Forst von Hagenau, der einst 21000 Hektare umfaßte und zwischen die blühendsten Städte des Oberrheins ein Stück Urnatur legte. Aber nur in den Alpen gibt es noch Wälder, die nie eine Axt berührt hat. Dann sind sie entweder so gelegen, daß man sie nicht mit Vorteil abholzen kann, oder ihre Bäume verlohnen es nicht, ins Tal gebracht zu werden. Das gilt von den Latschenwäldern, die allerdings eine ganz besondere, dem Gebüsch oder Dickicht näherstehende Waldform sind. Und an diese wird an vielen Berghängen die Axt auch darum nie gelegt werden, weil sie unfesten Boden zusammenhalten und daher als schützende Decke zu bewahren sind.

In dem Kampf, den die Kultur mit der Natur kämpft, braucht es sich durchaus nicht nur um die Vernichtung alles dessen zu handeln, was an der Natur schön ist. Und im Einwirken auf die Natur braucht die Kultur durchaus nicht immer nur zu nehmen, sondern sie hat auch zu geben. So wahr es ist, daß im Wesen der Kultur das Ringen mit der Natur liegt, so sicher gibt es herrliche Ruhepunkte, wo beide zusammen Werke von inniger Vereinigung des natürlich Schönen mit der Schönheit menschlicher Werke erzeugen. Wo in Deutschland Weinbau betrieben wird, da sind alle sonnigen Vor[354]hügel und Berghänge bis zu gegen 300 m entwaldet. Künstlerisch ist nun das Rebengelände nicht mit dem dunkeln Waldgewand zu vergleichen, das dort abgestreift worden; aber es ist ein nicht unschöner Zug, den die Weinberge in die Landschaft bringen. In jeder kultivierten Landschaft liegt ja etwas menschlich Anziehendes. Ich sehe von der Blüte der Pfirsich- und Mandelbäume ab, die in den Reihen der Weinstöcke stehen, und von dem lichten, freundlichen Gelbgrün des Reblaubes. Ein Weinberg ist immer viel schöner als ein Kartoffel- oder Rübenfeld. Die Weinberge gehören zu den sorgsamst gehaltenen Feldern. Man merkt es der ganzen Landschaft an, daß ein kostbarer Besitz hier gepflegt wird. Die aufgeschichteten Steinwege mit ihren blütenreichen Hecken, die altersgrauen Mauern, aus deren Ritzen südliche, duftende Pflanzen wachsen, die zierlichen Hütten und Häuschen, die gewöhnlich ganz oben stehen, gehören dazu. Wo Weinberge in Erd-

beerpflanzungen verwandelt worden sind, wie in diesen letzten Jahren in der Lössnitz und bei Meißen, da hat die Landschaft immer verloren.

Neben der Zurückdrängung des Waldes sind Veränderungen in seiner Zusammensetzung einhergegangen. Mit Kräften, die wir nicht kennen, hat die Natur selbst an dieser Umbildung gearbeitet. Zahlreich sind vor allem in Norddeutschland die Belege für die Zurückdrängung der Buchen und Eichen durch Nadelhölzer. Auch in den Mittelgebirgen scheinen Laubbäume sich einst höher erhoben zu haben. Nicht immer ist wohl ihr Waldkleid so dunkel gewesen wie heute, wo eigentlich nur noch der Spessart mit seinen herrlichen Eichen- und Buchenwäldern fast zu drei Vierteilen mit Laubwald bedeckt ist. In den Alpen und im Alpenvorland und in allen höheren Mittelgebirgen von den Vogesen bis zum Bayerischen Wald und zum Riesengebirge herrscht der Nadelwald vor. In den niedrigeren ist das Verhältnis ähnlich wie in der Haardt, wo etwas mehr als die Hälfte des Waldes Laubwald ist. Der deutsche Wald steht an Mannigfaltigkeit der Baumarten und des Unterholzes dem im äußeren Eindruck ähnlichen Wald des gemäßigten Nordamerika nach, und es wandern allmählich so manche Fremdlinge an der Hand kundiger Forstmänner in ihn ein. Die Pinus Austriaca und die Weymouthföhre sind bei uns eingebürgert. Aber keine amerikanische Eiche ist ein Charakterbaum wie unsere Steineiche, und kein Nadelholz in dem weiten Land diesseit der Felsengebirge vergleicht sich mit den Wetterfichten unserer Alpen oder den Schwarzwald-Edeltannen.

III.

Wo der Rhein bei Schaffhausen sich über die Felsen stürzt, wo die Donau zwischen Passau und Linz sich zwischen dunkelbewaldeten Bergen durchzwängt, die von beiden Seiten sie einengen, berühren sich Alpen und Mittelgebirge. Der Gegensatz zwischen beiden ist hier bei so großer Annäherung bedeutend. Wir blicken um uns von dem Hügel, der die bischöfliche Kirche Passaus, einer der schönstgelegenen Städte Deutschlands, trägt; da haben wir im Süden die Mauern, Zinnen und Türme der Alpen, des Salzkammergutes mit ihren leuchtenden Firn- und Schneeeinlagen und im Norden dunkle Wellenhügel, [355] die einförmig aufeinander folgen, nebeneinander auftauchen. Dort Felsen, hier Wälder; dort Schluchten, hier weite Täler. Von der einen Seite flutet der grünliche, im Winter bei niederem Stand und größter Klarheit fast beryllblaue Innfluß heran, dessen Farbe die Erinnerung an Gletscher- und Firnfelder ins Tiefland hinabträgt; und von der anderen die dunkle und viel kleinere Ilz, deren braune Wellen von den Waldmooren des Böhmerwaldes erzählen. Beide vereinigen sich hier mit der Donau, die an dieser Stelle noch nicht so groß ist wie der Inn. Hinter diesen walddunkeln Höhenrücken, am linken Donauufer, liegt der Bayerische Wald und dann der Böhmerwald, die dunkeln Massen, von denen Adalbert Stifter, dessen Wiege dort

stand, einmal sagt: »Wie Nadeln bei Kristallbildungen schießt ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegeneinander und schiebt einen derben Gebirgsstock empor, der nun drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allerseits wogiges Hügelland und strömende Bäche absendet.«

In Worten wie »Gewimmel der Joche und Rücken«, »derber Gebirgsstock«, »wogiges Hügelland« und »Waldesblau« prägt der gemeinsame Charakter der Gebirge nördlich von Rhein und Donau sich plastisch aus. Der Geograph sagt nichts anderes, indem er dieselben Gedanken in abstraktere Formen faßt, etwa so: Die deutschen Mittelgebirge sind charakterisiert durch eine Gleichmäßigkeit der Erhebung, die weniger spitze Gipfel und scharfe Kämme als flache Kuppen und breite Rücken schafft. Nicht bloß im Thüringer Wald verfolgt man den Rennsteig, den alten Grenzweg zwischen Franken und Thüringen, in 7—800 m Höhe von der Saale bis zur Werra auf dem breiten Kamme des Gebirges, man geht auch im Schwarzwald vom Staufen zum Schauinsland wie auf dem First eines Daches.

Dieser massige Bau, der mehr in die Breite als Höhe geht, läßt selten die höchsten Gipfel beherrschend hervortreten. Um sie sind so viele ihresgleichen herumgestellt, daß sie selber verschwinden. Man kann lange im Schwarzwald wandern, ohne den Feldberg zu sehen; so ist er versteckt. Die Gipfel sind, wie im Thüringer Wald, im Fichtelgebirge u. v. a., nur flache Wellen in der langen Linie des Kammes. In ihrem Anblick muß man sich an Goethes tiefwahres Wort erinnern, daß wir dazu neigen, das Erhabene mehr im Hohen und Steilen als im Breiten und flach Verlaufenden zu suchen. Am ehesten wird der Eindruck deutscher Mittelgebirge bedeutend, wo sie mit der Gesamtheit ihrer Masse, die in einen einzigen mächtigen Berg zusammengezogen scheint, sich uns entgegenstellen. Der Brocken, der Taunus, der Vogelsberg, das Fichtelgebirge wirken derartig aus einer gewissen Entfernung. Der Schattenriß, den die Abendsonne auf eine östlich vom Brocken stehende Nebelwand wirft, weckt ein stärkeres Gefühl von Erhabenheit als die ganze flache Wölbung des Harzes, auch wo sie, wie etwa im Blick von Aschersleben, noch ein Viertel des Gesichtskreises einnimmt.

Ein Alpenpanorama wirkt mehr durch die Licht- und Schattenmasse seiner Felsen, Gletscher und Schneefelder, während in einem Fernblick auf das Mittelgebirge das Dunkel des Waldkleides sich in graue oder bläuliche Töne verwandelt, in denen wenig Licht ist. Die Alpenansicht verschmilzt mit dem [356] Himmel, von dessen scharf umrandeten, oben hell beleuchteten Sommernachmittagswolken sie oft schwer loszulösen ist, während die Mittelgebirgsansicht sich mit der Erde wie ein staubreicher grauer Streifen über dem Horizont verbindet. In diesem Streifen ist über den ganzen deutschen Boden hin wenig Abwechslung. Die Punkte sind im ganzen gebirgigen Deutschland häufig, wo wir den Horizont wie von einem Wellenring leichter

Wölbungen umgeben sehen. So steht man zwischen Vogesen und Schwarzwald, so zwischen Odenwald und Haardt, so zwischen Harz und Thüringer Wald. Es ist nur ein Unterschied, ob in Straßburg ich mich 25 und 15 km von den Vogesen und dem Schwarzwald oder in Sangerhausen in ziemlich gleicher Entfernung von den Vorhügeln des Harzes, vom Kyffhäuser und der Finne befinde, die alle nicht halb so hoch wie jene Gebirge Südwestdeutschlands und durchaus nur ganz flachwellig sind. Die Einförmigkeit dieser Wellen nimmt ihnen viel von dem Eindruck, den sie im landschaftlichen Bilde machen könnten. Wie ganz anders tritt ein der Höhe nach minder bedeutender vulkanischer Kegel hervor. Selbst die isolierten Hügel bei Quedlinburg und Halberstadt (Heideberge, Klusberge, Hinterberge) wirken mit ihren schrofferen Linien erfrischend. Gemeinsam haben sie mit jenen freilich das Schicksal, daß sie zu früh am Horizont hinabsinken. Was ist der Harz östlich von Quedlinburg mehr als ein trüber Schatten, für einen tieferen landschaftlichen Eindruck viel zu sehr schon mit dem einförmigen Horizont verwachsen!

Die horizontalen Höhenlinien, die die Zechstein- und Triashügel in die deutsche Luft zeichnen, selten unterbrochen von einem Einschnitt, dessen ziemlich steile Böschungen ebenso selten reicher gegliedert sind, müssen natürlich noch eintöniger wirken. Wo sie sich auf beiden Seiten eines Tales ganz gleich wiederholen — und man sieht das an der Unstrut gerade so wie an der Tauber —, da erhält auch das dazwischen eingesenkte Tal etwas Bemessenes, das nicht wohltut. Über Freiburg an der Unstrut schaut das alte Schloß mit seinem spitzbedachten Turm vom Rand einer solchen Scholle herab; daß hinter ihm in höherem Niveau sich dieselbe Fläche wiederholt wie vor ihm, schadet seinem Eindruck. Er wäre zweifellos größer, wenn sich das Gemäuer von einzelstehendem Hügel erhöbe. Überschreiten wir eine von diesen kleinen Hochebenen, so gehen wir vollkommen eben, so wie wir vorhin durch die Auen der Saale oder der Unstrut geschritten waren. Rings um uns zeichnen sich ebensolche Ebenen am Himmel ab. Diese Wiederholung der einförmig-einfachen Horizontalen ist ermüdend. Selbst der Harz erscheint auf manchen Seiten, besonders von Süden gesehen, als ein fast horizontal abschneidender Wall, mit dem darüber sich hervorwölbenden Rücken des Oberharzes.

Welche Wohltat die leiseste Schwingung in diesen Linien, womit dann auch sofort die Gehänge sanfter, die Anstiege schwellender werden: Horizontale schließt ab, Wölbung hebt empor. Nun verbindet sich wohl der steilere Abfall auf der einen mit dem sanften Hinabgleiten auf der anderen Seite. Die Summe der Einzelhügel wächst. Und nun sind auch die Pappelreihen unschädlich, die vorhin so verzweifelt rechtwinklig von der Höhe des Plateaus herabschauten.

[357] In diesen Hochebenen-Gebirgen bringt die Erhebung immer nur Enttäuschung, statt neue Einblicke zu erschließen. An ihrem Fuß stehen wir staunend vor den kühnen Felsenwänden. Wir klimmen,

wo die Nahe, die Lahn, die Mosel, der Rhein sich ihre Wege durchgebrochen haben, irgendeinen verlorenen Steig empor, der einmal ein Burgweg war und nun zu einem Winzerhäuschen führt; wir glauben endlich von dem höchsten Punkte eine weite Umschau zu gewinnen, und was sehen wir? Eine weite Fläche mit mageren Äckern und dünnem Wald, eine Hochebene mit den Spuren rauhen Klimas, die in jeder Beziehung scharf sich abhebt von dem Tale, welches in sie eingesenkt ist: Dieses geschützt, mild und reich in seinen steilen Wänden ruhend, der Sitz des blühenden Lebens einer dichten Bevölkerung; jene eine hochgelegene Ebene, das Spiel aller der von dort ausgeschlossenen Winde, mit dünnem Wald und weitem Moor dem Menschen eine rauhe Heimat. Oft, wie auf manchen Stellen der Eifel und des Hohen Venn, gedeiht nicht einmal der Wald, an dessen Stelle Eichengebüsch und Heide tritt. Die ärmsten Landschaften Deutschlands — Eifel, Hunsrück, Westerwald, die Rauhe Alb, in gewissem Sinne auch Rhön, Spessart, manche Odenwaldgegenden, elende Striche im Westrich und in Lothringen — gehören diesen Plateaugebirgen an. Daß sie, besonders im Rhein- und Moselgebiete, indem sie die Armut neben den Reichtum, die dünne hart neben die dichte Bevölkerung setzen, eine tiefe Wirkung auf die ganze Kulturentwickelung Deutschlands ausgeübt haben, ist nur zu wahr. Wenn der Rhein zwar ein Band der Kultur, aber kein ebenso festes politisches Band zwischen den Ländern an seinen Ufern knüpfte, so ist hierin diese Absonderung alles dessen, was die Rheinlandschaft groß macht, vom gebirgigen Hinterlande wirksam.

In dem breithingelagerten Bau der deutschen Mittelgebirge liegt ein anderer, immer fortwirkender Einfluß auf den Verkehr innerhalb Deutschlands. Die Gebirgsrücken sind höher, als die Gipfel erwarten lassen. Wenn der Montblanc fast 5000 m hoch ist, mißt der Brennerpaß nur 1362 m. Es ist ein ganz anderes, viel ungünstigeres Verhältnis, daß der Schwarzwald, dessen höchster Gipfel, der Feldberg, gegen 1500 m hoch ist, im Höllentalpaß bei 910, im Paß von Freudenstadt bei 700 m überschritten wird.

Gerade dadurch wirken nun Durchbrüche so mächtig, daß sie diese Wälle plötzlich aufschließen und Unerwartetes zeigen, was dahinter ist. Wahrhaft fesselnd wirkt ein Blick vom Kyffhäuser in der Richtung auf Nordhausen, wo man den um den Kern des Harzes gelegten Wall sich öffnen, die Güldene Aue sich hineinziehen, über einen ersten Wall einen zweiten, über diesen die Wölbung des Harzes sich erheben und den Brocken endlich diese krönen sieht. Auch wo nur eine Tallücke im einförmigen Wall ist, verdichtet sich die landschaftliche Schönheit: der Wall wird zum walddunkeln Hintergrund, zu dessen Füßen die lachenden Ebenen sich ausbreiten, und von einer vorgeschobenen Stufe schaut ein altes Burggemäuer oder eine blühende Stadt hinaus. Da entstehen Lagen, die zu den schönsten Deutschlands gehören: die Talweitungen und -ausmündungen der Dreisam, der

Oos, des Neckar mit Freiburg, Baden, Heidelberg. Wer den Blick vom alten Badener Schloß in die Rheinebene schweifen [358] läßt, nach der auf beiden Seiten des schmalen Silberbandes der Oos die dunkeln Berge in langen Wellen hinauswogen, während jenseit der bebuschten Rheinauen die Vogesen wie eine duftige Wolkenwand tief am Horizont stehen, der nimmt ein so recht typisches, deutsches Bild in sich auf. Seine Variationen am Main oder an der Eger, an der Mosel oder an der Donau immer wiederzufinden, ist ein besonderer Genuß.

Die kühnen Formen suche man in unseren Gebirgen überhaupt nicht auf den Höhen, wo die Jahrhunderttausende alles zusammengewittert haben und nur die Kegel und Dome der jungen vulkanischen Gesteine noch frisch hervorragen, sondern in den Tälern, wo das Innerste zerklüfteter Felsen bloßgelegt und verwittert ist. Zu den schönsten Felsszenerien gehören die des säulenartig mit horizontaler Gliederung sich absondernden Granits im Oker- und Bodetal. Kulissenartige Vorsprünge, die man besonders schön an der Roßtrappe sieht, lösen sich zuletzt in Felsnadeln auf, die mehr an Säulenbasalt als an Granit erinnern. Noch großartiger sind die Porphyritklippen des Steinbachtales bei Ilfeld. Der noch kräftige und mannigfaltige Pflanzenwuchs in diesen geschützten Tälern, besonders die schönen Buchen, und der in der Regel nicht wasserreiche, herunterplätschernde Bach bilden mit den steilen Wänden und Klippen, die jeden Augenblick das Tal zu schließen scheinen, eine merkwürdig anmutige Landschaft, der auch das Großartige nicht fehlt.

Durch ihre oftmalige, zuletzt typisch gewordene Wiederholung in der landschaftlichen Kunst ist eine oberdeutsche Landschaftsform bedeutsam geworden, die heute weniger beachtet wird. Und doch gehören auch für uns die wie ein kleines Hochgebirge kühnen und mannigfaltigen Dolomitklippen und -kuppen im Schwäbischen und Fränkischen Jura zum Anziehendsten in diesem reichen Gebiet. Die obere Donau zwischen Sigmaringen und der Baar wandelt ebenso ruhig zwischen milden, sattgrünen Grasflächen dahin, wie die Altmühl in dem Riff der Eichstätter Alb. Und derselbe dunkle Wald schaut von den hellgrauen, gelblich- oder weißlichgrauen Felswänden herab oder steigt in Schluchten zum Talrand hernieder. Wo sich die Felswände einander nähern, schließen sie den Fluß so eng ein, daß das Tal zur Schlucht wird, und es spiegeln sich die kleinen Dolomitklippen so ernst in dem Wasser wie die großen Dolomitzinnen in ihren kleinen Alpenseen. Das Wesentliche dieser Alblandschaft ist die Unterbrechung der ansteigenden Linien der Hänge durch scharfe graue Klippen und Grate, die teils nur die Vorderseite von begrasten Stufen bilden, teils aber als Mauern sich erheben oder als Bastionen vorspringen oder endlich als Säulen und Pfeiler völlig freistehen. Die Profile erhalten dadurch etwas Mannigfaltiges und nicht selten einen Zug von schroffer Größe, dem bei mangelnder Erhebung freilich der große Gegensatz

eines Heide- oder eines Meereshorizontes abgeht. Ähnlich wirkt an den Hängen das Hineinziehen der Felder und Wiesen zwischen die Felsrippen, die wie ein Park felsig und umbuscht die zahmen grünen Flächen durchbrechen. Man fühlt hier so recht, wie in der Größe der Gegensätze das Bestimmende des landschaftlichen Eindruckes liegt und wieviel davon gerade in unserem Mittelgebirge durch den langsamen, ausgleichenden Anstieg verloren [359] geht. Nicht die 1600 m der Schneekoppe geben dem Riesengebirge den alpinsten Charakter unter allen unseren mittleren Erhebungen, sondern daß es steil mit einem nur schmalen Saum von Vorbergen sich aus tiefgelegenen Umgebungen (Hirschberger Kessel 350 m) erhebt. Gerade das, was man einst so gern »romantisch« nannte, kommt in jenen Bildern recht zum Ausdruck: ein edler, poetischer Charakter, der nicht über ein mittleres Maß des Großartigen, Düsteren und Ergreifenden hinausgeht. Mehr leise Schauer als tragisches Erdrücktwerden. Es ist manchmal eher etwas Kleines, Theatermäßiges darin. Weder die horizontalen noch die vertikalen Entfernungen schrecken; die Klippen sind mäßig, die Bäche oft sogar wasserarm. Wenn die Hand des Menschen dazu noch so tätig ist wie im Thüringer Wald und im Harz mit Wegen und Wegweisern, Ruhebänken und Erholungsorten, da wird das Ganze ein großer Park. Man rühmt Harzburg nach, daß seine Wälder von 96 km Promenadenwegen durchzogen seien. Da haben wir in der Tat das Kunstprodukt vor uns. Man hüte sich, zu viel an dieser Natur zu basteln und zu flicken. Sie ist empfindlich. Wo kleine Massen zu Trägern großer Kontraste werden, bildet sich leicht der enttäuschende Eindruck der Imitation, den der Name begünstigt. Die Sächsische Schweiz hat vielfach schon mehr Gekünsteltes an sich, als der Kleinheit ihrer Massen gut ist. Der Frankenjura bewahrt in seinen schroffen, gut rauhen Felsen noch am allermeisten Naturmäßiges.

So viel Täler und Mulden, so viel kleine Welten zwischen den Bergen. Nicht bloß in den Alpen bilden die Täler natürlich abgegrenzte Länder, die wie Oasen in die Felsgesteine und zwischen die Ferner und Firne eingesenkt sind. Das Schapacher Tal im Schwarzwald, das Breuschtal in den Vogesen, das Schwarzatal im Thüringer Wald, das Bodetal im Harz, die Senke von Glatz in den Sudeten, es sind landschaftliche und geschichtliche Sondergebiete. Solcher gibt es viele Hunderte auf deutschem Boden, und ein großer Teil der vielgestaltigen politischen und Kulturentwickelung Deutschlands führt darauf zurück. Man muß sie nicht bloß im Großen suchen. In ein tiefes Waldtal ganz zurückgedrängt steht so manche »Cella«, die eine Leuchte der Kultur in ihrer dünnbewohnten, verkehrsarmen Umgebung wurde, und manches bedeutende Kloster ist im Schutz der Gebirgswände aus Einsiedelei oder einsamem Kirchlein erwachsen. Jetzt ziehen nur noch Schlösser von Fürsten und reichen Leuten und schrecklich schnell anwachsende Sanatorien Gewinn von der vor rauhen Winden geschützten Lage, die besonders an den Gebirgsrändern so manchem Talschluß beschieden

ist. Es gibt kein Gebirge in Deutschland, das nicht seine klimatischen Gegensätze hätte. Sie sind selbstverständlich bei denen mit deutlich entgegengesetzten Nord- und Südseiten, wie Erzgebirge, Thüringer Wald oder Harz, und notwendig bei denen, deren verschiedene Seiten weit voneinander abweichende Höhenlagen haben. Die tiefe Rheinseite der Vogesen und des Schwarzwaldes muß natürlicherweise milder sein als die hohe Außenseite, die in die Hochebenen der Rauhen Alb und Lothringens übergeht. So ist auch sehr merklich der Unterschied zwischen dem höheren Nordrand des Fichtelgebirges und seinem tieferen West- und Ostrand. Dort [360] liegt Wunsiedel 535, hier Bayreuth 342 m. Dazu kommt gerade hier, wie in unzähligen anderen Fällen, der Unterschied der Bodengestalt. Hier sind tiefere Täler und steilere Wände, daher geschütztere Lagen. Im engsten Raum der Täler wiederholt sich immer ein Unterschied wie im Rheingau im Wechsel der bebuschten und bewaldeten mit den rebenbepflanzten Hängen. Das Tal von Maulbronn zeigt ihn besonders eindringlich: an den südgewandten Hängen Wein, an den nordgewandten Wald.

Zu den verbreitetsten Elementen der deutschen Landschaft gehören die Vulkankegel, die flach oder steiler, kegelförmig, glockenförmig oder auch nur als leichte Wölbungen bald aus dem flachen Lande, bald aus einer Gebirgsstufe sich erheben. An einigen ist der Vulkan mit seiner Kratereinsenkung vorhanden, umlagert von basaltischen Schlacken und birnförmigen Lavabomben. So am Dachberg auf der Rhön. Die meisten sind aber sogenannte Massenvulkane, bei denen der Krater fehlt und durch erstarrte Gesteinsmasse der einstige Eruptionskanal ganz geschlossen ist. Es gibt Hügel dieser Art aus Trachyt und Andesit (viele Kuppen im Siebengebirge, im Westerwald, der Eifel), aus Phonolith (Kegel des Hegau, Milseburg in der Rhön, Heldburger Schloßberg bei Koburg) und besonders viele aus Basalt (Kuppen der Eifel, wie die Hohe Acht, die Nürburg, der Kelberg, der Karfenbühl bei Dettingen in der Schwäbischen Alb, Gebaberg und Dolmar bei Meiningen, die Gleichberge bei Römhild, die Blaue Kuppe bei Eschwege, der Schloßberg von Stolpen in Sachsen, die Landeskrone bei Görlitz). Lavastromartige Ausbreitungen um einen Massenvulkan findet man an der Milseburg auf der Rhön. Schalige und prismatische Absonderungen in Mauern, Türmen, Nadeln sind in diesen Gesteinen häufig.

IV.

Von Ulm an, wo die Iller einmündet, schütten die Anschwemmungen der Donau immer auch alpinen Sand über das Land hin. So betritt man schon den Wirkungskreis der Alpen, wo man bei Eichstätt das in den Jura geschnittene Altmühltal verläßt, und alpiner Eisschutt liegt auf den südlichen Vorhöhen des Schwarzwaldes und am Nordrand des Bodensees. Ein alpiner Hauch breitet sich, dem frischen Talwind einer Sommernacht vergleichbar, vom Hochgebirge in die Niederungen leise hinaus. Man vergleiche den rauhen, klippigen Donaudurchbruch

bei Kelheim mit dem des Rheines bei Bingen. Dort sind die Ufer wenig bewohnt. Städte und Burgen sieht man nicht. Dafür weht aus dem einsamen Altmühltal ein Hauch von rauher Hochebene. Zunächst wirken die Alpen durch die eigentümliche Großartigkeit ihres Baues, ihrer Gestalt auf Hunderttausende, die aus weitem Umkreise zu ihnen aufschauen. Im Panorama von München nimmt die im Süden auftauchende Alpenkette noch eine hervorragende Stelle ein; man unterscheidet die einzelnen Berge und erkennt vor allem die kühne, malerische Gestalt des Wendelsteins, der tief in die bayerische Hochebene hinein in Sang und Sage dem Volke vertraut ist. Weiter nördlich, etwa in der Landshuter Gegend, ist das Gebirgsbild schon viel blasser geworden. [361] Viel weiter werfen die höheren Schweizer Alpen ihr Licht. Vor den südlichen Schwarzwaldgipfeln, wie Blauen und Belchen, auch niedereren Erhebungen, wie Höhenschwand, ist eins der schönsten Alpenpanoramen aufgerollt, das man sehen kann. Von hier aus erscheint die Kette zackiger Gipfel hinter dem tiefen Rheintalabschnitt gar nicht sehr weit entfernt, und auch von der nördlicheren Höhe kann man die hervortretenderen Bergformen der Ostschweiz gut erkennen. Der Säntis ist den Anwohnern des Bodensees so vertraut wie die Zugspitze denen des Isar- und Loisachtales. Der Gegensatz zur fruchtbaren, städtereichen Rheinebene mit dem grün-silbernen Band ihres schönen Stromes und der Rahmen der ernsten Schwarzwaldberge, die den Vordergrund bilden, verleihen diesem Bilde einen hohen Reiz. Schwarzwald und Vogesen haben in diesem Fernblick auf die Alpen einen Vorzug, den unter allen anderen deutschen Mittelgebirgen nur noch der Bayerische Wald mit ihnen teilt. Selbst noch von der Hornisgrinde im nördlichen Schwarzwald sieht man unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen die Alpen vom Montblanc bis zum Titlis.

Auch wo man das Hochgebirge nicht mehr mit Augen erblickt, erbaut man sich an den Erinnerungen, die man aus ihm ins flache Land hinausgenommen, an Bildern und Schilderungen. Es ist sehr wichtig in unserer hart arbeitenden Zeit, daß uns die Fahrt von fünfzehn Stunden von den Ufern der Spree an den Rand der Alpen führt. Wer in Neuyork wohnt und Hochgebirgsluft atmen will, muß vier volle Tage bis ins Felsengebirge fahren. Zu den erfreulichen Charakterzügen der Deutschen unserer Tage gehört es, daß sie zahlreicher, intensiver und verständiger die Schönheiten der Alpen genießen als irgendein anderes Volk.

In dem schmalen Streifen Alpenland, der von Berchtesgaden bis zum Bodensee deutsch ist, baut das Hochgebirge sich rein aus Kalkfelsen auf. Der höchste Gipfel, die Zugspitz, mit 2960 m überhaupt die bedeutendste Erhebung der deutschen Alpen, bleibt zwar weit unter den fast 2000 m sie überragenden Hochgipfeln der Zentralalpen, aber an Kühnheit des Aufbaues, an zurückweisender Rauheit der Erscheinung, an dem, was die Alpen hoch und hehr macht, fehlt es dennoch nicht. Es ist eine allgemeine Regel, von Marseille bis Wien, daß bei geringerer

Höhe die aus Kalkstein aufgebauten Alpen schroffer, gegensatzreicher, daher malerischer sind als die aus den alten kristallinischen Felsarten, Granit, Gneis, Schiefer, sich auftürmenden zentralen Alpen. Auf Bergen von 2500—2800 m können wir keine großen Gletscher erwarten. Dafür sehen wir auf den steilen Schutthalden, in den tiefen Rissen derselben das Silbergrau einzelner Firnflecken tiefer herabsteigen. Keine Rhône und kein Rhein tritt hier aus majestätischem Gletschertor hervor, aber die Klammen der Partnach und der Leutasch stehen nicht hinter der Gorge du Trient zurück. Nicht die Größe, sondern die Nähe der Gegensätze macht den Reiz der Landschaft der deutschen Alpen aus. Es gibt in den Kalkalpen so viele Stellen, die der Einzelbeobachtung größeren Genuß als der umfassenden Anschauung oder dem Fernblick bieten. Darin nähern sie sich den sonst so weit verschiedenen Mittelgebirgen.

[362] Die Vegetation der Kalkalpen ist reicher als die der Urgesteinsalpen. Man preist die Flora der Alpen von Wallis. Aber wie enttäuscht uns hier allein schon der Mangel des tief braungrünen Krummholzes, in dessen Schatten die rostblättrige Alpenrose besser als irgend sonstwo gedeiht! Die graugrüne dünnnadelige Lärche ersetzt sie nicht. Im Wendelsteinhaus hängt ein kleines Bildchen eines Münchener Malers. Man sieht darauf einen lichtgrauen kantigen Felsen, an den eine Wetterfichte mit zerklüftetem Stamm sich anklammert, während an seinem Fuße eine Legföhre ihre verschlungenen Äste ausbreitet, in deren Schatten Alpenrosen blühen. Das leuchtend lichte Grau des Kalkes, das helle Grün der Fichte, der Purpur der Alpenrose und das fast schwärzliche Braungrün der Legföhre: das sind die Farben unserer Kalkalpen. Wir dürfen aber nicht vergessen, auch noch die saftigen Matten hinzuzufügen, die vor allem aus dem schwäbischen Anteil der deutschen Alpen, dem Algäu, eines der dem Auge wohltuendsten und zugleich milch- und käsereichsten Länder Europas machen.

Die schwäbisch-bayerische Hochebene ist an manchen Stellen einförmig. Im Donaumoor und im Dachauer Moor schlummert die Poesie der dunkeln, stillen Wasser, in denen sich glühende Sonnenuntergänge spiegeln in der braunen Einförmigkeit der unbewegten Flächen. Wenn freilich phantastische Föhren, die in ihrer Verkrümmung an hochalpine Legföhren erinnern, auf einem solchen »Moos« auftreten oder gar echte, zu Boden gedrückte Latschen, wie im Haspelmoor zwischen München und Augsburg, da hebt die alpine Reminiszenz das ganze Bild. Einförmig sind auch Heiden, wie sie nördlich von München liegen; aber diese sind nie sehr ausgedehnt. Und die an heißen Sommertagen wüstenhaft glühenden und bei Wind von Kalkstaub eingehüllten Kalkkiesflächen der Flüsse wären sehr öd in ihrem weißgrauen Gewand, wenn nicht die lustig grünen und kühlen Flußarme sie laut durchrieselten. Es genügt, daß die Alpen von fern hereinwirken, um über das einförmigste Bild einen Zug von Größe hinzuhauchen. Und es ist doch vor allem eine ganz andere Art von Kulturausdruck in dieser

Landschaft, über die der Mensch mit viel leichterer Hand hingegangen ist, als in der Ebene draußen, wo alles Acker, Wiese, Weg und Dorf ist. Man sieht Lichtungen, Hütten, Zäune, Wege; aber offenbar ist hier seit Jahrhunderten ein gewisses Gleichgewicht zwischen der Natur und dem menschlichen Werk aufrecht erhalten. Daß sie sich landschaftlich beschränken muß, ist es gerade, was dieser Wirtschaft einer dünnen Bevölkerung Wert und Halt gibt. Ein oberbayerischer Einödhof unter Eichen oder Ahornen innerhalb seiner weiten Weidetriften ist mitten in der Hochebene alpiner als die Landschaft der Jurahöhen mit ihren soliden steinernen Châlets, samt ihren Wettertannen und Strauchahornen.

V.

Auf einem Drittel des deutschen Bodens ist das Tiefland, d. h. Land von weniger als 300 m Erhebung, die unbedingt herrschende Bodenform. An sehr wenigen Punkten, die kaum ins Gewicht fallen, wo es sich um eine große Übersicht handelt, wie am Turmberg bei Danzig (334 m), steigt das Land ein paar Meter höher. Nach der üblichen Terminologie sind also [363] hier nur Hügel oder Hochebenen von geringer Höhenausdehnung möglich. Aber es ist weit von einem solchen Lande bis zur tafelartigen Fläche Hollands oder Südrußlands. Tiefland und Flachland sind keineswegs dasselbe. Gerade für den landschaftlichen Eindruck sind die Höhenunterschiede des norddeutschen Tieflandes noch groß genug, um keine ertötende Einförmigkeit aufkommen zu lassen. Ich erinnere an Hügel, die von 200 m relativer Höhe auf unzählige waldumrandete Seen herabschauen, oder Ströme, wie die Weichsel, die in einem 80 m tiefen Taleinschnitt zwischen Steilufern dahingeht, oder an ein Felsenkap wie Arkona, das uns von 46 m Höhe die grüne Ostsee wie von einem Turm in schwindelnder Tiefe erblicken läßt.

Für den landschaftlichen Sinn des modern Gebildeten liegt allerdings in diesen kleinen Dimensionen wenig Reiz. Die Schönheiten zu suchen, zu denen man herabsteigen muß, dafür glaubt er keine Zeit mehr übrig zu haben. Sein Urgroßvater war besser daran, den zwar nicht die Alpen oder das Riesengebirge lockten, die er ohnehin nicht leicht erreichte, der aber in diesen wohlangebauten Flächen mit ihren Wäldern und in alten Bäumen begrabenen Dörfern sein Ideal landschaftlicher Schönheit sah. Er war zufriedener mit seiner Heimat und würde seinen Urenkel bedauert haben, der so wenig daraus zu machen weiß. Und sein bescheidenes Ideal war das eines Ewald von Kleist, Matthias Claudius, Voß.

Die erleichterten Reisegelegenheiten wirkten auf die Schätzung bescheidener Naturszenen wie die Eisenbahnen auf viele von unseren Klein- und Mittelstädten: sie führten mehr vorbei als zu. Mit wachsender Bevölkerung und entsprechender Fortpflanzung des sommerlichen Reisebedürfnisses in tiefere Schichten werden auch sie wieder kräftiger anziehen. Wir leben der Hoffnung, daß eben deshalb die

Verbreitung des Naturgefühls nicht notwendig zur Verflachung, sondern an manchen Stellen vielmehr zur Vertiefung führen werde. Es wird ein großer Gewinn sein, wenn man wieder erkennt, daß eine arme Landschaft groß und eine reiche klein sein kann. Nicht die sandige Mark oder der schuttbedeckte Höhenrücken der Lüneburger Heide oder das braune, mit seichten Tümpeln bedeckte Moor Bayerns oder Oberschwabens bieten die eindrucksloseste Landschaft in Deutschland. Ihnen allen ist ein großer Zug eigen. Auch die Größe der Einförmigkeit ergreift uns, wenn wir uns nur nicht verschließen wollen, und die Armut an Zeugnissen menschlicher Tätigkeit vermindert zunächst nur die störenden Elemente im Naturgenuß. Die Landschaften, die so eindruckslos sind, daß sie uns kalt lassen, daß wir kaum eine Linie oder einen Farbenton von ihnen in der Erinnerung behalten und nie den Wunsch hegen, zu ihnen zurückzukehren, das sind nicht eben die »armen«. Ich rechne dazu in erster Linie die entwaldeten Gebirge, wo eine zu starke Bevölkerung von der späten Ernte ärmlicher Kartoffel- und Haferfelder sich nährt, wo jeder Bach als Wasserkraft von klappernden und schnaufenden Maschinen ausgenutzt wird und statt der Bauernhäuser Arbeiterhütten den Weg umsäumen. Ich rechne dazu auch die »Schutthaldenlandschaft« unserer Bergbaugebiete. Vor allem aber gehören die Bannmeilen zerstörend wachsender Großstädte dazu.

[364] D. M. Wallace sagt in seinem Buch über Rußland: »Eine wichtige Tatsache ist, daß Rußland keine Naturschönheiten hat.« Wallace versteht also unter Naturschönheiten liebliche, ansprechende Landschaften. Denn daß es Rußland nicht an großartigen und ernsten Natureindrücken fehlt, ist sicher. Was ihm fehlt, das ist die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Gebirgslandschaft. Alle Kontraste zwischen Hoch und Nieder, die über den Betrag von 350 m, das Maß der Waldaihöhen, hinausgehen, fehlen in Rußland selbstverständlich, damit alle kräftigere Bewegung des Wassers, die Wasserfälle, die Wandlungen in größeren Höhen der Lufterscheinungen und der Pflanzendecke.

Nach dieser engen Auffassung entbehrte auch jener Teil Deutschlands, der ein Ausläufer des osteuropäischen Tieflandes ist, der Naturschönheiten. Auch das norddeutsche Tiefland bietet hauptsächlich ernste Landschaften: große, dunkle Wälder, wald- oder wiesenumrandete Seen, breite Ströme, braune Moore und Heiden. Wo die größten Höhen erreicht werden wie am Turmberg bei Oliva und an den Seesker Bergen im südlichen Ostpreußen, da gibt es auch rauschende Bäche, aber nur auf kurze Strecken; denn der Abfall dieser mächtigen Höhen verlangsamt sich sehr bald unter dem Gipfel, und auch hier sind wieder die Wälder und Seen der wesentlichste, aber ernste Schmuck der Landschaft. Wohl hat Norddeutschland den Vorzug, in seiner ganzen Breite vom Meere bespült zu sein, und der Tieflandstreifen zwischen Gebirg und Meer wird im Westen immer schmäler, und durch

Elbe und Weser dringt das Meer noch tiefer ins Land hinein. Ausgebreiteter ist hier der Reichtum der deutschen Kulturlandschaft, die den Bann der trüben Einförmigkeit gebrochen hat. Das Meer auf der einen, die Dome und Burgen, die Städte und zahlreichen Dörfer, Edelsitze oder Höfe auf der anderen Seite machen doch etwas ganz anderes aus dem deutschen als dem russischen Abschnitt des Tieflandes. Das wird nirgends deutlicher sichtbar als in dem dom- und burgenreichen Preußen.

Ein Land hochragender Bauten hat immer einen größeren Stil. Die Türme und Schlösser, die die höchsten Bäume der ältesten Wälder überragen, erzählen von Geisteskraft und ausdauerndem Wollen vergangener Geschlechter. Sie leuchten weit über ihren physischen Horizont in die Herzen der Menschen hinein. Wer kann sich Niederdeutschland ohne den Dom von Köln, das Rathaus von Lübeck oder die Marienburg, oder das Mittelgebirge ohne Heidelberg oder die Wartburg vorstellen? Dieselbe Wirkung wiederholt sich in unzähligen einzelnen Fällen. Kein bewohntes Gebiet Deutschlands ist ohne Kirchturm zu denken. Einförmig welliges Land, wie es zwischen Saale und Unstrut oder am Südrand des Odenwaldes liegt, wird belebt durch die Mannigfaltigkeit der Kirchtürme. In den Waldgebirgen Westdeutschlands schaut fast von jeder beherrschenden Vorhöhe eine Burgruine ins Land. Gerade die kleineren Züge der deutschen Mittelgebirge und Hügelländer werden durch die Ruinen verschönt, ohne die manchmal ihre landschaftliche Bedeutung klein wäre. Auf den flachen oder flachwelligen Hochebenen des Landes südlich der Donau bilden die Türme weithin sichtbare Landmarken. Die Doppeltürme der Münchener Frauenkirche (97 m) mit ihren zwar nicht ideal schönen, aber derb charakteristischen [365] Kuppelabschlüssen, der Turm der Martinskirche in Landshut (132 m), der Ulrichskirche in Augsburg, die das Ries beherrschenden Türme Nördlingens gehören zu den hervorragendsten. Das türmereiche Stralsund, das dem von Rügen Herüberkommenden wie ein Kleinvenedig auf dem Meere entgegenschwimmt, ist eine Perle der Ostseelandschaft, wenn deren Edelsteine Lübeck und Danzig sind.

Der Boden des norddeutschen Tieflandes darf nicht nach den Strecken geschätzt werden, die der Reisende am leichtesten und häufigsten sieht. Leipzig, Berlin, Breslau, Posen sind zufällig ungünstige Beispiele der norddeutschen Landschaft. Vor Jahren hat Girard darauf hingewiesen, wie die Haupteisenbahnlinien die alten, breiten diluvialen Täler benutzen, sowie die verbindenden Durchbrüche, und mithin den Reisenden durch die einförmigsten Landschaften führen. Gerade hier liegen vor allem die großen Sandebenen, tief überschüttet mit dem sogenannten Talsand, der mit seinen geraden, tiefen Sandwegen in endlos scheinender Perspektive so recht eigentlich die Mark Brandenburg ihres Sandes oder, wie der Volksmund sagt, ihres Schnees halber in Verruf gebracht hat. Selbst die Städteanlagen

sind in diesem Gebiete durch den Sand mitbestimmt, auf dem z. B. die große Friedrichstraße zu Berlin fast eine halbe Meile lang schnurgerade und horizontal, gerade wie die Pappelalleen der Landstraße, hinzieht. Das ist durchaus nicht der Charakter eines überwiegenden Teiles des nördlichen Deutschlands, der vielmehr in der mannigfaltigsten Gliederung in kleinem Maßstabe zu suchen ist.

Die Moränenlandschaft ist in den unberührten Wald- und Heidegegenden Norddeutschlands ebenso kenntlich wie da, wo der Ackerbau den Boden umgestaltet, geregelt und gesäubert hat. Wir erkennen sie nicht minder in der Gestalt und Anordnung der Seen und in der Größe und Richtung der Täler. Der häufigste und am wenigsten zu verkennende Ausdruck dieser Landschaft liegt in dem vielgegliederten Gelände mit vereinzelten oder zu kurzen Ketten gereihten Hügeln, zwischen denen kleine, mit Wasser oder Torf gefüllte Becken eingesenkt sind und erratische Blöcke zerstreut liegen. Selbst wo die Hügel aus Sand bestehen, wie in der Märkischen Schweiz, kommt dadurch eine Menge kleiner idyllischer Züge zur Ausbildung. Diese Landschaftsform erreicht ihre höchste Ausbildung entlang dem Ufer der Ostsee. Der Höhenzug, den man Seenplatte nennt, der aber besser Seenhügelland genannt würde, bewahrt bei langsam abnehmender Höhe dieselben Charakterzüge von Ostpreußens dünnbevölkerten, wald- und seenreichen Grenzhügeln im Lande der Masuren bis Holstein. Flachgewölbte und im einzelnen hügelige Landrücken sind auch die pommersche, die mecklenburgische, die holsteinische »Seenplatte.« Unter gewaltiger Geröll-, Sand- und Lehmschicht, Ablagerungen urzeitlicher Gletscher, tritt selten wie in den Kreidefelsen Rügens der feste Fels hervor. Selbst die höchsten »Berge« sind mit jenem Schutt bedeckt, dessen ungleiche Verteilung in Mecklenburg dem Wanderer ein Meer goldener Weizenähren entgegenwogen läßt, während an manchen Stellen Holsteins der lockere, gelbe Sand häufchenweis den Boden bedeckt, wie Sägmehl in der Nähe der Sägemühlen, und aus jeder Ritze der dünnen Heidedecke fließt. [366] Die Landschaft Pommerns ist wechselvoll in ihren Seen, Hügeln, Flächen, Wäldern und weiten Feldern. Die Wälder sind in den Ebenen nicht häufig; aber wo das Land sich hebt, liegen sie wie flachgewölbte, dunkle Schilde dem Grün oder Gelb des Bodens auf. Reste des Waldes sind in zahlreichen, kleinen Gruppen von Föhren oder Birken an Wegen, Rainen, am Rande der Brüche und kleinen Seen. Der erdverwandte, rotbraune Ton der Backsteinhäuser, Kirchen, Stadtmauern gehört dieser Landschaft wie der der Nordseegebiete bis Holland und England an.

Am Südrand dieser Seenplatte liegt ein beträchtlich tieferes Land, in dem die Gewässer, deren Abfluß nach Norden nur an wenigen Stellen möglich ist, gewissermaßen umherirren. Sie bilden jenes Netz von Flüssen, Seen und Sümpfen, in dem von der Einmündung der Brahe am Weichselknie bei Bromberg bis an die untere Elbe durch

Netze, Spree und Havel die Kanäle ausgelegt sind, die parallel mit dem Meere das Hinterland Hamburgs mit dem Hinterland Danzigs verbinden. Das ist das Land der mächtigen Eichen- und Erlenforste, die aus Sumpfgewässern wie Inseln sich erheben, wahre Archipele von Binneninseln, wie den Spreewald, bildend; wo aber freilich im Ansteigen nach den flachen Höhen rasch der Laubwald dem lichteren Föhrenhaine Platz macht, der seinerseits gelben Sandboden mühsam zusammenhält. Die Extreme der öden Sandflächen um Berlin und des Naturparks von Potsdam liegen daher dicht nebeneinander. Wald und Wasser bringen die großen Züge in die norddeutschen Tieflandschaften. Der sich selbst überlassene Wald besteht in den feuchten Niederungen des Tieflandes, wo allein er sich in ursprünglicher Gestalt erhalten hat, aus Erle, Espen und Weiden mit hoch darüber emporragenden Eichen. Prächtige Eichen sind der Stolz der Saale-, Elster- und Pleiße-, sowie der Elbniederungen. Die »große Eiche« zwischen Halle und Leipzig ist eine der größten und ältesten Deutschlands. Sie wird von sieben Männern gerade umspannt. Der übrige Wald sieht wie Gestrüpp neben solchen Riesen aus. Buchen, Ulmen, Ahorne und Eschen treten nirgends so hervor. Die Eiche ist der stolzeste Baum in allen diesen Landschaften. Aus ihnen muß die Auffassung der Eiche als des eigentlich deutschen Baumes stammen, die weder für die Buchenhaine und Föhrenwälder an der Ostsee noch für Süddeutschland berechtigt ist. Ihre knorrige Eigenart kommt allerdings gerade hier recht zur Geltung. Aristokratisch schweben die Kronen der Eichen über dem niederen Wald. Im Sommer zeichnet sie ein dunkleres Grün aus, im Spätherbst das dauernde Haften der schönen, braunen Blätter, im Winter das eigenwillige Krümmen und Winkeln des Astwerks. Es gibt auch türmende Buchen, sie haben aber etwas Gefälliges, bescheiden Zartes, mitunter auch etwas Spitzes. Und ihr im Herbst gelbes Laub mit hellgrünlichem Hauch hat nichts von dem heroischen Tiefbraun des Eichenlaubes. Der Linde aber, die neben beiden sich einst häufiger hervorwölbte, bleibt immer etwas Rundliches, denn ihre Äste neigen sich gern herab, weshalb die Linde besser als die anderen auf den Dorfplatz vor der Kirche paßt.

Die Auen, wie sie die Elbe rechts und links auf ihrem ganzen Tieflandlauf von Meißen bis Harburg und so alle anderen Ströme unseres Tieflandes [367] begleiten, bieten eine Fülle der schönsten Bilder. Sie sind zwar dem Wesen nach einfach, weil in allen der Spiegel des braunen Stromes, das Weidengebüsch oder die Wiese an seinem Rand und dahinter die Gruppen der Eichen, Eschen und Silberpappeln, endlich in der Ferne der eigentliche Wald als dunkler Saum wiederkehren. So wenig aber ein Baum dem anderen gleicht, so verschieden sind auch die Gruppen, die oft parkartig zerstreut oder verbunden sind. Eine Rauchwolke hinter dem Waldsaum zeigt an, daß dort die Siedelungen der Menschen dichter liegen. Zur Verwirklichung des niederländischen Landschaftsideals fehlen nur noch die Herden der behag-

lichen Rinder, denen wir nur in den Marschen oder in der Weichselebene begegnen. Der mit Recht berühmte Wörlitzer Park bei Dessau ist ein Beispiel der zahlreichen Anlagen, die den größten Teil ihrer Schönheit der gartenkünstlerischen Entfaltung dieser Auenmotive verdanken. Er ist ja selbst ein Geflecht von Altwassern der Elbe, deren Inseln und Halbinseln als Park angelegt sind. Wie bald würden seine schönen, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Baumarten besonders ausgezeichneten Baumgruppen von ihrem Reiz verlieren, wenn sie nicht in den bald als Seen verbreiterten, bald zu Bächen verschmälerten Gewässern sich spiegeln und von dem lichtgrünen, mit gelben Irisblüten durchwirkten Schilfsaume sich abheben könnten. Selbst die kleinen Brücken und Tempel gewinnen in solcher Umgebung an Bedeutung. Ganz anders sind natürlich die von Höhen umgrenzten Auen, die kleinere, abgeschlossenere Bilder bieten. Am Rande der Ebene zeigt eine der freundlichsten und behaglichsten Landschaften Mitteldeutschlands, das Saaletal bei Naumburg und Weißenfels, wo der Wald von den rebumkränzten Höhen herabgestiegen ist, sich über frische Gründe hainartig ausbreitend oder sie einhegend, eine Verbindung der Schönheiten des Mittelgebirges und des Tieflandes, die wir bis zum Oberrhein verfolgen können.

Die reine Natur, die dem südlichen Deutschland die Alpen und dem mittleren die Waldgebirge bewahrt haben, umschließen für das nördliche vor Allem die Wasserflächen der Ströme und der Seen. Es ist wie eine Hinausweisung aufs Meer, wo dieses menschenferne Element allein herrscht. Das Wasser durchdrang ja immer das norddeutsche Leben kräftiger und führte es auch politisch und wirtschaftlich entschiedener aufs Meer hinaus. An das Meer erinnert der freie Horizont der Ebenen mit seinen glühenden Sonnenuntergängen, seinen Wolkenbergen und den unerschöpflichen Feinheiten der Luftperspektive. Nicht zufällig werden in dieser Sommerzeit die Ströme der Erholungsuchenden wie durch eine unsichtbare Wasserscheide nord- und südwärts gelenkt: die Bergwanderer suchen die höchste Entfaltung der süd- und mitteldeutschen Landschaft im Süden und in der Höhe; die Seegänger, indem sie gegen Norden hinabsteigen, streben der reinsten Ausprägung der norddeutschen Landschaft am Rande des Meeres zu.

---

[1]

Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland.

Von **Friedrich Ratzel.**[1])

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1896. Nr. 236 und 237. München, 12. und 13. Oktober, S. 1—4 und 2—5.

[Abgesandt am 7. August 1896.]

I.

Die Frage wird immer lauter an unsere Universitäten gerichtet, ob sie nicht von dem Überfluß des bei ihnen aufgesammelten Wissens mehr über das stark dürstende Land umher leiten könnten. Eine Bewegung auf Ausbreitung des Hochschulunterrichtes, in England und Amerika aus einem Zustand der Hochschulen hervorgegangen, der viel weniger zweckmäßig und überhaupt befriedigend ist als bei uns, reizt in unserm zur Bewunderung des Fremden wie immer geneigten Deutschland zur Nachahmung. Einige hoffen davon Ausgleichung sozialer Gegensätze, andere Verstärkung der im Wettbewerb der Völker den Sieg entscheidenden geistigen Waffen, und viele begeistern sich an der Aussicht auf die ethischen Wirkungen einer kräftigen, gesunden Geistesnahrung, die keinem versagt bleiben soll, der danach verlangt. Wir finden in allen diesen Gründen etwas Triftiges. Aber die durch so manchen Zeitungsartikel über »University Extension« durchklingende schwachmütige Auffassung, als sei es eine Art Ehrensache für die deutschen Hochschulen, nicht hinter den englischen und amerikanischen in einem so edlen Werk zurückzubleiben, möchten wir von vornherein zurückweisen. Sie entspringt der Verkennung der eigenartigen und engen Verbindung zwischen der Wissenschaft und der Volksbildung

---

[1]) Vortrag auf der Generalversammlung der sächsischen Volksbildungsvereine zu Plauen am 28. Juni 1896. [Vgl. hierzu den am 15. Mai 1896 abgesandten Aufsatz ‚Was kann Deutschland aus der Ausdehnung des Hochschulunterrichts gewinnen?‘, gedruckt in den ‚Grenzboten‘ 1896 II, 22, S. 409—423. Ferner hat Friedrich Ratzel am 14. Februar 1899 einen Aufsatz ›Unsere Hochschulvorträge für Jedermann. Ein Rückblick‹ an das Leipziger Tageblatt geschickt; leider ist es nicht möglich gewesen, festzustellen, wann er gedruckt worden ist. Der Herausgeber.]

in Deutschland. Die sogenannte »University Extension« entstand in England, als die Überzeugung reif geworden war, daß die wenigen, glänzend ausgestatteten und privilegierten Hochschulen dem wachsenden Bedürfnis nach höherer Bildung längst nicht mehr entsprächen. Sie zwang sich besonders den beiden alten Universitäten Cambridge und Oxford geradezu auf. Es fehlt dort auch heute durchaus nicht an Leuten, die darin eine unzweckmäßige, den Universitäten schadende und der Bildung nicht genug nützende Einrichtung sehen. Aber da nun einmal die Ausbreitung des Hochschulunterrichts von der öffentlichen Meinung Englands als eine Abschlagszahlung auf die hoch aufgelaufene Schuld der Universitäten an die Bildungsinteressen der Allgemeinheit angesehen wird, ist an keine Umkehr zu denken. In Nordamerika hat die von England dorthin verpflanzte Bewegung aus einem anderen Grunde rasch um sich gegriffen. Dort reichen die vorhandenen Anstalten durchaus nicht hin, um dem verbreiteten, lebhaften, aber regellos sich äußernden Bildungsbedürfnis eines jungen Volkes von demokratischer Konstitution zu genügen. Daher eine die englischen Einrichtungen auf diesem Gebiet noch übertreffende Mannigfaltigkeit und Zugänglichkeit der »Kurse« von Vorträgen mit ihrem lehrbuch- und katechismusartigen »Syllabus«, der seminarartigen »Klassen«, in denen der Vortragende seine Themen examinierend und erläuternd durchspricht, und des Anschlusses an die vielfach musterhaft geordneten und erschlossenen Bibliotheken. Die Lehrerin, die den Winter in einem einsamen Schulhaus Neuenglands unterrichtet hat, hört im Sommer am Chautauqua-See in den herrlich gelegenen Vortragssälen Kurse über verschiedenste Wissenschaft und kann sich nach der Rückkehr in ihre Stellung selbständig weiterbilden, indem sie auf Kurse in absentia oder briefliche Unterrichtskurse abonniert, wie die Universität von Chicago sie anbietet. Dazu läßt sie sich von dem Bibliothekar einer vom Staat unterstützten Volksbibliothek die Bücher zusammenstellen und schicken, die dazu gehören. Wer in der von Schuldirektor O. W. Beyer trefflich übersetzten und mit Anmerkungen versehenen Schrift des amerikanischen Pädagogen James Russell »Die Volkshochschule (Extension of University Teaching) in England und Amerika« (Leipzig 1895) sich über diese neue Art von Bildungsanstalt Rats erholt, der wird den Eindruck gewinnen, daß es sich um eine englisch-amerikanische Einrichtung handelt, die dortigen Verhältnissen und Anforderungen gegenwärtig entspricht. Ganz besonders ist sie offenbar bestimmt, Lücken eines in vielen Beziehungen noch unvollkommenen Unterrichtswesens auszufüllen. Sie ist zur Anregung, zur Förderung des Selbststudiums, zur Vermittelung einer mannigfaltigen, oberflächlichen Kenntnis von vielen Dingen wohl geeignet. Aber in einem Lande, wo regelmäßige Bildungsgänge verlangt und durch Mittel- und Hochschulen erleichtert werden, muß man andere Mittel anwenden, um die Volksbildung zu heben.

Unsere Hochschulen sind zahlreich, zweckmäßig ausgestattet, stärker besucht und nicht von Schranken umgeben, die dem Armen

oder Unempfohlenen den Zutritt erschweren. Stipendien und Stundung machen es erfahrungsgemäß dem absolut Mittellosen möglich, zu studieren, wenn er tüchtig und energisch ist. Als Hörer kann jeder Unbescholtene an jeder deutschen Universität eingeschrieben werden. Und da es keine Kontrolle der Hörsäle gibt, ist der Zutritt zu den Vorlesungen tatsächlich jedem anständigen Menschen möglich. Die Liberalität dieser Einrichtungen macht es bekanntlich seit Jahren den Frauen möglich, auch da Vorlesungen und Seminarien zu besuchen, wo es gesetzlich nicht vorgesehen ist.

Durch die deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen gehen jahraus, jahrein über 50000 junge Männer, die hier fürs Leben gebildet werden. Alle Technischen Hochschulen, auch die schweizerischen und österreichischen, haben eine allgemeine Abteilung, wo Vorlesungen über Geschichte, Volkswirtschaft, Literatur, Ästhetik gehalten werden. An einigen gibt es sogar Professuren der Philosophie. Die Schüler dieser Anstalten zerstreuen sich [2] im Streben nach einer Lebensstellung viel gleichmäßiger über das Land als anderswo, wozu in erster Linie die große Zahl von kleineren Städten mit höheren Schulen, Ämtern und Gerichten beitragen. Die Zehntausende von akademisch gebildeten Ärzten und Apothekern sind auch in diesem Sinn ein Vorzug Deutschlands.

Es gehört zu den Merkmalen des deutschen Bürgertums, daß es unmittelbar eng verwachsen ist mit der Wissenschaft. Die Organisation unserer Hochschulen ist so, daß ein hervorragend begabter Jüngling den Weg zur Habilitation leicht finden kann, oft leichter, als es in seinem eigenen Interesse zu wünschen ist. Aus äußeren Gründen wird er nicht an den Pforten des Tempels der Wissenschaft zurückgewiesen werden. Es sind viele Vorurteile geschwunden und viele Schranken gefallen, die früher dem Aufsteigen von tieferen zu höheren und höchsten Bildungsstufen entgegenstanden. Fragen wir, aus welchen Schichten die großen Gelehrten stammen, auf die wir stolz sind: es sind Bürger-, Bauern-, Beamten-, Pfarrerssöhne. Die Aristokratie des Blutes ist schwach vertreten. Die des Geldes würde gern nach den wissenschaftlichen Lorbeeren greifen, wenn nicht der leichte Lebensgenuß auf der einen Seite und die Sorgen des Besitzes auf der anderen Seite abhielten. Es ist auch besser so. Wir können in Deutschland noch viel mehr reiche Leute brauchen, die ihre Muße und ihre Mittel zu wissenschaftlichen Arbeiten verwenden, ohne dem Lehrkörper einer Hochschule anzugehören oder sonst eine öffentliche Stelle mit Titel, Würden und womöglich noch Gehalt zu bekleiden. Gerade von ihnen hat die Wissenschaft ihre Vertretung an solchen Orten zu fordern, wo keine öffentlichen Anstalten dafür sind. Sie mögen Bibliotheken gründen, Sammlungen anhäufen und strebsamen Mitbürgern Anteil daran geben. Vom Zunftgeist unberührt, mögen sie auch den wissenschaftlichen Problemen in freierem Sinn gegenübertreten. Erinnern wir uns, daß zwei der größten Entdeckungen, die der wissenschaftlichen Forschung je beschieden waren, in diesem Jahrhundert durch unzünftige Mitarbeiter gemacht worden

sind, und zum Teil im Gegensatz zu den Richtungen und Ansichten an Hochschulen und Akademien: das Gesetz der Erhaltung der Kraft durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer und das Entwicklungsgesetz der Organismen durch Darwin. Der gothaische Minister v. Hoff hat vor Lyell mit weitem Blick den in der Geologie epochemachenden Grundsatz der erdumgestaltenden Wirkung kleiner alltäglicher Vorgänge bewiesen in seinem tiefgelehrten dreibändigen Werk »Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche« (1822—34, der vierte und fünfte Band sind Nachträge von Berghaus). Aus seinem Musikalienverlag heraus wurde Wilhelm Hofmeister in Leipzig 1863 als Vierzigjähriger auf den Lehrstuhl der Botanik in Heidelberg berufen, nachdem er schon seit Jahren Schriften über die Lebensvorgänge der Pflanzen veröffentlicht hatte, die für die Auffassung des Lebens überhaupt bahnbrechend geworden sind. Es ist auffallend, daß im Verhältnis zu der so viel breiter gewordenen wissenschaftlichen Arbeit unserer Tage die Zahl der unzünftigen Meister nicht größer geworden ist. Es ist nicht bloß der Lehrtrieb daran schuld. Die Ehren einer Universitätsprofessur stehen vielen Deutschen höher als die Unabhängigkeit eines ungebundenen Forscherlebens.

Niemand kann sagen, daß die deutschen Hochschulen dem Leben des Volkes fremd gegenüberstehen. Im Gegenteil, es gebührt ihnen ein nicht kleiner Teil am Emporraffen und Starkwerden Deutschlands. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Völkergeschichte des 19. Jahrhunderts gehört die wissenschaftliche Erhebung Deutschlands und seine zunehmende Befreiung von fremder Leitung. Vor zwei Menschenaltern zogen die jungen Deutschen nach Paris und London, wenn sie die letzte Vollendung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung suchten. Die großen deutschen Naturforscher, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts im Munde der Welt waren, Alexander v. Humboldt und Justus Liebig, haben immer anerkannt, was sie der französischen Unterweisung verdankten. Wer sich zu wissenschaftlichen Reisen vorbereiten oder mitgebrachte Sammlungen bestimmen wollte, ging zu Tschudis und Moritz Wagners Zeit an die Pariser Museen. Auch für die technische Verwertung der Wissenschaften bot Frankreich mehr Beispiele und Möglichkeiten als Deutschland. Es ist zum Teil auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften nicht anders gewesen. Wenn auch bei uns philologisch mehr gearbeitet wurde und Männer wie Wolf, W. v. Humboldt, Bopp alles Fremde unter sich ließen, so ragten noch in unsere Zeit große deutsche Orientalisten herein, die in der Pariser Schule ihre Wissenschaft in einer Vollkommenheit gelernt hatten, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren in Deutschland noch nicht erreicht war. Und erst mit der Schule des jüngeren Langenbeck ist die Vorstellung geschwunden, daß die letzte Vollendung der Chirurgie nur in Paris zu holen sei. Erst die Übertragung der in der Fremde gesammelten Wissensschätze und Methoden auf unsern heimischen Boden hat Deutschland wissenschaftlich groß gemacht. Ein Menschenalter vorher hatte

man verzweifeln können, ob der Vorsprung jemals wieder einzuholen sein möchte, den Frankreich und England in den meisten Wissenschaften gewonnen hatten. Der Generation, die zwischen 1810 und 1840 ihre Studien gemacht und ihre Forschungsarbeiten begonnen hatte, ist es zu danken, daß Deutschland wieder in die vordere Reihe kam und bald auf den meisten Gebieten die Führung erlangte. Das ist nicht einer plötzlich gesteigerten Fruchtbarkeit unsres Volkes an großen Geistern zu danken, sondern dem glücklichen Zusammentreffen, daß der bei uns immer vorhanden gewesene Scharfsinn und Fleiß gerade in einer Zeit durch das fremde Beispiel, die innere Wettbewerbung und die Förderung der Regierungen sich verdoppelten, wo die meisten Wissenschaften reif für große Entdeckungen waren. Nie ist die Forschungsarbeit so reich belohnt worden wie in jenen Jahrzehnten, in denen fast alle Wissenschaften durch neue Methoden sich nicht bloß bereicherten, sondern erneuerten und die großen Entdeckungen einander drängten. Die wissenschaftliche Arbeit hat weder vor- noch nachher einen so günstigen Boden gehabt wie in jenen Jahrzehnten, wo in England und Frankreich eine gewisse Erschlaffung oder Erstarrung eingetreten war, während Deutschland mit jugendlicher Begeisterung und Frische sich die günstigsten Gelegenheiten zunutze machte. Es ist ein höchst merkwürdiges Schauspiel, dieser Aufschwung, der, indem er ungefähr mit dem Abschluß der klassischen Periode unsrer Literatur anhebt, die großen Kräfte auf dem bisher vernachlässigten Felde der Wissenschaft fast ebenso fruchtbar zeigt wie früher auf dem der Poesie. Man wird Liebig oder Helmholtz nicht mit Schiller oder Goethe vergleichen; aber deren Zeit hatte keine irgend vergleichbaren Naturforscher aufzuweisen, wie im Zeitalter jener wissenschaftlichen Größen Deutschland an großen Dichtern zu verarmen anhub.

Sehen wir aber aus dieser sprossenden Zeit vorwärts statt zurück, so erkennen wir in dem regen wissenschaftlichen Treiben, das sich allmählich in alle deutschen Gaue ausbreitete, einen Vorboten der politischen Einigung. Die Wissenschaft hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Deutschen weiter gepflegt, dem die Literatur eine nie dagewesene Stärke verliehen hatte. In manchen Fällen hat sie es unmittelbar genährt. Man braucht nur die Namen [3] der Brüder Grimm und Rankes zu nennen, um die Bedeutung der Erforschung der deutschen Sprache und Vergangenheit und der politischen Geschichte unseres Volkes für die politische Stärkung in dankbare Erinnerung zu bringen. Gleichzeitig haben die Naturwissenschaften den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands gefördert. Es ist eine fast vergessene Tatsache, daß die Förderung der deutschen Afrikaforschung 1862 von einem gothaischen Komitee in die Hand genommen wurde, das sich ganz eng mit dem Nationalverein berührte, und daß dieser politische Verein selbst die deutsche Polarforschung unterstützen wollte, weil er in ihr eine willkommene nationale Betätigung zur See in einer Zeit erkannte, wo eine deutsche Flotte noch nicht möglich war. Das ist ein schöner, rührender

Ausdruck des Instinkts für nationale Größe. Man fühlte, daß alle hervorragenden Leistungen der Volksgenossen dem Ansehen der Nation zugute kommen müssen, auf welchem Gebiet sie nun auch liegen mögen. Um das Ansehen der Deutschen zu heben, das wohl am tiefsten gesunken war zur Zeit des Todes Goethes und vor dem Zusammenschluß des Zollvereins, hat unsere Wissenschaftspflege mehr beigetragen, als bis heute in den Geschichtswerken zu lesen ist. Wir stehen zu nahe, um es so deutlich zu erkennen wie unsere Nachbarn im Westen. Von dort aus ist jüngst ja selbst unsern weltpolitischen Schmerzen das Pflaster aufgelegt worden: Wie England die Welt wirtschaftlich beherrscht, ist Deutschland die wissenschaftliche Weltmacht geworden, auf dessen Hochschulen und in dessen Lehrbüchern heutzutage jeder lernen muß, der das Höchste in der Wissenschaft anstrebt, einerlei welches nun seine Muttersprache sei.

Es ist schwer begreiflich, wie fremde Beurteiler Deutschlands früher so leicht zu der Ansicht kommen konnten, unter einer dünnen Schicht höchster Bildung liege bei uns eine Masse von geistiger Trägheit und Teilnahmlosigkeit wie sonst nirgends. Buckle hat in einem einleitenden Kapitel seiner Geschichte der Zivilisation unter anderen Schiefheiten auch die Behauptung gewagt, Deutschland sei geradezu der Typus einer höchst ungleichen Verbreitung der Bildung. Er, der Engländer, der in England zur Zeit, als er schrieb, 75 % vollkommen Ungeschulte und in Irland den schmachvoll niedrigsten Stand der Volksbildung vor sich hatte, wie er in Europa damals nur in den vernachlässigtsten Winkeln Rußlands oder der Türkei noch zu finden war, Buckle kann gar keine Vorstellung von der Stellung der Wissenschaft in Deutschland gehabt haben und von dem Leben der Wissenschaft in einem kastenlosen Volk überhaupt. Die Förderung der Wissenschaft ist doch niemals Sache einiger schöpferischen Geister, sondern der unscheinbaren Arbeit vieler. Wenn durch die Mühen von Hunderten ein bestimmter Betrag von Vorarbeiten geleistet ist, erscheint je und je ein umfassender Geist, der die Menge der Einzelleistungen zusammenfaßt und durch große Gedanken gleichsam durchleuchtet. Diese Gedanken wirken als Methoden, Systeme, Theorien wieder auf die Nachfolger, für die sie die Richtungen erneuter Einzelarbeiten bestimmen, bis ein neuer Schöpfer ein neues Licht über die mühsam zutage gebrachten Funde wirft. Dieser Prozeß spielt sich natürlich nicht so ab, wie wenn in der Uhr nach sechzig unscheinbaren Minuten bei der einundsechzigsten die Glocke aushebt, die mit tönenden Schlägen die vollbrachte Stunde verkündet. Auch die genialen Forscher arbeiten sich mühsam durch die Einzelprobleme hindurch, und auch aus den Werkstätten, wo gewöhnlich nur Teile zu großen Ganzen hergestellt werden, gehen weltbewegende abgeschlossene Entdeckungen hervor. Doch zeigt uns die Geschichte der Wissenschaften im großen immer das gleiche Bild jener Aufeinanderfolge, sei es nun, daß auf Generationen von Systematikern und Klassifikatoren die Gesetzesfinder folgen, wie in den naturgeschichtlichen Wissenschaften,

sei es, daß der räumlichen Ausbreitung die Vertiefung folgt, wie in der Geographie, sei es, daß aus den aufgesammelten Beobachtungen von Jahrtausenden erst das Gesetz sich erhebt, wie in der Astronomie.

Dieser Gang der Entwicklung läßt gar nicht zu, daß die Wissenschaft sich in engen Kreisen zunftmäßiger Arbeiter vollende. Sie braucht das Mittun und Mitdenken vieler. Und diese vielen kommen gerade bei uns freiwillig und legen freudig Hand an, weil sie wissen, daß sie an einem großen Werke mitschaffen. Nur wo diese kleinen Einzelleistungen von vielen übernommen werden, finden die genialen schöpferischen Geister sich den Boden bereitet. Die Wissenschaft ist in der neuen Zeit gar nicht wesentlich aristokratisch, und in Deutschland ist sie es auch nach der inneren Gliederung derer, die ihr dienen, noch weniger als in anderen Ländern. Wo arbeiten Lehrer der Mittelschulen und selbst der Volksschulen in solchem Maße und mit so viel Erfolg mit wie bei uns?

Und doch erscheint nun unser Verhältnis als Volk zur Wissenschaft wahrscheinlich keinem, der tiefer geht, gerade so, wie er es sich nach dem allem denken würde oder vorgestellt hat. Unsere zahlreichen Hoch- und Mittelschulen, unsere Seminarien und Volksschulen, die Fürsorge nicht nur des Staates, sondern auch der Gemeinden und Körperschaften für den Unterricht, endlich unsere wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Vereine lassen eine außerordentlich gleichmäßige Verbreitung der Volksbildung in den Hauptschichten erwarten. Die zahllosen Geistlichen, Lehrer, Beamten, Ärzte, Gutsbesitzer, die bei uns gleichmäßiger über das Land hin verteilt sind als sonst irgendwo in Europa, müßten doch eigentlich einen ganz innigen Kontakt der Gebildeten und weniger Gebildeten herstellen. Und dazu kommen noch die Heereseinrichtungen, die einen großen Teil der männlichen Bevölkerung auch durch eine Art von Schule gehen lassen, und zwar eine höchst wirksame.

Die praktische Erfahrung zeigt nun nicht alle die Ergebnisse, die ein solcher Aufwand von Bildungsmitteln voraussehen läßt. Wenn ich mir eine Schar von deutschen Auswanderern auf demselben Schiff mit ebensoviel englischen in die Erinnerung zurückrufe, so finde ich durchaus nicht den Unterschied der großen Bildungskluft in ihrem Wesen und Gebahren: die Deutschen können wahrscheinlich alle, von den Engländern nur die Hälfte lesen. In der Tat lesen von jenen nicht mehr als von diesen. Und prüfe ich ihre Kenntnisse, so wissen die ungelernten Engländer oft besser Bescheid in ihrem Lande als die geschulten Deutschen. Wandern sie nach Amerika aus, so sind die Vorstellungen von dem neuen Land bei den einen so unbestimmt wie bei den andern. Geht der Zug aber nach einer englischen Kolonie, so ist der Engländer durch Erkundigungen bei einem Kolonialvertreter oder einer Ansiedlungskommission besser unterrichtet als der belesene Deutsche. Ich erinnere mich eines englischen Schuhmachers auf dem Wege nach Kanada, der sich den Vortrag eines Wanderredners über

die Dominion fast wörtlich eingeprägt hatte und infolgedessen so gut unterrichtet war, wie aus unsrer langweiligen, veralteten geographischen Literatur über dieses Land damals der belesenste Deutsche nicht sein konnte. Die Unwissenheit der Italiener in Amerika ist unglaublich. Viele wissen nicht, ob sie in Brasilien oder in den Vereinigten Staaten sind, und es ist bekannt, daß gewissenlose Agenten Familien, die hierhin auswandern wollten, dorthin verschiffen, wo die Armen oft erst nach Monaten inne werden, daß sie ihre Bestimmung verfehlt haben. Fremde ist eben für sie Fremde, ob im Süden oder Norden. Aber wie rasch leben sich diese Leute ein! Gerade sie zeigen die Macht der Naturbegabung über die Dressur. Mit ihrer Beweglichkeit und raschen Auffassung [4] und ihrer ganz realistischen Beurteilung der Menschen und Dinge holen sie in ein paar Monaten den Vorsprung ein, den dem Deutschen seine Schule gibt.

Bei solchen Erfahrungen wird man immer geneigt sein, an die natürliche Anlage zu denken. Deutsche, Engländer, Italiener sind gewiß verschieden genug angelegt. Man glaubt, den Unterschied greifen zu können. Und doch ist die Naturgabe etwas so Flüchtiges, von dem bei näherer Betrachtung immer mehr abfällt, was ihm zugewiesen war. Es ist aus logischen und praktischen Gründen geboten, nicht zuerst sie heranzuziehen, sondern jene Ursachen, die man klar erkennen kann. Der Deutsche ist gewiß von Natur schwerfälliger, phlegmatischer als manche andern Völker. Diese Anlage wird aber erst recht entwickelt durch seine Gewohnheit, bureaukratisch geleitet zu werden; diese aber hängt nur entfernt mit der Anlage zusammen. Man vergleiche den Schweizer etwa mit dem Pommern. Auch wenn ich eine kleine schweizerische Stadt, wie etwa Glarus, mit einer dreimal größeren süddeutschen vergleiche, finde ich dort mehr geistige Regsamkeit, die auch in der Pflege des Vortragswesens und ganz besonders der Bibliotheken sich bekundet. Es ist nicht die Zahl der höher Gebildeten, die so sehr den Unterschied bedingt, als der Gebrauch, den sie von ihren Gedanken und ihren Kenntnissen machen; die Energie des Strebens zeichnet sie aus, das geistige Leben im Fluß zu erhalten, damit es sich nicht in einzelne beschauliche Quellen zurückziehe, die nach keiner Seite hin befruchtend weiter wirken. Es stellt sich allzu leicht ein Zustand ein, in dem die, die etwas wissen, sich stolz oder schüchtern isolieren, während alles ringsumher sich mit außerordentlich wenig Geist begnügt.

Wenn ich die Angaben vergleiche, die mir seit Jahren durch Freunde und Schüler aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und der Schweiz über den Stand der Bildungsbestrebungen zugeflossen sind, und eigene Erfahrungen hinzufüge, so bin ich erstaunt über die außerordentliche Ungleichheit der Verbreitung dieser Bestrebungen. Es ist ein auffallender Gegensatz zu der Gleichartigkeit der staatlichen und gemeindlichen Bildungseinrichtungen. Ein einziger Mann von warmem Herzen und starkem Wollen, Gymnasiallehrer, hält in einer großen sächsischen Fabrikstadt durch eine Anzahl von Vereinen das geistige

Leben im Schwung und weiß Hoch und Nieder für Stadt und Landschaft, für die Alpen und die Kolonien, für Ranke und Rosegger warm zu erhalten. In einem halben Dutzend anderer Städte gibt es ähnliche Vereine, aber sie führen ein kümmerliches, wenn auch zufriedenes Leben. Da tritt in Ermangelung treibender Geister der Zustand ein, der leider der verbreitetste in Deutschland ist, daß der eine Verein die Schmetterlingssammler, der andere die Altertumsfreunde, der dritte die Alpenwanderer verbindet, jeder für sich ein kleines Leben fristet, wovon die Allgemeinheit keinen Vorteil, kaum Kenntnis hat. Gelegentlich wird im Winter ein Vortrag gehalten, aber von einem Auswärtigen; denn die Einheimischen »ziehen« nicht. Ohne belebenden Wechselverkehr schichtet sich die Gesellschaft immer deutlicher, wobei in allen Teilen Deutschlands die merkwürdige Regel gilt, daß die hohen und tiefen Schichten von Bildungsbestrebungen am wenigsten erreicht werden. In der Mitte: bei Lehrern, Handwerkern, Beamten findet man immer noch die regste Teilnahme. Die Geburts- und Geldaristokratie steht in Deutschland überhaupt geistigen Interessen teilnahmsloser gegenüber als in irgend einem anderen Lande West- oder Mitteleuropas. Das lehrt die Geschichte unseres geistigen Lebens ebenso deutlich wie überhaupt unser öffentliches Leben. Eine empfindliche Folge davon ist die unverhältnismäßige Seltenheit großer Zuwendungen für wissenschaftliche oder literarische Zwecke. Darin sind sogar Österreich und Ungarn Deutschland voraus. Wie freigebig erweisen sich die griechischen Kaufleute im Ausland gegen die Bildungsbestrebungen ihrer Volksgenossen!

In Deutschland wird mehr studiert als gelesen. Das hat sehr gute Gründe in der Gründlichkeit und der Selbständigkeit, aber auch weniger erfreuliche und ehrenvolle. Bildung und Bildungstrieb hängen eng mit der Lebensweise zusammen. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, wie seine Zeitverteilung dem Lesen und Lernen zugute kommt oder schadet. Wir Deutsche sind eines der geselligsten Völker, und es ist keine Frage, daß wir zu viel gute Zeit einer Geselligkeit opfern, bei der Essen und Trinken eine viel zu große Rolle spielen. In vielen Städten und Städtchen mag jeden Abend nicht viel weniger als die Hälfte der Männer in Wirtshäusern und ähnlichen Orten öffentlicher Geselligkeit sitzen. Dazu kommen die ebenfalls Zahlreichen, die die sogenannte Familiengeselligkeit pflegen. Im allgemeinen kommt für den Geist bei jener wie bei dieser Form der Geselligkeit wenig heraus. Selbst in den Kreisen, die man die besten nennt, sind die Tisch-, Tee- und Kaffeegespräche meist entsetzlich öd und zeigen, wenn sie lebhaft werden, auch selbst in den »gebildetsten« Kreisen eine schlimme Neigung zum Klatsch.

Es ist merkwürdig, wie wenig von der Bildung, die der Deutsche sich mit so großen Opfern errungen hat, bei diesen Gelegenheiten zur Äußerung kommt. Für so manches deutsche Studentenleben gilt die Regel, daß es ein sonst in diesem Alter unerreichtes Maximum von

Bildung beim Verlassen des Gymnasiums erreicht, daß aber dann die Kurve sich sehr rasch senkt und auf einem unerwartet niederen Niveau weiter- und ausläuft. Daß das geistige Bedürfnis der der Schule Entwachsenen bei uns gering ist, beweist der schwache Bücherabsatz, die geringe Verbreitung besserer Zeitschriften, das Zurückgebliebensein der Bibliotheken, die dem Lesebedürfnis der Masse zu dienen haben, die schwachen Forderungen, die auch selbst der gebildete Deutsche in der Regel an seine Zeitung stellt, und so vieles andere. Es liegt gerade darin ein auffallender Widerspruch gegen das deutsche Bildungsideal, das ein viel breiteres Fundament hat als das anglokeltische in England wie in Amerika. Hört man auch bei uns über immer weiter gehende Absonderung und Einengung der Studienrichtungen klagen, so wird doch in den Schulen allen Grades eine vielseitige Bildung angestrebt und in den Hochschulen wenigstens in den ersten Semestern noch als Ideal festgehalten. Die amerikanischen und englischen Studierenden gehen von Anfang auf ein ganz bestimmtes Ziel und suchen sich auch an den deutschen Universitäten gern ihren engen, möglichst geraden Weg auf den »Grad«. Auch in der Wissenschaftspflege tritt das, besonders in Amerika, hervor. Die Blüte des Vortragswesens, der Kurse und der Volksbibliotheken liegt dort zum Teil gerade in dem Bedürfnis, sich später über weitere Gebiete auszubreiten.

II.

[2] Wenn wir in der Rückständigkeit der nichtamtlichen und nichtfachlichen Bildungsbestrebungen in Deutschland auch eine Wirkung der die Selbsttätigkeit weiterer Kreise einschläfernden und ausschließenden amtlichen und fachlichen Pflege des Unterrichts und der Wissenschaft erblicken, so wollen wir uns darum diese meist sehr erfolgreiche Pflege nicht selbst verkümmern. Es kommt bei uns darauf an, das amtliche und fachliche Unterrichtswesen durch freiwillige Tätigkeit im Sinn der Anregung und Weiterbildung zu ergänzen. Seine Entwicklung soll wie bisher seine eigene Sache sein. Ein Gymnasium durch ein »University Extension College« ersetzen zu wollen, ist ein Beginnen, wozu kein ernsthaft Denkender in Deutschland die Hand bieten wird. Wenn wir die kräftigere Mitwirkung der Hochschule an der Volksbildung anrufen, geschieht es nur, um außerhalb der Schulen jedes Grades ein regeres geistiges Leben zu pflegen. Wir arbeiten damit in derselben Richtung wie die Begründer neuer Volksbibliotheken und Lesehallen, die Verbreiter guter Volksschriften, die Förderer des Handfertigkeitsunterrichts, die Stifter neuer Museen usw. Das alles geht nicht in erster Linie auf die Vermehrung des Wissens, sondern auf die Veredelung der Lebensgenüsse. Gerade das muß in unsrer Zeit immer wieder durch die Tat bewiesen werden, daß die Wissenschaft uns nicht bloß Mittel zu neuem Erwerb und stofflichen Verbesserungen bietet, sondern daß sie unser Dasein verschönert. In der Beschäftigung unsers Geistes mit Dingen, die von den Tagesinteressen nicht bewegt

werden, ist ein ästhetischer und ethischer Gewinn, der sich nicht einmal an dem mißt, was einer aus einem Vortrag Positives mit nach Haus trägt. Dieser Gedanke liegt ja immer den Arbeiterbildungsvereinen, den Volksunterhaltungsabenden und ähnlichen Einrichtungen zugrunde. Als die sozialen Klüfte sich breiter auftaten, drohte er in ihnen zu versinken. Gerade in den Arbeiterbildungsvereinen entbrannte ja in den sechziger Jahren zuerst der Kampf zwischen den von der sozialdemokratischen Agitation gewonnenen Arbeitern und den bürgerlichen Arbeiterfreunden. Diese Vereine haben durch den Übergang in die sozialdemokratische Leitung an eigener Kraft ebensoviel gewonnen, wie an Wert der Leistung verloren. Daß den Arbeitern die seichteste und ungesundeste geistige Nahrung so oft gerade recht ist, wo sie nur nach dem Besseren und Besten zu greifen brauchten, gehört zu den unsinnigsten Konsequenzen der Abschließung nach oben. Angeblich will sie gleich machen, in Wirklichkeit erniedrigt sie das Niveau der unteren Klassen und vergrößert den sozialen Abstand rein zu deren Nachteil. Wenn die von der Wiener Universität mit Staatsunterstützung letzten Winter veranstalteten »Volkstümlichen Hochschulkurse« (je 6 Stunden zu 1 Krone) von den organisierten Arbeitern gemieden wurden, so ist dafür gar kein anderer Grund anzugeben als der Gegensatz zu einer Partei, deren Mitglieder an der Organisation dieser Kurse stark beteiligt waren. Man darf sicher annehmen, daß diese Politik der Fernhaltung nicht dauern kann. Sobald die Träger und Vermittler der Bildung sich bereit zeigen, den Arbeitern in uninteressierter Weise entgegenzukommen, wird sich der Wert dessen, was sie zu bieten haben, ganz von selbst zur Geltung bringen. Man muß nur nicht damit unmittelbar auf politische oder religiöse Zwecke hinarbeiten wollen. Es wäre töricht, nicht mit der Tatsache zu rechnen, daß die heutige Arbeiterschaft auch in Bildungsfragen eine Selbständigkeit entwickelt hat, die in der vorigen Generation noch erst im Keime lag. Was sie für sich selbst leistet, ist zum Teil achtungswert. Das gilt besonders von den Fortbildungskursen, die auf die Erwerbung praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten hinarbeiten. Wo aber höhere Bildungszwecke angestrebt werden, legen gerade die geistigen Führer der Arbeiter viel schwächere Maßstäbe an als die Fachmänner. Wenn hier die Aufklärung der Massen nicht platten Dilettanten überlassen bleiben soll, die die Wissenschaft bewußt oder unbewußt fälschen, muß die Wissenschaft selbst nach der Wiedergewinnung einer Verbindung streben, deren Wert auf der anderen Seite doch noch höher geschätzt wird, als die Lobredner der Wissenschaftlichkeit eines Engels oder Bebel glauben lassen.

Dies ist nur eine Seite der Aufgabe. Bei der eigentümlichen Verbreitungsweise der Bildung im deutschen Volke handelt es sich aber bei allen Versuchen, die Wissen- [3] schaft mit dem Volke in lebendigere Beziehung zu setzen, um Arbeit oben und unten. Wenn wir in den unteren Schichten ein reges Bildungsbedürfnis auf Abwege ge-

leitet sehen, finden wir es in den oberen abgestumpft durch Vielleserei oder Geldmacherei, zurückgedrängt durch Musik, Theater und vieles andere. Eine zur Schau getragene Geringschätzung des Wissens sucht Gründe in einem angeblichen Übermaß der geistigen Interessen, worunter praktische leiden sollen. Mit Vorliebe wird ihm ein Mindermaß des Könnens gegenübergestellt und als seine schädliche Wirkung aufgezeigt. Man übersieht, daß in der höheren Ausbildung unsrer Offiziere die beiden Richtungen in so fruchtbarer Weise vereinigt sind, wie kaum in irgend einem anderen Stande eines anderen Volkes. Auch die mit Waffen des Wissens erfochtenen Siege der deutschen Technik lehren, wie wenig Wissen und Können einander ausschließen. Und sollten in der Tat gewisse Einrichtungen unsrer Mittel- und Hochschulen eine Übersättigung des Wissenstriebes hervorrufen, so ist doppelter Anlaß, diese nicht zu einer dauernden Erscheinung werden zu lassen. Für die gemeinverständlichen wissenschaftlichen Bücher und Vorträge muß mehr Teilnahme bei denen erweckt werden, die die »gebildete Klasse« ausmachen. Gerade für sie sind ja schon bisher die Vortragsreihen in kaufmännischen und dergleichen Vereinen hauptsächlich bestimmt gewesen. Einzelne Vorträge mögen auch hier mit Vorteil durch Kurse ersetzt werden. Aber gerade für diesen Zweck unterschreibe ich über den Wert solcher Einzelvorträge nicht das verwerfende Urteil der Fanatiker der englischen Hochschul-Ausdehnung; glaube vielmehr, daß ein schön abgerundeter, auf eigener Geistesarbeit beruhender Vortrag ein ästhetischer Genuß von ethischer Wirkung sei, der gar nicht ersetzt werden kann. In Amerika und zum Teil auch in England sind allerdings die öffentlichen Vorträge durch den Mißbrauch heruntergekommen, den die darauf reisenden Virtuosen mit ihnen getrieben haben. Bei uns haben sich auch viele Leute ein Geschäft daraus gemacht, mit klangvollem Organ über wissenschaftliche Dinge zu reden, von denen sie kein tieferes Verständnis haben. In der Zeit der Hochflut des Darwinismus ist darin besonders viel gesündigt worden. Damals regte sich zuerst ein Mißtrauen gegen diese Art der Popularisierung. Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als daß die Forscher und die Fachleute, die an den Quellen sitzen, selbst auf die Rednerbühne treten und in allgemein verständlicher Form mitteilen, was sie wissen und für wahr oder wahrscheinlich halten. Es gibt in Deutschland große, an geistigen Kräften reiche Städte, wo nur ein kaufmännischer Verein regelmäßig Vorträge für ein größeres Publikum halten läßt, bei denen dann natürlich das Geschäft, sowohl in der Auswahl wie auch im Eintrittsgeld sich allzu deutlich geltend macht und manchmal auch bestimmte Parteirichtungen bevorzugt werden. Das ist kein würdiger Zustand. Jede Stadt, die sich Theater und Konzerte gönnt, sollte auch ihre Vorträge haben, zu denen der Eintritt freisteht oder für die nur ein Eintrittsgeld zu milden Zwecken erhoben wird. Dabei muß aber die Einrichtung dauernd werden, denn die Erfahrung lehrt, daß ad hoc veranstaltete Vortragsreihen fast immer schlecht besucht sind. Die Vereinigung von meh-

reren Vortragsreihen mit ganz verschiedenen Voraussetzungen und Zwecken, wie man sie in München hat, wo sie sich alle ihr großes Publikum im Lauf der Jahre und Jahrzehnte herangezogen haben, ist das Erstrebenswerte. Städte wie Leipzig, Frankfurt, Köln können München darum beneiden.

Daß Einzelvorträge von den Vertretern der Hochschulausdehnung so weit hinter die Vortragskurse zurückgesetzt werden, erklärt sich großenteils aus den praktischen Zwecken, die die Bewegung in England und Amerika wegen der Lückenhaftigkeit des dortigen Unterrichtssystems von Anfang an verfolgt hat. Es ist damit nicht gesagt, daß die Vortragskurse in Deutschland unnötig seien. Wo gründliche Kenntnisse auf einem bestimmten Gebiet verbreitet werden sollen, muß man Kurse einrichten. Und zwar ist dann am praktischsten das System längerer Vortragsreihen mit Leitfäden und Kolloquien und der Verbindung mit den öffentlichen Bibliotheken, die die Werke zum Nachstudium bereitstellen. Es ist aber eine technisch-pädagogische Frage. Wir glauben, daß, wo Kurse ein Bedürfnis sind, sie aus den Vorträgen sich herausbilden werden. Die innigere Berührung zwischen Vortragenden und Hörern wird die Stelle finden lassen, wo man von den einen zu den andern übergehen muß. Aus derselben Quelle wird man auch die Erfahrungen über die passendsten Lehrkräfte schöpfen, die heute noch fehlen.

In der Organisation unsrer Hochschulen an sich liegt ja nichts, was der Ausbreitung ihrer Tätigkeit über weitere Kreise entgegenstünde. Schon bisher ist die Zahl der Professoren und Dozenten nicht klein gewesen, die außerhalb ihrer Hörsäle zu weiteren Kreisen sprachen. Sie kann in Zukunft noch viel größer werden, wenn die Überzeugung wächst, daß es notwendig sei, die Bildung des Volkes den Schulen, den Zeitungen und den politischen Rednern nicht allein zu überlassen. Nur ein starker Grund wird immer wieder viele Universitätslehrer von dieser Tätigkeit abhalten; das ist die Befürchtung, daß die eigentlichen Zwecke der Universitäten dadurch vernachlässigt werden könnten, und die damit gegebene Scheu, die Stille der akademischen Halle mit dem Lärm des Marktes zu vertauschen. Man wird immer zugeben müssen, daß die Universitätslehrer nach ihrer ganzen Bildung und ihren Denkgewohnheiten mehr geeignet sind, zu Gebildeten zu sprechen. An dem Aufschwung des für diese bestimmten Vortragswesens haben sie ja ihren reichlichen Anteil. Von dieser Seite sind sie auch noch heute in Anspruch genommen, wo die Vortragenden aus anderen Berufskreisen und besonders diejenigen zahlreicher geworden sind, die ein Kunsthandwerk daraus machen. Den mehr elementaren Aufgaben der Volksbildung sind die deutschen Gelehrten im allgemeinen ferner geblieben. Es wird aber immer einzelne Kräfte geben, die besonders befähigt sind, zu den weitesten Kreisen zu sprechen, und wenn nicht viele ganze Kurse durchführen werden, wird doch die Leitung und Einführung von ihnen übernommen werden können, wie man es in

Wien sehen kann. Dafür, daß die Lehrer, besonders die fortlernenden Lehrer der Volksschulen, Treffliches in den Fortbildungskursen leisten, gibt uns die Geschichte der älteren Arbeiterbildungsvereine zahlreiche rühmliche Zeugnisse. Gerade dieses Material ist bei uns von seltener Vortrefflichkeit. Aber auch aus den jüngeren Gelehrten der Hochschulen, besonders den Privatdozenten und Assistenten, können Hilfskräfte herangezogen werden. Ist ihnen das Lehren noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, so bringen sie um so mehr Wärme mit, und manche werden schon imstande sein, ihren Vorträgen jenen Reiz des Selbsterlebten und Selbsterkannten zu verleihen, der die Leistung aus erster Hand auszeichnet.

Die Teilnahme unsrer Hochschulkreise für die Sache der Volksbildung kann man sich ungemein gesteigert denken. Die Opfer an Zeit und Kraft, die sie dafür bringen können, werden dagegen immer beschränkt sein. Unsre Hochschulen arbeiten zunächst am wirksamsten für die Volksbildung, wenn sie ihre Pflicht tun. Im Unterricht und in der Pflege der Wissenschaft nicht müde zu werden, ist das erste, was man von ihnen wünschen und verlangen kann. Und das wird auch immer die Hauptsache bleiben. Erst wenn wir darüber ganz beruhigt sind, daß die deutsche Wissenschaft mindestens nicht zurückgeht von der Stelle, die sie [4] sich errungen hat, und wenn wir im Lehren und Unterweisen das Bestmögliche leisten, können wir uns die Frage vorlegen, ob noch mehr zu tun sei als bisher oder in andern Richtungen. Man darf nicht vergessen, daß unsre Hochschulen selbst immer mitten in Entwicklungen stehen, in und mit denen sie zu ringen haben. Jeder Gelehrte vertritt sein Ziel und seine Auffassung, die manchmal nur gegen heftigen Widerspruch zur Geltung zu bringen sind, und damit ist allzu oft die Notwendigkeit gegeben, andere Auffassungen zu bekämpfen. Ganze Wissenschaften fühlen sich in ihrer Selbständigkeit bedroht und müssen sich heiß um sie bemühen. Nicht genug damit, wird auch der Hochschulunterricht auf neue Wege gedrängt. Er erfährt jetzt durch die Seminarien eine Umgestaltung, die keineswegs nur äußerlich ist, vielmehr immer tiefer gehen wird. So steht es mit dem sogenannten Stillleben unsrer Hochschulen. Es ist also nicht ein Mangel an Aufgaben, der auch in Deutschland eine ganze Anzahl von Hochschullehrern auf die Bahn einer Art von Ausbreitung des Hochschulunterrichts gedrängt hat. Es wirkt hier vielmehr die tiefere Erkenntnis, daß die Wissenschaft in einem organischen Zusammenhang mit dem ganzen geistigen Leben ihrer Zeit steht, aus dem sie sich nicht lösen darf. Und außerdem das Gefühl, daß gerade die Hochschulen berufen sind, den humanen Charakter der Geistesbildung in einer Zeit der Zerklüftung der Völker, Stände, Berufe zur Geltung zu bringen, und zwar durch unzünftige und unbefohlene Tätigkeit, deren Wert durch ihre Freiwilligkeit erhöht wird.

Vergessen wir nicht ein gerade in dieser Sache Unschätzbares, was unsre Hochschulen bieten können: die Gewähr einer den Partei-

tendenzen und Zeitströmungen möglichst entrückten Tätigkeit. Das wird immer hochzuschätzen sein, in welcher Form nun auch die Leistung geschieht. Ich hege nicht die Hoffnung, daß viele von unsern Hochschulen gleich, wie man zu sagen pflegt, mit beiden Füßen in die neue Bahn hineinspringen. Das wollen wir gar nicht wünschen. Sie sollen aber ihre Mitglieder ermutigen und werden der Sache manchen Gefallen erweisen können durch Darleihung von Hörsälen und Lehrmitteln. Im übrigen ist gewiß das Beste auch auf diesem Feld die freiwillige Organisation der dazu Berufenen innerhalb des Lehrkörpers einer Universität, hoffentlich zu einem wachsenden Kern.

Der Frage nach dem Bedürfnis für Vorträge und Hochschulkurse ist die Frage zur Seite zu stellen, ob nicht auch von einem Bedürfnis des Gebens, des Mitteilens bei denen zu reden wäre, die an den Quellen des Überflusses sitzen? Offenbar wird es von denen vorausgesetzt, die nach der Ausbreitung des Hochschulunterrichtes rufen. Sie haben die unbestimmte Vorstellung, daß eine tote Masse von Wissen aufgehäuft sei, die verflüssigt und nutzbar gemacht werden müsse. Deshalb wenden sie sich gerade an die Hochschulen. Auch wir glauben an ein solches Bedürfnis der geistigen Mitteilung, dem wir aber allerdings tiefere Gründe zuschreiben. Jedenfalls halten wir das Gleichnis vom Säemann auch hier für wahr und glauben an die soziale Pflicht, den Samen so lange auszuwerfen, als man hoffen darf, daß noch Keime aufgehen, einerlei wann und wo. Die Befürchtung, daß die reine Wissenschaft geschädigt werde durch die Ausprägung ihrer Ergebnisse in gemeinverständlicher Form, ist durch die Geschichte widerlegt. Die größten Forscher haben diese Furcht nicht gekannt. Der Gefahr der Verirrung ins Äußerliche und Unwesentliche sind die Wissenschaften immer am meisten ausgesetzt gewesen, wenn sie die wechselwirkende Fühlung mit dem ganzen Geistesleben verloren hatten. Braucht man heute noch besondere Beweise dafür, daß die Pflege der Wissenschaft nur ein Teil des allgemeinen geistigen Lebens und Schaffens eines Zeitalters ist? Die Wissenschaft geht nicht so rasch wie die Literatur und Kunst, aber sie geht endlich auch in den geistigen Kreislauf ein. Alle die großen Ergebnisse der Wissenschaft werden eines Tages Gemeingut. Die Wege von der Wissenschaft zur Volksbildung sind zwar sehr verschieden an Länge, Richtung und Ruhepunkten, erreichen aber doch endlich alle ihr Ziel. Wenn wir uns also bemühen, wichtige Ergebnisse der Wissenschaften der Volksbildung zuzuführen, so beschleunigen wir höchstens einen Prozeß, dessen Gang ohnehin vorgeschrieben ist und seit Jahrhunderten sich selbst beschleunigt hat. Jedenfalls hat dieses unser Tun durchaus nichts Revolutionäres, sondern entspricht vielmehr den Gesetzen des geistigen Lebens. Die Wissenschaftspflege selbst ist nicht allseitig entwickelt, wo sie sich dieser Tätigkeit entzieht. Es fehlt gerade bei uns nicht an Beispielen für die schädlichen Wirkungen einer solchen Abschließung. Lange lag eine Schwäche der deutschen Wissenschaft

in ihrer Vernachlässigung der gemeinverständlichen Darstellungen. Man muß dafür nicht bloß unsre Sprache verantwortlich machen. Gut deutsch schreiben ist sicherlich eine schwere Kunst, und die Prellsteine der eingeschobenen Nebensätze mit dahinterher hinkendem Zeitwort oder der erschwerten Partizipialkonstruktionen nötigen den besten Stilisten zu lästigen, langweiligen Umwegen. Wer jemals etwas aus dem Deutschen ins Englische übersetzen ließ, hat das wohltuende Gefühl erlebt, daß seine eigenen Perioden beim Übergang in die fremde Sprache sich lichteten und klarer von einander abhoben. Es liegt aber noch etwas Tieferes darin. Als Faraday seine schönen Vorträge über die »Naturgeschichte einer Kerze« herausgab, hatte er schon lange vorher Vorträge vor Arbeitern und Schülern gehalten. Als Alexander v. Humboldt in der Singakademie zu Berlin seine Vorträge hielt, aus denen der »Kosmos« hervorgegangen ist, waren in der damals noch unscheinbaren Stadt New-Haven in Nordamerika schon gemeinverständliche Vorträge der Professoren vom Yale College für Handwerker eingebürgert. In den meisten deutschen Städten sind die »populären Vorträge« erst in den 50er und 60er Jahren eine stehende Einrichtung geworden. Fähigkeit und Neigung zu literarischer Gestaltung sind bei uns beide in den gelehrten Kreisen weniger verbreitet als in allen Nachbarländern. Daß es sich dabei nicht in erster Linie um mangelnde Begabung handelt, lehrt die verhältnismäßig so reiche populärwissenschaftliche Literatur der deutschen Schweiz. Dort hat es in den letzten Jahrzehnten keinen bedeutenden Naturforscher gegeben, der nicht auch ein trefflicher Lehrer des Volkes war. Ich erinnere nur an Rütimeyer, der auch auf diesem Feld ein Meister gewesen ist, an Desor, Heer und unter den Lebenden an Heim und Hagenbach. Unbestritten ist Tschudis Tierleben der Alpenwelt eines der beliebtesten naturschildernden Bücher unsrer Literatur. Die Schweizer haben eben früher und entschiedener die Forderung an sich gestellt, sich ihrem Volke nicht zu verschließen. Wir in Deutschland haben gelegentlich auch Gutes, selbst Klassisches in dieser Literatur hervortreten sehen, aber dem Bedürfnis genügte es nicht. Man sollte glauben, die Höhe unsrer wissenschaftlichen Entwicklung hätte einen Schutz bieten müssen gegen den Einfluß fremder halbwissenschaftlicher Werke in weiten Kreisen der deutschen »Gebildeten«. Statt dessen haben wir bei uns alle paar Jahre ein englisches populäres Buch die Geltung gewinnen sehen, die sich in dem zwingenden Worte ausspricht: Man muß es gelesen haben. In meiner Jugend war Buckles Geschichte der Zivilisation in England der Vertreter dieser Gattung; ich bedaure bis heute, diesem mit Leichtfertigkeit in den wichtigsten Problemen der Menschheitsentwicklung irrefüh- [5] renden Buche so manchen schönen Ferientag gewidmet zu haben. Später ist Lubbock an die Reihe gekommen, dann Draper, dann hat man die populären Schriften von Tyndall und Huxley in den Himmel gehoben, die an edler Auffassung und Tiefe hinter gleichzeitigen deutschen zurückstehen. Wallace ist

in weite Kreise gedrungen, die sich für die Probleme der Biologie interessieren — das gedankenreiche und zugleich formenschöne Werkchen Moritz Wagners über die Migrationstheorie der Organismen ist selbst manchen Fachmännern unbekannt geblieben. In diesen Erscheinungen, deren Beispiele man vervielfältigen könnte, liegt nicht bloß die deutsche Fremdsucht und nicht allein die durch Übung verstärkte Überlegenheit der Fremden in der Kunst gemeinverständlicher Darstellung, sondern ihre größere Bereitschaft, im rechten Moment sich mit den Ergebnissen der Wissenschaft an weite Kreise zu wenden. Die Reklame, nicht selten in der Form der Selbstreklame, hat allerdings auch ihren Anteil daran.

Den Vertretern der Volksbildungsvereine sei zum Schluß die Bitte ausgesprochen, dafür tätig zu sein, daß das Vorhandensein der Bildungsbedürftigkeit in verschiedenen Schichten unsers Volkes besser bekannt werde. Denn geradezu lähmend hat auf die Volksbildungsbestrebungen, besonders auch in den gelehrten Kreisen, bisher die Unkenntnis des wirklichen Standes der Bildung in unserm Volke gewirkt. Sowohl die einschläfernde Überzeugung muß verscheucht werden, daß alles befriedigend sei, als auch die überbescheidene Meinung, daß in der raschen Verpflanzung fremder Einrichtungen auf unsern Boden unser Heil liege.

[Gutachten.][1]

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. Begründet von † Schulrat Dr. C. Kehr, herausgegeben von Karl Muthesius. Ergänzungsheft 3: Zum Universitätsstudium der Volksschullehrer. Gutachtliche Äußerungen deutscher Hochschullehrer, erbeten und veröffentlicht von B. Hofmann. Gotha 1904. S. 3—5 und S. 31 f.

(Ausgegeben am 1. September 1904.)

[3]

Vorbemerkung.

»Die geistigen Bedürfnisse unseres Standes und die letzten Berufsbildungsziele können nur wir selbst bestimmen«, sagt Seminar-Oberlehrer Dr. Seyfert in seinem offenen Briefe (Deutsche Schulpraxis 1902, Nr. 26). Nicht weniger richtig ist aber auch das Sprichwort: »Eines Mannes Red' ist keine Red', man muß sie hören alle beed'.« Wie jeder Abschluß eines Vertrags auf der Übereinstimmung der beiden Kontrahenten beruht, so handelt es sich bei der Verwirklichung der Forderung des Universitätsstudiums der Volksschullehrer nicht allein um die Frage: Was haben die Lehrer für ihre Bildung zu wünschen?, sondern nicht weniger auch um die Frage: Inwieweit können und wollen die Universitäten diesen Wünschen Rechnung tragen? Die deutsche Lehrerschaft hat gesprochen; ihre Forderungen sind in den Beschlüssen der Königsberger Lehrerversammlung niedergelegt.

---

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung E. F. Thienemann in Gotha.

Auch Vertreter der Universitäten haben da und dort schon zu dieser für die kulturelle Entwicklung unsrer Nation höchst wichtigen Angelegenheit das Wort ergriffen. Aber diese Äußerungen sind zerstreut und können als Meinung einzelner nicht zur sicheren Grundlage einer gedeihlichen Diskussion dienen.

Um ein möglichst umfassendes Bild der Ansichten der Universitätslehrer zu erhalten, um zu erfahren, wie sich die Männer der Wissenschaft grundsätzlich zu der Forderung der Lehrerschaft stellen und welche Erfahrungen sie über die Zulässigkeit des Universitätsstudiums der Volksschullehrer bereits gemacht haben, um gleichsam die Antwort der Universitäten auf die Beschlüsse der Lehrerversammlung zu erlangen, habe ich folgendes Rundschreiben an eine größere Anzahl Professoren aller deutschen Universitäten gerichtet:

»Nachdem schon vor zwei Jahren auf der deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz Herr Universitätsprofessor Dr. Rehmke einen Vortrag über das Thema ‚Universität und Volksschullehrer' gehalten hat, begründete auch auf der diesjährigen Versammlung in Königsberg Herr Seminar-Oberlehrer Muthesius in Weimar die Forderung der deutschen Lehrerschaft: die Volksschullehrerbildung in Verbindung zu bringen mit den höchsten Bildungsanstalten des Staates.

Dieses Streben, das von vielen Autoritäten der Wissenschaft als berechtigt anerkannt wird (vgl. z. B. Eucken: »Das Bildungsstreben des deutschen Lehrerstandes und seine nationale Bedeutung«, Lohmeyers Deutsche Monatsschrift 1902, Heft 1), erfährt aber auch von verschiedenen Seiten heftigen Widerspruch.

Um nun die Ansichten der in dieser Frage am ersten zuständigen Kreise zu erfahren, wendet sich der ergebenst Unterzeichnete mit diesem Schreiben an die [4] Herren Professoren der deutschen Universitäten mit der ehrerbietigsten Bitte, ihm ein Gutachten über

die Berechtigung der Forderung der Lehrerschaft und
die Zulässigkeit des Universitätsstudiums der Volksschullehrer

zukommen lassen zu wollen.

Diese höfliche Bitte richtet der Unterzeichnete auch vertrauensvoll an Ew. Hochwohlgeboren, in der Hoffnung, daß Sie dieselbe in Anbetracht der großen Bedeutung der Angelegenheit gütigst erfüllen und die Erlaubnis erteilen möchten, Ihr Urteil in einer pädagogischen Fachzeitung veröffentlichen zu dürfen.

Die Wünsche der Volksschullehrer sind zusammengefaßt in folgenden Beschlüssen der Königsberger Lehrerversammlung:

1. Die Universitäten als Zentralstellen wissenschaftlicher Arbeit sind die geeignetste, durch keine andre Einrichtung vollwertig zu ersetzende Stätte für die Volksschullehrerbildung.
2. Für die Zukunft erstreben wir daher die Hochschulbildung für alle Lehrer.
3. Für die Jetztzeit dagegen fordern wir, daß jedem Volksschullehrer auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar die Berechtigung zum Universitätsstudium erteilt werde.

Aus der Begründung vorstehender Thesen sei gestattet, einige Gedanken anzuführen.

Die Forderung der Lehrerschaft . . . . .

[5] Aus der Zahl der Volksschullehrer, die von der Berechtigung des Universitätsstudiums Gebrauch machen, sollen vor allem die Schulaufsichtsbeamten und die Lehrer der Seminare entnommen werden.«

Die ansehnliche Zahl der Gutachten zeigt . . . . .

In der Überzeugung, daß die gesammelten Gutachten die Grundlage einer ersprießlichen weiteren Aussprache über die Frage abgeben können, und in der Hoffnung, daß durch ein harmonisches Zusammenarbeiten der Vertreter der Universitäten und der Volksschullehrer die Frage einer glücklichen Lösung entgegengebracht werden möchte, übergebe ich die Urteile in ihrem Wortlaut der Öffentlichkeit.

Gotha, den 1. August 1904. **B. Hofmann.**

---

[31] Geheimer Hofrat **Dr. Friedrich Ratzel**, Professor der Geographie an der Universität Leipzig:

Meine erste Vorlesung »Über geographische Schilderung« in den akademischen Ferienkursen für Lehrer und Lehrerinnen habe ich heute[1] mit folgenden einleitenden Worten eröffnet, die Ihre Frage wenigstens zum Teil beantworten:

Ich bin mit Freuden auf die Absicht des Leipziger Lehrervereins eingegangen, den sächsischen Lehrern in einer Reihe von Ferien-Vorlesungen reife Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit der Hochschule darzubieten. Meine Lehrtätigkeit hat mich an der Technischen Hochschule zu München und an der hiesigen Universität das Schülermaterial schätzen lehren, das uns die Lehrerseminare in ihren beruflich voll [32] ausgebildeten jungen Lehrern senden. Ich nenne mit Stolz darunter tüchtige Geographen und Ethnographen und viele werte Freunde. In Ihrer zahlreichen Anwesenheit in diesem Hörsaal spricht sich Ihr Streben nach Ausfüllung so mancher Lücken Ihrer Berufsbildung aus, die in der praktischen Lehrtätigkeit hervorgetreten sind, und zugleich Ihr Vertrauen, daß die Universität solche Lücken ausfüllen kann und will. Die ganze Lehrerbildung an die Universitäten zu verlegen, wie neuerdings mit mehr Worten als Gründen verlangt wurde, halte ich für eine ganz unpraktische Idee, doppelt unpraktisch im Zeitalter der Arbeitsteilung. Aber den besten, strebsamsten unter Ihnen entgegenzukommen, die ihre Bildung vertiefen wollen, dazu werden Sie die deutschen Hochschulen immer bereit finden. Gerade für diese Zwecke scheinen die Ferienkurse so recht geeignet zu sein. Daß wir Ihnen nur einige Vorlesungen bieten können, scheint mir kein Fehler zu sein; denn es läßt sich in wenigen Stunden viel sagen und viel lernen, wenn nur der Lehrer weiß, worauf es ankommt, und wenn der Hörer bereit ist, jeden Satz, der hier gesprochen wird, zu überdenken. Unsre Arbeit ist ja Sämannsarbeit. Die Zeit muß die Reife bringen. Sie kommen nicht zu uns, um Massen von neuen Tatsachen aufzunehmen, sondern Gedanken, Hinweise, Gesichtspunkte suchen Sie. . . .

[1 Am 18. Juli 1904. Der Herausgeber.]

[147]

Der Berg.

Eine landschaftlich-morphologische Betrachtung.

Von **Friedrich Ratzel** in Leipzig.

Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Wien 1898, Nr. 12 und 13 vom 30. Juni und 15. Juli, S. 147—149 und 161—163.

[Abgesandt am 28. April 1898.]

Der Freund der Gebirgslandschaft hat manchmal das Gefühl, daß von den Bergen zwar viel Schönes gesagt wird, daß sie aber doch als nicht so recht wichtig betrachtet werden. Ihre touristische Bedeutung muß man natürlich gelten lassen, man sieht aber darin nur einen Reflex einer seltsamen Richtung des menschlichen Willens. Objektiv gewinnen die Berge dadurch nichts. Den landschaftlichen Eindruck eines Berges wird zwar niemand leugnen, der sich an das Bild der Zugspitze im Panorama der bayerischen Hochebene erinnert, oder der Jungfrau von Bern, des Monte Rosa von Turin aus gesehen. Aber in der landschaftlichen Schilderung tritt auch im allgemeinen der Berg hinter dem Gebirge zurück, als nebensächliches Ergebnis eines großen Bildungs- und Umbildungsprozesses, als einzelner hinter der Masse, und zwar um so entschiedener, je mehr Reflexion in der Schilderung ist. Selbst der Maler malt bekanntlich nicht gern den einzelnen Berg. Das war nicht immer so, und über die Ursache dieser Änderung, die mehr ist als eine Geschmacksänderung, wäre manches zu sagen. Doch gehört es nicht hierher.

Wendet sich nun der Bergfreund der Wissenschaft zu, so fühlt er sich erst recht enttäuscht. In den geographischen Werken fehlt es zwar nicht an Namen von Bergen, man findet nur zu viele. Aber die wissenschaftliche Betrachtung der Gebirge schenkt mit Bewußtsein dem einzelnen Berge keine große Beachtung, da derselbe nur ein kleiner Teil größerer Massenanschwellungen der Erde ist, hinter deren Bedeutung er zurückzutreten hat. Es war anders der Form nach, solange man im Gebirge, wie es ja auch das Wort ausspricht, nur eine Sammlung einzelner Berge sah, welche Vorstellung bekanntlich bis tief

in das vorige Jahrhundert die [148] Gebirgszeichnung und noch länger die Gebirgsauffassung beherrscht hat. Aber davon ist man lange zurückgekommen. In den orographischen Werken wird mit großem Rechte betont, daß das imponierende Hervortreten der Berge im Gebirgsbilde leicht geneigt mache, ihnen eine größere Wichtigkeit beizumessen, als sie verdienen, und die Aufmerksamkeit lenkt sich daher auf jene größern Anschwellungen der Erdoberfläche, von welchen die Berge die Aufmerksamkeit abzuziehen streben. Seitdem Carl Ritter in der Einleitung in die »Allgemeine vergleichende Erdkunde« [1]) das Gebirge als gegliederte Massenerhebung beschrieben hat, ist in allen orographischen Darstellungen der Berg hinter das Gebirge als ein untergeordnetes Glied zurückgetreten. Man glaubte bestimmt annehmen zu dürfen, daß nichts für den Berg gelte, das nicht zugleich auch für das Gebirge Geltung habe, und daß in den Bergen sich nur in verstärktem Maße die Eigenschaften breiterer Aufwölbungen der Erdoberfläche wiederholen. So unvorsichtig verfährt nun die neuere Geomorphologie nicht. Aber doch bleibt eigentlich nur in dem Worte »Gebirge« die ältere Auffassung erhalten, so wie in dem Worte »Gehölz« die Vereinigung der Hölzer zum Wald, in dem Wort »Gewässer« die der kleineren Wasserteile zu einer Wassermasse sich ausspricht. Das Studium der Gebirgsbildung hat ebenfalls den einzelnen Berg als Teil einer Falte zurücktreten lassen, wo ihn die plutonische Auffassung als Erzeugnis einer einzelnen Erhebung oder gar eines Ausbruches noch mit einer höheren geschichtlichen Würde begleitet hatte.

Man sucht zwar die Sprache der einzelnen Bergformen auch genetisch zu verstehen, und die neuere Geomorphologie hat, wie ein vergleichender Blick auf Pencks Morphologie und Sonklars Orographie lehrt, gerade in dieser Beziehung äußerliche Klassifikationen geistvoll zu beleben verstanden. Aber der Freund des Gebirges — ich meine nicht bloß den, dem die Berge die Arbeit wert sind, die er auf ihre Besteigung verwendet — hat doch das Gefühl, daß der einzelne Berg wieder etwas mehr Beachtung verdiene. Schöpft er es auch zunächst aus dem landschaftlichen Eindruck, der ihm Licht, Luft, Wasser, Pflanzen- und Menschenleben auf jeden Berg anders wirkend und von jedem Berge in anderer Weise beeinflußt zeigt, so liegt doch in diesem Eindruck eine Menge von Wechselbeziehungen, in deren Mitte der Berg steht. Er sieht und hört, wie die Vorgänge, zu denen jede Erhebung Anlaß gibt, sich am Berge in konzentrierter Weise abspielen, rascher, wirksamer, sichtbarer, selbst hörbarer. Dieser Freund des Gebirges könnte vielleicht hinweisen auf jene Art der Betrachtung, die in Rütimeyers nachgelassenen Schriften einmal »dem Trieb genügt, sich frei und ungestört und rückhaltlos den mannigfachen Einflüssen hinzugeben, die eine freie übersichtliche Anschauung der Natur in allen ihren Formen ausübt«, und damit »das Bestreben ver-

[1]) 1852, S. 74.

bindet, solche allgemeine Bilder wiederum zu zerlegen in ihre einzelnen Elemente, d. h. Rechenschaft zu geben von allen Komponenten eines solchen Bildes und von der Art der Harmonie, in welcher dieselben stehen teils unter sich, teils zu unserem Urteile«.[1] Er könnte gerade auf diese Betrachtungen eines der geistvollsten Naturforscher, die in deutscher Sprache geschrieben haben, hinweisen, weil er in ihnen den Berg in zwei Beziehungen, in landschaftlicher und in biogeographischer, mit Vorliebe betrachtet findet. Besonders gilt das von der Reihe von acht Vorträgen »Vom Meer bis nach den Alpen«, deren Einleitungswort das obige Zitat entnommen ist. Jedenfalls herrscht hier eine Verbindung landschaftlich-ästhetischer mit naturwissenschaftlich-philosophischer Betrachtung, die gerade einer solchen Erscheinung wie dem Berge mehr abgewinnen kann als eine rein orographische oder geologische, die in dem Berg entweder einen fertigen oder einen sich entwickelnden Körper sieht, aber seine Wirkungen und seine in deren Folge gegebene Stellung in der Geschichte der Gesamterde nicht weiter berücksichtigt.

Der Gipfel des Berges liegt in einer Linie, welche ich vom Mittelpunkte der Erde aus ziehe und über die Erdoberfläche hinaus in die Atmosphäre verlängere. An dieser Radiallinie messen sich zwei Lageeigenschaften des Berges: dieselbe zeigt nämlich, daß sein Gipfel weiter vom Erdmittelpunkte entfernt ist als die übrige Erdoberfläche, und zugleich, daß derselbe eben dadurch einer höheren Schicht der Atmosphäre angehört. Wenn ich ein Pendel auf einem Berggipfel langsamer schwingen sehe als am Fuße des Berges oder gar am Meeresufer, so erkenne ich darin die Entfernung des Berggipfels vom Erdmittelpunkte. Und wenn ich auf dem Sonnblick um 14° weniger mittlere Jahreswärme finde als in dem nahen Klagenfurt, so sehe ich darin die Wirkung der Tatsache, daß der Berg seinen Gipfel 2700 m näher dem kalten Weltraume entgegenreckt. In diesen Tatsachen liegt die Begründung einer Anschauung, für welche die Berge zunächst nur Träger von Höhepunkten sind, welche also die große Mannigfaltigkeit der Formen und der horizontalen Ausdehnung außer Betracht läßt. Als solche haben die Berge die Beziehung zum Erdmittelpunkte, welche in der Schwereverschiedenheit zwischen Gipfel und Basis sich ausspricht, und dies ist das Erste und zugleich das Größte, was von ihnen gesagt werden kann. Dem Berge wird dadurch eine besondere Stelle im Erdorganismus angewiesen. Er erhält unabhängig von seiner Gestalt eine Rolle in der Entwickelung der Erdoberfläche, welche neben und über der morphologischen eine physiologische Betrachtung erheischt. Ja, er ist in diesem Sinne gar nicht als Körper von diesen oder jenen Eigenschaften zu bestimmen, sondern als Träger eines höher gelegenen

[1] L. Rütimeyer, Gesammelte kleine Schriften allgemeinen Inhalts aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. Herausgegeben von H. G. Stehlin, Basel 1898, Bd. II, S. 3.

Punktes der Erde; und damit ist zugleich das Vorhandensein einer Anzahl von Höhenabstufungen an diesem Berge ausgesprochen. Das klingt sehr abstrakt. Wenn aber im Volksmund [149] der Montblanc und der Turmberg beide zunächst Berge sind, so spricht sich darin ganz dieselbe vorwiegende Betonung des Höhenverhältnisses aus.

Damit sind nun die Folgen gegeben, die vielleicht im tiefsten Grunde die Ansicht unseres Bergfreundes von einer oft verkannten Wichtigkeit des einzelnen Berges rechtfertigen: In eine andere Zone sich hinaufschwingend, ist der Berg um so mehr eine eigene kleine Welt, je höher er ist. Grönland, Spitzbergen sind, möchte man sagen, von den Alpen nur durch Höhenunterschiede von ein paar tausend Metern, durch Weglängen von ein paar Stunden von der übrigen mitteleuropäischen Welt geschieden. In Ajaccio ist Ende März der reiche Frühling eines Mittelmeerlandes in voller Blüte, während eine Eisenbahnstunde davon auf den nahen Bergen die *Laricio*-Föhren unter ihrer Schneelast niedergedrückt stehen. Jeder Berg ist eine Insel polnäheren Klimas, damit eine Hegestätte entsprechend anderer Lebensbedingungen und Lebensformen. Versuchen wir einmal, um die Bedeutung dieser Differenzierung der Erdoberfläche im Sinne der Höhe zu ergreifen, uns eine Schöpfungsgeschichte der Pflanzen und Tiere ohne Berge vorzustellen. Würden wir nicht zu fast so einförmigen Ergebnissen kommen, wie wenn wir uns eine Schöpfungsgeschichte ohne Inseln mit ihrer differenzierenden, isolierenden, konservierenden Tätigkeit denken?

Zunächst löst sich ein Stück Erdoberfläche aus der Masse des Planeten in zentrifugaler Richtung heraus, und damit empfängt dieses Stück mit besonderen Eigenschaften auch seine besondere Stellung in der Geschichte der Erdoberfläche. Der größte Teil dieser Geschichte liegt nun in dem Bestreben des Berges, der Schwere folgend, seine Massen dem Erdmittelpunkte näher zu bringen, und dieselbe bildet einen Teil jenes großen Nivellierungsprozesses, in welchem Wasser und Luft die gehobenen Teile der Erde unterstützen. In verschiedenem Maße nehmen alle Berge hieran teil. Im Verlaufe dieser Geschichte verlieren sie natürlich immer an Masse, zuletzt auch stets an Höhe, und ihre Form ändert sich in der Richtung auf die Ausebnung kleinerer Unebenheiten, Abflachung und Verbreiterung. Sie verlieren im allgemeinen an Selbständigkeit. Doch prägt diese Geschichte in ihren verschiedenen Abschnitten den Bergen auch verschiedene Formen auf, und an jedem Berge läßt sie andere Spuren, da keiner in Lage, Größe, Höhe, Gestalt, Stoff vollständig gleich dem andern ist. Da indessen die Nivellierung ebensowohl die einzelnen Teile des Berges, als sein Verhältnis zur übrigen Erde betrifft, so werden die Berge einander um so ähnlicher, je älter sie werden. In demselben Maße, in welchem sie der Erde gleichgemacht werden, verlieren sie das, was ihnen eigentümlich war, und nehmen immer mehr die von der Luft und dem Wasser ihnen aufgeprägten Formen an. Der Prozeß bewegt

sich durch Ungleichheit zur Gleichheit im kleinen wie im großen. Die jüngeren Gebirge haben ihre eigene, den inneren Bau ausprägende Physiognomie, in die älteren treten an deren Stellen Formen, welche mehr von den Wirkungen des Wassers und der Luft als vom Gesteinsbau und der Gebirgserhebung sprechen. Derselbe Höhenunterschied, welcher die Ausgleichung von Schwereverschiedenheiten im Festen hervorruft, wirkt noch viel stärker auf die flüssige und luftförmige Hülle unserer Erde, welche durch die Berge aufgehoben und gemodelt wird, so daß diese sich zu jener wie die Konvex- zur Hohlform verhalten. Wirken auch die drei in der Nivellierung in demselben Sinne zusammen, so ist doch jedes der Träger besonderer Erscheinungen. Das Flüssige rinnt ununterbrochen von den Bergen in die Täler, das Luftförmige umkreist sie, sinkt auf den Hängen herab oder steigt auf der einen Seite an und auf der anderen herunter und erfährt dabei wesentliche Veränderungen, in die der Berg selbst mit hineingezogen, durch die er selbst verändert wird. Selbstverständlich ist bei allen diesen Bewegungen die Neigung der Gehänge des Berges vom größten Einfluß.

[161] Zu den merkwürdigsten Tatsachen der tellurischen Ökonomie gehört die rasche Abnahme mit der Höhe des Druckes, der Wärme und — von einer bestimmten Höhenlinie an — der Niederschläge, die bis zu dieser Höhe in der Regel zugenommen haben. Schon verhältnismäßig wenig hohe Berge erlangen dadurch Sondereigenschaften, die sie von ihren Umgebungen absondern. Die Galapagosinseln, deren jede einzelne als ein aus dem Meere aufsteigender Berg zu betrachten ist, sind von einer bestimmten Höhe an reichlicher befeuchtet; die höheren Teile reichen in die Wolkenregion, und daher liegt die Grenzlinie zwischen dem braunen Fuß und dem grünen Gipfel des Berges in dieser Höhe fest. Weniger greifbar zeigen schon Höhen von 100 m auch in unserer Zone Unterschiede des Pflanzenlebens zwischen Fuß und Gipfel. In Korsika, wo ich dieses niederschreibe, brauche ich vom Meeresstrand bei Ajaccio nur bis Carbuccia, das sind 200 m, zu steigen, um eine reichere, grünere Form der Macchie mit einer ganzen Anzahl von Pflanzenformen und besonders die ganze Blütenpracht der *Erica arborea* zu sehen. Ich sehe den Farbenunterschied von meinem Fenster aus. Und wenn ich dort oben stehe, blicke ich oftmals durch einen Schleier von Nebelregen in das sonnenbeschienene Küstenland hinab: zwei Welten hart übereinander. Der Berggipfel liegt also immer in einer anderen Zone als die Hänge, diese in einer anderen als der Fuß. Der Berg knüpft daher eine Verbindung zwischen der Erdoberfläche und den höheren Schichten der Atmosphäre, deren Erscheinungen er tiefer hinabträgt, teilweise hinabgleiten läßt, wobei durch die Abstufungen des Gefälles, der Wärme, des Druckes, der Niederschläge und des organischen Lebens eine Fülle mannigfaltiger Erscheinungen und eine jede Landschaft und damit natürlich die Gesamterde bereichernde Allmählichkeit des Überganges stattfindet.

Um die Bedeutung dieser Höhenschichtung zu kennzeichnen, genügt es, Höhengrenzen des Klimas oder des Lebens mit Klima- und Lebensgrenzen im flachen Lande zu vergleichen. Das Brockenklima steht in ganz Mitteleuropa inselhaft allein, wie die hohe Eigentümlichkeit unserer alpinen und subalpinen Mittelgebirgspflanzen sich von der Ausgeglichenheit der deutschen Tief- und Hügellandflora abhebt. Sehen wir indessen auch ab von den immer etwas verwickelteren Lebenserscheinungen, so sind die durch den Höhenunterschied entstehenden Wärmeabstufungen die folgenreichsten aller einschlägigen Wirkungen. Unmittelbar wirkt der schroffe Gegensatz zwischen Wärme-Ein- und Ausstrahlung auf die Zersetzung der Gesteine, und in dem Maße stärker, als die organische Bedeckung nach oben zu immer dünner wird, bis das Felsgeripp nackt dasteht. Viel mächtiger aber ist die mittelbare Wirkung durch Bildung fester Niederschläge, aus denen Firn und Gletschereis entstehen, die von den höchsten Teilen nicht bloß die schützende Pflanzendecke, sondern überhaupt das Leben ausschließen. Gerade die aus den festen Niederschlägen sich ergebenden Auflagerungen sind auch bei der Definition des Berges nicht als fremde Dinge zu behandeln, sondern als organisch mit ihm zusammengehörende, in seiner Erhebung gegebene Bestandteile. Ich kann mir der Einfachheit halber einen Berg als Prisma oder Kegel denken; wenn ich aber jenseit einer gewissen Höhe in den Gipfel jedes einzelnen Berges der Kalkalpen ein Kar oder eine karartige Eintiefung von irgendwelchen Dimensionen eingreifen sehe, so sehe ich die Symmetrie des Gesteinsbaues durch die Asymmetrie der Luft- und Wasserwirkungen je nach der Höhe abgeändert. Auch wenn der Berg von Anfang an in voller Reinheit einer jener idealen Grundformen entsprochen hätte, so wäre er doch nach Maßgabe seiner Höhenverschiedenheiten durch das höhenweise ver- [162] schiedene Maß der umbildenden Kräfte asymmetrisch umgestaltet worden, wobei schon seine Lage an sich und zum Gebirge und zu Nachbarbergen eine Menge von Unterschieden bedingt. Und so sehen wir denn Berge des verschiedensten Baues von einer gewissen Stufe des Höhenklimas an auf einer oder der anderen Seite, aber immer einseitig umgestaltet und endlich zerstört werden.

Dringt eine Schlucht, ein Kar, ein Trichtertal in einen Berg ein, so entwickelt sich damit ein folgenreicher Gegensatz von Innen und Außen. Es ist der Gegensatz zwischen einem Sammelgebiet zentripetaler und einem Zerstreuungsgebiet zentrifugaler Kräfte. Wohl sind alle Teile eines Berges den erodierenden Kräften ausgesetzt, aber in einem mit der Entwickelung des Berges notwendig zunehmend verschiedenen Maße. Und ebenso finden zwar auch überall am Berge Ablagerungen statt, aber wieder in verschiedenem Maße. Erosion und Ablagerung konzentrieren sich immer mehr auf die inneren Teile des Berges auf Kosten der äußeren. Der Gipfel ist allen Kräften, die von oben her wirken, am nächsten, er reckt sich den kühleren Regionen und den Wolken entgegen, er empfängt zuerst die Regenschauer,

die Schneefälle, die Hagelgeschosse, die Wolkengüsse, seine Ausstrahlung macht ihn zum Rezipienten der häufigsten Tau- und Reiffälle. Er ist am steilsten, so stürzen also die Wässer seine Seiten am raschesten hinab, reißen die tiefsten Furchen, graben sich bis in sein Eingeweide ein. Am wenigsten schützt ihn das Kleid aus Humusboden, welcher mit Wiese oder Wald bedeckt ist. Er empfängt die häufigsten Blitzschläge. Er ist daher der Zerstörung am meisten ausgesetzt, um so mehr als alle Trümmer, die er liefert, von ihm wegstreben, um an seinen Flanken, an seinem Fuße abgelagert zu werden. Er ist also der im Verhältnis zu seiner Oberfläche stärkst angegriffene Teil des Gebirges. Diese Angriffe geschehen indessen von einer Seite kräftiger als von allen anderen. Auch dieser Gegensatz verleiht jedem Berge seine eigene Geschichte, trägt dazu bei, jeden Berg zu einer Welt für sich zu machen. Der Gegensatz von Höhe und Tiefe, indem er sich in den von innenliegenden Höhen verwandelt, die nach den außenliegenden tieferen Teilen sich abdachen, kann nur nach innen hin sich ausgleichen. Er individualisiert, belebt; aber wie das Leben hat auch seine Entwickelung zum Ziel die Zerstörung. Wir lassen dabei die organischen Anlagerungen außer Betracht, die imstande sind, einen einzelnen Berg zum Schöpfungszentrum zu erheben. Wir denken nur an die unorganische Grundlage, die sich im Laufe der Entwickelung immer weiter verändern muß, wobei unorganische Anlagerungen, z. B. Gletscher, bei abnehmender Höhe ihre Existenzmöglichkeit verlieren und andere Anlagerungen, z. B. Schutt, in immer reichlicheren Mengen weiter unten und außen sich anhäufen.

Der Gegensatz von Innen und Außen kommt besonders auch bei der Bestimmung der klimatischen und biogeographischen Höhengrenzen in Betracht. Man hat dabei also nicht bloß den Unterschied der Höhe, sondern auch den der Lage zu berücksichtigen. Seit der Auffindung der höheren Lage der Firngrenze an der Nordseite des Himalaya hat man sich daran gewöhnt, auch andere Faktoren als die Höhe bei den Höhengrenzen in Betracht zu ziehen. Eduard Richter hat den Einfluß der Massenerhebung im Innern eines Gebirges, die die Höhengrenzen nach oben verschiebt, kennen gelehrt. Berge, die in großer Nähe des Meeres sich erheben, zeigen im mittelmeerischen Gebiet dagegen bei jedem Schneefall, wie die weiter außen liegenden Höhen schneefrei bleiben, während diese vorübergehende Schneelinie nach innen zu sinkt; das ist der Einfluß des erwärmten Meeres und des rascher abgekühlten Landes. In Norwegen macht sich derselbe Einfluß in einem nur scheinbar entgegengesetzten Sinne durch reichlicheren Schneefall, der auf größere Feuchtigkeit zurückführt, auf der Meeresseite geltend. So lesen wir Temperatur- und Niederschlagsschwankungen weiter Gebiete an den Schneelinien der Berge ab. Und wenn uns z. B. Penck in seinen »Studien über das Klima Spaniens in der jüngeren Tertiärperiode« Verschiebungen der Firngrenze in den Pyrenäen um vielleicht 1000 m seit der größten Vergletscherung dieses

Gebirges nachweist, wird uns ein Berg wie der Pic d'Anie, der heute Firnflecke trägt und früher Gletscher tief hinabsinken ließ, zu einem Thermometer, an dem wir das Fallen und Steigen der Temperaturen in Erdperioden ablesen.

Indem ich einen Berg in Höhengürtel zerlege und diese zeichne, erhalte ich ein System von konzentrischen, krummen, in sich zurücklaufenden Linien, welche um einen Punkt, den Gipfel des Berges, sich herumlegen. Dieser Punkt ist der innerste und zugleich der höchste des ganzen Systems, ebenso wie die niederste von jenen Gleichhöhelinien auch zugleich die äußerste ist. Es fallen also zwei Eigenschaften paarweise zusammen: hoch und innen, nieder und außen. Alles, was am Berge von oben nach unten strebt, wirkt auch zugleich von innen nach außen. Die inneren Höhengürtel umfassen kleinere Räume, die äußeren größere. Von oben und innen ausgehende Bewegungen verbreitern sich auf ihrem Wege nach unten und außen. Endlich hört die Bergnatur auf, sich geltend zu machen, und die Bewegungen kommen zur Ruhe. Schutthalden, von Muren, Gletschern, Lawinen gespeist, legen sich um den Fuß des Berges. Der Unterscheidung innerer und äußerer Gürtel wohnt also gerade wie der höherer und tieferer eine Beziehung zum Leben des Berges inne. Aus dieser Auffassung heraus kann man sich den Berg nicht als einen einzigen Körper, sondern nur als eine Zusammensetzung aus aufeinander wirkenden Massen vorstellen. Denken wir uns in diesem Sinne einen Berg von beträchtlicher Höhe durchschnitten, so unterscheiden wir durch besondere Farben seinen relativ starren Kern von den Auflagerungen, die in verschiedenem Maße mit ihm zusammenhängen: unten den Schutt in Halden angelagert und wie durch Flußadern mit den schuttliefernden Klüften und Karen im oberen Teile verbunden; oben den Firn und das Eis, die ihre eigenen [163] Schuttlager bilden; dann die organische Hülle aus lebenden Wesen, besonders Pflanzen und deren Zersetzungsprodukte, Humuserde, mit beiden in engem Zusammenhange endlich den Menschen und seine Werke. Die Mächtigkeit dieser Hülle nimmt in unserem Klima von unten nach oben ab; man hat unten Wälder mit Stämmen von 100 m Mächtigkeit, oben schrumpft das Leben auf 1 mm und zuletzt auf nichts ein. Die Wasserhülle, die immer fortfließende und immer sich erneuernde, muß man — wie eine jener Wasserglocken (nappes d'eau) in französischen Gärten — über den Berg gestülpt denken, und aus den Erscheinungen des Luftkreises wäre z. B. bei Bergen in der Passatregion der durchschnittlich in derselben Höhe an demselben Berge liegende Wolkenring zu zeichnen. Die Wärmeabstufungen würden wohl nur in der Abtönung der Lebensverbreitung zum Ausdrucke kommen, etwa so, wie sie Dr. Hupfer auf dem Durchschnitte zu seiner schönen Ätnakarte in den »Wissenschaftlichen Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig«, Bd. II, gezeichnet hat. Es würde von der Natur des gewählten Berges und von dem Maßstabe abhängen, wie weit Einzelheiten

darzustellen wären, z. B. der Zusammenhang der verschiedenen Formen des Wassers an den Hängen desselben Berges.

Eine solche Darstellung würde nicht bloß ein Querschnitt durch zusammenhängende Massen, sondern die Verdeutlichung der in einem Moment an dem Berge wirksamen Kräfte sein; sie würde einem idealen Querschnitte durch einen Mechanismus in Tätigkeit, oder wenn das Bild nicht zu kühn ist, durch einen Körper in vollem Leben zu vergleichen sein. Und sie würde zugleich der Eigenschaft des Berges gerecht werden, die wir vielleicht in diesen Betrachtungen etwas klarer ans Licht zu stellen vermocht haben: der Individualisierung großer Naturprozesse auf dem engen Raume einer Bodenerhebung.

---

[481]

Lombardische Landschaften.

Von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.**

Die Umschau. Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst, herausgegeben von Dr. J. H. Bechhold. II. Jahrg., Frankfurt a. M. (9. Juli) 1898, Nr. 28, S. 481–484.

[Abgesandt: 11. Juni 1898.]

Die Winterbilder des Reuß- und Tessintales haben etwas Märchenhaftes. Es sind Bilder in Grau, Blau und Weiß. Drüben die schwarzgrünen Edeltannen bringen noch einen dunklen Ton hinein, dessen auf dieser Seite, der südlichen, die dünnen, durchsichtigen Lärchenwälder nicht mächtig sind. Die riesigen Schneemassen, in die die Menschen ihre Straßen und die Bäche ihre Wege geschnitten haben, die Schneelast auf den tief heruntergedrückten Tannenästen, die träumende Verschneitheit der aus ihrer weißen Decke kaum herausschauenden Dörfer mit den wie Schafe um den Hirten um den Kirchturm gescharten zerstreuten Häusern, die gewaltigen Eiszapfen an den Felswänden: alles will uns der Wirklichkeit entrücken. Nur eins kommt mir dabei gewöhnlich, nein gemein vor, das ist das schmutzige Braun des Rauches der Lokomotive. In die blauen Schatten des Schnees paßt es nicht, wogegen dieses duftige Blau prächtig zu dem Tiefblau des klaren Winterhimmels stimmt.

Auch nach Bellinzona paßt der Winter nicht; aber heute ist das alte tessinische Städtchen mit seinen hohen Häusern und engen Straßen von ihm mit Macht überzogen. Man watet durch Schnee in die Stadt hinein, und das berühmte Schloß von Belenz schaut wie eine verschneite deutsche Burg herunter. Die Welschen hüllen sich in die Kapuzen ihrer kurzen Radmäntel, und die Frauen spannen urtümliche rote Regenschirme auf, die bei uns schon der Verein für Volkskunde oder ein Trachtenmuseum mit Eifer sich zu sichern suchen würden. Weder die Steinfließen ihrer Zimmer, noch die träg glimmenden Ölbaumklötze ihrer Kamine geben ihnen warm. Aber sie hält die Wärme ihres Empfindens von innen heraus warm. Ihre Lebhaftigkeit leidet nicht durch den Frost. Ihre politischen Diskussionen über die Parteigegensätze in dem kleinen Kanton Tessin vergrößern so leidenschaftlich die kleinen Konflikte, daß man bei dieser Karikatur des ohnehin schon karikierten Kantönligeistes den Eindruck gewinnt: sie werfen

Holz in den Kamin ihrer Leidenschaften, die nicht zu glühen aufhören. Wie kräftig wissen sie zu hassen. Echt südlich ist die Inschrift über einem Durchgang, was wir ein Durchhaus nennen würden: Nunc via aperta hostibus et amicis.[1]) Man kann das ganze Getriebe der Innenpolitik Italiens in diesem kleinen Tessin studieren. Es ist ein ganz unschweizerisches Wesen hier. Die Deutschschweizer und die französischen Schweizer, die uns jenseit der Alpen so verschieden vorkommen, hier unter den Italienern schmelzen sie fast in Eins zusammen. Und doch, wie viel Romanisches zeigt auch schon der Waadtländer neben dem nah benachbarten Berner!

Wir sind hier in 250 m Meereshöhe noch im Bannkreis der Alpen; aber die Landschaft zeigt zwei ganz fremde Züge: Der Wald fehlt, und fast jeder Baum ist verschnitten und verzwergt. In jenem Gürtel alter Moränen südlich von den oberitalienischen Seen, z. B. in der Gegend von Sesto Calende, dessen Formen so sehr an oberbayerische Gegenden südlich von München oder Passau erinnern, stünde bei uns der herrlichste Hochwald; besonders die Einschnitte sind wie dafür gemacht. Hier bedeckt braune Heide den Boden. Einzelne Moorflächen mit kleinen schlanken Birken wirken ganz nordisch. Die Waldlosigkeit ist der negative Grundzug der italienischen Landschaft, den die Geschichte mit Unterstützung der Natur, des Klimas geschaffen hat.

Der andere Zug ist das Künstlerische, das [482] bald willkürlich und mehr noch unwillkürlich sich den Werken der Menschen einpflanzt. Das Verfallene und das Geflickte wirken künstlerischer als das nach allen Regeln gerade, rechtwinklige und fleckenlose Neue. In dem regelrechten Nagelneuen ist etwas der organischen Natur unseres Auges und zugleich der Naturumgebung Widersprechendes. Der Verfall nähert die alte Marmorsäulenhalle jener Mannigfaltigkeit an, die die Natur in den Säulenhallen ihrer Wälder liebt. Das Leben besteht nicht bloß im Werden, sondern auch im Vergehen, und darum steht uns ein Ding ohne Spuren des Verfalles, seien es nur Abtönungen, die die Farben in der Luft erfahren, im Widerspruch zum Leben, stört dessen Harmonie. Das ist das Geheimnis des Reizes eines verfallenen, schmutzigen italienischen Städtchens, das die ganze Mannigfaltigkeit und das naive Selbstverständliche, Unbeabsichtigte der Natur hat. Die konzentrierte Wirkung, die wir in dem altersgrauen Gemäuer einer alten Burg empfinden, verteilt sich hier auf eine ganze Menge von Werken des Menschen. Die mit Steinbrocken gedeckten Dächer dieser südlichen Alpendörfer, die aussehen, als habe man mit der Schaufel Felsschutt darüber geworfen, sind ein Stück Natur; man vermutet kaum, daß Menschen es gemacht haben. In einer alten schwärzlichen Mauer sind einige Löcher mit roten Backsteinen zugesetzt, und eine Fenstereinfassung ist ausnahmsweise rosenrot bemalt. Dort sieht man Ultramarin und Schweinfurter Grün unvermittelt auf

[1]) ›Der Weg ist offen für Feinde und Freunde.‹

irgendeine Wand gesetzt. Der Farbenrest ist gerade da, man verwendet ihn, weil man Freude daran hat. Die Natur fragt ja auch nicht, ob die Rose gerade dahin paßt, wo sie aufblüht; sie wird eines Tages ihre Hecke schon schmücken. Man nennt die fensterlosen Hütten Höhlen, die, aus rohen Steinen aufgebaut, nur durch die stets offene Tür ihr Licht empfangen; ich finde, daß sie in diese felsige Voralpenlandschaft gerade so gut hineinpassen, wie die gebräunten Blockhütten der Hirten unter die Wetterfichten der Alpen. Sowie sie verlassen werden und verfallen, kann man sie kaum von altem Gemäuer unterscheiden, das von so manchem Hügel in dieser Gegend herabschaut. Dieses Leben erzeugt fortwährend Ruinen — bei uns ragen sie nur aus grauer Vergangenheit tot in das Leben herein.

Dabei sorgt die Natur, das Verfallende neu in das Leben hineinzuziehen und hineinzuflechten. Schon auf den Höhen über Bellinzona, jenseit der Gärten, die hier bis über die hohe Burg hinaufreichen, kündigt sich die eigenartige Vegetation der Mittelmeerländer an. Die Üppigkeit der braunen Blätterguirlanden, die zerrissen von den Felsen herabhängen und im Schnee liegen, zeigt, wie grün es hier noch vor einigen Wochen gewesen ist. Der steinige Boden nährt Sträucher mit harten Blättern, die immer noch grün, wenn auch grau- und bläulichgrün sind. Die Stechpalme, Gebüsch der Lebenseiche, Buchs, Efeu, grüner Ginster erinnern an die Macchie des Apennin und Siziliens. Aber daneben blühen Boten des nordischen Frühlings, wie Schlüsselblumen und Schneeglöckchen. Wir sind doch erst an der Grenze. Wichtig ist aber, daß in Felsspalten und Mauerritzen leichter die Pflanzen Wurzel schlagen und reicher ihr Grün hervorquellen lassen. Mauern und Felsen stehen eben darum nicht so unvermittelt in der Landschaft.

Die Flocken wirbeln, schwer vom Wasser, ein echter Frühlingsschnee, bis wir den Lago Maggiore grau und verdrossen unter seinem Regenschleier liegen sehen. Von hier an graue Regenlandschaft durch ganz Oberitalien. Der Schnee lag im Tessintal in einigen Klüften und Mulden, doch war sein Dasein mehr Zufall. In dieser hoch hinauf kultivierten, mit Ölbäumen, Feigenbäumen, Zypressen besetzten Landschaft ist er nur eine nordische Invasion. Er schmilzt unter dem ersten Sonnenstrahl dahin, so wie die Reste der nordischen Völkerinvasionen sich verloren, die dieselben Wege wie die Schneewolken nach Süden nahmen. Die Alpen sind eine Klimagrenze, und trotz aller Durchbrechungen der Völkergrenzen sind sie eine Völkerschranke geblieben. Wie in der Römerzeit sitzen hüben wie drüben die Räter; dort haben sie Deutsch und hier Italienisch sprechen lernen; hier sind sie in großer Zahl geblieben, während sie dort von Blonden zusammengedrängt sind. Aber sie sind im deutschen wie im welschen Gewand dieselben dunklen kräftigen Gestalten, mit scharfer Nase, kräftigen Kinnbacken, mehr kurzen als langen Gesichtern. Die Backenknochen mögen hervortreten: die Wangen werden nicht so hohl, die untere

Gesichtspartie schwindet nicht so in sich zusammen wie bei uns. Auch die Blonden, die man da und dort trifft, haben an der kräftigeren Entwickelung des Gesichtes und der Neigung zu untersetzten Gestalten teil. Ist es Mischung? Ist es die Luft? Die Wissenschaft steht in diesen Völkerumbildungen einem Rätsel gegenüber. Jedenfalls sagt uns aber der gesunde Menschenverstand mit aller Bestimmtheit, daß es nicht die Lebensweise sein kann; denn mit Polenta allein wird keine kräftige Rasse herangenährt. Und viel mehr als die haben die armen Leute auch hier nicht zu essen. Die Masse der Bevölkerung ist arm, weil zu viel Menschen auf dem [483] schmalen Boden sitzen, den eine alte Kultur ausgesogen und in unbilliger Weise verteilt hat. Nach freiem Land suchend, ist sie überall merkwürdig in die Höhe gewachsen. Es gibt hier eine und zwei Kulturstufen mehr als bei uns. Die Bewohner unserer Gebirge wohnen im Tal, wo der Wald in ihre Fenster schaut, und ihre Häuser bilden ein Dörfchen. Hier aber liegt zuerst eine Stadt im Tal, und eine zweite schaut vom Kamm des Gebirges herab, bedeckt einen ganzen Hügel oder ist auf dem Gipfel eines Berges zusammengedrängt. Der Wald, dem ursprünglich dieses Gebirge gehörte, ist fast ganz verdrängt. Vielfach hat auch schon am Südrand der Alpen die Ungesundheit der warmen, tiefen Lage die Menschen in die Höhe getrieben.

Die Tunnels sind für den modernen Reisenden die Abschnitte der Kapitel, in denen sich das Land vor ihm ausbreitet, und werden zu schwarzen Trennungsstrichen dann in der Reihe seiner Erinnerungen. Ein Tunnel führt von einer Seite eines Gebirges auf die andere, von einem Tal in ein Nachbartal, aus dem Gebirge in das weite Tiefland. So bezeichnet der Tunnel von Pombia den Eintritt in die lombardische Ebene: Ein Land für sich. Weder durch Natur noch Geschichte ganz italienisch und doch etwas ganz anderes als alles, was nördlich davon liegt. Es ist ein einheitliches Gebiet von Friaul bis zu den westlichsten Ausläufern des ligurischen Apennin. Ein Land der Maisfelder und Reissümpfe, der Reben, die von Maulbeer- zu Maulbeerbaum, von Ulme zu Ulme sich schlingen und nur auf seltenen Bodenschwellen sich zu »Weinbergen« zusammenfinden. Was von Bäumen da ist, hat nur so viel Krone, als zum Leben eben hinreicht. Die Maulbeeren gleichen unseren beschnittenen Weiden.

Ein dichtbevölkertes Land, mit großen Städten und zahllosen zerstreuten Siedelungen, Kampagnen, die inmitten der Felder des Besitzers und des Pächters liegen. Die Anlage ist immer dieselbe: in einer Ecke eines Quadrats das Kasino, mehr verfallenes Landhaus als Bauernhaus, weiß, gelb, rot mit grünen Fensterläden, die anderen Seiten von Mauern, Ställen und mit seitlich offenen, gemauerten Scheunen umgeben. Keine eigentlichen Dörfer: das Dorf ist gleich eine kleine Stadt. Die Glockentürme schauen schmal, viereckig weit ins Land hinein; einige tragen hohe, überschlanke Kuppeln, wie der von Novara. Mächtige Kloster- und Kirchenkomplexe, wie der von

Vercelli und die Certosa, künden uns an, daß wir dem Bannkreis Roms näher gekommen sind. Selbst kleinere Städte wie Pavia lassen die Umrisse von mächtigen Turm- und Schloßbauten erkennen, über die Kuppeln und Türme sich erheben, wie wir sie so groß und schön nicht in der engen, alten Stadt erwarten.

Wenn wir von Norden kommen, erscheint uns diese Landschaft italienisch; überschreiten wir aber von Süden her, vom Meer oder aus dem Apennin kommend, den Po, so liegt auf ihr etwas wie ein über die Alpen herübergeworfener Schatten von nordischer Natur. Wir finden, daß auch die Natur die bekannte politisch- und kriegsgeographische Auffassung Napoleons rechtfertigt, die als Italien nur das Land südlich vom Po gelten lassen wollte. Nicht so sehr, daß die Haine der Ölbäume, Orangen, Zitronen fehlen, so daß fast nur der Feigenbaum von den Charakterbäumen des Südens übrigbleibt, berührt uns bekannt; es ist vielmehr das vertraute frische Grün der Wiesen und Felder. Und diese grünen, durch das massenhafte Auftreten eines Hahnenfußes gelblichen Wiesen und Felder erstrecken sich einförmig in der tischartig flachen Ebene; Bäche und Kanäle ziehen durch sie hin, an deren Rändern die bekannten Gestalten der Taubnessel, des Günsels, der Brunnenkresse stehen. Wären in den von Dämmen umgebenen und überschwemmten Vierecken der Reisfelder die jungen Reispflanzen größer, so würde uns der blaue Hauch ihres Grün etwas fremdartig berühren; aber sie heben noch kaum die Spitzen ihrer Halme aus dem Sumpf. Auch die Maulbeerbäume, die in sehr regelmäßigen Reihen auf den Dämmen stehen, treiben erst ihr junges Grün hervor. Dagegen sind die Erlen und Espen schon belaubt, und die Weiden tragen duftende Kätzchen. Fichten und Lärchen, im eigentlichen Italien ganz seltene Gäste, sind in Gärten und Anlagen gepflanzt. Sie machen mit ihren dunkeln Silhouetten erst recht aufmerksam auf das Vorwalten gelblicher Töne in dem massenhaft frischen Grün der lombardischen Flachlandschaft. Das Apenninland und die Riviera haben weder so große, noch so entschieden grüne Vegetationsflächen: bei ihnen ist alles Grün durch Grau, Blau und Braun gemildert. Jedenfalls ist in diesem Lande der Süden mehr bei den Menschen und in den Gärten als draußen im Freien.

Die piemontesische Landschaft hat die Alpen und den Apennin näher als die lombardische, und in ihrem Herzen liegt das merkwürdige kleine Gebirgsland von Montferrat. Wem auf der Fahrt nach Turin dieses zur Linken mit seinen bis auf den Kamm hinaufsteigenden Städtchen und Klöstern auftaucht, der erblickt auch bald zur Rechten die Alpen, und zwar in ihrer größten Entwicklung. Unvergeßlich bleibt mir der erste [484] Blick auf den Mte. Rosa, der über langen silberweißen Wolkenstreifen seinen Schnee, die schwarzen Flecken und Linien seiner Felsen und die blauen Sockel seiner Vorberge zeigte. Viel bescheidener stellen sich die westlichsten Züge des Apennin dar, aber auch hier schon ganz Apennin: lange Rücken, an denen die

Waldlosigkeit keinen kräftigen Gebirgsbau zu enthüllen hat, vom Anbau und der Siedelung in Besitz genommen bis obenhin, wo magere Büsche auftauchen, die unseren Schälwäldern gleichen. In dieser Gestalt umsäumt das Hauptgebirge Italiens den Südrand des oberen Polandes, das bis an den Fuß der Berge von der lombardischen Kultur nicht etwa beleckt, nein bis auf den letzten verschnittenen Straßenbaum beherrscht ist. Bis auf den Kamm des ligurischen Apennin und bis in die Hochtäler der Seealpen herrscht die hochverschnittene Silberpappel, der vielästige Maulbeerbaum, das terrassenförmig die Höhe hinanstrebende Dörfchen aus grauen Steinhäusern, unter denen immer einige hellfarbige, rötliche herausleuchten werden. Prächtige Kirchen schauen mit schlanken Glockentürmen herab und von nicht wenigen Bergen graues Gemäuer alter Befestigungen. Es ist bezeichnend für die italienische Gebirgslandschaft, wie hoch die Werke der Menschen hinaufsteigen, wie eng sie sich mit Fels und Schlucht verschwistern und wie kaum eine hervorragende Welle des Bodens ohne Bauwerk ist.

Wir überschreiten die Seealpen auf der geraden Linie Turin—Bra—Savona. Wacholder, Föhren, endlich sogar Fichten grüßen uns von den langgezogenen, mehr apenninisch als alpin gestalteten Höhen, und goldgelbe Weiden neigen sich über die grauen Fluten des Tanaro. Indessen bleibt bei allen nordischen Anklängen noch immer genug immergrünes, d. h. grau- und braungrünes Buschwerk übrig, Eichen und Ginster, das sich an geschützten Stellen aufwärtszieht. Efeu umkleidet dicht die Strünke der ihrer Zweige beraubten Bäume. Indem wir in das Tal von Bormida einbiegen, sind wir bald wieder inmitten von Rebenterrassen und Ölbäumen. Wir haben die Alpen in einem niedrigen Ausläufer überschritten, der nur einen schmalen Streifen Gebirgsnatur in die Landschaft hineinzeichnet.

Je näher wir dem Meere kommen, desto reicher wird die Landschaft an Werken der Menschen. Jeder Streifen Erde ist angebaut. Nur Felsen und Wasser hindern, daß alles sich mit Häusern, Dörfern, Gärten, Straßen, Brücken und Äckern bedeckt. Durch das Silbergrün des Ölbaumgeästes leuchtet das blaue Meer. Am Rande des Meeres drängt sich das Leben noch einmal dichter zusammen. In Savona bewegt sich die Menge zwischen hohen, weißen und roten Häusern mit grünen Fensterläden. Hier begraben sie einen Toten, dessen Sarg Bruderschaften in schmutzigen Pilgermänteln und zahlreiche fröhlich und laut plaudernde Leidtragende folgen; dort spielt die Militärmusik fröhliche Weisen auf einem palmenumsäumten Platz, und in den Pausen erschallt der Ruf der Zeitungsverkäufer. Um die Musik und die Zeitungen drängen sich die Männer, wenige sorgfältig gekleidet, die meisten etwas vernachlässigt, wie man es dem geschäftseifrigen und sparsamen Ligurer nachsagt. In die Kirchen wallen die Frauen in Scharen; die meisten sind dunkel gekleidet, und viele haben den Schleier über den Kopf gezogen.

---

[198]

Nach Ajaccio.

Korsisches Tagebuchblatt.

Von **Friedrich Ratzel** (Leipzig).

Die Zeit. Herausgeber: Professor Dr. J. Singer, Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner. XVII. Band, Nr. 221. Wien (den 24. Dezember) 1898, S. 198—200.

[Abgesandt am 16. Dezember 1898.]

Nizza taucht hinunter, nicht ohne noch durch den Widerschein seines elektrischen Lichtes unseren Blick zu fesseln. Bis auf das weite Meer hinaus möchte diese eitle Schöne bestrickend wirken. Der müßte aber ein schaler Geselle sein, dem nicht nach einigen Tagen schon das lärmende Treiben der Vergnügungssüchtigsten der ganzen Welt, die sich hier Stelldichein geben, zuviel würde. Schön ist die Bogenlinie der Bucht von Nizza, noch schöner ihre im Westen aus einer niedrigeren und einer höheren Bergkette ungemein harmonisch gebildete Gebirgsumrandung, großartig ist der Gegensatz der jetzt (im März) noch nahen Schneeberge zum blauen Mittelmeer. Aber mit dem hat das wenig zu tun, was die Fremden anzieht. Nizza fesselt heutzutage hauptsächlich durch seine Gesellschaft und deren Vergnügungen. Nizza ist im Verhältnis zu seiner Volkszahl wohl die an Gasthäusern ersten Ranges reichste Stadt Europas. Baden-Baden tritt bescheiden dahinter zurück. Seine Läden sind glänzend wie die von Paris, seine Theater und Konzerte warten mit glänzenden Virtuosennamen auf, sein Karneval vereinigt Gäste aus allen Ländern; in seinen Blumenkorsos durch den Schmuck des Wagens sich auszuzeichnen, ist der Ehrgeiz eines bürgerlichen Gutsbesitzers aus der Leipziger Ebene so gut wie eines russischen Fürsten, wobei sie indessen beide von dem Blumengefährte einer »femme équivoque« ausgestochen werden könnten, deren Verehrern es noch weniger als jenen auf ein paar tausend Francs für Blumen und gärtnerischen Geschmack ankommt.

Das Land ist schon nur noch eine lange Reihe von kleinen Lichtpunkten, die im Westen von dem hellen Lichtfeuer von Antibes abge-

schlossen wird. Dunkle Zwischenräume bezeichnen die Vorgebirge, die die Buchten von Nizza, Villafranca, Beaulieu usw. trennen. Die kleinen Lichter werden immer trüber. Es ist, als stiege hinter uns das Meer und löschte sie endlich aus. Dafür leuchtet es immer heller aus der Furche, die unser Schiff in die stille Meeresfläche gräbt. Jede Welle funkelt von tausend gelblich glühenden Noktiluzeen, und alle Augenblicke wird ein weißbläulich leuchtender Ball heraufgewirbelt, eine Meduse, seltener erscheint ein bandförmiges Licht. Zwar entfacht dieses Meerleuchten Mitte März noch kein solches Feuer, wie man es in einer Sommernacht auf diesem Wege erblicken mag, wo alles glüht und funkelt; aber es bleibt, besonders unter einem so klaren Sternenhimmel, wie er sich heute über uns wölbt, ein rätselhaftes, fesselndes Schauspiel.

Der Dunst, der den Südwind begleitet, hat sich in der Nacht verteilt, die Sterne sind hervorgetreten und zeichnen lange Silberlinien auf das Meer, die sich unter dem Wellenschlag in Lichtketten auflösen. Im Westen bleibt bei herannahender Dämmerung der Jupiter glänzend über dem Horizont, während im Osten ein wunderbar fein geschnittenes Horn der Mondsichel auf einer dunklen Masse ruht, die wie eine drohende Wolkenbank am Horizont steht: das nahende Land. Nun gliedert sich dieses Land, indem die Luft lichtreicher wird. Was eine einzige Bergkette zu sein schien, etwa an den Apennin erinnernd durch wellige Umrisse, spaltet sich; eine dunklere höhere Hälfte tritt uns näher, während eine blaue entferntere unter dem safrangelben Horizont stehen bleibt. Eine weitere Teilung legt vor jenes Gebirg bräunliches Hügelland, und aus diesem wieder löst sich eine Kette von Eilanden. Es sind die Iles Sanguinaires vor dem Golf von Ajaccio; die größte von ihnen, deren Silhouette einem ruhenden Tiere gleicht, trägt das Leuchtfeuer, das seit einer Stunde mit fast gleicher Helle vor uns schwebt, eine andere einen verfallenen Turm aus der Genuesenzeit. In der blauen Kette dort im Osten regt es sich nun aber auch, ein heller Streifen tritt rötlich erglühend hervor: ein Firnfeld am Monte d'Oro, das den ersten Sonnengruß sendet. Wir erkennen noch die schroffen Formen des Monte Cinto, dessen Klippen unserm ersten Eindruck apenninisch weicher Umrisse widerstreben; dann sinkt das zuerst erschienene Land, der Norden der Insel, in Duft hinab, und die nahende Sonne färbt die Mitte und den Süden der Insel blau, das Ferne blaugrau, das Nähere tiefblau. Der Süden schiebt sich westlich vor, mit den ersten Sonnenstrahlen sind wir in der Bucht von Ajaccio, und die weiße Stadt schimmert so ruhig und rein über den glitzernden Meeresspiegel herüber, als ob sie nicht voll lauten Lebens sei. Wie manche Städte, die an runder Bucht vom nahen Gebirge umfaßt gelegen sind, erinnert sie an Neapel. Schon Mérimée hat das in seiner »Colomba« hervorgehoben. Man wird aber sofort des Eigentümlichen dieser Lage gewahr. Die Bucht ist weit, aber viel tiefer als breit; deutlich hebt sich in Wellenlinien das niedrige Gebirge an

der Nordseite empor, während an der Südseite hinter Hügeln höhere Berge erscheinen. Zwischen beiden aber türmt in der Ferne sich der Monte d'Oro auf. Die näheren Berge zeigen sich jetzt in ihrer wahren Farbe: einige gelblichgrau mit den dunklen Flecken (Macchie[1]) des Gesträuchs, andere graugrün, ganz in Macchia-Vegetation eingehüllt.

Es ist etwas ganz Eigenes um das Gefühl, mit dem wir das allmähliche Hervorsteigen des Landes aus dem Meere, diese Übereinanderstufung von Hügeln und Bergen betrachten, die sich ganz sachte bis zur Firnregion aufbaut, wo dann plötzlich kühnere Formen erscheinen, als sei bis dahin das Land auch in den Umrißformen dem Meere näher, verwandter geblieben. Nun ist es selbständig und tritt dem Meere gegenüber. Die Geologie zeigt uns ja in vielen Fällen die verhältnismäßig junge Bildung der küstennäheren Schichten im Meere. Aber es handelt sich hier nicht um ein geschichtliches, sondern um ein psychologisches Motiv. Wir gehören dem Lande, wir fühlen diese schöne Harmonie in dem streitlosen Hervorsteigen aus dem Meere als ein Stück von uns selbst, sowie wir den Kampf mitempfinden, wo der Brandung sich eine steile Felswand entgegenstellt. Es hat etwas doppelt Beruhigendes, wenn einem so großen Ding wie dem Meer gegenüber breit und ruhig der Boden liegt, auf dem wir stehen. Dazu kommt das ästhetisch Wohltuende der Entwickelung der in höchsten Gipfeln fast senkrechten Erhebungen aus den reinen Horizontalen des Meeresspiegels durch die Vermittelung der ersten flachen, dann immer kräftiger anschwellenden Wellenlinien des Hügellandes.

Schon beim Dahinfahren an der Küste traf dann und wann ein roter Schimmer unser Auge, und nun fällt uns der rötliche Ton der Inseln — trotz aller Blutgeschichten ist dies der Grund des Namens Iles Sanguinaires, der dem Namen der jetzt zum Hafen umgebauten Iles Rousses im Norden der Insel entspricht — auf. Das Meer liegt im Silbergrau seiner Morgenbeleuchtung, und nur der rote Granit leiht ihm einen rötlichen Schimmer. In dieser Zeit des Tages wird man sich vergebens den Kopf darüber zerbrechen, warum Homer von der purpurnen Salzflut gesprochen hat. Beobachten kann und muß dagegen jeder, daß mit dem tiefen Blau des Mittelmeeres die Purpurglut der Inseln und Klippen eng verbunden ist. Die beiden gehören nicht bloß im Bilde zusammen, so wie wir gewohnt sind, sie in den berühmten Beleuchtungen Capris, Ischias, des Monte Pellegrino zu sehen. Es gibt keine Insel und Klippe im Mittelmeer, die nicht purpurn erglühte, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne sie treffen, die zugleich dem Meere einen tiefen Indigoton verleihen. Man muß diese leuchtende Farbe in einem lichtarmen Rahmen sehen, zum Beispiel von Wolken umwogt. Ein Gebirgsland wie Korsika bietet genug Gelegenheiten dazu.

[[1] Vgl. den am 18. Dezember 1898 abgesandten, hier nicht mitaufgenommnen Aufsatz ›Macchia und Wald in Korsika‹, gedruckt in Nr. 1 und 3 des XLVIII. (99er) Jahrgangs der Zeitschrift ›Die Natur‹. Der Herausgeber.]

Das gehört ja zu dem Herrlichen dieser Vereinigung von Tirol und Sizilien, daß von jedem Berggipfel und von vielen Höhen der Gebirgskämme herab man aus dem ernsten Lande der Macchia und des Hochwaldes in die sonnige Küstengegend sieht. In jedem Ausblick von einem höheren Hügel leuchtet das Meer, fern oder nah. Es hat besonders an trüben Tagen etwas Tröstliches, daß die Wolkendecke nach Ost oder West hin sich lüftet oder daß man von dorther sogar das Sonnenlicht glänzen sieht. Dann liegen die von dorther angestrahlten Berge in einem purpurbräunlichen Licht, und die fernsten glühen durch eine halb durchsichtige rot angestrahlte Wolke wie beim Bergglühen. [199] Unser Schiff legt am Lande selbst an, es fehlt also das Gewimmel der den ankommenden Schiffen entgegenfahrenden und sie umschwärmenden Fahrzeuge. Die Bucht von Ajaccio ist ohnehin wenig belebt; das bißchen Verkehr verschwindet in den mächtigen Dimensionen des stillen Wasserbeckens. Auch in der Stadt regt sich in dieser frühen Sonntagsstunde noch nicht viel. Die Korsen sind im allgemeinen keine Frühaufsteher, selbst die Landleute schlafen lang. Wir haben Ruhe, das Äußere der Stadt zu mustern. Haben wir diese Stadt nicht schon gesehen? Vielleicht gar schon öfters? Dieses halbverfallene Kastell auf felsiger Höhe, daneben die Kirche mit zopfigem Giebel und schlankem durchbrochenen Glockenturm, beide weit über die Hafenbucht hinschauend, diese hohen, fensterreichen Häuser, die offenbar ihre Front einer Straße der inneren Stadt, uns aber die graue, vernachlässigte, unregelmäßige Rückseite zukehren, dieser zum Teil mit Kaimauern eingefaßte flache Strand, wo ans Land gezogene Fischerboote, mit Leinwand zugedeckte Warenhaufen, Fässerpyramiden und Kisten in buntem Durcheinander ruhen, von Zollsoldaten bewacht, die schläfrig auf und ab schreiten. Es ist das Bild von Hunderten von großen und kleinen Städten an mittelmeerischen Küsten. So blickt die Kirche in Marseille und in Genua, so das Kastell in Nizza oder Palermo auf das Gewühl des Hafens, dem nur ein Teil der Stadt zugekehrt ist, ein wenig geschmückter Geschäftsteil, während dahinter die breiten Straßen sich hinziehen, in denen der Reichtum der größeren Stadt sich entfaltet. Ebenso zeigen wieder ganz unbedeutende Orte diese Anlage, wie zum Beispiel das zum Dörfchen herabgesunkene Sagona, das westlich von Ajaccio an einer wunderschönen Bucht liegt. Auch hier von erhöhter Stelle aufs Meer hinausblickend, das gefährliche Werk der Fischer und Schiffer schützend und segnend, die Strandkirche, ihr zu Füßen die ans Land gezogenen Boote, die Netze, die Waren, dahinter einige kurze Häuserreihen, künftigen Straßen ihre Fronten zuwendend.

Auch das wiederholt sich oft, daß eine breite kurze Straße vom Hafen in die Stadt führt, die Straße der Dampferbureaus, Schiffsmakler u. dgl., deren klassisches Beispiel Marseilles vielgerühmte Cannebière ist. Nicht überall ist sie von so schönen Palmen umgeben wie hier in Ajaccio und noch seltener so imposant geschmückt wie diese Avenue du Premier Consul mit dem Brunnendenkmal Napoléons. Da

Ajaccio auf einer Landzunge erbaut ist, gewinnt man schon von der Place Bonaparte, in die diese Avenue mündet, einen neuen Blick auf den dem Hafen entgegengesetzten Meeresteil, auf dem nach Süden zu ein zweites großes Denkmal, Napoléon mit seinen vier Brüdern in römischen Gewändern, hinausschaut. Nach Westen zieht von diesem großen Platze der Cours Grandval hinaus, dessen Häuser nach Süden schauen, die eigentliche Fremdenkolonie Ajaccios. Hier liegen die neuen Gasthäuser und Pensionen und einige wenige Villen zwischen Meer und Gebirg. Die schützenden Höhen steigen im Norden unmittelbar hinter ihnen auf, reich mit Ölbäumen und Lebenseichen bepflanzt. Für Licht und Wärme suchende Kranke ist diese Lage wie gemacht. Wie aber Gesunde Wochen in diesen Gasthäusern verleben können, in denen sie immer nur Deutsche und Engländer sehen und hören, von dem Leben und Treiben der Korsen und der Franzosen ganz abgeschieden, eine germanische Insel von ungeheurer Langweile bildend, begreife ich nicht. Der Unterschied dessen, was man Komfort nennt, ist zwischen dem trefflichen ersten französischen Gasthaus Ajaccios, dem Hôtel de France, und den neuen deutschen und schweizerischen Gasthäusern des Fremdenquartiers nicht groß genug, um den Nachteil aufzuwiegen, daß in diesen der Fremde der lehrreichen und interessanten Berührung mit den Einheimischen entbehrt. Ich sehe davon ab, daß die französisch-korsischen Gasthäuser billiger und in Speisen und Getränken vielfach besser sind als die fremden. Wer hinreichend Französisch oder Italienisch spricht und nicht gesundheitlich auf durchwärmte Gänge und Treppen u. dgl. angewiesen ist, der hat keine Veranlassung, 5 bis 8 Francs täglich mehr für das Vergnügen zu zahlen, von deutschen oder schweizerischen Kellnern und Stubenmädchen umgeben zu sein und mit einer deutschen und englischen Gesellschaft zu Tisch zu sitzen, die in lächerlicher Unwissenheit von Land und Volk lebt und deren Umgangsformen in unserer vielreisenden Zeit oft tief unter dem liegen, was wir zu Hause von unserer täglichen Umgebung gewohnt sind.

Die späten Nachmittagsstunden sehen das Leben einer korsischen Stadt in voller Entfaltung. Die Blüte dieses Lebens öffnet sich zwar früh mit Geräusch, aber sie bleibt doch halbgeschlossen bis zu der Stunde, die dem in der Regel um 6 Uhr eingenommenen Diner vorangeht. Da drängt es sich in der Hauptstraße kleinerer Orte, geschweige denn im Cours Napoléon zu Ajaccio oder in dem Boulevard Paoli zu Bastia. Was nicht an das Haus gebunden ist, ergießt sich auf die Straße: Mann, Kind und Hund. Und diese drei bevölkern vor allem die öffentlichen Plätze. Die Männer wandeln in Gruppen unter den Platanen auf und ab und begleiten lebhafte Reden mit lebhaften Gebärden. Zeitungen, die gelesen und vorgelesen werden und aus jeder Rocktasche schauen, zeigen an, daß es sich zumeist um Politik handelt. Ein Teil dieser Discutants bevorzugt die eine Seite des Platzes, ein anderer die andere; man erkennt daran die Parteigruppierungen. In diesen Tagen hat sich eine sozialistische Gruppe konstituiert, und nun

sind alle vier Seiten des großen Platzes von vier Parteien eingenommen. Da wäre das Wort von dem Herauskristallisieren der öffentlichen Meinung wohl anzuwenden. In der Mitte treiben die Kinder ihre Spiele, auch diese unter gewaltigem Geschrei. Wie überall auf der Welt, wollen sie die Erwachsenen nachahmen, und so rennen sie denn zum Schrecken der bedächtigeren Wanderer von einem Ende bis zum anderen; an einem Baume haben die kleinen Humoristen in Nachahmung des großen Plakats: Grandes Courses d'Ajaccio le 17 Avril 1898, einen Zettel angeheftet: Grandes courses des enfants. Prix de la ville d'Ajaccio Un Sou. Die bei den niederen Klassen beliebten Spiele »Kopf und Schrift« und ein bocciaähnliches Auswerfen von Münzen werden bezeichnenderweise nicht auf dem Hauptplatz, sondern am Hafen gespielt. Diese Scheidung ist echt korsisch: hier Aristokratie und Politik, dort die Masse, besonders auch die Italiener, bei Arbeit und Spiel. Endlich ist der Hunde nicht zu vergessen, die an allen Enden ihr Wesen treiben, aber den Hauptplatz offenbar zu ihrem Spielplatz erkoren haben. Sie sind frühmorgens die ersten hier und spätabends die letzten, und bis tief in die Nacht stören sie mit lauten Balgereien die Nachtruhe. Der Korse ist aber unendlich duldsam, und ein gebissener Hund wird fast mehr als ein verwundeter Mensch bedauert. Frauen und Mädchen sieht man selten auf dem Platze, außer an den Tagen, wo die Musik spielt; zeigen sich welche, so werden es vermutlich nicht Korsinnen sein, die man gesenkten Blicks von und zu der Kirche durch die Menge schreiten sieht, sondern Französinnen und andere Fremde.

Läßt man diese Hunderte von Männern in allen Altern an sich vorbeiziehen, so ist man erstaunt über die Fülle von Charakterköpfen, aber auch über den Ernst und die Würde, die sie bewahren. Das vergnügte, runde Gesicht des Südfranzosen, sein explosives Lachen kommen hier selten vor. Diese Miene hat nichts mit dem zu tun, was eben besprochen wird; denn wenn wir eine von ihren Zeitungen zur Hand nehmen, so erstaunt sie uns durch das Unbedeutende des Inhaltes, den vorwiegend persönlichen Charakter der Politik, die darin gemacht wird, die den leichtfertigen Ton des Boulevardiers karikierende Schreibweise. Nein, dieser Ernst gehört zur Natur des Korsen, und er erklärt viel von der Eigenart des Volkes. So waren sicherlich die alten Römer, ehe die Weltherrschaft sie zu einer Mischrasse gemacht hatte. Genau so wie hier die Politiker düster und wichtigtuend einherschreiten, den Blick mit Vorliebe zu Boden gerichtet, so reitet der Bauer ernst auf seinem Esel oder Maultier den Bergen zu, und selbst der Hirte wandert so hinter seiner Herde her. Erhebt einer die Stimme zum Gesang, um sich die Einsamkeit zu vertreiben, so ertönen melancholische Weisen mit eigentümlich abgerissenem Schluß. Diesen ernsten Eindruck verstärkt die ganz allgemeine Vorliebe für dunkle Kleider. Fast jede Frau trägt sich schwarz vom Kopf bis zu den Füßen; die Landleute tragen entweder den braunen Samt wie in Italien oder

den tiefbraunen Loden. Die Herren in der Stadt tragen sich ebenfalls schwarz oder braun und machen nur mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion eine Ausnahme. Wer dieses hat, trägt es an jedem Kleid, auch am durchlöcherten. Auf der Hauptstraße, die von zierlichen Orangenbäumen umstanden ist, sieht man vorsintflutliche Stellwagen ankommen, die von Mengen Neugieriger erwartet werden. Schwer, wie die Wege es verlangen, breit, um im Innenraume 6, im Vorderteile 3 und in verschiedenen Aufsätzen noch weitere 5 bis 6 Personen zu bergen, der Kutschersitz dreisitzig und mit einem weit vorspringenden Schutzdach versehen, so rollen sie mit dumpfem Gepolter und unter Peitschenklang daher. Vor ihnen stiebt eine von den Ziegenherden auseinander, die zu dieser Stunde in die Stadt getrieben und vor den Häusern gemolken werden.

Der Ziegenhirt ist auch hier unter den Malerischen der Malerischste in seinem schwarzbraunen Radmantel aus grobem Loden mit Kapuze, auf dem buschigen Kopfe eine Art Fes mit bunter Quaste und Querstreifen. Wenn die korsische Physiognomie in allen Ständen häufig einen lauernden Ausdruck zeigt, der an die Jagd, an das Leben im Buschwald, vielleicht auch an den Argwohn gegen Anschläge der Feinde erinnert, so ist dieser Zug bei den Hirten am deutlichsten ausgeprägt. Natürlich, sie kämpfen ja unaufhörlich mit der Tücke ihrer braunen, lang behaarten Schutzbefohlenen. In diesem Straßenbild dürfen auch die Zeitungsverkäufer nicht fehlen: der Ruf, mit dem sie das einzige in korsischer Sprache erscheinende Wochenblatt ausrufen: A Tramuntana, fresca e sana, klingt ganz gut. Alte Weiber, den flachen schwarzen Strohhut mit einem Band über die Ohren herabgebunden, rufen: »Calda, calda!«, das heißt heiße Kastanien, aus. Fischer, die einen besonders reichen Fang gemacht haben, singen schwerverständliche Namen von Fischen. Den breiten Steinbrunnen am Platze umlagern Mädchen und Frauen mit schöngeformten Urnenkrügen, die sie auf den Köpfen tragen, liegend die leeren, aufrecht mit großer Kunst die gefüllten, und dazu nicht selten noch einen zweiten auf erhobener, aufwärts gewandter Handfläche.

[200] Wenn abends das Geräusch der Wagen verstummt ist, die Kinder und Hunde den Platz geräumt und die Verkäufer sich in ihre höhlenartigen Gewölbe in den Erdgeschossen der hohen Häuser zurückgezogen haben, trägt die Abendluft ganz andere Töne zu den offenen Fenstern herein als daheim. Der Ton ferner Stimmen erfüllt die Luft, als sei eine Volksversammlung in den heftigsten Debatten begriffen, gelegentlich ein Schrei dazwischen, es braust immer fort wie die Brandung; das sind die abendlichen Gespräche vor den Türen der Häuser und um die mit lächerlich kleinen »Bocks« besetzten Marmortischchen auf dem Pflaster vor den Kaffeehäusern. Dann und wann fällt eine Singstimme ein oder ein Chor mit litaneiartigem, melancholischem Gesange. Es verkündet sich ein Leben, das sich äußern muß, um Leben zu sein.

[273] Das Leben eines Schwarzwälder Hausierers.[1]

Der Kynast. Ostdeutsche Monatsschrift für Volkstum und Kunst, herausgegeben von Ernst Wachler. Erster Jahrgang. Heft 5. Oppeln (Februar) 1899.

[Abgesandt am 16. Dez. 1898.]

Was Hansjakob zum Volksschriftsteller macht, das ist seine Gabe, mit dem Volk zu denken und zu fühlen. Viele gehen aus dem Volk hervor, wenige bleiben in so innigem Zusammenhang mit ihm, daß ihr Herzschlag eins ist mit dem seinen. Manche schreiben für das Volk und wissen wenig davon, manche kennen das Volk und schreiben darüber für die Gebildeten. Hansjakob schreibt selbstverständlich für beide; denn das Volk findet in seiner Schrift seine eigenen Gestalten und Gedanken wieder ohne Aufputz und Verzerrung, und die anderen weht aus ihnen die Luft des Dorfes, des Ackers, der Landstraße und des Waldes so echt an, daß sie sich mitten in den Schwarzwald hineinversetzt fühlen. So wenig aber der Kinzigtäler Bauer und Kleinbürger immer nur die reine Luft der Berge atmet, sondern in niedrigen Gemächern hart arbeitet und in rauchigen Wirtsstuben schreit und schilt, so wenig bekommen wir bei Hansjakob nur »Dorfgeschichten« zu hören. Darin liegt gerade seine Originalität, daß er, wenn auch Stadtpfarrer, selbst ein Bauer ist, der leidenschaftlich gegen alles ankämpft, was dem kleinen Mann des Dorfes und der Kleinstadt weh tut. Er mag sich eine noch so schöne Geschichte ausgedacht haben, wenn er z. B. auf die Bureaukratie zu reden kommt, verläßt ihn alle Sammlung, und er nimmt den Faden erst wieder auf, nachdem er sich gehörig ausgesprochen hat. Es ist ein merkwürdiger Kontrast zwischen dem tiefen Gemüt, das die feinsten Töne für die Schilderung alter Weiber und hart arbeitender Kinder, geiziger Bauern, unternehmender Landkrämer oder treuer Hausknechte findet, und der politischen oder sozialpolitischen Entrüstung, die dazwischen in derben Worten sich Luft macht. Ein norddeutscher Kritiker hat ihn deswegen einen Hetzkaplan genannt. Nichts ist falscher als das. Hansjakob gehört keiner Partei an; seine

[1]) Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin von H. Hansjakob, illustriert von W. Hasemann, Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. 1898.

Neigung zum Politisieren steckt im Blut, und was er sagt, das ist tief empfunden.

In dem vorliegenden Büchlein mag manches hinzugedichtet sein, im Kern ist es ein treues Bild aus dem Schwarzwälder Volksleben. Die Einkleidung gefällt vielleicht manchem besser als mir: Eine alte Hausiererkiste, die der Großvater über Berg und Tal getragen, erzählt dem Enkel ihr Leben vom Fallbach zu Triberg an, wo die Tanne stand, aus deren Brettern sie gezimmert ward, bis zur ehrenvollen Ruhezeit, die ihr im Pfarrhaus zu Freiburg beschieden ist. Ein Jahrhundert zieht an uns vorüber, gesehen wie durch das kleine Fensterchen eines alten Schwarzwälder Bauernhauses, eng umrahmt, einförmig im Grund, mannigfaltig nur, soweit das Auge in wechselnden Stimmungen das kleine Stückchen Welt bald heiter und bald trüb wiederspiegelt. Im Grund sind es aneinandergereihete Bilder, die der durch harte Arbeit in Krieg und Not aufwärtsführende Lebensweg des Hausierers Xaveri verbindet. Das Hausieren, dieses echt schwarzwälderische Gewerbe, wird uns mit allen seinen Lasten und Freuden beschrieben. Wir sehen [274] die jungen Burschen als Uhrenknechte hinausziehen, einen Pack Uhren auf dem Rücken, je eine unter dem Arm, und ihre Wege machen, bis sie als Uhrenhändler zurückkehren, die in irgend einer fernen Stadt eine Niederlage errichten, von wo aus sie dann selbst mit ihrem Knecht das Land durchziehen. Wir vernehmen von den Glasträgern, die man von den Ländern, die sie mit Vorliebe aufsuchten, Elsißträger und Schweizerträger nannte. Die verarmte Witwe zieht einen Karren mit Obst, Zwiebeln und Sämereien, so wie sie als Mädchen mit Pfeifen und Spulen hausiert hatte. Ihr Sohn wandert mit der Kiste, die mit Waren auf Kredit gefüllt ist, und ohne einen Heller Geld in die Welt hinaus. Seine Faden und seine Knöpfe, seine eisernen Löffel, Erzeugnis der einst berühmten Triberger Löffelschmiede, seine Kämme, Wachsstöcke, Heiligenbilder usw. setzte er ab und neue Sendungen immer rascher nacheinander. Auf seinem ersten Ausmarsch begegnet er einem alten Welschland-Hausierer, der ihm bewährte Regeln für das Auftreten eines rechten Hausierers gibt: Er darf kein »verschrockener«, aber auch kein frecher Mann sein, er muß ein höflicher, aber kein kriechender sein. Er muß seine Sachen bescheiden antragen, sich den Leuten nicht aufdrängen und stets bedenken, daß in den meisten Häusern die Weiber das Regiment führen und deshalb diesen ein wenig schmeicheln. Er darf nicht ungehalten werden, wenn er nichts verkauft, und muß in diesen Fällen stets von dannen gehen mit den Worten: »Behüt euch Gott! Bleibt gesund zusammen, bis ich wieder komm. Vielleicht kauft ihr mir dann was ab.« Wo der Hausierer auf einsamen Gehöften übernachtet um Gotteswillen, da muß er etwas zu erzählen wissen, wenn der Abend kommt und die Leute um den Tisch oder auf der Ofenbank sitzen. Dem jungen Hausierer gelingt es. Er geht mit der Zeit vorwärts. Wie Rauchen und Schnupfen um sich greifen, legt er seinen Waren »Tabakspäckle«, Pfeifen und Schnupf-

tabaksdosen zu, Kalender fügt er bei, da diese in Aufnahme kommen, an Feiertagen schlägt er einen Krämerstand bei der Wallfahrtskapelle zu Triberg auf; dann steigt er vom armen hohen Schwarzwald ins reiche Kinzigtal hinab, er hilft in seiner Weise das Aufkommen der Strohflechterei fördern, die der Obervogt Huber, dankbaren Andenkens, eingeführt hat. Wie er, der geweckte Alemanne, seine Tätigkeit in das Gedeihen und den Niedergang, in den Wandel des Geschmackes, in die sozialen und politischen Änderungen hineinwebt, ist fast wunderbar zu sehen und doch so einleuchtend und lebenstreu. Der wiedergekehrte Friede brachte große Wandlungen in den entlegenen Schwarzwaldtälern hervor. Es zeigten sich die ersten Zeichen eines regeren Verkehrs, der langsam weitere Kreise zog. Unser alter Hausierer läßt sich in Haslach nieder, tritt mit Mannheimer Kaufhäusern in Verbindung und versieht die in Gebirgsdörfern entstehenden Anfänge von Kramläden mit den ihm wohlbekannten nötigsten Waren. Er ist der Kalenderlieferant für sein Gebiet; aber schon bezieht er eine Mannheimer Zeitung, das Badische Magazin, von dessen tiefem politischen Schlummer mitten in den Stürmen von 1812 bis 1815 eine ergötzliche Schilderung entworfen wird. Aber noch ist der alte Hausierer der einzige Empfänger des kleinen Wochenblättchens, dessen Inhalt er abends auf der langen Bank vor dem Hause den Nachbarn erzählt. Noch kümmert sich kein Handwerker und kein Bauer um das, was 30 Jahre später ein solches Kinzigtalstädtchen wie Haslach zu unterst kehren sollte. Auch der Xaveri selbst ist mehr mit dem Gedeihen des großen Gartens beschäftigt, den er draußen vor dem Städtlein gekauft hat, als mit der Verfassung des jungen Pflänzchens, das die Herren in Karlsruhe damals gerade [275] gesetzt hatten. So lebte er die stillen zwei Jahrzehnte nach dem Ende des großen Krieges als einer von den Vielen, die nach fünfundzwanzig Jahren voll Krieg und Kriegsfurcht nichts als Ruhe wollten. Als nach dem heißen Sommer von 1834 sich jedermann des gesegneten Herbstes freute, legte sich der Wälder-Xaveri zur ewigen Ruhe. Als Leichenwächter fungierten sein Schwager, der Fuhrmann Xaver Wölfle, und der Fuhrmann Krämer, nach seinem Wohnsitz am Stadtbach der Bachsepp genannt. Beide hatten dem Toten stets Waren geholt und verführt, aber beide saßen tränenlos, wie es wetterharten Fuhrleuten gegeziemt, in der unteren Stube und rauchten und tranken. Von Zeit zu Zeit nahm einer ein Licht und ging hinauf zu dem Toten. Dann rauchten und tranken und redeten sie weiter miteinander. Sie lobten den Hingeschiedenen und seine Werke und bedauerten, daß er so frühe habe sterben müssen. »Er hat zu viel geschafft und zu wenig Schoppen getrunken«, meinte der Bachsepp, der von Hasle nach Konstanz fuhr. »Ich wär schon lang nimmer da bei dem Leben auf der Landstraß in Wetter und Wind, wenn ich nicht bei jedem Wirtshaus einen Schoppen nähme«. Und Beifall gab ihm der Wölfle. Über Tod und Vergänglichkeit redeten sie nichts und auch nicht von ihrem eigenen Sterben. —

Es steht in diesen Erinnerungen ein älteres Geschlecht vor uns auf, das ein einfacheres, mühseligeres Geschlecht gewesen ist. Hansjakob vermag es kraft eines wunderbar plastischen Erinnerungsvermögens mit einer solchen Menge von Einzelzügen auszustatten, daß es vor uns lebt; und er, der Haslacher Kleinbürgersohn, durchblickt die Seele dieser Leute aus der Wende des Jahrhunderts so scharf, daß er uns auch in glaubhafter Weise zu berichten vermag, wofür sie zu leben geglaubt haben. Daß er, der herzenskundige Geistliche, freilich noch viel tiefer sieht und über die Nichtigkeit dieses und alles menschlichen Lebens und Treibens sich nicht täuscht, das trägt wie ein tiefer, dunkler Hintergrund zu der Wirkung seiner bunten und lebendigen Zeichnung einfacher Zustände und Gemüter bei.

Leipzig. Fr. Ratzel.

---

[353]

Aleria.

Historische Landschaft.

Von **Friedrich Ratzel.**

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, (20. Juli) 1899. Nr. 83, S. 353—355.

[Abgesandt am 21. März 1899.]

Als ich italienischen Freunden gegenüber den Wunsch aussprach, Aleria zu besuchen, die alte phokäische Gründung an Korsikas Ostküste, die wichtigste der römischen Niederlassungen an den Gestaden der rauhen Insel, die Austernlieferantin Roms, wußten mir auch die sachkundigsten nichts anderes zu eröffnen als die Aussicht, daß dort nicht viel zu sehen und zu suchen sei. »Sie wissen, was Korsika den Alten gewesen ist: eine unbedeutende Insel, deren Boden sie für unergiebig hielten, bewohnt von wenigen Hirten mit barbarischen Sitten und von so abstoßendem Charakter, daß man sie selbst als Sklaven nicht brauchen konnte. Aleria war eine kleine Oase in diesem für die Alten kulturlich wüsten Gebiet, daneben war, mehr gegen Bastia zu, Mariana [1] ein Platz, wo gelegentlich die misenische Flotte lag; das scheint eine einzige Inschrift zu beweisen. Sie werden also nicht viel erwarten dürfen. Denn auch landschaftlich steht die flachere Ostküste Korsikas weit hinter der buchtenreichen, felsigen Westküste zurück.« Einige Franzosen und Korsen in Bastia, die ich durch einen Pariser Empfehlungsbrief kennen lernte, und die mich mit großer Liebenswürdigkeit mit neuen Empfehlungen für den Süden Korsikas ausrüsteten, hatten die gleiche Ansicht. Sie betonten außerdem noch die Ungesundheit der flachen Ostküste, wo die Malaria die Einwohner zwingt, im Hochsommer sich nach den nahen Gebirgsorten zurückzuziehen. Zwar ist im März die Malaria nicht zu fürchten; aber man

[1 Vgl. den im September 1898 abgesandten, hier nicht mitaufgenommnen Aufsatz ›Mariana (Corsische Landschaft)‹, gedruckt in der ‚Gegenwart‘ LV (1899), S. 9—11. Der Herausgeber.]

findet an der Küste nur wenige schlechte, kleine Wohnplätze, kein einziges menschenwürdiges Gasthaus. Alles, was Bestand hat, liegt 200 bis 300 m über dem Meer. Nur wenige Mittelpunkte der Kanalisierungs- und Austrocknungsarbeiten machen eine Ausnahme, weil dort dann und wann Beamte verkehren, für die Unterkunftsräume geschaffen sind. Als ich mit einer geistigen Größe Bastias dem Vorstande der Administrations des Ponts et Chaussées, die diese Arbeiten leiten, einen Besuch abstattete, bei dem die Frage nach Aleria wieder aufgeworfen wurde, wollte mein korsischer Begleiter dem französischen Beamten die alte Bedeutung des Ortes klar machen und hob hervor, daß wohl auch nach diesem Orte Rom politische Verbannte geschickt habe, wie Korsika überhaupt manchen Verbannten aufgenommen habe. Gerade wie heute, antwortete ihm der Franzose, nur mit dem Unterschiede, daß man heute die Beamten nach Korsika verbannt, die nichts verbrochen haben. Ich muß beifügen, daß man einen Franzosen, der gern in Korsika wäre, auf der ganzen Insel kaum antreffen wird. Der Fremde, der mit Franzosen und Korsen verkehrt, hört von der einen Seite die Verurteilung: »C'est un pays perdu« und von der anderen die Klage: »Notre île est oubliée.« Der Franzose hält die Korsen für den Fluch Korsikas, der Korse bekennt mit italienischer Naivität: Wir lieben Frankreich, aber die Franzosen lieben uns nicht. Für den Fremden, der sich um irgendeine Seite der Natur oder Geschichte Korsikas näher kümmert, hat das die bedauerliche Folge, daß er zwar bei den Behörden französisch-liebenswürdiges Entgegenkommen, aber häufig kein tieferes Interesse für das ihnen anvertraute Land findet, während dem Korsen, der sein Land leidenschaftlich liebt, entweder die Bildung oder die zur Erforschung nötigen Mittel oder Hilfsmittel fehlen. Daher der Mangel eines Museums, worin Altertümerfunde, einschließlich der gar nicht unbedeutenden vorgeschichtlichen Funde, niedergelegt würden; daher auch die ungenügende Ausstattung der Bibliotheken, die weder in Ajaccio noch in Bastia eine besondere korsische Abteilung haben oder auch nur eine entfernte Vollständigkeit in dieser Beziehung aufweisen.

Die gut gebaute, aber langsame Departemental-Eisenbahn führt uns von Bastia südwärts durch eine grüne, lachende Landschaft. Dieses Hügel- und Flachland zwischen den Gebirgen des Innern und der Ostküste ist der Garten von Korsika. Zwar ist auch dieser Garten noch weit entfernt, vollständig angebaut zu sein. Von den Gebirgen zieht die immergrüne, holzige Buschvegetation der Macchia[1] (Maqui der Franzosen) in ihn hinein, und am Meere breiten sich die frisch und grün aus dem schneereichen Gebirge herabrauschenden Flüsse zu Sümpfen aus. Aber fruchtbar ist das Land überall. Von der Küste herkommend, betritt man hinter einem schmalen Dünenstreifen ausgedehnte Weinpflanzungen, von denen immer noch mehr angelegt werden.

[[1] Vgl. oben, S. 187, Anm. D. H.]

Die Flucht der Weinbauer ans Meer hat dem Küstenstrich wieder einen Teil der Kultur gebracht, die es im Altertum besessen haben muß. Die den Weinbergen in höheren Lagen verderbliche Phylloxera scheut den Sand, die Salzluft, die Seebrisen oder irgendetwas anderes Undefinierbares am Rande des Meeres. Nachdem sie im Innern des Landes große Verwüstungen angerichtet hatte, blieb sie hier stehen. Hier erholt sich nun der korsische Weinbau von seinem Verluste, allerdings doch auch nur mit der Hilfe der italienischen Arbeiter, die im Herbste zu Tausenden aus der gegenüberliegenden Landschaft einwandern. Nicht bloß ihr Geschick in Erdarbeiten, Kanalbauten u. dgl. macht sie zu gesuchten Arbeitern, sondern daß sie überhaupt stetig arbeiten. Langsam folgt der Korse ihrem Beispiel, indem auch er sich zur Lohnarbeit bequemte; aber zu keiner anderen Arbeit als der auf dem Acker oder im Weinbau läßt er sich herbei. Das andere überläßt er dem »Lucchesen«, der eben deshalb verachtet ist, weil er sich zu jeglicher Arbeit bequemt. Es ist Mitte März, der Frühling in vollem Saft und Trieb. In der immergrünen Macchia, die man eine mächtige Heide mit ihren weit über Mannshöhe emporstrebenden holzigen, blatt- und blütenreichen Strauchbäumen nennen könnte, flimmert das Sonnenlicht auf den glänzenden Blättern des Erdbeerstrauches, der Myrte, des Lentiscus, und weite Strecken sind weiß von den kleinen Blüten der baumartigen Heide, die zu vielen Tausenden um die hervorragendsten Zweige dichtgedrängt sitzen. Am Saum dieser Buschheiden leuchten die himmelblauen Blüten eines Salbei und die dunkelvioletten Ähren eines Thymian. Schon durchdringt die Luft ein Hauch von dem harzig-würzigen Geruch, der im Sommer schwer und auf die Dauer nicht angenehm über diesen Gebüschen liegt. Wie Lichtungen sehen die lichtgrünen Flächen aus, wo die harzreiche Cistusrose dichte Bestände bildet, eine von den wenigen Macchiapflanzen, die sich im Frühling neu begrünen. Einige Cistusbüsche tragen schon ihre großen weißen Blüten, die an weiße Heckenrosen erinnern. An den Rainen blüht eine blaurote Anemone, ein goldgelber Ranunkel, die vergrößerte Ausgabe unserer Ficaria, ein milchweißer Lauch, der unser Schneeglöckchen vertritt, und auf grasigen Flächen steht, dicht, wie wenn Schneereste dalägen, unser Maßliebchen. Neben Häusern und Hütten ergießt die Trauerweide ihr frisches Grün in Strömen über rauchgeschwärzte Dächer und frisch umgegrabene Erde, und noch haben nicht alle rosenroten und weißen Mandeln und Pfirsiche zu blühen aufgehört. Wohl verdient dieses Land ein Garten genannt zu werden; aber wie schwach angebaut er ist, das zeigt eben sein Zustand im Frühling. Denn nun leuchtet das frische Grün der Saatfelder weithin, und es sind doch nur kleine Stücke, die so leuchten. Ein kleines Viereck grünen Landes mit einer einfachen Hütte aus Steinplatten ist auf allen Seiten von der braungrünen [354] Einöde der Macchia umschlossen, deren Strauchbäume gleichsam gegen diesen Kulturfleck anbranden. An einer anderen Stelle steigt der blaue Rauch einer neuen

Lichtung in die weißliche Morgenluft empor. Ein bedeutender Ort, auch nur ein nennenswertes Dorf ist längs der ganzen Eisenbahnlinie, die von Bastia südwärts führt und bei Ghisonaccia jählings abbricht, nicht zu finden. Von den Hügeln, die ein paar km landeinwärts stehen, schauen kastellartige Dörfer mit hohen, schmalen Glockentürmen herab. Man sagt, es sei die Malaria, die die Menschen dort hinauftreibt. Aber ist das nicht die alte Wohnweise, die einst auch im ganzen Apenninengebiet üblich war, so lange als die erste Rücksicht bei der Begründung der Wohnstätten der Schutz gegen Angriff war? So war es vor 2000 Jahren, als es noch nicht so viel Malaria hier gab. Die historische Landschaft der Anfänge Roms hat sich hier lebendig erhalten. Wenn mein Blick von den weißgrauen Mauern dort oben sich herabsenkt, schweifen freilich die Gedanken nicht in so ferne Zeiten zurück, sondern die grüne Wildnis um manchen von den kleinen Bahnhöfen erinnert viel eher an die Umgebung nordamerikanischer Eisenbahnen, die in ein kaum noch besiedeltes Gebiet hineingeführt werden, um dessen Entwickelung zu beschleunigen. Die Schneeberge dort, das blaue Meer hier, die Sonne, die immergrünen Sträucher rufen Erinnerungen an Südkalifornien wach, ein Land, das klimatisch und landschaftlich an Korsika in manchen Beziehungen erinnert.

Station Aleria! Sonderbare Verbindung. Doch es bleibt keine Zeit zu Vergleichen zwischen der grauen Vorzeit phokäischer Städtegründungen und dem Eisenbahnzeitalter. Man sucht sich in der tiefen Stille zurechtzufinden, die der Pfiff der Lokomotive nur einen Augenblick unterbrochen hatte. Ein träg an der Türe des kleinen Bahnhöfchens lehnender Mann, nach korsischer Sitte in braunen Samt gekleidet, bildet das Publikum. Sonst ringsum Einsamkeit. Jener betrachtet mich prüfend, ohne indessen seine Ruhestellung zu ändern; doch liegt in seinen Augen irgendetwas, das vielleicht sagen könnte: »Sprich mich an, ich bin für dich hier; erwarte du indessen nicht, daß ich mich von selbst bewege!« Es ist so. Draußen hinter der Station wartet ein kleines Fuhrwerk, und wir sind in Kürze unterwegs. Wir fahren im Tal des Tavignano auf einen Hügel zu, auf dem ein paar hohe tür- und fensterarme Häuser, wie Kastelle anzusehen, eine Kirche mit schlankem Turm und die Trümmer eines zweiten Turmes, einer alten Befestigung, stehen; das ist heute Aleria. Wir umfahren den Hügel, überschreiten den Tavignano, der dunkelgrün zwischen ausgehöhlten Tonufern flutet, nicht bloß im Sande rinnt, wie sonst die Flüsse der Mittelmeerländer, auf einer Eisenbrücke, die so fremd wie die französische Verwaltung in dieser Umgebung steht, und fahren nun zwischen Platanen auf eine Gruppe besser gehaltener Häuser zu, die mein Führer l'Ancien Pénitencier nennt. Einst ließ man hier Sträflinge in der Fieberluft arbeiten. Heute ist man aber humaner und zieht Lohnarbeiter heran, denen im Sommer auf Regierungskosten Chinin verabreicht wird. Dennoch müssen die Arbeiten im Hochsommer zwei Monate fast ganz unterbrochen werden. Man entwässert, baut

Dämme und Straßen und betreibt daneben den Ackerbau. Ich habe über die wirtschaftlichen Ergebnisse widersprechende Urteile vernommen; die sind auch nicht die Hauptsache. Denn wenn es der Regierung gelingt, diese Gegend gesunder zu machen, wird darin ein Ansporn liegen, sich mit größeren Mitteln der Bewirtschaftung der Ostküste zuzuwenden. Recht mögen freilich die haben, die meinen, zur Erzielung bedeutender Ergebnisse seien die hier angewendeten Mittel zu klein. Italien, auf das man so gern mitleidig herabsieht, geht jedenfalls mit seinen Sanierungsarbeiten an der gegenüberliegenden Küste in größerem Stile vor und hat demgemäß auch ganz andere Ergebnisse zu verzeichnen. Korsika wird diesem Beispiel in kurzer Zeit folgen. Wenn diese Behauptung meinen zum Pessimismus geneigten korsischen Freunden gewagt erscheinen sollte, mögen sie sich daran erinnern, daß in einer Zeit des Landhungers man nicht auf die Dauer Tausende von Quadratkilometern des fruchtbarsten Landes unangebaut liegen lassen kann, wenn es noch möglich ist, sie gesund zu machen. Und eben diese Möglichkeit ist bewiesen.

Meine Ankunft ruft Beamte und Arbeiter herbei, auch den Wirt der ziemlich elenden Herberge, wo nichts gut ist als der Wein und das Brot. Diese beiden Dinge sind aber auch überall in Korsika genießbar, wo sonst gar nichts zu finden ist, und das erleichtert das Reisen in den entlegensten Gegenden der Insel. Man kann den Kaffee hinzufügen, den man fast überall rein erhält, Ziegenkäse in den verschiedensten Formen, besonders als Quark, Bruccia, als welcher er eine Nationalspeise genannt werden kann, endlich harte salamiartige Wurst, die manchmal sogar frei von Knoblauch ist. Die französische Kultur hat die Korsen gelehrt, aus diesen paar Dingen ein genießbares und nicht einförmiges Mahl zusammenzustellen. Noch mehr hat dazu die dem Weibe des Romanen eigene Grazie beigetragen, die als Schönheits- und Schicklichkeitsgefühl gerade bei der Bewirtung der Fremden zur Geltung kommt. Man macht ja damit auch in Italien überraschende Erfahrungen, die gar nicht zu dem Schmutz und der Unordnung der romanischen »Umwelt« stimmen. Manche bayerische Gastwirtin, deren Haus täglich Hunderte beherbergt, könnte von einem armen korsischen Hirtenweibe lernen, wie man mit Wenig einen gefälligen Tisch herrichtet und unverhoffte Gäste mit dem befriedigten Gefühl ziehen läßt, daß sie willkommen gewesen sind. Indem ich dieses schreibe, denke ich allerdings nicht gerade an Aleria. Ich ziehe die jährliche Unterbrechung durch das Fieber zur Erklärung der Verlotterung herbei, die den Aufenthalt im Bannkreis der alten Stadt unbehaglich machte. Wenn die Leute ein paar Monate des Jahres Haus und Hof verlassen müssen, dann mögen diese mit der Zeit in einen Zustand geraten, der uns das Leben in ihnen kaum mehr erträglich erscheinen läßt. Man kann von Südfrankreich und Südtirol bis nach Sizilien viel Verfallenheit und Schmutz ländlicher Wohnstätten sehen; mit auf der tiefsten Stufe stehen die paar vierstöckigen

Häuser von Aleria, die man genötigt ist, in weitem Bogen zu umgehen. Was innen zuviel ist, wird außen hingeworfen, — Schmutz, Unrat, Lumpen, Trümmer jeder Art. Und es bleibt liegen. Aber innen ist es darum nicht reiner geworden. Alles ist verstaubt und verlottert. An der Wand des Wirtszimmers hängt ein Bild, das sich noch in manchen Teilen von Korsika erhalten hat, Napoleon, Marie Luise und der König von Rom; es ist vor Staub kaum erkennbar. Es ist ganz gut möglich, daß es seit dem Jahr seiner Entstehung, 1814, an derselben Stelle hängt. Nur eines ist jederzeit rein: das Tischtuch. Und ebenso, um es gleich hinzuzufügen, in der Regel die Bettwäsche. Sollte es unter solchen Umständen nicht möglich sein, die Haltung und Wohnweise der Leute zu verbessern? Man spricht auch hier so viel von politischen und sozialen Reformen, aber niemand denkt an eine Reformtätigkeit im einzelnen und an den Einzelnen, wie sie uns Zschokke im Goldmacherdorf gezeichnet und wie sie in Tausenden von Fällen bei uns durchgeführt worden ist. Wenn ich mich frage, warum hier nicht vor allem der Klerus Hand anlegt, der z. B. in Tirol und in Bayern so viel Gutes in den einzelnen Gemeinden geschaffen hat, so kann ich den Grund seiner Untätigkeit nur in zwei Gründen sehen: Er steckt selbst zu tief im Volke drin, sieht also viele Übel nicht, in denen er aufgewachsen ist; und weiter scheint ihm die bis in die letzten Gebirgsdörfer gleichförmige öffentliche Meinung das Eingreifen in weltliche Angelegenheiten streng zu verbieten. Hat er doch auch bei der Einschränkung der Vendetta und der Ausrottung des Räuberunwesens nur in geringem Maſse mitgewirkt. Vielleicht spielt auch noch ein anderer Zug herein, den ich heute wieder bei meiner Ankunft in Aleria beobachten konnte: der Mangel des Gefühls für Unterordnung. Ich überreichte dem Inspektor, der aus seinen Arbeitern kaum herauszuerkennen war, meinen Empfehlungsbrief, den gleich mit ihm noch einige andere lasen, worauf er auch noch in andere Hände überging. Beim Zusammentreffen und Auseinandergehen kein Zeichen von Höflichkeit des Untergebenen gegenüber dem Vorgesetzten. Was uns bei den kräftigen Gebirgskorsen als Ausdruck eines natürlichen Selbstgefühls anspricht, erscheint bei dieser unansehnlichen, fiebergelben Küstenbevölkerung als ein weiterer Ausfluß der Erschlaffung aller Gefühle.

Dem Blicke von der See her bietet die Gegend von Aleria zweierlei, was sie auszeichnet und immer ausgezeichnet haben muß: Der Einschnitt in der Gebirgskette läßt von weitem das Tal eines großen Flusses vermuten, der hier in das Tiefland und ans Meer herantritt und zugleich den Weg ins Gebirge eröffnet, und ein an sich unbedeutendes Hügelland nimmt die bevorzugte Lage zwischen zwei großen Lagunen ein, die heute die Namen Laguna de Diana und Laguna del Sale führen. Zwischen beiden tritt der Tavignano ins Meer. Aus seinem breiten, jeden Winter durch Überschwemmung in einen See verwandelten Tal steigt auf der rechten Seite ein vom Meer an langsam sich hebender Hügel, der dann gegen Norden und Westen steil ab-

fällt. Kamen die Phokäer in der Winters- oder Frühlingszeit hierher, so hub sich ihnen der [355] Hügel wie eine Insel entgegen, die vom Meere leicht zugänglich, vom Lande abgeschlossen war. So mochte er auch damals vor dritthalb Jahrtausenden über der grünen Mauer immergrüner Büsche aufsteigen, die auf der Grenze zwischen dem sandigen Strand und dem fruchtbaren Schwemmland damals schon üppig gediehen. Darin hat sich aber jedenfalls die Landschaft geändert, daß man seit einigen Jahrzehnten überall an den Sumpfrändern und längs der Kanäle Eukalypten angepflanzt hat, die ungemein gedeihen. Aber vielleicht nahmen die Stelle dieser schlanken Bäume mit lichten bläulichen Kronen einst dunkle Pinien ein, von denen man vereinzelte Exemplare in den Feldern der Umgegend stehen sieht. Führte doch einst Korsika den Namen »die schwarze Insel« von ihrer dichten Bewaldung, die den auf Schiffbau bedachten Kolonisten des Altertums nicht minder wertvoll erscheinen mußte, wie sie es für die Pisaner und Genuesen gewesen ist, denen man einen großen Teil der Entwaldung aller tieferen Teile zuschreibt. Wie es sich nun auch damit verhalten haben mag, die Überschwemmungen des Flusses hatten jedenfalls ebenso grüne Auen geschaffen, wie wir sie heute um uns sehen, und der Pinienwald stand auf den Sandhügeln alter Dünen, wo wir seine Reste noch an so mancher Stelle finden. Bei Ravenna und Aquileja stehen die äußersten Flügel eines einst die nördliche Adria umfassenden Pinienwaldes, merkwürdigerweise die einzigen Teile, die erhalten geblieben sind, genau so, wie man Föhren im Sand der Ostseedünen stehen sieht. Die Fremden, die hier ans Land stiegen und, das Meer im Rücken, ins Land hineinblickten, sahen eine grüne Landschaft vor sich, wie sie nicht in vielen Buchten des Mittelmeeres liegt. In der Römerzeit zogen, wie heute, dicht und saftig stehende Getreidefelder über Tiefen und Höhen hin, alles in dasselbe frischgrüne Gewand hüllend; Steineichen in kleinen Gruppen krönten die Hügel, und Schlehen und Brombeersträucher faßten die Ackerraine ein: eine mehr norditalienische als korsische Landschaft. Aleria war, wie so viele namhafte Städte des Altertums, auf einen engen Raum zusammengedrängt. Es stand auf der höchsten Stelle des an sich beschränkten Plateaus und reichte hart bis an den Steilabfall. Hier sieht noch einiges Mauerwerk rötlich aus den Saatfeldern heraus, und hier ist der Boden gerötet von Bruchstücken von Ziegeln und Töpferwaren. Hier sind auch die ziemlich zahlreichen Münzen gefunden und hier und in der Nähe die größte Zahl der Inschriften, die Korsika überhaupt geliefert hat. Unten im Tal standen jedenfalls auch noch Häuser, und man will in breiten Pfeilern und Gewölben, die dort den Boden überragen, ein Praetorium erkennen. Was man aber aus all diesem rekonstruieren mag, zeigt doch immer eine Ansiedelung von nicht sehr großer Bedeutung. Sie genügte, um die für Italien wichtige Ostseite der Insel zu beherrschen. In wirtschaftlicher Beziehung diente sie sicherlich mehr der Einfuhr als der Ausfuhr, gerade wie heute

Ajaccio und Bastia und die anderen Häfen Korsikas. Ungleich Sardinien, das für die Phönizier und Karthager eine Silberinsel und für Rom eine Getreidekammer war, war Korsika nicht von einem römischen Straßennetz überzogen. Man bezog von seinen Erzeugnissen Schiffsbauholz, Fische und vielleicht etwas Wein und Käse. Korsika ist niemals ein Land von nennenswerter Ausfuhr gewesen. — Die Lage einer menschlichen Ansiedelung zu betrachten, die in ihrem Gebiete die erste war, hat darum immer einen besonderen Reiz, weil man die Gründe kennen möchte, warum gerade diese Stelle gewählt wurde. Und wem erweckte nicht der Gedanke an die flüchtigen, vom häuslichen Herde vertriebenen Phokäer ein unbestimmtes Mitgefühl? Mit welchen Empfindungen mögen sie das Land mit dem Schneeberge betrachtet, mit welcher Scheu das unbekannte Ufer betreten haben? Warum wählten sie nur diese Stelle? Man denkt sich wahrscheinlich die Tatsache einer solchen Gründung zu einfach, zu unvermittelt. Es ist wahr, die Alten stimmen darin überein, daß Korsika ein unbekanntes Land gewesen sei. Aber darum werden die Phokäer doch kaum auf Aleria gestoßen sein, wie Kolumbus auf Guanahani oder Tasman auf Neuseeland. Die Nachbarinsel Sardinien wimmelt von Spuren vorrömischer Niederlassungen, auch phönizischer. Es ist kaum glaublich, daß alle Zuwanderer, die nach Sardinien kamen, Korsika sollten gemieden haben. Wenn Korsika nicht dauernd so früh besiedelt wurde wie Sardinien, so liegt der Grund wahrscheinlich darin, daß es ebenso arm an Erzen ist, wie Sardinien reich. Aber Korsika ist besucht worden, das beweisen uns prähistorische Funde, unter denen Steingeräte sind, deren Material aus Sardinien herübergebracht wurde, und Kupferäxte, deren Metall nicht an Ort und Stelle gewonnen wurde. Wenn im fernen Erzgebirge und Fichtelgebirge ein prähistorischer Bergbau auf das schwer zu findende Zinn betrieben worden ist, sollte ein dem Mittelpunkte der alten Kultur so viel näheres und als Insel so viel zugänglicheres Land wie Korsika ununtersucht geblieben sein? Ich halte es für gewiß, daß die Phokäer über Korsika unterrichtet waren, ehe sie dahin kamen, und die Annahme ist nicht unzulässig, daß sie ebensogut einen küstenkundigen Führer hatten wie Vasco da Gama, als er unter der Führung arabischer Schiffer den Indischen Ozean zum ersten Male querte.

[229] Der Frühling in Oberitalien und Korsika.

Landschaftsstudie von **Friedrich Ratzel**, Leipzig.

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnis und Naturanschauung für Leser aller Stände. Begr. von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller. Herausg. von Prof. Dr. Willi Ule. 48. Jahrg. Halle (14. Mai) 1899, Nr. 20, S. 229—231.

[Abgesandt am 26. April 1899.]

Wenn die ersten Blätter fallen, fängt schon die Sehnsucht nach neuem Leben in uns zu keimen an. Es gibt noch Menschen, die trotz aller Kalenderweisheit das Jahr in zwei Teile teilen, in einen, wo die Sonne merklich tiefer steht und mit dem Reifen der Früchte das Welken der Blätter und Blüten beginnt, und einen anderen Teil des Aufwärtssteigens und Erneuens. Ich höre sagen: Der Sommer beginnt für mich im Februar und endet im August. Die eine Hälfte des Jahres ist voll Hoffen und Sehnen nach der zweiten. Daher ist überall in den gemäßigten Klimaten der Frühling ein großes Problem der Herzen, ein großer Gegenstand der Dichtung. Aus demselben Grunde ist der Frühling ein vielgestaltetes und veilseitiges Problem der Wissenschaft. Ich denke weniger daran, daß die Klimatologie sehr verschiedene Frühlinge in den verschiedenen Zonen und auch mancherlei Abänderungen in einer und derselben Zone kennt. Ich möchte vielmehr darauf hinweisen, wie die Pflanzen- und Tierkunde Lebenserscheinungen erforscht, die sich für den Frühling vorbereiten und unter bestimmten Bedingungen im Frühling ans Licht treten. Selbst die Statistik menschlicher Willenshandlungen zeigt den Einfluß des Frühlings. Ich möchte besonders betonen, daß die Klimatologie, die Biogeographie und die Landschaftskunde die gemeinsame Aufgabe haben, zu schildern, wie irgendein Land im Frühling aussieht. Wenn ich die Mittelmeerländer kennen lernen will, genügt es nicht, daß ich ihre Landschaften im Zustand der Reife schildern höre, ich möchte auch den Übergang von einem Zustand in den anderen sich vollziehen sehen. Ich stelle als beschreibender Geograph nicht bloß die allgemeine Frage: Welche Vegetationsformen bestimmen die Landschaft der Lombardei

oder des Apennin oder Korsikas; ich suche tiefer einzudringen und stelle zum Beispiel die Frage: Wie erscheint die Natur dieser Länder im Frühling, wie wächst dort aus dem Sommer der Winter hervor?

Da sehe ich vor allem einen Frühlingsboden mit ganz anderen Spuren des Winters vor mir. Mögen auch Frost und Schnee besonders Oberitalien nicht fremd sein, über diesen Boden sind keine schweren Winterstürme hingebraust, er hat keine Schneelast getragen. Man findet mehr Spuren des Alters und der Erschöpfung des Lebens als der Zerstörung. Die Zedern und Zypressen sind gelblich angehaucht, und die noch blätterreichen Brombeeren und aus Mauerritzen quellenden Fettkräuter haben ihr sommerliches Grün gegen einen braunen Purpurton vertauscht. Der Brombeerstrauch ist hier absolut immergrün, aber doch trägt er manch purpurbraunes Blatt. Es ist aber dieselbe Farbe, die an den Schlehenzweigen und an den Buchen- und Erlenknospen den Frühling ankündet. An den höheren Bergen des Apennin, Korsikas, Südfrankreichs zieht im Frühling das purpurn angehauchte Braun der knospenden Buchenzweige bis zur Waldgrenze hinauf. Größere Flächen dieses Tones zeigen die letzten Wälder an, in denen spärliche Föhren erscheinen, und sie ziehen sich gebüschartig sogar in die Kare hinein, die unter dem Gipfel des Monte Rotondo wannenförmig eingesenkt sind. So schimmern auch in den Südalpen alle Hänge, die im Sommer begrast sind, im Frühling purpurn. Das Grau und Gelb der Kalkfelsen und das Weiß des Schnees heben sich scharf davon ab. Hier ist es die Farbe eines knospenden Gebüsches von Haseln und Weiden, durch das das Grau des Bodens durchscheint.

Wo die dürren Blätter der Kastanien und Hopfenbuchen den Waldboden bedecken, da sind sie nicht durch den Schnee zusammengedrückt, sondern sie liegen locker, sie rascheln unter dem Schritt des Dahinwandelnden wie Herbstlaub; nur der Regen hat sie verwaschen und die Wintersonne gebleicht. Wenn man das lebhafte Grün betrachtet, das auch im Winter die selten gefrierenden Wassergräben begleitet, versteht man die Bedeutung der Trockenheit für das Absterben der Pflanzenwelt in diesem Klima. Schon im [230] Februar blüht aus den Tümpeln der Reisfelder das Grün der Wasserlinsen auf, und unter dem Hauche ihrer Feuchtigkeit sind zur selben Zeit schon üppig die Taubnesseln mit weiß gefleckten Blättern und großen Purpurblüten entwickelt. Hier auch blüht im Schutz der Hecken, die den Wind abhalten, zuerst das Veilchen als früheste, stark duftende und tief und leuchtend gefärbte unter den Frühlingsblumen. Wo die lichtgrünen Wasserlinsen sich in stillen Buchten zusammendrängen, streben frische Triebe von Schwertlilien daneben empor.

Auch sonst bleibt in diesen Ländern milderen Winters ein Hauch von Grün erhalten, der durch all das Braun und Grau des Winters heraufschimmert. Er gehört dem Fortgrünen der Gräser und kleinen Kräuter auf Wiesen und Äckern an. Kleine und kleinblütige Pflänzchen, wie Hirtentäschchen, Vogelmiere, Ehrenpreis, Anagallis, hören nicht

auf zu blühen und zu treiben, und mit ihnen bildet das junge Gras ein Immergrün in der kleinsten, bescheidensten Form. Das Maßliebchen wird im Fortgang des Frühlings an manchen Stellen so häufig, daß seine Blüten in den flachen Einsenkungen der Triften weiße Flecke wie von frischem Schnee bilden. Nicht zum Vorteil des Rasens; ich sah im Giardino Pubblico in Piacenza die Rasenflecke in Maßliebchenbeete verwandelt. Etwas später entfaltet sich an den Wegrainen eine Vogelmilchart zu einem schönen Sechsstern von reinem Weiß, etwas größer und strahlender als unsere Vogelmilchart.

So sind also in Wald und Feld die hohen und glänzenden Bäume, Sträucher und Kräuter entlaubt und gefallen, wie bei uns; aber tief unten am Boden grünt es fort und blüht es ununterbrochen. Das tritt recht deutlich hervor, wenn im Februar die Weingärten umgegraben werden, wo dann unter dem dürren Laube, schon für die neuen Triebe hergerichtet, die frische braune Erde mit begrasten Streifen abwechselt, die dieses winterliche Grün tragen.

Betritt man im Beginn des Lenzmonats einen Laubwald der Südalpen, z. B. in der von uns aus so leicht erreichten und auch im Frühling neuerdings vielbesuchten Gegend von Bozen, oder am Nordabhang des Apennin, so empfängt man nicht den Eindruck der Fremdheit. Die dürren Äste und Zweige in der Luft, das trockene Laub am Boden muten uns heimatlich an. Neu ist wohl, daß junge Eichen und Buchen ihr braunes Laub festgehalten haben, wie ja auch viele davon bei uns spät erst ihr Laub abwerfen. Aber es ist doch im ganzen das Bild winterlicher Erstorbenheit. Wenn da und dort, niemals sehr häufig, das glänzende Tiefgrün des Stachellaubes der Stechpalme zwischen den grauen Buchenstämmen durchleuchtet, so erinnert uns das nur an die Tannen und Fichten, die ähnlich als Vertreter des Immergrün in unseren Laubwäldern stehen. Kleine Stechpalmenbäume von doppelter Mannshöhe, bis zum Boden belaubt, unten dorniger als oben, sind in diesen Gebirgswäldern nicht selten. Aus dem dürren Laub dieser Wälder leuchtet aber schon früh im Februar die dichtbesetzte blaßrosenrote Blütenrispe der Erica carnea, und bald gehen unzählige leuchtend blaue Sterne des Leberblümchens auf, die sich gern in größere Gruppen zusammendrängen, deren Farbenpracht überraschend ist. Es sind dieselben Frühlingsboten, die ungefähr einen Monat später in den schönen Buchenwäldern am Nordsaum der Alpen bei viel weniger Wärme und Licht lebendig werden. Hier wie dort hängt die Haselnuß ihre Kätzchenpaare aus. Durchschreitet man einen solchen Wald bergwärts, so pflückt man dann wohl auf höheren, besonnten grasigen Hängen die purpurblaue Küchenschelle von silberhaarigem Stiel, dieselbe, die man nach warmen Tagen auch auf sonnigen Riffen des Frankenjura schon Ende März blühen sieht, z. B. auf den Höhen hinter Eichstätt. In derselben Höhe entsprießt dem eben vom Schnee befreiten, vom kalten Schmelzwasser getränkten Boden ein weißer Krokus in ungeheurer Menge. Die Schlüsselblume,

P[rimula] acaulis, fehlt auch hier nicht unter den Frühlingspflanzen. Sie ist eine Nächstverwandte unserer Primula veris, aber ihre Blüten sind größer und bilden reichere Büschel; zugleich sind sie kurzstielig und von einem sehr lichten Gelb, oft fast weißlich, so daß, im Vergleich mit diesen blassen Kindern des Südens, unsere goldgelbe Primula elatior mit ihren kleineren, um den aufrechten, weißlich grünen Stengel gedrängten Blütenköpfchen doch kräftiger dasteht.

Der Unterschied dieses Frühlings von dem unsern ist also hauptsächlich ein Zeitunterschied. Das Bild an sich ist bis auf Kleinigkeiten dasselbe wie in den Wäldern nördlich von den Alpen. So findet man es auch im Apennin und in den Gebirgen von Korsika, wiewohl hier schon einige fremde Fäden hineingewoben sind. Wenn man sich über etwa 400 m hinaus erhoben hat, überkleiden sich die Felsen mit Moos und Efeu. Veilchen, Alpenveilchen, Ranunkeln, Maßliebchen sind die vorwaltenden Blüten. Das saftige Grün erinnert daran, daß gelegentliche Schneefälle noch im März der Erde Feuchtigkeit zuführen. In dem Wald von Vizzavona (ca. 1000 m) ist der von den Nadeln der Föhren und dem Laub der Buchen braune Boden um die Osterzeit von zahllosen licht veilchenblauen Blüten des Safrans durchstickt. Die Wirkung ist die unseres Leberblümchens. Die mit schönen mattgrünen Figuren gezeichneten Blätter des Cyclamen verkünden für die nächsten Wochen eine reiche Blüte purpurroter Alpenveilchen. Blasse geruchlose Veilchen stehen vereinzelt an den Rainen und tieffarbige duftige tiefer im Wald. An feuchten Stellen leuchten die goldgelben Sterne der Ficaria, eines größeren Vertreters unseres Frühlingsboten, mit stattlichen goldgelben Blütensternen und schwarzen Herzflecken auf den Blättern. Vor allem aber bestimmt die großblättrige, gelbgrünblütige Nieswurz den Charakter dieses Gebirgswaldes im Frühling. Aus dem dürren Laub leuchten grell die kräftigen Blütenbüschel und die großen ausgespreizten Blätter. Wo diese Pflanze so häufig auftritt, wie in den Kastanienwäldern der mittleren Höhen, beherrscht sie durch Größe und Farbe die ganze Landschaft. Da sie nun sowohl am Meeresstrand wie in 1200 m Höhe häufig ist, verschafft sie ihrer Farbe ein großes Übergewicht in den Landschaftsbildern. Tragen doch auch verschiedene früh blühende Euphorbien denselben grüngelben Ton, der auch den Blüten der Ulmen eigen ist.

Man kann also von einem Frühling von vorwaltend nordischen Zügen auch noch in Korsika in dem Höhengürtel sprechen, wo die Kastanienhaine einen großen Teil des Bodens bedecken, an die sich Föhren- und Buchenwälder anschließen. Da treten auch die weißblühenden Äpfel-, Birn- und Kirschenbäume an die Stelle der rosenroten Mandeln und Pfirsiche, stämmigere Gestalten an die Stelle schlankerer und schmächtigerer. Von hier steigt der nordische Charakter nur am Rande der fließenden Gewässer bis zum Meere hinab. Die Erle wächst als Strauch am Rand der Firnfelder und als Baum am Ufer der Flüsse, wo diese sich dem Meere zu ausbreiten. Die jungen,

saftigen Blätter neben den schwarzbraunen hängenden Früchten, daneben Weiden mit goldgelben Zweigen und wohlriechenden Blütenkätzchen und breitästige Ulmen würden uns an heimatliche Bilder erinnern, wenn nicht schwere Massen trockener Clematiszweige über ihre Äste hingebreitet wären und Efeu ihre Stämme dicht umrankte. Auch in rauhen Felsentälern steigen Bäume nordischen Charakters bis zum Meere hinab, besonders Föhren, aber mit ihnen auch die Baumheide und andere Pflanzen der Macchia. Übrigens dringt die Baumheide in vereinzelten Exemplaren auch in die Buchenwälder des Hochgebirges ein, wo sie gerade so früh wie unsere kleine rosenrot blühende Heide sich mit einer Fülle weißlicher Blütenbecherchen bedeckt.

In den tieferen Teilen haben wir auf der West- und Südseite des Apennin und in Korsika ein ganz anderes Bild. An und für sich dichter bewachsen und bewaldet, bieten die sonnigen Hänge des Apennin im nördlichen und mittleren Italien im Vorfrühling das blütenreiche Bild der Rivieralandschaft und dazu die Üppigkeit eines wohlbewässerten Gebirges. Die erst knospenden Bäume mit glänzendem Efeu überhängt, zwischen ihnen die bereits in voller Blüte stehenden schlanken Büsche des Baumheidekrauts, an den Waldsäumen der tiefgelbblühende Ginster, am Boden die zahllosen dichten Büschel der Schlüsselblumen und das nur zu häufige und zu große gelbgrüne Veratrum. Von hier aus zu den klimatisch so hochbegünstigten Gestaden der ligurischen Küste hinabsteigend, begegnet man nicht nur einem immer reiferen, fortgeschritteneren Frühling, sondern auch einem reicheren. Es wächst zusehends die Zahl der Arten; eine ganze Reihe von neuen Formen erfreut das Auge des mit der Flora Mitteleuropas Vertrauten. Dazu kommt der Reichtum an blühenden Pflanzen überhaupt. Was bei uns selten war, gewinnt hier plötzlich ein verbreitetes oder doch häufiges Vorkommen, und die Fülle der Blüten erreicht an einzelnen Stellen einen Grad, der selbst den überraschen müßte, der von unseren blühenden Heiden und Wiesen herkäme. Ich sehe in dieser Studie ganz von den eingeführten Gewächsen ab, die der Landschaft an vielen Stellen mehr als die einheimischen ihren Charakter aufprägen. Wollte ich von den an vielen Stellen zu mehrfacher Manneshöhe emporschießenden kolbenförmigen Blüten- [231] knospen der Agave oder den jetzt neu ansetzenden Orangen- und Zitronenblüten, dem Fruchtreichtum der Opuntien sprechen, so würde ich Gefahr laufen, gerade das zu übersehen, was den intimen Reiz des Frühlings an der Riviera ausmacht, nämlich die feineren Abschattierungen der noch in vielen Zügen unserer eigenen verwandten Natur, die gerade im Frühling hervortreten.

Sehen wir uns einmal ferne von Oliveten und Orangegärten in eine der geschützten Küstenbuchten Korsikas im März um, da finden wir Bäume und Kräuter schon etwas weiter fortgeschritten als auf dem Festland in gleicher Breite. Wir finden Mitte März die Blättchen der Platanen zum Aufknospen bereit, und im Felde draußen ist es strichweise blau von Veilchen und Schopfhyazinthen, purpur- und lilafarben von

Krokus und Alpenveilchen, weiß und gelb von Narzissen. Von feuchten Rainen winken in Massen die Blütendolden des Lauches, die auffallend weiß, ich möchte sagen von rührender Weiße sind. Ein dichter Rasen niederer Gräser und Kräuter faßt die Wege und Hänge ein; er wird von weißen und blauen Veronikas, Alyssum, Alsinearten und Kreuzblütlern durchstickt. Eine der häufigsten Frühlingspflanzen ist dort der Erdrauch mit seinen vom Weißen ins Purpurbraune spielenden Blüten. Er bleibt nicht immer am Boden, sondern rankt hoch im Gebüsch hinauf, wo sich seine weichen Formen mit den harten, dornigen des nur zu verbreiteten immergrünen Smilax begegnen. An steinigen Weghängen ist die pomeranzenfarbene Stundenblume oft ebenso häufig wie bei uns an entsprechenden Stellen der Huflattich. Überhaupt ist diesem blütenreichen Frühling mit dem unseren gemein das gesellige Auftreten von Blüten, die tief am Boden bleiben. Daher der Eindruck des Durchsticktseins der Rasendecke mit einer großen Menge von Blüten. Am schönsten wirkt auf den sandigen Stellen am Strand ein ganz kleiner Krokus mit ganz kurzen, dunkelvioletten Blüten, aus denen die bekannten goldenen Griffel hervorleuchten. Vom Rande der immergrünen Strauchfelder der Macchia winkt eine violettblaue Anemone mit dunkelvioletten Staubfadenbüscheln; die schmalen Blumenblätter sind auf der Rückseite blaßlila mit grünlichen Längsstreifen. Die Farben sind übrigens veränderlich. Wir sehen blasse, die fast weiß sind, und andere, die im tiefsten Purpur prangen. In den Mandelgärten sind sie besonders häufig, und wenn die letzten Mandelblüten verweht sind, fangen diese Anemonen an, den mit jedem Tage frischer grünenden Grund zu besticken. Ihre Größe, ihre schöne vierzehnstrahlige Sternform, ihre Farbe lassen sie viel beitragen zu dem Eindruck des Reichtums der hiesigen Frühlingsflora. Ich wüßte ihnen in der unseren nur die ähnlich gefärbten Orchisarten zu vergleichen, die indessen lange nicht so häufig sind und nicht an Rainen stehen. Sie findet man am häufigsten im Gras unter dem lichten Schatten der Ölbäume oder auf den engen natürlichen Lichtungen im grünen Dickicht der Macchia. Da treten uns die geheimnisvollen Ophrysarten mit ihren großen, Bienen und Spinnen nachahmenden Blüten, in denen ein samtenes Braun vorkommt, eine rotbraune und rosenrote Serapias und mehrere dunkel- und helllilafarbene Orchisarten entgegen. Tiefer am Boden wächst an gleichen Stellen eine ungemein häufige Aristolochia mit glänzend braunen Krugblüten, und im Gebüsch steht ein Aronsstab, größer als der unsere und reich an großen, saftigen Blättern. Vielleicht wirkt aber auf den, der zum ersten Male in diesen Kreis tritt, am eigenartigsten der auffallende Asphodill mit seinen schmalen, lang zugespitzten Schwertblättern und seinen oft halb mannshohen Blütenstengeln, an denen die Knospen in dichten braunen Büscheln sitzen. Die weißen Sternblüten brechen sehr reichlich miteinander hervor, nachdem erst einmal eine an der Spitze den Anfang gemacht hat, und wenn auch jede einzelne für sich nicht sehr glänzend ist, besonders da ein dunkler Mittelstreifen auf jedem Blütenblatt läuft und das Weiß

etwas durchscheinend wirkt, so sind doch die hohen weißen Blütenrispchen ein stolzer Schmuck der Landschaft. Der Asphodill ist ungemein verbreitet, und wenn der Pflanzenfreund ihn zuerst freudig begrüßt hat, wird er der Allgegenwart dieser sehr auffallenden Pflanze doch bald überdrüssig werden, so etwa wie des Bärenlauches in den feuchten Wäldern Mitteldeutschlands. Asphodill kommt an Rainen und auf Äckern, auf Heiden und am Rande der Macchia, am Meere und im Gebirge vor. Sehr häufig ist auch die Schopfhyazinthe, die in jungen Getreidefeldern an manchen Stellen so häufig und ebenso blau auftritt wie unsere Kornblume, begleitet von einer brennenden Klatschrose.

Welcher Farbenreichtum in einem Lupinenfelde, dessen bläulichviolette Blüten ganz in den Schatten gestellt werden von diesen tiefblauen Schopfhyazinthen, von den purpurfarbenen Erbsen und Wicken, dem scharlachroten Mohn und Adonis und dem milchweißen Lauch. Das entschädigt für den Mangel der blühenden Kleefelder und die Seltenheit der Wiesen, die im südapenninischen Italien nirgends sehr ausgedehnt sind und in dem Heide- und Waldland Korsika ganz zurücktreten. Das Poland ist in unserer Erinnerung mit seinen unabsehbaren Wiesen und Reisfeldern wie ein Teppich vom saftigsten Grün ausgebreitet. Es hat wirklich noch etwas Heimatliches für uns. Weiter im Süden ist bei großer Mannigfaltigkeit der Farben im einzelnen doch überall, wo das echt mittelmeerische Pflanzenkleid vorwiegt, am Meer und im Hügelland, der Grundton gedämpft. Die dort gesellig auftretenden immergrünen Büsche und Bäume haben graue und braune Töne. Der Silberschimmer der Ölbaumblätter liegt auf ganzen Berghängen. Noch ärmer an Grün ist das Silbergrau der Wermut-, Lavendel- und Rosmarinbüsche des vorigen Jahres. Wo Arbutus, immergrüner Schneeball, Myrte überwiegen, herrscht ein bräunlicher Ton. Aus diesem grau und braun getönten Grün der überwinternden Vegetation brechen nun an einzelnen Stellen die jungen Farben des Frühlings doppelt mächtig hervor. Die wegen ihrer graziösen Form gern an Garten- und Feldeingängen und an den Brunnenrändern gepflanzte Trauerweide bedeckt sich am frühesten mit neuen Blättern, und es fließt wie gelblich leuchtendes Grün von ihren hängenden Zweigen hernieder. Dann streckt der Feigenbaum an den Spitzen seiner seltsam verbogenen Äste die ersten seiner gefingerten Blätter wie kleine Hände empor, und mit ihnen erscheinen schon die Fruchtansätze als Miniaturfeigen. Die Ulmen bedecken sich mit gelben Blütenbüscheln, in höheren Lagen erscheint das lichte Grün der Buchen, und zuletzt kommen wie bei uns die Kastanien, die sich erst anfangs Mai voll begrünen. Böcklin hat nicht umsonst das Rosenrot der Mandelblüten so oft gemalt, dessen Verbindung von Zartheit und Feuer unter den Baumblüten unserer Zone allein steht. Diese vom hellsten Rosa zum eigentlichen Rosenrot und in den noch knospenden Blüten zum bräunlichroten sich abstufenden Töne sind wie leicht hingehaucht in der Landschaft. Dazu trägt wesentlich bei, daß die Mandelbäume klein sind und zerstreut stehen. Nicht

aufdringlich zu sein, gehört zum Reiz dieser zarten Erscheinung. Jedenfalls wirkt sie am schönsten vor den Südalpen oder auf Korsika, wo Schneeberge ihren Hintergrund bilden und das saftige Grün unseres Frühlings noch nicht ganz fehlt.

So treibt also ein mittelmeerischer Frühling seine Knospen und Blüten neben dem nordischen und webt neue, nie gesehene oder nicht so reich dargebotene Formen in einen Teppich, dessen Linien und Töne uns im allgemeinen wohl bekannt sind. Wenn die Natur eines Landes wie Korsika sich weiter von der unseren entfernte, würde sie uns vielleicht noch mehr interessieren. Aber würde sie uns so anmuten, wenn nicht ihr Neues zum Teil den vertrauten heimischen Erscheinungen noch so nahe stünde oder weniger eng mit ihnen verbunden wäre?

---

[1]

Korsische Städte.

Von **Friedrich Ratzel.**

Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Herausgeber: Dr. Richard Andree. Band LXXVI, Nr. 1 u. 2. Braunschweig, (1. und 8. Juli) 1899. Seite 1—3 und 27—31.

[Abgesandt am 23. Mai 1899.]

Korsika hat, wie alle Gebirgsländer, keine großen Städte. Nur an der Küste liegen zwei größere Städte, Bastia an der Ostküste mit 22000, Ajaccio an der Westküste mit 21000 Einwohnern. Der Haupthafenplatz des Nordens, Calvi, hat 2000, der des Südens, Bonifacio, 4000 Einwohner. Die Hauptstadt des Innern, Corte, die unter Paoli Hauptstadt der Insel war, hat 5000, und Sartene, das man die Hauptstadt des Südens nennen kann, hat 6000 Einwohner. Diese Städtearmut ist eins der bezeichnendsten Merkmale der Insel. Sie kommt dem Reisenden erst recht zum Bewußtsein, wenn er nach dem Festlande zurückkehrt und, die breiten Straßen und Tore der italienischen Städte durchwandernd, Städte wieder erblickt mit hundert Palästen und Kirchen. Da erscheint ihm Korsika erst recht als ein Land der Hirten und Bauern, das eben nur so viel Städte und Städtisches entwickelt hat, als unbedingt notwendig war. Durchaus unvergleichbar jenen großen, stolzen Mittelpunkten berühmter Landschaften, die irgendeine Art von Herrschaft, oft eine schwerlastende, ausbeutende, über ihre ländliche Umgebung ausübten, erscheinen ihm die korsischen Städte. Sie machen vielmehr den Eindruck, mühsam dem unstädtischen Leben der Korsen abgerungen zu sein. Sind doch viele davon als fremde Gründungen von außen hereingetragen und dem rauhen Boden Korsikas mühsam angepaßt worden. Und sind doch andere von Dörfern kaum oder nicht zu unterscheiden.

Korsikas Boden ist reich an edeln Bausteinen, die die Alten zu schätzten wußten. Granit, Serpentin und Marmor kommen in schönen Varietäten vor. Aber nicht als schön geglättete Bausteine, sondern als rauhe Felsen begegnen wir ihnen in den Städten, die bestrebt zu sein scheinen, sich aufs engste an das Felsgerippe der Insel anzuschließen.

Es gibt in Korsika keine Stadt, wo nicht an einer oder der anderen Stelle Häuser von Felsen herabschauten oder Straßen in Felsen eingegraben wären. Es gibt viele Dörfer, die mehr Felsblöcke und Felsriffe von Hausgröße als Häuser enthalten und wo mit den Felsen die Macchia mitten ins Dorf hineinzieht. Den Duft dieses wilden Gestrüpps trägt bei lauer Luft der Bergwind selbst in die Fenster der innersten Quartiere von Ajaccio. In Oreto erhebt sich mitten aus dem Dorfe ein Felspfeiler wie ein riesiger Menhir. In dieser innigen Verbindung des Lebens der Menschen mit der Natur, die in Wirklichkeit ein Übergewicht der Natur bedeutet, liegt ja überhaupt der große Zug des korsischen Lebens. Daher sein Verharren in einer Art von Naturzustand, der dem Städtischen nicht günstig sein kann.

Es liegt gar nicht in dem Plan korsischer Städte, sich flach auf Ebenen hinzubreiten. Wo solche Ebenen vorkommen, hat man die Städte dorthin verlegt, wo aus der Ebene die Höhen ansteigen. So ist jede korsische Stadt stufenförmig aufgebaut. Es gilt das ja von den meisten mittelmeerischen Städten; aber nur auf dieser Insel hat die Natur selbst diesen Bauplan allgemein gemacht, indem sie fast überall Höhen ans Meer herantreten läßt, im Inneren aber eine Fülle der günstigsten Stufenlagen für Städtebauten schafft. Rücksichten auf die Gesundheit haben wohl erst spät mitgewirkt, daß man höhere Lagen aufsuchte. Manche Striche sind wohl im Altertum noch nicht so ungesund gewesen wie heute; das mag besonders von den an Lagunen liegenden Städten der Ostküste gelten, wie Aleria, dem in der Römerzeit austernberühmten, und Mariana in der Nähe Bastias, wo die Römer Schiffe der misenischen Flotte stationiert hatten[1]. Aus der neuesten Zeit ist das vom Meere terrassenförmig sich aufbauende Fremdenquartier Ajaccios als eine Gründung zu nennen, die rein aus gesundheitlichen Motiven die Höhenlage vorzieht. In älterer Zeit haben der Verkehr und das Schutzbedürfnis die höhere Lage gesucht. Man sieht noch heute in allen älteren Hafenstädten Korsikas einen breiten Raum zwischen dem Hafen und den Häuserreihen frei gelassen; er ist Warenlager, Markt, in kleineren Städten der beliebte Sammelplatz der Müßigen. Aus den Häusern darüber gewinnt man einen freien Blick über das Meer. Mit Vorliebe gruppieren sie sich aber um einen an die Küste herantretenden Fels, der einst Zufluchtstätte gewesen sein mag, so wie er heute in Ajaccio die Zitadelle trägt, und in manchen kleineren Städten der Küste zur genuesischen Zeit Sitz der Besatzung war.

Daher der stolze Anblick, den fast jedes korsische Küstenstädtchen von der See her bietet. Denn noch stehen unversehrt in mancher Bucht die Türme und Mauern aus der Zeit barbareskischer Raubzüge. Freilich erfüllt dann das Innere niemals die Erwartungen, welche der Mauerkranz und die drohenden Türme erregt hatten. Denn von planvoller Anlage und von Rücksicht auf den äußeren Eindruck ist da

[[1] Vgl. oben, S. 196—203, und die Anm. zu S. 196. D. H.]

keine Rede. Vielmehr spiegelt die Anlage der korsischen Städte ein Geltendmachen der Interessen und Neigungen des einzelnen wieder, das man aus der Geschichte der Insel zur Genüge kennt. In dem willkürlichen Zusammendrängen turmhoher [2] Häuser in engen Gäßchen unter Vermeidung geräumiger Plätze und freier Zufahrten liegt ein nationaler Charakterzug, gegen den nichts Großes, Planvolles aufkommt. Man sehe die Lage des Hauses der Bonaparte oder des Palastes der Pozzo di Borgo in Ajaccio. Auch in den alten italienischen Städtchen steht mancher stolze Palast in enger Gasse. Aber wie viel größer und freier ist dann doch seine Anlage und wie wirkungsvoll sein Äußeres. Niemals hat man sich in einer korsischen Stadt darum gekümmert, wo die Rückseite hinschaut und welchen Eindruck sie macht. Der Hauptstraße ist die Front zugekehrt. Die nackte, alle Geheimnisse der Insassen und allen Schmutz darbietende Rückseite zeigt sich offen dem von außen Herankommenden. So habe ich aus dem Treppenhause palastartig eingerichteter Häuser Blicke auf die mit Unrat erfüllten Höfchen und die häßlichen, offen liegenden Röhrensysteme der Abfuhrkanäle genossen, die den Eindruck des Pompes eines reichen Innern wesentlich herabstimmten. Dazu kommt nun das eigentliche Grau des Mauerwerkes. Besonders im Frühling sind die ursprünglich weißen Häuser von Winterfeuchtigkeit angegraut. Die mannigfaltigen Abstufungen von Weiß zu Grau und Grünlich erinnern dann an den Schnee, der in seichten Vertiefungen schmilzt und sich grau färbt, wo ihn das Schmelzwasser durchtränkt. Diese grauen Mauern machen einen ruinenhaften Eindruck, auch wenn sie modernsten Häusern angehören.

So wie nun die grauen Dörfer und Städtchen in die Felsen passen, so haben sie auch in ihren verfallenen Mauern selbst etwas Felsenhaftes. Wie Pflanzen des Gebirges aus einer Felsenspalte hängt der Goldlack aus der schmalen Spalte eines Fensters. Die Natur selbst begünstigt das zyklopische Bauwerk, liegen doch die Granitblöcke und -platten in allen Größen fertig herum. Mit dem prachtvollen Steinmaterial ist so leicht zu bauen. Daher ist auch jedes zerfallende Haus wieder ein Steinbruch für den Bau neuer Häuser.

Man kann sich keinen größeren Kontrast denken als das ungetünchte Äußere eines korsischen, aus wohlbehauenen Granitblöcken aufgebauten Hauses und das nach dem letzten Pariser Geschmack ausgestattete Innere einer solchen felsenhaften Wohnstätte. Auch Kirchen läßt man vielfach ganz im Rohbau stehen, der zwar unter Umständen malerisch ist, aber nicht den Eindruck einer heiligen Stätte hervorbringen kann.

Die Landstädtchen haben zwar bis ins hohe Gebirge hinauf ihre städtischen Straßen und ihre Piazza mit Mairie, Apotheke und Kaffeehaus; aber von außen gesehen stehen ihre Häuser ganz zerstreut, jedes wendet uns eine anders gestaltete Hinterfront zu, alle aber sind hoch und grau. Wenn man selbst in einem Landstädtchen von 1500 Ein-

wohnern, wie Vico, siebenstöckige Häuser zählt, dann begreift es sich, daß sie sich auseinanderhalten, um nicht zuviel Licht und Luft zu nehmen, und die terrassenförmige Anlage wird verständlicher. Aber doch erscheint sie oft wie ein Rest aus einer älteren Zeit, in deren Anlagen andere Motive überwogen als in der Gegenwart.

In dem bestangebauten Teile Korsikas, der Balagna im Norden, kontrastiert merkwürdig das herrliche Kulturland unten mit den stärker hervortretenden, Felsen eng verschwisterten Dörfern oben, welche mit ihren schlanken, gerüstartig durchbrochnen Glockentürmen, alle die grauen Rückseiten nach außen kehrend, wie ein Kreis Bekannter sich zusammendrängen, der sich viel, der Außenwelt nichts zu sagen hat. In die Landschaft, in die die Schneeberge hereinschauen, bringt das einen großen Zug. Unter diesen Dörfern ist Belgodere, ein stattlicher Flecken, so eng an seinen Felsen hingebaut, daß man Fels und Dorf kaum trennen kann. Ein weißes Kloster in einem Kammeinschnitt, ganz in Grün gebettet, erinnert mich an das hübsche Bild, das der neueste Geograph Korsikas, Abbé Girolami Corana, von dem Gebirgsflecken Vico gebraucht: Un bouquet de Marguerites dans une île de verdure. Der Vergleich dieser so ganz frisch leuchtenden Klöster und Kirchen mit den grauen, verfallenen Burgen legt noch einen ganz anderen Gedanken nahe: er verdeutlicht das grundverschiedene Tempo des Ganges des weltlichen und geistlichen Lebens. Die Burgen standen kaum so viel Jahrzehnte aufrecht wie die Kirchen Jahrhunderte.

Jedes Städtchen hat seine in Trümmern liegenden Häuser; selbst in Dörfern und Flecken sind Ruinen nicht selten. Auch diese Trümmer sind etwas ganz anderes als bei uns. Unsere Ruinen gehören nur der Vorwelt an, man hegt und pflegt sie als teure Erinnerungen. Hier dagegen ist man oft im Zweifel, ob ein graues Gemäuer gestern verfallen ist oder vor 500 Jahren. Das Leben fühlt hier nicht den Trieb, sich von den Trümmern zu befreien, die das Leben schafft. Auch nicht von den alltäglichsten und gemeinsten. Daher trostlose Abfallhaufen um die kleinsten Häusergruppen, und selbst in vielen Dörfern abstoßender Schmutz unmittelbar vor den Türen. Man sieht [auch] in Italien Widerliches der Art; aber in Ober- und Mittelitalien herrscht mehr Reinlichkeit und Ordnung als im allgemeinen in korsischen Städten und Dörfern. Es ist am schlimmsten in den Gegenden, wo wegen des Fiebers die Wohnplätze nur einen Teil des Jahres bevölkert sind. Doch habe ich auch in andern Orten in den Ostertagen, wo alle Welt im Feierkleid zur Kirche wallte, die dahinführenden Straßen von Schmutz starren sehen.

Die Kirchen treten in korsischen Städten nicht so hervor wie in Italien. Selbst in Ajaccio, dem Sitz eines Erzbischofs, machen sie den Eindruck, als ob man sich mit ihnen nur so abfinde. Die korsischen Dorfkirchen haben fast alle vorgesetzte Giebel, die weiß, gelb oder rosenrot ins Land hinausleuchten, oft das einzige, was überhaupt aus diesen grauen Dörfern herunterleuchtet. Ihre Türme aber sind

altersgrau, vier- und achteckig und ohne Haube, gleichen mehr Befestigungen als Kirchtürmen. Gewöhnlich hängen nicht in ihnen die Glocken, sondern neben den größeren Kirchen steht ein besonderer Aufbau, ein Stück Mauer mit einer Öffnung für die Glocken. Das Innere der Kirche ist düster. Auch wenn im Äußern stilgemäß hohe Fenster mit Rundbogen angelegt sind, läßt man das Licht nur durch die Rundung hereinfallen. Nach außen trägt das zum düstern Ansehen der Kirchen bei, nach innen scheint mir die Wirkung auf die Andacht fein berechnet zu sein; denn wenn ich in das Schiff einer solchen Kirche trete, so bin ich geblendet und sehe zunächst nur das flackernde Lichtchen der Ewigen Lampe und vielleicht einen farbigen Sonnenreflex auf dem Steinboden. Verweile ich einige Minuten, so wird es heller um mich her, und ich sehe vor allem die Pracht des Altars. Im allgemeinen sind übrigens die korsischen Kirchen ärmer an Schmuck als die italienischen oder französischen. Auch darin spricht sich das Zurücktreten der Religion im Leben der Korsen hinter der Politik und der Familie aus.

Einer der eigentümlichsten Züge der korsischen Städtebilder sind die Grabkapellen, die die Städte und Städtchen in weitem Umkreise umgeben. Die weißen Kirchlein sind mitten in das dunkle Immergrün der Büsche und Bäume gesetzt oder auf Höhen erbaut, von denen man eine weite Aussicht genießt. Oft stehen sie in einem großen Garten uralter Steineichen, oder die [3] dunkeln Flammen zahlreicher Zypressen züngeln rings um sie empor. Es ist ein starker, wenn auch unbewußter Natursinn in der Wahl dieser Lagen zu erkennen. Sollte sich nicht dieser Sinn von der Zeit an herabgeerbt haben, wo man Dolmen auf Hügeln errichtete, die weit ins Meer hinausschauen? Wenn man im Innern der korsischen Städte viel Zerfall und Schmutz sieht, möchte man in den wohlgehaltenen Grüften nicht bloß das Eigentümlichste, sondern fast auch das Schönste der korsischen Städtebilder erkennen. Über Sartene liegt ein Friedhof mit großen, weißen Gruftkapellen, deren Türmchen wie aus einer zweiten Stadt, einer Stadt der Toten, aufzuragen scheinen. Außerdem leuchten von allen Höhen solche weißen Grüfte herab, und aus so manchem grünen Felde oder Ölbaumhain schauen sie herüber. Auf welcher Seite man der Stadt sich nähern mag, sie sind überall die ersten Häuser. Wie aristokratisch dieses Volk im Grunde doch geartet ist, zeigt nichts besser als die äußerste Unscheinbarkeit und Vernachlässigtheit der Gräber der Armen oder auch nur Minderbesitzenden auf den Friedhöfen neben diesen Ruhestätten der »Familien«. Die Widersprüche im korsischen Leben machen auch vor den Gräbern nicht Halt. Man begegnet gelegentlich ungemein vernachlässigten Grabstätten, besonders in den Gegenden, deren Bewohner wegen der Malaria nur einen Teil des Jahres in der Nähe ihrer Gräber zubringen. Ich habe bei Aleria einen kleinen Kirchhof gesehen, der aus einem Stück sterilen Graslandes bestand, das von Disteln und anderm Unkraut überwachsen war. Die Gräber erkannte

man kaum, einige waren nur mit Steinblöcken am Kopfende bezeichnet. Die Holzkreuze waren ohne Inschrift und bis ans Querholz eingesenkt, die eisernen Kreuze abgebrochen, das einzige Marmordenkmal im Verfall, eine aus Backsteinen erbaute Gruft unvollendet, ohne Inschrift und Anpflanzung. Dabei aber die herrlichste Lage mit dem Blick aufs Meer, dessen silberner Brandungsstreifen heraufschimmert, während ihm von den nahen Bergen der Firn entgegenleuchtet.

Einer der schönsten Kirchhöfe der Welt ist der von Ajaccio. Er liegt auf einer sanft zum Meer in südlicher Richtung herabsteigenden Anhöhe, und nur die Straße trennt ihn vom Meer. Bei Sturm spritzt der Gischt bis an die Kirchhofsmauer. Die dahinführende Straße ist auf der Landseite von den Gruftkapellen angesehener Familien eingenommen, nach dem Meere eröffnet sie die schönsten Blicke über die Bucht von Ajaccio. Jedes Schiff, das kommt und geht, zieht hier vorüber. Der noch leere Teil des Kirchhofs ist von den aromatischen Pflanzen bewachsen, die alle diese Hänge bedecken, besonders von dem schönen und wohlriechenden Schopflavendel. Von der höchsten Stelle des Kirchhofs übersieht man den blauen Golf und seine Berge bis hin zu den schneebedeckten Zacken des Mte. d'Oro. Die stillen, weißen Kapellen der korsischen Familien passen vortrefflich in dieses Bild; daß sie meistens kuppelförmig überwölbt sind, verstärkt das Fremdartige, die Erinnerung an die Kuba des Orients. In ihnen spricht sich der Familiensinn, der Familienstolz und das Unabhängigkeitsgefühl der Korsen aus. Die Gräber der einfachen Leute sind leider, wie überall in Frankreich, durch die Draht- und Perlenkränze verunziert; ein trockener Immortellenkranz darunter tut uns wahrhaft wohl. An der westlichen Mauer liegen Fremde begraben. Auch diese sprechen in ihrer Weise noch im Grabstein und [in] der Inschrift ihren Charakter aus. Die Engländer machen viel Wesen mit der Familienzugehörigkeit und dem Verdienst des Verblichenen und ihrer eigenen Frömmigkeit, auch Holländer zählen sorglich ihre Ordenssterne auf; Deutsche, Dänen und Russen sind einsilbig, wie sich's hier gebührt; Deutsch-Schweizer bekunden noch in der Grabinschrift, daß sie Französisch können.

Die alte Verehrung des Wassers, die uns schon bei den Griechen als das unanzweifelbarste Zeugnis für ein starkes Naturgefühl entgegentritt, verschönt mit monumentalen Brunnen die korsischen Städte und flicht auch in das einfache, ärmliche Leben der Gebirgsbewohner ihre Blüten. In dem grauen, engstraßigen Dorfe ist die wohltuendste Erscheinung der breit hingebaute Brunnen, zu dessen Steinbecken Stufen führen, während daneben Steinbänke zum Plaudern einladen, das sich beim Rauschen des Brunnens bekanntlich angenehmer besorgen läßt. Die unscheinbaren Kirchen werden häufig vom Brunnen in den Schatten gestellt. Jedenfalls ist er der Gegenstand der Fürsorge, wird rein gehalten und ausgebessert, was man nicht von allen Kirchen sagen kann. Dagegen dürften sich die Versammlungen der wasserholenden Jungfrauen — denn das ist das Geschäft der Mädchen bis zu den Kleinen

herab — seit Urzeiten so wenig geändert haben wie die Formen ihrer enghalsigen Wasserkrüge und die Art, sie auf einem dem Scheitel aufgelegten zusammengerollten Tuche leer auf der Seite liegend und gefüllt aufrecht zu tragen. Draußen im Felde sind die Quellen gefaßt oder mit Bäumen, mit Vorliebe mit Platanen oder Trauerweiden, umpflanzt. An den oft so einsamen Wegen bilden solche Quellen, die manchmal kunstreich mit einfachen, verkitteten Rollsteinen eingefaßt sind, das einzige Zeugnis der Nähe der Menschen. Größere Städte haben großartige Wasserleitungen. Das in geschlossener Leitung aus dem Gebirge herabgeführte treffliche Trinkwasser gehört zu den Vorzügen Ajaccios als Kurort[es].

In einem deutschen Städtchen ist heutzutage das Schulhaus das größte, augenfälligste unter den öffentlichen Gebäuden. Daneben ist dann auch wohl noch das Rathaus kenntlich. Beide treten in korsischen Städtchen weit zurück hinter den Gendarmeriekasernen. Der unruhige Zustand des Landes erfordert eine starke Polizei. Die festen Häuser mit der Aufschrift »Gendarmerie Nationale«, die Amtsräume, Wohnungen und Gefängnisse umschließen, sind daher die größten, modernsten und städtischsten Gebäude der Landorte. Man kann nicht sagen, daß sie die kleineren Städte und Dörfer schmücken, wo sie als starke Vertreter der Staatsmacht sich erheben, ebensowenig wie die überall paarweise oder in größeren Gruppen auftretenden Gendarmen. Dem Fremden, der nicht tiefer in das leidenschaftlich bewegte Leben des korsischen Volkes hineinblickt, kommen beide vielmehr vor, als ob sie die Staatsmacht mit einer aufdringlichen Absicht allenthalben in Erinnerung bringen wollten. Hat man aber an so mancher Wegseite die oft hart hintereinander folgenden einfachen steinernen Kreuze zur Erinnerung an die im Kampfe mit Banditen gefallenen Gendarmen mit der Aufschrift »Victime du Devoir« gesehen, dann blickt man diese Bauten und ihre Inwohner mit andern Augen an. Sie sind sicherlich kein Luxus in dem Lande der Vendetta.

II.

[27] Die Geschichte Korsikas lehrt uns, daß das eigentümliche und altertümliche Leben der Korsen immer im gebirgigen Innern der Insel sich erhielt, und daß es den Fremden in der Regel nicht gelungen ist, weit über die Küsten hinaus ihre Siedelungen, ihre Wege, ihren Einfluß auszubreiten. Haben doch, allem Anschein nach, selbst die Römer nur an der flachern Ostküste eine Straße gebaut, in die aus dem Innern nichts als Saumpfade ausgemündet haben dürften. Wenn nun auch heute das Land in allen Richtungen von Straßen durchzogen ist und Eisenbahnen wenigstens die Hauptpunkte des Nordens und der Mitte verbinden, so hängen doch, wie vor Jahrtausenden, die Dörfer wie Felsennester in der Höhe, und nicht wenige Städte schauen [28] aus einer Lage, die einst nur das allmächtige Schutzmotiv bestimmt haben kann, auf Straßen und Eisenbahnen hoch herab. Gerade die eigentümlichsten und nicht die unbedeutendsten Städte der Insel gehören dazu.

Die charakteristischste der Bergstädte Korsikas ist die alte Hauptstadt Corte, die sich über mehr als 100 m bis zu ihrer Zitadelle hinaufzieht. Das ist die echte Hauptstadt des Innern. Man sagt sich das, auch ohne ihre mit Paolis Regierung eng verknüpfte Geschichte zu kennen, wenn man durch ihre engen Straßen wandert, zwischen felsengrauen Häusern und vor den mächtigen Widerlagern der Zitadelle steht, in die man leider moderne weiße Häuser hineingesetzt hat. Zypressen, verfallene Mauern, wenige Landhäuser, aber von allen Punkten großartige, ernste Ausblicke in die Schneeberge. Evisa ist noch großartiger. Mit etwas Affektation hat ein Schilderer Evisas Lage dantesk genannt. Aber Cortes Lage am Fuß der Schneeberge hat ein mächtiges Panorama voraus. Denn Corte liegt in dem großartigen Gebirgshalbkreise der unten grauen, grünlich angehauchten, oben aber stellenweise dunkel bewaldeten und zuletzt in kühne Klippenreihen auslaufenden Berge der Cinto- und Rotondogruppe. Diese hinter Corte steil ansteigenden Berge, die im Frühling mächtig herniederhängende Schneemäntel tragen, schließen mit weichern Hügeln, die ihnen gegenüberliegen, das Talbecken ein, in dem Tavignano und Restonica sich vereinigen. Corte liegt nicht in, sondern über diesem Tale. Aus dem Tal der Restonica schaut in nicht großer Ferne der Monte Rotondo her, den man von hier aus besteigt, und von jenseit des Golo der Cinto. Es ist eine ernste, doch, wie alle korsischen Landschaften, durch die weichern Linien der Vorberge gemilderte Landschaft.

Auch die Hauptstadt des Südens, Sartene [Sartène], liegt in einer der felsigsten und wildesten Bergumgebungen, hat aber zugleich den Blick auf das fruchtbare Tal des untern Tavaria und auf die Bucht von Propriano, in die dieser Gebirgsfluß mündet. Wie alle korsischen Städte ist Sartene grau, und seine hohen Häuser bauen sich auf dem Granitboden gerade so unregelmäßig übereinander, wie der Boden selbst geartet ist, so daß man nicht überall sicher ist, ob man ein Haus oder eine Felswand vor sich hat. Wer auf der Straße von Bonifacio von Südosten herankommt, betritt durch Reste alter Bastionen und Mauern das alte Sartene, eine eng zusammengedrängte Gruppe alter Häuser, an und in denen es nicht an Spuren des massiven Steinbaues alter Zeiten fehlt. Die Gäßchen sind Treppen, so eng, fast wie die halsbrechenden Treppen im Innern der Häuser. Ein höchst malerisches und natürlich auch schmutziges Gewinkel. Mit Stolz zeigt der Bewohner von Sartene seine alte Stadt; was für die Städte im Osten der Insel das römische Altertum, ist für die westlichen die Zeit der genuesischen Herrschaft. Es ist zwar eine Zeit verhaßter Erinnerungen, aber es ist eine heroische Zeit, die starke Spuren hinterlassen hat.

Sartene, das weit von allen Eisenbahnverbindungen liegt — man hat eine starke Tagereise nach der nächsten Eisenbahnstation Ajaccio, und viele Reisende ziehen es vor, diese ermüdende Fahrt durch eine Rast in einem der Gebirgsflecken zwischen Ajaccio und Sartene zu unterbrechen — und dessen kleiner, 18 km entfernter Hafen Propriano

nur einen beschränkten Dampferverkehr mit Bonifacio und Ajaccio unterhält, ist noch stiller als Corte, noch mehr Landstadt. Corte war groß zu Paolis Zeit als Mittelpunkt der Unabhängigkeitskämpfe mit den Genuesen und den Franzosen. Ein Denkmal Paolis und daneben noch ein in vernachlässigter Umgebung stehendes Denkmal des in Corte geborenen Generals Arrighi, Herzogs von Padua, heben den Eindruck Cortes. Sartene hat kein Denkmal.

Ich habe in Sartene mehrmals einige Tage zugebracht und habe gesucht, mir die Frage zu beantworten: Wie lebt man in der stillen Stadt? Die Frage stellte sich mir noch dringender, als ich sah, daß hier Menschen wohnen, die einst in der Geschichte Frankreichs viel genannt wurden, wie z. B. der napoleonische Polizeipräfekt Pietri, und andere Vielerfahrene, Vielgereiste. Übrigens stellt uns jede kleine Stadt Korsikas dieselbe Frage; denn überall leben in den engen Gassen und hohen, stillen Häusern einzelne Menschen von Geist oder reicher Erfahrung, in deren Lebensweise wir uns nicht hineinzudenken vermögen. Soweit nun mein Blick reichte, sah ich, daß das Leben der Menschen, die nicht von den Sorgen des Tages umfangen sind, in diesen Städten mehr ländlich als städtisch ist. Alle sind Grundbesitzer in der Stadt und noch mehr außer der Stadt. Ein gelegentlicher Besuch eines Ölgartens, eines Korkeichenwaldes, einer Schäferei, wo ihre Pächter walten, ist ihre Arbeit. Sie selbst nehmen nie ein Gartenwerkzeug zur Hand. Auch haben sie in der Regel keinen Garten am Hause, fühlen auch nicht einmal das Bedürfnis, Blumen um sich zu sehen. Sie wohnen in Räumen, die fast immer verdunkelt sind. Ihre Wohnungen haben viele Räume und sind oft mit interessanten alten Möbeln ausgestattet, aber es sind meist Prunkräume. Soll ein Besuch hineingeführt werden, so müssen erst die Läden geöffnet werden. In den meisten Häusern gibt es weder Gas noch elektrisches Licht, weshalb abendliche Besuche in der Regel nicht willkommen sind. Daraus erklärt sich zum Teil die den Fremdling erstaunende Höflichkeit, mit der Einheimische beflissen sind, ihn in seinem Gasthause aufzusuchen. Für den männlichen Teil der Bevölkerung ist »der Platz«, der Markt, der Ort, wo sich alle treffen und jeden Tag und immer zu gewissen Zeiten des Tages. Da wandeln sie rastlos auf und ab, sprechen lebhaft tausendmal Gesprochenes durch, meist Politik und noch mehr, sagt man, Familienklatsch. Auf den Dörfern, wo es keinen Markt gibt, wandeln sie auf der Dorfstraße und stehen in Gruppen vor dem ärmlichen Café oder vor der Apotheke. So mögen die Bürger alter Griechenstädte in der Agora gelebt und gewirkt und, ganz wie die Korsen, politisches Unheil angestellt haben. Uns kommt dieses Marktleben wie Müßiggang vor. Aber aus einem korsischen Mannesleben den Markt, die Piazza, zu streichen, wäre unmöglich. Wie kann man sich ohne den Markt die korsische Geschichte denken mit ihrem stets regen politischen Leben, das auch im Elend der Fremdherrschaft immer weiter sich regt, verschwört, revoltiert? Die täglich wiederholten und

endlosen Diskussionen auf dem Markte lassen die Fähigen und Kühnen herausfinden und erklären, wie rasch jegliche politische Bewegung ihren Führer gewinnt. Denn so viel Dorf- und Stadtplätze, so viel Tribunen gibt es auch. Für den nur von außen hereinblickenden Beobachter ist diese Gewohnheit, täglich auf dem Platze zu erscheinen, der Grund, daß auch in den kleinsten Städten, wo durchaus keine Ursache für einen regen Verkehr ist, den ganzen Tag über ein gewisses Pulsieren fühlbar ist, das sich am Abend zu einer Bewegung steigert, die unter Umständen stürmisch werden kann. Vom Knaben bis zum Greise muß jeder im Laufe des spätern Nachmittags sich auf dem Platze gezeigt haben. Auch die Hunde betrachten es als ihre Pflicht, sich auf dem Marktplatze einzustellen, und ihre Diskussionen werden oft noch stürmischer als die ihrer Herren.

Die Küsten Korsikas sind auch heute in weiter [29] Ausdehnung menschenarm. Im Westen sind sie felsig, im Osten vielfach sumpfig. Die größern Siedelungen an der Küste, außer den alten Hauptstädten Ajaccio, Bastia, Bonifacio, Calvi, sind erst in den letzten Jahren etwas gewachsen, wie Propriano und Porto, während andere, wie Porto-Vecchio an der Ostküste, zurückgegangen sind. Die meisten sind klein. An der »Marina« liegen ein Schifferboot und ein Haufen Korbnetze, dahinter erhebt sich ein Kirchlein und ein paar Häuser. Oder die Küstensiedelung liegt zusammengedrängt auf weitschauender, freier Höhe und ist von Wall und Turm umschlossen. Kaum eines der zahlreichen Granitvorgebirge der Westküste ist ohne die Reste eines Wartturmes aus genuesischer Zeit. Namen, wie Torre di Turchio, zeigen, wem diese Wachsamkeit galt. Die Hauptstraßen führen auch heute nur auf kurze Strecken an der Küste hin; viele Küstenstrecken sind unzugänglich durch ihren steilen Abfall zum Meere, andere, auf der Ostseite besonders, in der warmen Jahreszeit wegen der Malaria. Jede Flußmündung ist an der Westseite durch eine Barre von Granitsand gesperrt. Das sind keine günstigen Bedingungen für das Aufwachsen von Städten. Klein und still sind denn auch die meisten Orte an der Küste. Versuchen wir es, einige dieser vergessenen Küstenstädte zu zeichnen.

Wo am Nordrande der breiten Bucht von Sagona, nach der Nachbarbucht von Ajaccio wohl der schönsten an der buchtenreichen Westküste Korsikas, eine schmale Felsenhalbinsel das Kap Cargese ins Meer hinausrückt, fesselt den Blick des vom Meere oder von Sagona Herkommenden ein wundersam auf steiniger Höhe zusammengedrängtes Häuflein Häuser, klein, aber mit zwei hochgetürmten Kirchen, die aus der Ferne nebeneinander zu liegen und sich zu gleichen scheinen. Es ist Cargese, eine im 17. Jahrhundert von den Genuesen angelegte Kolonie geflüchteter Griechen. Zwei alte, verfallene Türme schauen aufs Meer hinaus. Kaum konnten sie jemals bestimmt sein, diese Herde von Menschen, die sich an so auffallender Lage angesiedelt hatten, zu schützen. Ihre Aufgabe war jedenfalls, nahende Schiffe zu signalisieren und die Bewohner zur Verteidigung oder Flucht zusammen-

zurufen, ehe die Piraten gelandet waren. Das Örtchen hat zwar keinen Hafen: es ist zwischen den Klippen nur ein Stückchen sandiger Strand da, auf den unter mächtigem Geschrei die Fischerboote heraufgezogen werden. Man nennt das eine Marina. Seit kurzem ist auch ein kleiner Block zementierter Felsen an die Klippen angebaut, wo bei ruhiger See kleine Seeschiffe landen können. Auf unglaublich holperigem Felspfad steigt man von da zu den Häusern empor. Würden nicht die so seltsam einander gegenüberstehenden Kirchen und neben dem einfachen Kreuz das doppelte Kreuz der Griechen von dieser Kolonie vermelden, im Bau der Häuser würde man nichts Fremdartiges wahrnehmen. Sie sind vielleicht etwas sauberer gehalten, als sonst in korsischen Städtchen üblich. Auch die Kultur des umgebenden Landes zeugt von Sorgfalt. Die Bevölkerung allerdings mutet etwas fremdartig an, was freilich in einem Küstenstädtchen nicht auffallen kann. Die Gesichter sind weißer, die Augen und Haare dunkler; die rötlichen Gesichter und braunen bis blonden Haare der Korsen sind dagegen seltener.

Von allen Städten der Westküste hat Calvi die größten historischen Erinnerungen und trägt auch die eindrucksvollsten Spuren einer bewegten Geschichte. Hauptort einer kleinen Republik, »exzentrischer Mittelpunkt« der ganzen Insel zur Zeit der Herrschaft Genuas, kurz vor dem Aufgehen Korsikas in Frankreich noch durch die heldenmütige 16monatige Verteidigung im Jahre 1795 berühmt, ist auch heute die stolze Festung noch eine der geschichtlich interessantesten Städte von Korsika. Die untere Stadt ist verhältnismäßig modern und hat eine hübsche Front nach dem mit neuen Bauten versehenen Hafen, der zu den schlechtern Korsikas gehört, da er, wie die ganze Bucht von Calvi, nach Norden offen ist. Diese neue Stadt ist an den Felsen gedrängt, auf dem die alte, enge obere Stadt in ihren noch immer festen, mit großen Kasematten unterwölbten Mauern liegt und verfällt. Man hat den unangenehmen Anblick langsam zusammenfallender Häuser mit bloßgelegten Dachstühlen usw. Wer zwischen den hausdicken, steil zum Meere abfallenden Mauern auf gewundenen, schmalen Gängen hinaufsteigt, wird geneigt sein, auch heute noch der Feste die Bedeutung eines wirklich festen Platzes zuzusprechen. Jedenfalls ist sie ein merkwürdiges Denkmal des italienischen Festungsbaues.

Übrigens steht sie nicht allein. Alte Rundtürme flankieren die Straße, und auf den benachbarten Höhen zeigt dieses Gemäuer an, wie die Genuesen die ganze Bucht mit ihren Befestigungen eingefaßt hatten. Die Lage in der tiefen, von Norden hereingreifenden Bucht, in die die Schneegipfel des Mte. Padro aus großer Nähe hereinschauen, vollendet ein heroisches Bild.

Nicht weit von Calvi liegt ein anderer alter Küstenplatz, Algajola, ein noch viel stillerer Ort. Algajola ist als Festung tot. So fest und sicher seine steilen Mauern, Türme und Söller ins Meer hinausschauen, sie sind so tot wie die Muschelschalen auf der nahen Düne. Es ist

ein zweites Aigues-Mortes, doch großartiger und durch die Nähe des Meeres, das den Fuß der Befestigungen benetzt, in eine bedeutendere Umgebung versetzt. All dieses alte, dicke Gemäuer, das außerhalb der auf einen Felsvorsprung zusammengedrängten Festungswerke noch große Teile des einst blühenden Städtchens umfaßt, trägt dieselbe steingraue Farbe, die düster über dem lichten Blau des Meeres lagert. Es ist dieselbe Farbe des Alters, die viele verfallene Mauern, Türme und Häuser in und bei Algajola tragen. So schaut auch das Dorf St. Antonino von seiner Höhe aus einem grauen Mauerkranz herunter. Das Land ist wohlbebaut. Trägt doch den Ruhm Algajolas, seitdem es als Festung abgestorben ist, eine der besten Weinsorten Korsikas in die Welt hinaus. Aber aus den grünen Feldern schauen die Riffe des veilchenblauen Granits von Algajola, von dem eine mächtige abgesprengte Säule, halb bearbeitet, in einem Tümpel liegt; das blaue Meer faßt ein Dünenstreifen ein, der bis hart an die Arkaden eines alten Baues reicht, der zu genuesischer Zeit ein Stadthaus gewesen sein könnte. Welcher Gegensatz zu dieser erstorbenen Stadt am Meere das neue Leben, das sich landeinwärts um den Bahnhof herum entwickelt. Es ist wie ein Organismus, der am alten Ende abstirbt, indem er am neuen fortwächst. Und welcher Gegensatz erst die reichen, blühenden Gefilde der Balagna, deren Pforten diese Festung Algajola einst zu hüten hatte!

St. Florent, der in der genuesischen Zeit vielumstrittene Hafen an der Nordseite von Korsika, in dem tiefen Einschnitt zwischen der Hauptinsel und ihrem nördlichen halbinselartigen Vorsprung, ist auf einer in den Golf vorspringenden, felsigen, niedern Landzunge zusammengedrängt. Vom Meere gesehen zeigt auch St. Florent starke Mauerreste alter Befestigungen, und ein massiger Turm überragt es. Doch fesselt das Auge des Beschauers mehr der Gegensatz der hier zusammentreffenden Landschaften. Die graue Felsenküste von Calvi und Algajola verbindet sich mit der grünen der Nordspitze der Insel, und aus dem Binnenlande schaut das [30] fruchtbare Becken des Nebbio mit hoch gelegenen weißen Dörfern her.

Bonifacio, von dessen Lage etwas zuviel Aufhebens gemacht wird, ist eine Genuesenfeste wie Calvi und Porto-Vecchio; mächtige Mauern und Vorsprünge schließen einen Haufen zusammengedrängter ärmlicher Häuser ein, zwischen denen enge Gäßchen und dunkle Gänge durchführen. Da Bonifacio auf eine steil aus dem Meere sich erhebende schmale Halbinsel gebaut ist, macht das Städtchen einen besonders eigentümlichen Eindruck. Aber das Merkwürdigste an Bonifacio bleibt doch der fjordartig schmale und tiefe Hafen, an den sich auch die militärische Bedeutung des Platzes anknüpft. Steil steigen aus ihm die fast wagerechten Lagen sandigen Kalksteines der Tertiärformation empor, die hier plötzlich wie angekittet an das Hauptgestein der Insel, den Granit, auftritt. So wie der schmale, steilwandige Hafen sind die von unten her ausgehöhlten Kalkfelsen Bonifacios eine ganz neue Erscheinung in der korsischen Landschaft. Auch geschichtlich nimmt

Bonifacio eine eigentümliche Sonderstellung auf der Insel ein. Auf der südlichsten entlegensten Spitze gelegen, wiederholt es in verstärktem Maße die Eigentümlichkeit der nördlichen Landschaft des Kap Corse. So wie Bonifacio seinem Boden nach nicht zu Korsika gehört, so sprechen auch seine Bewohner keinen korsischen Dialekt, ebenso wie sie das Waffentragen und die Vendetta aufgegeben oder nie geübt haben. Noch vor kurzem sagten die Einwohner von Bonifacio, wenn sie landeinwärts gingen: Wir gehen nach Korsika. Man führt sie auf eine ligurische Kolonie zurück. Mit demselben Rechte wohl, mit dem man auch die Bewohner anderer Küstenstädte Korsikas, die in lebhafterem Verkehr mit dem nahen Festlande standen, als dem ursprünglichen korsischen Stamm aufgepfropfte Zweige betrachten mag.

Wem wäre nicht besonders in den beiden Hauptstädten der Insel, Ajaccio und Bastia, die Verdünnung der eigentlich korsischen Merkmale in der Physiognomie der Stadt, ihrer Bewohner, des ganzen Zuschnittes des Lebens aufgefallen? Welcher Abstand zwischen dem zerlumpten Pöbel dieser Städte und den stolzen, wenn auch armen Kleinstadtbürgern des Innern. Man liebt es, diesen Unterschied den eingewanderten Italienern zuzuschieben, die sich mit Vorliebe in den Städten festsetzen. Aber es ist seit Jahrhunderten aus fremden und einheimischen Elementen in diesen Städten eine buntgemischte, echte Stadtbevölkerung entstanden, die schon in ihren physischen Merkmalen weit von den Typen des Innern und der abgelegenen kleinen Küstenplätze abweicht. Es scheint vielleicht nicht allzu verwegen, sie großstädtisch zu nennen, wenn man sich erinnert, daß in den sechsstöckigen Häusern und den engen Gassen korsischer Städte die Menschen gründlicher von allem Kontakt mit ihrem Mutterboden losgelöst sind als in einer breit hingelagerten, garten- und parkreichen Stadt des Nordens.

Von den beiden größern Städten der Insel ist Bastia die ältere und italienischere, auch die regsamere und selbständigere. Bastia ist auch im Äußern von Ajaccio sehr verschieden und scheint es für den ersten Eindruck noch mehr, als es in Wirklichkeit ist. Der Fremde, der von dem hochgelegenen Bahnhof durch die Hauptstraße, Boulevard Paoli, in die Stadt hineinwandert, ist überrascht, wie modern oder wenigstens gut erhalten die hohen Häuser aussehen, wie viele ansehnliche Läden und Werkstätten sie in ihren Erdgeschossen enthalten, wie der Verkehr sich lebhafter bewegt als in der Hauptstadt und in etwas höherem Stil. Man sieht mehr gutgekleidete Menschen tätig die Straßen durchschreiten; Spaziergänger sind dagegen seltener, und es stimmt ganz dazu, daß das Kaffeehausleben sich nicht in dem Maße wie dort auf die Straße drängt. Bastia kann nicht mit Ajaccio an Schönheit der Lage verglichen werden. Dazu fehlt vor allem die tiefe Bucht, an die Ajaccio wie an einen tiefen blauen See sich wohlig anschmiegt. Bastias Lage ist viel offener; sein Hafen ist künstlich geschützt. Bastia liegt an einem rauhen Schieferrücken, dessen graue und grauliche, zähe, vielgebogene und -gefaltete Massen eine fast gerade, buchtenlose

Felsenküste bilden, ohne ein Körnchen Sand, geschweige denn ein Sandufer, wie sie an der Westküste an jeder geschützten Bucht liegen. An diesem Rücken ist die Stadt hinaufgebaut und zwar so steil, daß die Felsen vielfach gleichsam als die Fronten der Stufen heraustreten, auf denen die Häuser mühsam Fuß gefaßt haben. Bastia ist die Hafenstadt eines Gebirgslandes. Der Blick aufs Meer ist von den Höhen hinter der Stadt prachtvoll; aber wegen dieser Steilheit sieht man von der Stadt dabei wenig, und die beiden Häfen sogar werden von den hohen Häusern verdeckt. Das alte Bastia gruppiert sich um den alten Hafen mit den ältesten, grauesten, verfallensten Häusern, von deren vier bis fünf Fensterreihen keine der andern gleicht. Die obere Hälfte eines Hauses ist in der Regel schlechter erhalten als die untere; diese ist rosenrot oder gelb bemalt, jene trägt die graue Naturfarbe der Häuser korsischer Städte. Die grünen Läden hängen zum Teil herab, die Balkone sind verrostet; aber Blumen und unbeschreibliche Wäsche wetteifern, dem Bilde frische Farben zu geben. Das neue Bastia umfaßt ebenso den neuen Hafen, an dessen Vergrößerung man noch immer arbeitet. Es ist eine Stadt moderner Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, die sich da gebildet hat und rüstig fortwächst. Der alte Hafen ist nur noch Fischerhafen; im neuen liegen die großen Dampfer, die den Verkehr mit Marseille und Livorno besorgen. Der schattenarme Sandplatz vor dem neuen Hafen mit dem Standbild Napoleons I. als triumphierenden Imperators ist der Spaziergang der schönen Welt von Bastia. Doch stößt hart daran eine Gruppe schmutziger Straßen, wo Hafenarbeiter wohnen und eine Schenke an der andern weit offen steht. Das ist die einzige Stelle in ganz Korsika, wo man zu fühlen meint, es brande ein kleiner Ausläufer des Stromes des Weltverkehrs an das Gestade.

Bastia ist auch die Gartenstadt von Korsika. Der Blick von oben umfaßt eine Anzahl von herrlichen Gärten, die terrassenförmig übereinanderliegen. Ajaccio hat, durch seine Umgebung begünstigt, mehr Eichen- und Ölbaumhaine; Bastia ist blumen- und früchtereicher. In Bastia bewohnen die Kaufleute prächtigere Häuser als in Ajaccio, und dann ist Bastia der Mittelpunkt des reichsten Teiles der Insel, dessen Gutsbesitzer sich hier ansiedeln. Daher auch die zahlreichen schönen Kampagnen, deren freundliche Villen an zartem Rosenrot mit den Pfirsichblüten wetteifern. Es ist am Ende nicht schwer, Gärten anzulegen, wo Zypressen, Pinien und Lorbeeren naturgemäß gedeihen. Aber die Glyzinien, die eines der Gartenhäuser Ende März vollständig in ihr zartes Lila einhüllten, zeigen, wie auch fremde Pflanzen hier die Pflege lohnen. Freilich, verglichen mit dem Reichtum der Gärten der nahen Riviera, sind auch die schönsten Gärten Korsikas ländlich einfach, und es stimmt damit, daß in den Straßenbildern von Bastia und Ajaccio die Blumenverkäuferinnen vollständig fehlen.

Ajaccio war ein kleines Küstenstädtchen der Westküste, wie manches andere, als Bastia schon im Mittelpunkt der Herrschaft und

des Handels der Italiener in Korsika stand. Es verdankt seine große Stellung politi-[31]schen Erwägungen und Begünstigungen mehr als seiner Lage oder der Tätigkeit seiner Bewohner. Es ist die Stadt der Napoleoniden, ihrer Erinnerungen und Denkmäler. Man behauptet, Ajaccio sei auf die Bitten Lätitias zur Hauptstadt des Departements Korsikas erhoben worden. Sein Vorzug, an einem schönen, tief einschneidenden Golf zu liegen, in welchen zwei Flüßchen, Gravone und Prunelli, münden, die zu den größern der Westküste gehören, würde ihm an und für sich nicht einen so gewaltigen Vorteil vor andern kleinen Küstenplätzen an den ebenfalls schönen und tiefen Buchten von Porto, Sagona und Valinco verliehen haben. Daß rückwärts von Ajaccio der treffliche Übergang des Col de Vizzavona von der Ost- nach der Westküste liegt, fällt mehr ins Gewicht. Die militärische Bedeutung des Golfes von Ajaccio, der einer der besten und größten Naturhäfen des Mittelmeeres ist, sprach dagegen mehr gegen als für die Wahl Ajaccios als Regierungssitz. Aber Ajaccio ist langsam herangewachsen, und als einmal Landstraßen und Eisenbahn hier, wie an keinem andern Küstenpunkte, zusammengefaßt waren, folgte auch der Verkehr. Ajaccio ist heute noch immer die Stadt regelmäßiger Anlage mit zwei großen, sich kreuzenden Hauptstraßen und weiten Plätzen, an denen die Kasernen, Schulen, Spitäler und die hübsche Präfektur als stille Häuser stehen. Aber die schlafende Landstadt, welche Gregorovius 1851 fand, ist es nicht mehr. Die Dampfer von Marseille und Nizza, die täglich zweimal eintreffenden Bahnzüge von der Ost- und Nordseite der Insel und zahlreiche Eilwägen, vorsündflutliche Rumpelkästen mit vier Pferden oder Maultieren, führen Menschen und Waren zusammen.

Man sieht gelegentlich neben den Dampfern der regelmäßigen Verbindungen mit Marseille und Nizza auch Schiffe aus algerischen, selten aus spanischen oder italienischen Häfen liegen. Weiter draußen wiegt sich in den Frühlingsmonaten wohl die schlanke Jacht eines Sportsmannes auf den blauen Wellen. Hoch aufgestapelt sieht man Fässer und Kisten am Hafen. Doch bemerkt man bald, daß der Warenverkehr ziemlich einseitig ist, denn er besteht zum größten Teil aus Einfuhr. Ausgeführt wird gerade aus Ajaccio weniger von den an und für sich nicht bedeutenden Erzeugnissen der Insel: Holzkohlen, Kork, Holz, Gallussäure, Fische, Wein, Früchte. Und wenn die angestrebte Verbesserung des Küstendampferverkehrs sich verwirklicht, wird Ajaccio als Ausfuhrplatz noch verlieren. Die Ost- und Nordseite der Insel bewahrt eben immer ihr in der Natur der Insel begründetes Übergewicht in der Erzeugung und damit auch im Handel.

Zwischen Ajaccio und Bastia herrscht, außer dem alten Wettstreit zwischen der künstlich gehobenen und gehaltenen politischen Hauptstadt und der durch Lage und Tätigkeit natürlicher herangewachsenen Handelsstadt, der noch ältere Gegensatz des fruchtbaren Ostens und des felsigen Westens. Der Unterschied der Bewohnerzahl ist zwar nicht groß (21000 und 22000); die Bastiesen und andere Leute in der Provinz

behaupten, Bastia habe 30000 Einwohner, es seien zugunsten Ajaccios Tausende nicht gezählt worden. Um so größer ist der Unterschied des Verkehrs; denn Bastia hat den weitaus belebtesten Hafen auf der Insel, während dem an und für sich schwachen Verkehr Ajaccios in neuerer Zeit Nachbarplätze, wie das südlichere Propriano, Abtrag tun. In Ajaccio wird wenig gearbeitet: es ist die Stadt der Beamten, des Militärs, einer großen Anzahl von Leuten, die hier ihr Ruhegehalt verzehren, endlich der Fremden, die der Ruf Ajaccios als Station hivernale heranzieht. Nur ihnen sind die nicht unbeträchtlichen Neubauten, 1897 angeblich neun Häuser, zu danken. Bastia wächst von selbst und ist um so stolzer darauf, als es nach der Absetzung von dem Range als Hauptstadt der Insel, die es Jahrhunderte gewesen, nach 1811 eine Zeit des Verfalls zu überwinden hatte. Es ist heute politisch nur noch Arrondissements-Hauptstadt. Ist auch Bastia nicht so schön gelegen wie Ajaccio, so geschieht doch dort viel für die Verschönerung der Stadt. Ja, die Unternehmungslust der Bastiesen erstreckt sich sogar auf Konzerte, Theater und Karneval, in welchen wichtigen Dingen sie sich den Ajaccensern mit Stolz überlegen fühlen. Wer sich mit der Geschichte und mit der Literatur beschäftigt, wird aber vielleicht größeres Gewicht auf die Zeugnisse selbständigen Geisteslebens legen, die Bastia in seiner Bibliothek und in der von dort ausgehenden Sammlung von Werken zur Geschichte Korsikas der Société des Sciences Historiques et Naturelles de la Corse bietet.

---

[39] # Über ein Gesetz landschaftlicher Bildung und Nachbildung.

Von **Friedrich Ratzel**, Leipzig.

Die Zeit. Herausgeber: J. Singer, Max Burckhard und Heinrich Kanner. Band XXIV, Nummer 303. Wien (den 21. Juli) 1900. S. 39—41.

[Abgesandt am 22. März 1900.]

Die Landschaftsmalerei ist als ein besonderer Zweig der neueren Kunst in einem landschaftlich eigentümlichen Boden entstanden. Wo grüne Flüsse von mäßiger Größe zwischen steilen Felswänden gehen und liebliche kleine Säume und Halbinseln saftiger Wiesen den schmalen Raum zwischen dem Wasser und dem Fuße der Felsen ausfüllen, hat sie ihre ersten Vorbilder gesucht.

Eine solche Landschaft von grauen Steinmauern mächtiger Schichtung, von hervortretenden Klippen und Nadeln, zwischen denen dunkler Nadelwald schroffe Hänge bedeckt und eine lachende reichbebaute Talebene einschließt, ist im Maastal die Heimat der beiden Van Eyck, Joachim Paterniers und Henriks met de Bles und die Geburtsstätte der niederländischen Landschaftsmalerei. Die Anmut, die Schroffheit und auch die Unruhe dieser Landschaft ist in ihren Werken. Sie ist auch in den Werken fränkischer und schwäbischer Landschafter, die in den Juradurchbrüchen der Fränkischen Schweiz und der Rauhen Alb, in den Tälern der Regnitz und der oberen Donau eine Natur fanden, die bis ins einzelne den Vorbildern ihrer großen Vorgänger glich. Hat man diese in kleinen Ausmessungen schroffe und gegensatzreiche Landschaft gewählt, weil die Eyck sie gemalt hatten, oder entsprach sie einem Naturgefühl, das noch nicht bis zur Ebenen- und Seemalerei fortgeschritten war? Wir glauben das letztere, weil diese Tallandschaft zugleich einem Bedürfnisse nach symmetrischem Aufbau entgegenkommt, der alle landschaftlichen Hintergründe beherrscht, und zwar um so entschiedener, je weiter wir zurückgehen.

Braune oder graue Felsenvordergründe, zwischen denen man in blaue Fernen schaut, wurden in den ersten beiden Jahrhunderten der

modernen Landschaftsmalerei mit einer Neigung gemalt, die bis zur Manier ging. Hier einige Beispiele aus der Alten Pinakothek in München: Auf einem Bilde von Dirck Bouts, Johannes der Täufer mit dem Lamm, sieht man zwischen steilen grauen Felsen, die den weichen Wiesengrund einfassen, eine hochgetürmte Stadt in der Ferne, deren Blau mit dem Blau des Himmels wetteifert. Die Berge mögen steile Kalksteinklippen sein, sind jedenfalls beobachtet, wenn auch stilisiert und komponiert. Genau so sind die Flußuferklippen auf dem Bilde des heiligen Christoph von demselben Meister, blau zwischen den braungrauen Uferfelsen; und dieses Blau ist fast so tief wie das schwere Abendblau des Himmels. Solche auffallend blauen Hintergründe findet man auch bei Mostaert, z. B. auf dem Bilde einer zwischen dunklen Bäumen ruhenden Maria. Das Blau des Himmels und des Fernblicks trennt ein lichter Streifen am Horizont. So hat Altdorfer öfter zwischen steifen Bäumen, er liebt besonders die Buche, den Blick in die blaue Ferne geöffnet, oft mit einem sehr feinen graurötlichen Horizont. Auf der kleinen Landschaft mit dem Ritter ist der Ausblick in den Hintergrund geradezu torartig umschlossen.

Die blaue Ferne läßt unter den Späteren Poelenburg über seine graubläulichen Hügel hereinblicken, und bei dem gleichzeitigen J. Brueghel breitet sich das Blau der Ferne und des Himmels über den größten Teil des Bildes aus, vermehrt um einen blauen Wasserspiegel oder um blaue Gewänder der Staffage. In jeder Galerie leuchten uns J. Brueghels Bilder blau und bläulich an. J. F. Millet, der etwas später, im dritten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, arbeitete, fügte meisterhaft gemalte, schwere blaugrüne Spätabendwolken zu dem übrigen Blau, seiner Lieblingsfarbe. Die älteren Italiener setzten die rundlichen Formen des toskanischen Apennin in die Ferne, blau oder blaugrün, und wer die Umgebungen von Orvieto und Siena durchwandert, findet an den rundlichen Berghängen die von den toskanischen Landschaftern so oft gemalten gebogenen Felsenrippen, die gefalteten Schichten, die Äneas Sylvius den Rippen eines Kastanienblattes verglich. Berge oder Bäume schließen steif symmetrisch auch noch auf Jugendbildern Raffaels einen blauen Berghintergrund ein. Dieser bleibt auch, wo unter Wahrung der Symmetrie an die Stelle der Talhänge Säulenreihen treten, durch die sich ein Blick in die Ferne öffnet. Das Braun und Blau der Nähe und Ferne gehört ebensowohl der Landschaft Venetiens wie den landschaftlichen Hintergründen der altvenetianischen Maler an. Die selbständigen Landschafter des siebzehnten Jahrhunderts haben sich dann von den blauen Fernen und den weißen Wolkenstreifen emanzipiert. Die Ruysdaels setzen das Grau schwerer Wolken in den Himmel, das mit dem Grau ihrer Wasserspiegel, Felsen, Baumstämme und mit ihren düsteren Wäldern zusammenstimmt. Aber der herrliche Wasserfall J. van Ruysdaels im Rijksmuseum zu Amsterdam ist dabei doch ganz symmetrisch komponiert: rechts und links Hügel, die von Ruinen gekrönt sind, mitten zwischen ihnen das weiße schäumende

Wasser. Und so zeigt uns die Weiterentwickelung der Landschaft auf heroischem wie romantischem Wege dieselbe Neigung zu dem kulissenartigen Aufbau mit deutlich gesondertem Hintergrund. Daß man ihn durch sein schönes Blau absonderte, war nur eine Phase in der Entwickelung der landschaftlichen Kunst gewesen. Die blauen Hintergründe hörten auf, Mode zu sein; der symmetrische Aufbau mit dem Blick in die Tiefe des Bildes blieb. Er gelangte sogar zu noch ausschließlicherer Herrschaft in der heroischen Landschaft Poussins und seiner zahlreichen Nachfolger. Die Entdeckung der römischen Campagna für die Landschaftsmalerei brachte in zahllosen Abwandlungen Bilder mit kulissenartig gestellten Ruinen im Vordergrunde und einem Durchblick auf die klassischen Profile der Albanerberge. Ich erinnere mich aber auch an ein Bild von F. van der Hagen im Amsterdamer Rijksmuseum, auf dem zwei Kanäle in der Mitte so zusammentreffen, daß sie ein mit Baumschlag erfülltes Mittelstück abschneiden, während links Kirchturm und Straße liegen, rechts Wiese und Blick in die Ferne sich auftun. Also mit ganz anderen Motiven dieselbe Dreiteilung. Die deutschen Landschafter des achtzehnten Jahrhunderts haben unzählige Flußbilder gemalt, die auf das regelmäßigste dreigeteilt sind, wie der Fluß und seine Ufer oder Talhänge es an die Hand gaben. [40] Dabei galten natürlich Talöffnungen, durch die ein Fluß in ein Tiefland mit weitem Horizont heraustritt, für besonders passende Gegenstände. Wie oft sind gerade die regelmäßigst gestalteten »Tore« dieser Art, wie Heidelberg, Salzburg, Zürich, gemalt oder radiert worden.

Verlassen wir die Galerie mit ihren Bildern von einer Auffassung, die uns zum Teil schon als veraltet erscheinen mag, und betrachten wir an irgendeinem Schaufenster die neuesten Erzeugnisse der modernsten Landschafterei, der Landschaftsphotographie, so sind wir vielleicht nicht wenig erstaunt, in den der Natur sklavisch abgelauschten Darstellungen derselben Symmetrie wieder zu begegnen. Die am meisten bewunderten, die beliebtesten, am häufigsten reproduzierten Alpenphotographien zeigen unfehlbar die kulissenförmige Einfassung auf beiden Seiten und dazwischen im Hintergrunde eine Hochgebirgsgruppe. Rechts und links Wald und Matten, in der Mitte Firn und Gletscher, die aus der Ferne herschauen. Auf farbigen Bildern rechts und links dunkelgrüner Wald und hellgrüne Wiese und in der Ferne Blau und Blaugrün des Himmels und des Eises. Da kehren also die Elemente der Landschaften des fünfzehnten Jahrhunderts wieder. Und es ist kein Zweifel, daß die Gebirgsbilder sich der größten Beliebtheit erfreuen, in denen Rahmen und Hintergrund sich recht deutlich voneinander abheben. In ihnen zieht offenbar das Publikum, das doch zuletzt die Auswahl bestimmt, dieselbe wohltuende Symmetrie an, die sich schon vor Jahrhunderten die Neigung der Betrachter und Verehrer der Heiligenbilder gewann. Dem widerspricht nicht die Auskunft des Sachkenners, die da besagt: der Vorzug dieser Photographien ist, daß sie ein Bild sind; der Betrachter will etwas Abgeschlossenes.

Folgerichtig suchen sich auch in der Natur die Freunde schöner Ausblicke derartige Bilder. Ich erinnere an den schön eingerahmten Blick von der Kaiserin Friedrich-Ruhe bei Madonna di Campiglio oder an die Art, wie das neue Hotel Trafoi genau zwischen zwei grünen Hängen dem Ortler gegenübergestellt worden ist.

Sollte nur eine Vorliebe, die bestimmt ist, vorüberzugehen, die Neigung zu den bergumschlossenen Gebirgshintergründen bestimmen? Sollte es nichts sein als eine höhere Mode, etwa wie die der heroischen Landschaft mit mythologischer Staffage im Schatten unglaublicher Baumexemplare? Dagegen spricht doch die Wiederkehr dieses Landschaftstypus in weit entlegenen Jahrhunderten, auf den ersten Landschaftstafelbildern, die man kennt, auf den modernsten Photographien, auf Bildern aus allen Zonen und aus allen Erdteilen. Dem Geographen, der die Landschaft auf ihre Entstehung und darin begründete Familienähnlichkeiten hin betrachtet, liegt die Frage näher als dem Künstler, ob das nicht eine Erdform von besonders häufigem Vorkommen und tiefer natürlicher Begründetheit sei, die einen so großen Teil aller Landschaftsbilder alter und neuer Zeit geradezu beherrscht. Er wird sie ohne Zaudern bejahen. Denn die Elemente des Tales sind die Grundzüge dieses weitverbreiteten Typus des Landschaftsbildes. Das Tal ist eine abwärtsführende Rinne im Erdboden: sein oberer Teil liegt höher als sein unterer, und Ufer, Hänge, Dämme, Berge, Gebirge fassen es beiderseits ein. Von unten hinaufblickend, sehen wir das Tal zwischen Höhen eingesenkt, und vom Hintergrund her schaut uns der höher gelegene Abschluß an. Also bietet jeder Blick in ein Tal das natürlich eingerahmte Bild einer näheren oder ferneren Aussicht. In der Natur selbst ist also die Dreigliederung der Landschaftsbilder in unzählbaren Fällen schon gegeben. Was uns als die künstliche Anordnung eines schematisierenden Geschmackes erscheint, baut sich rings um uns als Werk der Natur auf. Wir brauchen aber nicht bei dem Tale stehen zu bleiben, das die Rinne fließenden Wassers ist. Das Tal ist zwar schon als Wirkung des Wassers eine der größten Tatsachen der Erdoberfläche: Täler durchfurchen alles bewässerte Land, und selbst in den Wüsten, wo heute kein Wasser fließt, bezeugen trockene Täler einen feuchteren Zustand, der war. Aber die Talform dankt noch ganz anderen Kräften ihre Entstehung. Jede Faltung schafft eine Rinne, und jeder Einbruch kann die Bildung einer Rinne anbahnen. Vielleicht fließen eben soviele Bäche und Ströme in älteren und neueren Falten, Rissen und Brüchen wie in selbstgegrabenen Rinnen. Sodaß man also sagen kann: die dreigliedrige Landschaft in ihrem natürlichen Rahmen ist die Wirkung allverbreiteter Kräfte, die aus der Erde heraus und von der Luft durch das Wasser auf die Erde herab und über die Erde hin arbeiten; sie ist eben deshalb der Ausdruck allverbreiteter Erdformen.

Man malt, zeichnet, photographiert diese Aussichten also, weil sie häufig sind. Wenn man sie aber auch anderen vorzieht, hat das

seine besonderen Gründe. Fechner hat zuerst das Grundgesetz der Ästhetik formuliert, daß der Mensch, um Gefallen an der rezeptiven Beschäftigung mit einem Gegenstande zu finden, eine einheitlich verknüpfte Mannigfaltigkeit darin dargeboten finden muß. Das heißt praktisch, daß wir bei jedem größeren Ganzen, das uns in einer gewissen Dauer beschäftigen soll, viel Ungleichheit verlangen, die jedoch irgendwie einheitlich verknüpft sein muß, um uns zu fesseln. Je größer die Mannigfaltigkeit oder die Ungleichheit, desto schwerer diese Verknüpfung zur Einheit, desto größer aber auch unser ästhetischer Genuß, wenn die Verknüpfung gelungen ist. Unter den einfachen Figuren steht in diesem Sinne der Kreis über der geraden Linie, die Ellipse über dem Kreis; die Wiederholung einer Geraden in Parallelstrichen steht über der einfachen Linie, die strahlenförmige Zusammenfassung mehrerer Linien über der Parallelfolge. Die Wiederholung einer Gestalt steigert oft unser Gefallen daran; es ist aber ein höherer Grad von Gefallen, wenn in dieser Wiederholung ein einheitlicher Bezug liegt, der die beiden Gestalten aneinander bindet. Die zweiseitige Symmetrie ist ein solcher Bezug. Fechner hat in interessanter Weise gezeigt, wie das bekannte Spiel mit dem Schnörkel, den wir mit Tinte auf ein Blatt zeichnen, um ihn durch Zusammenfalten des Papieres zu verdoppeln, durch Bild und Gegenbild aus einem einfachen Zeichen ohne Sinn und Meinung eine symmetrische Figur erzeugt, die unser Interesse erweckt. Das Kaleidoskop leistet durch Vervielfältigung einer an sich bedeutungslosen Zusammenstellung von Farben und Formen ähnliches oder mehr. Dabei handelt es sich immer um eine Wiederholung, aber um eine Wiederholung in bestimmter Lage. Das ist von großer Bedeutung gerade für die Landschaftsbilder. Zwei ähnliche Berge, ohne Verbindung nebeneinander gestellt, erregen unser Interesse nicht mehr als jeder von ihnen einzeln. Die bloße Wiederholung ist ästhetisch zwecklos. So ist es mit zwei Bäumen, die nebeneinander stehen. Stehen aber die Berge oder die Bäume zu beiden Seiten eines Gegenstandes, den sie gewissermaßen einrahmen, indem sie zum Beispiel ein Tal oder eine Schlucht begrenzen, so verbindet sie ein höherer Bezug: sie erscheinen als die einander gegenüberliegenden Erhebungen, die notwendig sind zur Bildung der zwischen ihnen herabziehenden Talrinne. Oder wenn Claude Lorrain mit Vorliebe zwei Prachtbäume zur Umrahmung eines sonnigen Fernblickes benützt, sind diese Bäume notwendige Bestandteile des Bildes, das sie nach rechts und links abschließen. In solchen Fällen erfreut uns einmal die symmetrische Wiederholung an sich, weil sie ein Element von Regelmäßigkeit in die vorherrschende Unregelmäßigkeit der Umrisse und Bodenformen bringt; und dann erfreut uns die »Umrahmung«, die ein drittes Bild in der Ferne erscheinen läßt. Es spielen in der Landschaft auch andere Wiederholungen eine große Rolle, die, durch einheitliche Bezüge verbunden, unser Gefallen steigern. Aber mit jenen symmetrischen Wiederholungen gewinnen wir auch noch andere Vorteile, die ihre Bedeutung steigern.

Versetzen wir uns in eine Gegend, wo zahlreiche Täler zwischen ebenso vielen Bergen ausmünden, zum Beispiel auf einen von unseren Voralpenseen. Da fühlen wir sofort, wie der Blick in das Tal uns immer mehr fesselt als der auf einen Berghang oder auf eine Felswand oder auf einen Wald gerichtete Blick. Er hat die Tiefe voraus. Statt an einer Linie hinzuschweifen oder hinzuirren, die aus gleich weit entfernten Punkten gebildet wird, geht er geradeaus fort. Ist das Tal ohne Abschluß, so geht er ins Weite; ist es abgeschlossen, so stellt ihm der Abschluß ein neues Bild in den gemilderten Formen und Farben der Ferne gegenüber, in dessen Betrachtung der Blick Ziel und Ruhe findet. Ein solches Fernbild ist in seinen beiderseitigen Einrahmungen ein Ganzes; dagegen eine Berg- oder Felswand wird immer willkürlich herausgeschnitten. Jenes ist ein Bild von Natur, aus dieser kann zur Not ein Bild gemacht werden. Die Schriftsteller über Landschaftsmalerei, z. B. Twining, setzten den Wert der natürlichen Einfassung zu niedrig an, wenn sie darin nur Vorhänge oder Blenden sahen. Ich will nicht von den Farbenunterschieden der Fernblicke sprechen und von den feinen Reizen der Luftperspektive. Es ist für unsere Schätzung ihrer Bedeutung, wenn nicht im Bild, so doch in der Natur, viel wichtiger, daß sie die Symmetrie der beiden seitlichen Gebilde durch ein ganz neues Drittes heben, neben dem diese als etwas ganz Untergeordnetes erscheinen. Es ist der Blick in eine Welt jenseit des Vordergrundes, die heller, größer und weiter ist. Das ist der Blick, dem zuliebe die Gartenkunst der Nappes d'eau und Taxushecken lange Alleen schuf, in deren eng begrenzter Perspektive ein weißes Schloß in dunkelm Rahmen des künstlichen Waldes wie in einer Blende erscheint, künstlich ferngerückt und verkleinert. Diese vertiefte Landschaft der Gartenkunst bildet übrigens einen merkwürdigen Gegensatz zu der tapetenhaft flach gemalten Landschaft derselben Zeit.

Wir vergessen allzu leicht, daß wir in der Regel in der Erde drin stehen. Die Furchen, Mulden und Brüche, alle diese Runzeln im Antlitz der Erde, sind ja in die Erde hineingegraben, die uns überragt. Gehen wir in einem Tal, so gehen wir also in einer Rinne, die das Wasser und vielleicht das Eis noch vertieft haben. Wir befinden uns da unter dem Niveau der Erdoberfläche. Oft gehen wir auf einem Boden, der tatsächlich aus diesem Niveau um ein paar hundert oder auch ein paar tausend Meter in die Tiefe gesunken ist. Wir haben den Himmel über uns, und er läßt uns vergessen, daß wir eigentlich in einer Aushöhlung gehen, kurz, daß wir in der Tiefe sind. Allerdings, wenn wir unseren Blick, statt nach oben, nach den Seiten und nach vorn richten, da merken wir bald, daß wir von höheren Teilen der Erde umgeben sind, und oft schließt sich die Welt auch hinter uns zu, und wir können nur nach oben hin einen Blick »ins Freie« gewinnen. Hängt nun, wie in so vielen [41] Klammen, ein Teil dieser uns umgebenden Erde über, dann fühlen wir uns gar wie ein Bergmann in seinem Stollen, überall von der Erde eingehemmt und sind sehr froh,

wenn vor uns endlich ein Lichtstrahl auf den Weg fällt, doppelt froh, wenn dieser Lichtstrahl eine schöne Landschaft vor und über uns beleuchtet, so daß der Blick in die Ferne ein befreiender und erhebender Ausblick wird.

Was die Bergkulissen einfassen, ist nun nicht immer einfacher Fernblick. Sehr oft sind den fernen Bergen halbhohe vorgelagert, die sich wie ein besonderes kleines Gebirg zwischenschieben. Eine Folge von besonderen Bildern führt uns dann sachte in die Ferne hinaus. Natürlich bereichert sich das Gesamtbild durch diese Berge, die sich vor den höheren und ferneren erheben. Es gliedert sich vier- und fünffach und besonders deutlich, wenn die vorgelagerten eine Höhenstufe bilden, auf der sich eine kleine Welt von Äckern und Wiesen, Wäldern und Lichtungen, Höfen und sogar Dörfern entfaltet. Das ist, was die Täler der Dolomiten so reich erscheinen läßt, was auch schon dem Blick aus dem Unterinntal nach den Zentralalpen eine so reiche Welt durch die Einschiebung des »Mittelgebirges« erschließt. Wo nun eine solche scharfe Abstufung nicht stattfindet, da können doch die hinter- und übereinander liegenden Teile des Bildes in der mannigfaltigsten Weise sich voneinander abheben. Ihre natürliche Verwandtschaft bringt dazu weitere Abstufungen in Form und Farbe, die zum Rhythmischen im Bilde oft sehr viel beitragen. Im Vordergrund erheben sich mit weichen Formen Hügel, die bis oben angebaut und bewohnt sind; dahinter folgen höhere bewaldete Berge, die schon gelegentlich eine graue Felsklippe oder -rippe hervorschauen lassen; im Hintergrund endlich tauchen die Felsberge mit ihren Firn- und Eisauflagerungen hervor. Auch diese Auflagerungen stufen sich wieder ab von dem einsamen Firnfleck, der auf dem Felsengipfel eines grünen Berges in einer Runse liegt, durch die gesellig auftretenden und stellenweise ineinander fließenden Firnflecken eines uns zugewendeten Schuttkars bis zu dem aus breitem Firnmantel wie ein riesiger Eiszapfen herabsteigenden Gletscher. Oder der vordere Berg trägt das dunkle Kleid des Waldes, das an den folgenden herabgesunken ist, um weiter zurückliegende Matten und Felsen freizulassen, zwischen denen aus der Ferne der leuchtende Firn herüberschaut. Das sind Blicke, wie man sie durch Einschnitte im Kalkgebirge gewinnt, wo die Farbenabstufung vom lebendig Grünen durch Felsengrau zum leuchtenden Weiß der Firnfelder führt, die kaum von den Wolken im Sonnenlicht zu unterscheiden sind; mit ihr zusammen geht die Abstufung vom organisch Weichen der Pflanzendecke durch das Starre des nackten Gesteines zu der Mischung von Weich und Starr in dem Mantel festen Wassers, der die höchsten Höhen umhüllt. Der Landschafter wird zwar die allzuweit ausgezogenen Perspektiven in der Regel zu verwickelt finden. Auf dem Bild langweilen sie den Beschauer. Die Sprache der Natur klingt uns aber auch dann noch wohl, wenn sie mit vielen Wiederholungen und in breiten Rhythmen sich ergießt.

Wenn Vorberge so nahe zusammentreten, daß sie den größten Teil des dahinterliegenden Gebirges verhüllen, ragen nur dessen höchste Gipfel darüber hervor. Je weniger man von ihnen sieht, desto ferner erscheinen sie, und im Gesamtbild sind sie den Vorbergen untergeordnet. Immerhin steht auch dann noch ein Einschnitt mit den darüber herausragenden Gipfeln im Mittelpunkt des Bildes, das einen wohltuend symmetrischen Aufbau zeigt, wenn der Einschnitt einen ähnlichen Winkel bildet wie die darüber hervorragende Gebirgsgruppe. So ist der Einschnitt des Isartales in die Berge der bayerischen Hochebene, über den die schöne Gipfelpyramide des Karwendelgebirges hervorragt. Die beiden Winkel bilden miteinander eine rautenförmige Figur. Diese Figur kommt oft in Talausblicken vor. Sie ist in doppeltem Sinn eine Wiederholung der Bergumrisse des Vordergrundes rechts und links, die immer auf Dreiecke zurückführen; denn die Raute zerlegt sich in zwei Dreiecke. Zugleich wirkt diese Figur als Abschluß, und hinter dieser Funktion tritt die Wiederholung zurück, die übrigens durch ihre besonderen Farben und Lichter als eine ganz neue Variation der bekannten Formen erscheint.

Treten die Vorberge weit auseinander, so läßt umgekehrt der tiefe Einschnitt, der ein Gebirge torartig durchbricht, das in seinem Hintergrund aufragende Gebirge als ein Ganzes in unseren Gesichtskreis treten. Es ist ein breites, freigebiges Darbieten, allerdings auch ohne den Kontrast zwischen dunkler Talspalte und lichter Talweitung. Nun haben wir kein einheitliches Panorama mehr wie vorhin, sondern ein dreigliedriges, das triptychonartig aus den Flügeln der Vorberge und aus dem Mittelbild besteht, von dem jene unbedingt beherrscht werden, wenn es auch tief unten am Horizont steht. Wir sehen durch das Tor des Tales in eine Welt, die fern ist und zugleich einer anderen Höhenstufe angehört. Die Entfernung läßt Unebenheiten übersehen, die zwischen uns und diesem Bilde liegen. Man glaubt, über denselben Wiesenboden hin, auf dem wir stehen, bis an den Fuß der fernen Berge schreiten zu können. Und Berge, die wir über den Spiegel des Vorlandsees hin erblicken, scheinen aus dem See unmittelbar aufzusteigen. Indem dergestalt das Mittelbild eine beherrschende Stellung gewinnt, treten doch auch die seitlichen Einfassungen bedeutsam hervor; sie müssen einen selbständigen Charakter haben, wenn die Harmonie nicht gestört werden soll, oder sie müssen als einfache Hänge, die in gleichmäßiger Bewaldung übereinstimmen, nichts anderes sein wollen als der Rahmen des Mittelbildes. Es gehört zu den feinen Schönheiten der Taleinfassungen von Heidelberg und Baden-Baden, daß sie auf der Seite, wo ihre alten Ruinen aus dem Walddunkel hervortreten, beide Aufgaben zugleich lösen.

In unseren Mittelgebirgen fehlen die großen Abstufungen der Hochgebirge, und dafür sind die Gebirgsmassen bis zu den Kammeinschnitten so hoch, daß sie dem Betrachter Mauern entgegenstellen; daher tiefe Täler ohne Ausblick. Der Blick dringt nicht in das Gebirg,

sondern haftet an dem Gebirg. Nicht als ferner Hintergrund in Taleinschnitten, sondern als rundliche Kuppe überragt der Brocken den mächtigen Wall des Harzes und der Ochsenkopf die breite Wölbung des Fichtelgebirges. In unserer Erinnerung an die Alpen öffnen sich grüne Täler mit schneegipfeligem Hintergrund, während wir unsere Mittelgebirge als Wälle, gewölbte Massen oder Wellenzüge im Gedächtnis tragen, scheinbar mehr geographische Vorstellungen als Bilder. Und doch walten auch in den Landschaften unserer Mittelgebirge dieselben Grundgedanken wie in der Hochgebirgslandschaft; sie sind nur nicht in so großen Zügen hingeschrieben, sondern in die leisere Sprache des Idyllischen, Heimlichen übersetzt. Der Blick wandert ebenso gern an dem Bächlein entlang, das über eine hellgrün begraste Waldlichtung aus einem dunkeln Tale kommt, als er dem Sturzbach bis zu den Gletschern folgt, die ihn nähren. Das körperliche Auge trifft allerdings in diesem Prospekt sehr bald nur auf Bäume und Waldesdunkel, die sich immer wiederholen. Aber die Seele fliegt dem Blick voraus und nistet sich mit schauderndem Behagen in kühle, bemooste Waldwinkel ein, wo an stillen Quellen die bekannte blaue Blume steht und ein aus dem Schatten heraustretendes Reh neugierig-scheu und fragend den Eindringling anschaut. Es braucht nicht einmal ein Waldgebirge. Ein einfacher Weg, wie ihn Corot gern zeichnete, der in den tiefsten Wald hineinführt, dessen Dunkel nur ein von ungesehener Wasserfläche zurückgeworfener Lichtstrahl erhellt, bringt das Prinzip der Unterbrechung und des Hineinsehens in das Bild zum Ausdruck, wenn auch die einst so stark betonte seitliche Symmetrie dahinter weit zurücktritt. Die Verknüpfung zur Einheit fehlt nicht; sie gehört vielmehr nun einer höheren Stufe an. F. Th. Vischer meint sie mit den Worten: »Wer Formen sieht, kann in der Modellierung eines Hohlweges, eines Raines eine Welt von Reizen finden.« Es wäre interessant zu sehen, in wie vielen neueren Landschaften dieses »Motiv des Weges« den geistigen Mittelpunkt und den Schlüssel bildet. Es stammt direkt von den zweiseitig symmetrischen Bildern älterer Schulen her.

---

[42] # Der Geist, der über den Wassern schwebt.

Von **Friedrich Ratzel.**

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Herausg. von Julius Lohmeyer. 1. Jahrg. Berlin (Oktober) 1901. Heft 1, S. 42—53.
[Abgesandt am 4. August 1901.]

Mein kleines Buch »Das Meer als Quelle der Völkergröße« hatte ich (1900) mit dem Gefühl abgeschlossen, daß das Tiefste und Größte, was vom Meere zu sagen wäre und was man von ihm sagen müßte, ganz unausgesprochen geblieben war. Es war damals freilich darauf angekommen, die politische Seite zu zeigen, und diese verträgt bekanntlich nicht die Vermengung mit der allgemein menschlichen. Das Erfordernis der Stunde war die Betonung, scharf wie ein Weckruf, der Notwendigkeit, daß unsere Nation einen größeren Anteil an der Beherrschung des Meeres gewinnen müsse. Sie sollte aus der kontinentalen Enge eines kleinen, geschichtlich alten Erdteiles mit allen Kräften dort hinausstreben, wo die Völker, wie die Einzelnen, mit dem ersten Atemzug in reiner Brandungsluft Blick und Herz sich erweitern fühlen. Oder, um dasselbe Bedürfnis tiefer zu fassen: nicht auf die Dauer darf und kann der Zufall des kontinentalen Wohnplatzes über die Stellung unseres Volkes in der Welt entscheiden. Ist nicht gerade das Meer, das keine Grenzen kennt und das keiner Macht zu eigen sein kann, dazu geschaffen, einem Volke seine wahre Heimat, die ganze Erde, zu zeigen und zu erschließen? Diesen politischen und wirtschaftlichen Nutzen des Meeres klar hinzustellen, erforderten also damals die Zeitverhältnisse.

Ich wartete darauf, daß von irgend einer Seite dann auch die Bedeutung des Meeres für die Seele eines Volkes gezeigt werde. Vielleicht war es schon geschehen. Wie groß, aber auch wie verlockend ist doch die Aufgabe, einmal alle Beziehungen einer großen Naturerscheinung zur Menschheit, die nicht dem Nutzen angehören, treu darzustellen! Man sollte meinen, in einer großen Literatur, wie der deutschen, müßten dafür Schätze zu heben sein. Der liederkundige Herausgeber dieser Zeitschrift ließ damals ein Bändchen Gedichte

»Zur See, mein Volk!« erscheinen, wo man die größten Namen und außerordentlich viel Schönes findet. Als er die Güte hatte, mir es zu schenken, schrieb ich ihm mein Erstaunen über die Armut an Äußerungen über die seelischen Wirkungen des Meeres. Wir stimmten beide darin überein, daß, wo soviel über den praktischen Nutzen des Meeres gesprochen worden, der ideale Gewinn, den es ausstrahlt, schlecht weggekommen war. Was wäre aber kurzsichtiger, als das Meer wie ein Kohlenbergwerk zu behandeln, aus dessen Tiefen man marktbare Ware [43] in beliebiger Menge heraufholt und sonst nichts? So mag dem Meere gegenüber der Fischer verfahren, für den ja die Meerestiefen auch nur ergiebige Schächte sind. Aber die Beherrschung des Meeres muß geistige Mächte in Bewegung setzen, und an das, was am Meere geistverwandt ist, muß sie daher auch anknüpfen können. Die starken Herzen, die das Meer fordert, müssen ihre Kraft vom Meere schöpfen; und ebenso die starken Geister. Venedigs Seeherrschaft war eine Zeitlang die vollkommenste, die es gegeben hat, und sie beruhte nicht bloß auf der Zahl der Galeeren; Venedigs Gelehrte haben die Karte des Meeres verbessert, Venedigs Künstler haben das Meer und die Luft, die darüber schimmert, sehen und malen gelehrt. In der Vermählung des Dogen mit der Adria liegt das Symbol dieser tieferen Beziehungen zwischen dem Meer und seinem Volk. In noch viel größerem Maße ruht Englands Seebeherrschung nicht allein auf wirtschaftlichen und politischen Leistungen. Die Erforschung des Meeres und die künstlerische Darstellung desselben, des Wassers überhaupt, durch englische Entdecker, Forscher, Kartographen und Künstler sind nicht die schwächsten Quadern in den Grundmauern britischer Seeherrschaft.

Aber das alles hängt doch irgendwie noch mit dem »Nutzenziehen« zusammen. Woran ich aber in diesem Augenblick denke, das hat gar nichts mit irgendeinem greifbaren oder sichtbaren Gewinn zu tun, der dem Meere abgerungen würde, und auch sogar nichts mit dem Verhältnis eines großen Dichter- oder Künstlergeistes zum Meere. Es betrifft vielmehr eine ganz zurückliegende, unscheinbare Sache, die im Grund mächtig, aber doch so wenig auffallend wie die Wiesenblumen oder wie eine hingehauchte Wolke ist.

Ich meine die Beziehungen des Flüssigen unserer Erde und besonders des Meeres zu jenen unverdrossenen Versuchen, das Ewige zu erfassen, die die Menschen zu allen Zeiten gewagt haben und wagen werden: im Ringen um Gott. Man könnte auch hier von einem Nutzen sprechen; aber es handelt sich dabei doch um viel mehr, als was wir mit diesen Worten zu bezeichnen pflegen. Worte höherer Art, nicht entweiht durch alltäglichen Gebrauch, sind am Platz, wo man von einer Naturerscheinung spricht, der von allen irdischen die stärkste Kraft innewohnt, uns mit jener Bewunderung und Ehrfurcht zu erfüllen, die Kant beim Aufblick zum gestirnten Himmel empfand. Von der Natur dieser Kraft möchte ich sprechen und nicht bloß ihre mögliche

Leistung darlegen, die weit über die Kräfte sämtlicher Wellen und Wasserfälle der Erde hinausreicht, sondern auch versuchen, zu zeigen, daß die göttliche Seite, die jedes Naturding hat, sich kaum in einem so klar bekundet, wie in dem mächtigen, klaren, beweglichen, tausendgestaltigen Wasser.

Hier liegt die Natur frei vor mir ausgebreitet. Ich muß nicht durch eine Schale oder Rinde von vielgestaltigen Geschöpfen durchdringen, wie auf der Wiese oder im Wald, um zum Kern zu kommen. Die Pflanzen sind schön und [44] ganz geeignet, uns zu fesseln; aber ich möchte sie den Blasen vergleichen, die der Strom wirft. Der Strom selbst sind sie nicht. Wenn ich die Größe der Natur ganz erfassen und das, was darüber sein muß, voll empfinden will, dann sind unter allen Erscheinungen der Natur die des Wassers mir die nächsten und nützlichsten. Die Schönheit im einzelnen und den mannigfaltigen Reichtum zeigt allerdings die organische Welt besser. Aber die Vorstellung von einem Hohen hat eine breite Grundlage nötig, auf der sie sicher ruhen kann. Auch sollte diese Grundlage einfach sein. So ist das Meer, das uns nichts zeigt als Wasser, ebenes Wasser und Wasser zu Wellen erhoben, und die Wellen wieder in Wasser zerrinnend, so daß, mit demselben Stoff und immer in denselben Formen sich beschäftigend, unser Geist von keiner fremden Erscheinung abgezogen wird, die ein Recht für sich will, sondern ungestört die einfache Größe der Natur in sich aufnehmen kann.

Ich höre sagen: Im Vergleich mit der Sternenwelt bleibt die Welt des Wassers immer eine enge und begrenzte. Die wahre Schule des Erhabenen liegt doch in der Betrachtung »der Verknüpfung ins unendlich Große, einer Verknüpfung mit Sternen über Sternen, mit Welten über Welten, Systemen über Systemen« (Kant). Das mag so scheinen, wiewohl nicht alle Denker davon durchdrungen sind, und Kant selbst am Schluß der angeführten Stelle sagt: »Das Vorstellen erliegt diesem Fortgehen ins Unermeßlich-Ferne, wo die fernste Welt immer noch eine fernere hat, die soweit zurückgeführte Vergangenheit immer noch eine weitere hinter sich; die noch soweit hinausgeführte Zukunft immer noch eine weitere vor sich; der Gedanke erliegt dieser Vorstellung des Unermeßlichen, wie ein Traum, daß einer einen langen Gang immer weiter und unabsehbar weiter fortgehe, ohne ein Ende abzusehen, mit Fallen oder mit Schwindel endet.« Kant will doch damit sagen, daß das Ende dieser Gedankengänge, die aus einer unmöglichen Vorstellung von der Unendlichkeit das Gefühl des Erhabenen gewinnen wollten, nichts als das Gefühl der Ohnmacht sei. Ein anderer großer Denker, Hegel, hat das »schale Erstaunen« jener Astronomen gegeißelt, die das Erhabene ihrer Wissenschaft im Unermeßlichen der Zeiten und Räume sehen statt im Maß und im Gesetz. Und im Grunde hatte schon vor beiden Albrecht von Haller in seiner einst vielgerühmten, von Kant so genannten schauderhaften Beschreibung der Ewigkeit das Richtigste gesagt, wenn er nach jenen großen Worten

»ich häufte ungeheure Zahlen, Gebürge Millionen auf, ich setzte Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf« mit dem Bekenntnis endigt, daß alle diese Mühe für nichts war; denn es ist ja »alle Macht der Zahl, vermehrt zu tausend Malen, noch nicht ein Teil von Dir: ich zieh sie ab, und Du liegst ganz vor mir.« Kommt man damit nicht auf die freilich durchaus nicht neue Erfahrung zurück, daß die äußere Größe an sich gar nicht Gegenstand unserer Bewunderung sein könne? Das unendlich Kleine ist ebenso bewundernswert wie das unendlich Große, und es ist nicht minder das, was zwischen beiden liegt. Hegel hat recht: das Er- [45] habene liegt in den Gesetzen der Natur; und so wie diese allwaltend sind, ist die Natur überall erhaben.

Aber so groß ist allerdings unsere menschliche Schwäche, daß wir doch wenigstens die Anregungen unserer Sinne für das Erhabene im Weiten und Großen zu gewinnen streben. Vor der Tiefe der Ewigkeit gesehen ist ein Tautropfen ein Meer; aber am Meere stehen wir unmittelbar vor einer unabsehbaren Größe, während den Tautropfen wir erst durch große Überlegungen denkend in ein Meer vergrößern müssen.[1] Das alltägliche Leben drückt uns immer wieder die kleinen Maßstäbe in die Hand und gewöhnt unsere Augen an die kurzen Perspektiven von einer Straßenecke zur anderen. Wir mögen uns wohl beim Drehen einer Luftblase auf der Oberfläche des wirbelnden Baches sagen: so sind die Wirbel, die eines Tages die Planeten in die Sonne stürzen; es kommt endlich doch immer wieder bei unseren beengten und beschränkten Sinnen auf die Umstände an, unter denen wir an die Natur herankommen. Wenn wir sie frei und frisch empfinden sollen, soll kein Tele- noch Mikroskop unser Werkzeug sein müssen, und wenn wir immer wieder zu ihr zurückkehren sollen, möge ihre Erhabenheit nicht Einförmigkeit sein. Würden wir uns ethisch gehoben fühlen, wo wir ästhetisch nicht angezogen oder nicht gefesselt werden? Unser Sinn für das Naturschöne ist ja freilich durch eine Menge von Nebenvorstellungen bedingt, die mit der reinen Schönheit nichts zu tun haben. Aber welche Poesie schied jemals die erfrischende Kühle einer Quelle mit ihren wohltuenden Erinnerungen aus der bewundernden Betrachtung ihrer Klarheit aus? Das Wasser wird immer eine raschwirkende Arzenei der Seele sein, weil es im Großen und Kleinen dasselbe, sich immer gleiche ist. Und wie von der Quelle der Bach zum Strom und zum

---

[[1] Am 11. Oktober 1901, also kurz nach dem Erscheinen der vorliegenden Abhandlung, hat Friedrich Ratzel diesem Ewigkeitsgedanken folgende dichterische Form gegeben:

»Du Tropfen, an die Scheiben
vom Winde angeweht,
glaub nicht, es sei dein Bleiben!
Dich trägt früh oder spät
talab dieselbe Schwere,
die dich der Wolk' entriß,
zum Fluß, zum Strom, zum Meere
und in dem Meere bis . . .

»Und kehret der Gedanke
zurück von seinem Flug:
zwar sah er keine Schranke,
so weit er ihn auch trug;
doch aus der weiten Tiefe,
die graute ringsumher,
war's ihm, als ob es riefe:
Ein Tropfen ist dein Meer.«]

Meere hinwächst, wachsen auch unsere Gedanken vom Tautropfen zum Meere, und bleiben dabei stromgleich doch in derselben Bahn.

* * *

»Und der Geist schwebte über den Wassern.« Mögen sich die Sprachkenner ihre Köpfe zerbrechen, ob es im hebräischen Urtext der Genesis heißt: »schwebte« oder »brütete«, und mögen sie das Brüten deuten auf einen Geist, dessen Fittiche die Erde überschatten, oder sich an das Weltenei erinnern, das das Hervorgehen eines neuen Lebens aus zerbrechenden Schalen versinnlichen will. Es bleibt der Geist und das Wasser, und der Geist über den Wassern. Und da dies nicht das erste Mal ist, daß uns das Wasser in den Gedanken der Völker über die Schöpfung der Welt begegnet, so dürfen wir wohl fragen: Warum schwebt der schaffende Geist über dem Wasser? Und warum wird auch in anderen Weltschöpfungsgeschichten das Wasser an den Anfang gestellt? In den Einzelheiten der Schöpfungssagen liegt die Übereinstimmung nicht, sie liegt im Hervorsteigen der Erde aus dem Wasser. Ob nun ein Maorifischer sie im Netz heraufzieht, oder [46] nordamerikanischen Indianern ein Biber oder eine Moschusratte den Erdenkloß im Munde bringt, oder ob das auf dem Meere schwimmende Weltenei sich öffnet und die ersten, schon mit dem Kahn versehenen Polynesier entläßt: das Wasser und der schaffende Geist sind zuerst. Und wo eine Neuschöpfung der Erde nötig wird, weil die erste durch die sündigen Menschen oder die boshaften Götter verdorben ist, da kehren auch gleich die reinigenden Wasserfluten wieder.

Der babylonische Sintflutbericht und seine Nachkommen, zu denen der biblische gehört, sind erfüllt von der menschenfeindlichen Macht des großen Wassers, das entsteht, wenn »die Himmel Verderben regnen«, der Pestgott die Wirbelwinde entfesselt, der Gott Adar die Kanäle überströmen läßt, die Götter des unterirdischen Wassers gewaltige Fluten heraufbringen, so daß die Erde erzittert, des Sturmgotts Wogenschwall bis zum Himmel steigt und alles Licht in Finsternis verwandelt wird.[1]) Ob nun, wie Sueß mit vielem Scharfsinn nachzuweisen versucht, eine Verbindung von Erdbebenfluten mit Wirbelstürmen die Verwüstungen bewirkte, die hier in sagenhafter Gestalt erscheinen, wissen wir nicht. Einzelne Züge der Erzählung mögen wohl einen derartigen Ursprung haben. Das Wesentliche ist aber die Überflutung der Erde, die auch der Kern zahlreicher anderer Überlieferungen von offenbar sehr hohem Alter ist, die wir bei vielen anderen Völkern in allen Teilen der Erde finden, am reichsten ausgebildet und am weitesten verbreitet in Ozeanien und Amerika, weniger in Afrika. Wiederum, wie bei der ersten Schöpfung aus dem Wasser, ist die Übereinstimmung

[1]) Ich halte mich an die Hauptsche Übersetzung des 1872 von G. Smith entdeckten, in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurückreichenden chaldäischen Berichts, der viel älter als der biblische ist.

äußerer Züge überraschend. In der deukalionischen Flut der Griechen finden wir das rettende Fahrzeug, das Deukalion und Pyrrha auf den Parnaß trägt, wo es strandet; auch die Edda kennt ein rettendes Boot, und in manchen anderen Formen kehrt die Arche Noäh wieder. Die Mandanen im oberen Missourigebiet hatten sogar noch zur Zeit des Prinzen von Wied in jedem ihrer Dörfer ein faßähnliches Gebäude aus Holz aufgestellt zur Erinnerung an die Rettung ihrer Ahnen in einem ähnlichen Bau, den sie vor der nahen Flut auf einem Berge errichtet hatten. Andere weltweit verbreitete Bestandteile der Flutsagen ist der Vogel, der das nahe Ebben verkündet. Die Taube mit dem Ölzweig wird bei den Krih-Indianern zu einem großen Vogel, an dessen Fuß sich haltend die Ahnin des Stammes auf die Spitze eines hohen Berges getragen wird; in einer australischen Sage ist sie der Pelikan, der die Menschen vor dem Ertrinken rettet, und der auch auf den Andamanen den armen ersten Menschen Feuer bringt. Der den Feuerbrand vom Himmel bringende Eisvogel kehrt in dem Raben Jälch der Nordwestamerikaner wieder, der überhaupt die Schöpfung vollendete, indem er [47] die von einem boshaften Geiste in einen dunkeln Kasten gesperrte Sonne den Menschen brachte oder, nach einer anderen Version, Feuer von einer Insel im Westen holte. In ähnlicher Weise ist auch der Ölzweig, den Noahs Vogel im Schnabel trägt, nur ein Zweig von einem weltweit bekannten Baum, der bald in Birma ein Mangobaum ist, auf den sich der auf der Flut umhertreibende Vater der Menschen rettet, bald ein hundert Ellen hoher Tannenbaum, der dieselbe Aufgabe bei den Odschibwäh Nordamerikas hat, bald auf Palau der Baum, an dem das rettende Floß befestigt wird.

Zum drittenmal leuchtet das Meer in die Gedankenwelt einfacher Völker herein, wo die große Frage Wohin? der Seelen der Abgeschiedenen sich regt. Da steigen am goldenen Abendhimmel die sagenreichen Toteninseln auf, wohin die Seelen der Sonne folgen. Die Vorstellung, daß die Sonne, die in das Meer hinabsinkt, sich in ein anderes Land begebe, ist bei Küsten- und Inselvölkern, die ein weiter Horizont umfaßt, verbreitet. Man findet sie selten im Binnenland, und dort mag sie wohl von seewärts gelegenen Orten hingetragen worden sein. Entweder liegt nun »das Land der Sonne«, wie die Palau-Insulaner ihr mythisches Land nennen, ganz fern im Westen, wo die Sonne hinabsteigt, und wird dann als eine Insel von großem Umfang gedacht, oder es soll gerade unter der Erde gelegen sein. Der Sonne muß man folgen, um dahin zu gelangen; denn wo sie ins Meer taucht, dort ist der Eingang. Darum zeigt man auf manchen der Inseln Ozeaniens weit in das Meer vorspringende Klippen, Landspitzen, Felsvorsprünge, die der untergehenden Sonne zu gelegen sind: von ihnen taten die Seelen den Sprung ins Meer, um ins Jenseits zu gelangen. Im Tonga-Archipel hatte jede einzelne Insel einen solchen Sprungstein. Auf den Samoa-Inseln ließ man mit jener sonderbaren Spitzfindigkeit, die manchmal in der polynesischen Mythologie hervortritt, die Seele

alle Inseln bis zur westlichsten Klippe durchwandern. Anderswo war die Mündung eines Baches ins Meer der Sammelplatz der Seelen, die auf einem abschüssigen Korallenfels daneben ihre neuen, für die Reise bestimmten Gewänder bleichten.

An einigen Orten denkt man sich den Eingang in das Jenseits ganz nahe, so daß die Seelen einfach hinabsteigen; an andern haben sie eine ermüdende Reise schwimmend zurückzulegen, wieder an andern erwartet sie Kahn und Seelenferge. Daher der Kahn als Sarg oder Grabdenkmal. Auf den Philippinen waren die Geister der Sklaven, die beim Begräbnis getötet wurden, dazu bestimmt, den Seelenkahn ins Jenseits zu rudern. Verwandte Vorstellungen hegten einst auch europäische Völker: in der Bretagne zeigt man neben Kap Raz eine »Seelenbucht«, von der aus die Toten ihre Reise antreten. Für diese Kelten des Kontinents war schon Britannien die Toteninsel. Prokop erzählt von ihnen: sie seien zwar den Franken unterworfen, bezahlten aber, soweit sie der britannischen Küste gegenüber wohnen, keinen Tribut, da sie seit alter Zeit [48] die Pflicht hatten, die Seelen der Toten überzufahren. Für die Kelten Irlands ist Flath Innis, eine westliche Wiederholung des grünen Erin, Totenland. Brauche ich an die Inseln der Seligen zu erinnern, wohin die Seelen der Griechen gingen, ehe die Vorstellung vom Hades sich ausgebildet hatte? Ich möchte nur an zwei Züge der griechischen Sage erinnern: an die dicht an den Grenzen des Dunkels wohnenden Hesperiden, die die köstlichen Äpfel behüten, und an die westliche Insel Erytheia mit ihren Rinderscharen. Der Garten der Hesperiden entspricht so manchem andern Fruchtbaum mit goldenen Früchten am goldumwölkten Eingang zum Lande der Seligen, und auch die rötlichen Rinderscharen sind nicht neu: sie versinnlichen das Rot des Westhimmels bei Sonnenuntergang. In West- und Südeuropa hat die weltweit verbreitete Sage von der Toteninsel sich in so mannigfaltigen Formen und Lagen entwickelt, daß man auch darin eine Wirkung des reichen Wechsels von Land, Inseln und Meer zu erblicken meint.

Die Ähnlichkeit des Horizontes einer weiten Ebene mit dem des Meeres veranlaßte ähnliche Gedanken über die Sonne, die jenseit der Ebene zu anderen Ebenen im Westen hinabsteigt, wie sie jenseit des Meeres zu westlichen Inseln geht. Wo dann Gebirge den Hintergrund der Ebene bilden, sind sie willkommen, um das Seelenland zu verbergen, das hinter ihnen liegt: so in Zentralasien und Indien. Doch selbst die Chinesen kennen Inseln der Seligen. Aber um zum Meere zurückzukehren: die Sonne versinkt nicht im Meere, um dort zu bleiben, sie kehrt jeden Tag verjüngt wieder: auf den Abend folgt der Morgen. So wird nun das Meer zur L e b e n s q u e l l e. Die Lage dieser Quelle ist naturgemäß in manchen Fällen dieselbe wie die des Seelenlandes. Die Sage der Mohammedaner versetzt sie an den Eingang zum Paradies. Aber andere Formen des Wassers bieten sich hier dar, besonders die erfrischende Quelle, die geheimnisvoll aus einer Höhle austritt, oder der See auf einem Berge; und nun liegt die Verbindung

mit den Flüssen nicht fern, die in diesem See oder in jener Quelle entspringen, und wir kommen zu den Strömen des Paradieses, die Fruchtbarkeit weit hinaustragen, und an deren Ufern hinab die ersten Menschen, die Haustiere, die Kulturpflanzen ihren Weg in die tieferliegende Welt gemacht haben.

* * *

Aus diesen Stimmen der Vorzeit, die wie abgebrochene und verhallende Laute aus den Wäldern und von den Inseln der »geschichtslosen« Völker herübertönen, spricht uns, so seltsam im einzelnen ihr Sinn und ihre Einkleidung berühren mag, eine Grundverwandtschaft des Naturgefühles wie etwas Altbekanntes, Altbefreundetes an. Ist es nicht wunderbar, daß bei so weit entlegenen Völkern und in den verschiedensten mythischen Formen das Hervorgegangensein der Erde aus dem Wasser der Grundgedanke ihrer Schöpfungsgeschichte ist? Das ist wie [49] eine wissenschaftliche Wahrheit, auf die mit einer gewissen Notwendigkeit die Geister aller Denker, die sich damit beschäftigen, geführt werden. In bestimmten Völkerkreisen mag es auf Übertragung zurückführen — im ganzen stehen wir hier doch vor ein emjener elementaren Zusammenhänge, die unter den verschiedensten Bedingungen wiederkehren. Das Wasser unserer Erde muß Eigenschaften haben, die immer mit denselben Lauten zum Menschen sprechen. Allwirksam ist in diesem Sinn die Einfachheit und Größe des flüssigen Elementes. Zu deren Erfassung brauchte es keine Weltumsegelungen und wissenschaftliche Ausrechnungen der Größe der Wasserfläche. Für das gebildete Europa hatte erst Bode 1783, nach Cooks Reisen, die den Stillen Ozean endlich als den wahren Großen Ozean sicher nachgewiesen hatten, das Verhältnis des Wassers zum Land auf der Erde durch das Zahlenverhältnis 3 : 1 festgestellt. Für die Völker der Küsten und Inseln, an deren Horizont immer und überall das Flimmern des Meeres stand, war das Übergewicht des Wassers längst festgestellt.

Was lange vor aller Wissenschaft Denker und Dichter der Naturvölker, beide noch unzertrennlich Eins, sahen, überdachten und überlieferten, das ist: das Wasser ist überall und immer dasselbe. Das Land ist mannigfaltig und trägt noch Mannigfaltigeres. Das Einfache aber ist vor dem Mannigfaltigen da, und so denken die Priester der Welträtsel: Aus dem Wasser ist das Land emporgestiegen. Die Allgegenwart des Wassers machte einen mächtigen Eindruck auf diese Geister. Es fällt vor der großen Flut vom Himmel »in wigwamgroßen Tropfen«, es braust aus dem Innern zerklüfteter Berge oder zerspaltenen Landes, schmelzender Schnee überflutet bis zu den Spitzen der Tannen. Und nicht genug mit dem Wasser — die ihm verwandten Flüssigkeiten haben dieselbe Gabe, die Erde zu ertränken, vor allem das Blut von Riesen, aus deren Wunden es stromhaft quillt, oder von Schlangen, die ja ohnehin als »Regenschlangen« so oft die regenbringenden Wolken versinnbildlichen. Auch die Schildkröte, die triefend aus dem

Wasser steigt, oder deren braunes Schild gerade über den Wasserspiegel wie eine kleine Insel hervorragt, gehört in den Kreis von Vorstellungen und Dichtungen, die sich zu einer wahren mythologischen Philosophie des Flüssigen erweitert haben. Es gibt aber überhaupt nichts, was in diesen Erzeugnissen einer bald tief ahnenden und bald an der Oberfläche hinspielenden Dichtung nicht mit dem Wasser im Zusammenhang stünde.

Gerade das ist eine wunderbare Eigenschaft der Schöpfungs- und Flutsagen und selbst auch der Vorstellungen von Toteninseln der verschiedensten Völker, daß sie sich mit allen Elementen der übrigen Schöpfung in Verbindung setzen. Die Erde, die Sterne, die Welt unter der Erde, Inseln, Flüsse, Quellen, Tiere jeder Art, besonders Schlangen und Fische, die verschiedensten Pflanzen, besonders große Bäume, hängen mit der Wasserflut ursächlich zusammen. Darin liegt die Ahnung der innigen Verknüpfung alles Festen, alles Lebens mit dem [50] Flüssigen, die selbst in dem einfachen Naturmenschen durch die allenthalben sich wiederholende Berührung mit dem Flüssigen aufdämmerte.

In allen ruhenden Formen des Wassers sehen wir die Klarheit eines Kristalls. Auch in manchen bewegten kommt sie überraschend zum Vorschein. Im Meer, im See, im Fluß, und selbst in der leise aufwallenden Quelle liegt ein Kristall vor uns, in dessen Tiefe unser Blick hinabtaucht und dessen glatte, glänzende Fläche ihre Über- und Umwelt widerspiegelt. Auch stark bewegtes Wasser wirkt so, solange es ein Ganzes bleibt: eine mächtige Dünung, die langsam den Strand hinanschwillt, wobei sie immer dünner und durchsichtiger wird, eine Wassermasse, die sich über ein Felsriff hinabbiegt, ohne zu zerreißen, wirken wie geschmolzenes Glas. In der starken Spiegelung und dem ruhigen Glanz einer gebogenen Wassermasse liegt das Geheimnis der schönen Wirkung der Nappes d'eau in der französischen Gartenkunst, in deren architektonische Grundlinien die Wasserlinien und -flächen sich so schön einfügen. Es ist aber etwas Tieferes. Wordsworth, auf dessen Dichtungen die Reflexe der Seen und stillen Flüsse des nordwestlichen Englands liegen, hat die Wirkungen dieser Eigenschaften des Wassers am besten bezeichnet, als er in seinem fast vergessenen »Führer durch das Seengebiet« Nordenglands sagte: »Wenn wir die unbewegte Wasserfläche betrachten, wird unsere Seele in Tiefen der Empfindung versenkt, die uns sonst unzugänglich sind. Was anders ist der Grund, als daß hier nicht bloß der Himmel in die Erde herabkommt, sondern daß wir die Erde hauptsächlich durch das Medium eines reinen Elementes betrachten?« Man könnte diesen Wert des flüssigen Kristalls in einer Kraft der Anschauung sehen, wie sie aus der Berührung unseres Blickes mit der Oberfläche der Dinge nicht hervorgehen kann. Gewiß zieht uns der Blick in ein Tal nach sich; auch selbst ein dunkler Waldweg scheint in endlose Fernen zu führen. Aber dem allem ist einmal ein Ziel gesetzt. Anders das Wasser. Der

Volksglaube gibt jedem See unergründliche Tiefe und läßt jede Quelle aus entlegenem Erdspalt herrinnen. Daher ließ er hervorbrechende Wassermassen die ganze Erde überfluten; denn der Wasservorrat des Erdinnern mußte ja unerschöpflich sein. Der Wert der Kristallklarheit steigert noch ihre Beständigkeit. Mag der Sturm das Meer zerreißen, er treibt doch nur mit der Oberfläche sein Spiel. »Die Windsbraut hat den Ozean entwurzelt« ist ein Bild ohne Wahrheit, eins von den gewaltsamen, erzwungenen, die nur auf Geister ohne Anschauung wirken. Unter dem Sturm ruht das Meer in alter, sicherer Klarheit. Auch die leichte Brise läßt einen matten Ton wie von oxydiertem Silber über das glänzende Metall des Spiegels wandern, hier matte Inseln, dort Streifen, die sich sondern und wieder ineinander fließen. Am äußersten Horizont bleibt ein leuchtender Streif unberührt, das ist die Summe der Spiegelungen der Wellen. Sobald die Brise einnickt, ist der Wasserspiegel in alter Klarheit hergestellt.

[51] Die Stille des ruhenden Wassers gehört nicht zu jenen tiefsten Stillen der Natur, die die Erwartung auf etwas Furchtbares spannen, welches kommen soll. Man kann sie nicht mit den »*loca nocte tacentia late*« vergleichen, mit deren leeren Behausungen und hohlen Reichen Vergil [1] seine Unterwelt ausstattet, um uns in ein Grausen darüber zu versetzen. Unwillkürlich tönt uns vielmehr Goethes »Meeresstille und glückliche Fahrt« ins Ohr, indem wir von den stillen Wassern sprechen. Wer in einsamen Gegenden gewandert ist, für den werden gerade die Laute des Wassers zu den frohen Erinnerungen gehören. In jedem hohen Gebirge gibt es eine Stufe, die nur stilles, d. h. festes Wasser als Schnee, Firn und Eis hat, und darunter eine Stufe der Quellen und Bäche, die rauschen und reden. Welche Wohltat, nach tagelangem Wandern in jener das erste Rauschen wieder zu hören. Aber was rede ich hier von Tönen des Wassers. Ein Seespiegel mag glatt wie eine Metallplatte sein — es spricht seine Klarheit, und es sprechen aus seiner Tiefe die Spiegelbilder zu uns. Das mögen uns die Maler zeigen, die in unserer Zeit der Poesie des Wassers viel näher gekommen sind als die Dichter. Auf dunkelm Wasserspiegel ein vorübergehendes Leuchten, die Spiegelung eines fernen Sternes, den wir nicht sehen, eines darüber hinhuschenden verirrten oder aufzuckenden Sonnenstrahles: wirkt es nicht wie ein klingender Ruf aus der Ferne oder der Tiefe? Es gibt tiefempfundene Waldbilder, in deren Dunkel das Spiel eines Lichtstrahls auf einer kaum sichtbaren Wasserfläche die einzige helle Stelle ist. Im Haag ist eine kleine Szene von Hobbema, wo alles ruht und schläft; nur eine scheinbar zufällige Spiegelung in einem Tümpel belebt sie in traumhafter Art. Allerdings verstand Hobbema vielleicht von allen Malern (und Dichtern) des 17. Jahrhunderts die Poesie des Wassers am besten, die damals noch sehr jung war. Es wäre schön, wenn ein Sachverständiger uns die

[[1] Aen. VI, 265. Der Herausgeber.]

Entwicklung der Kunst, das Wasser zu malen, mit vielen Beispielen vor Augen führte. Ich erinnere mich nicht, lebendig bewegtes, leuchtendes Wasser vor dem Ende des 15. Jahrhunderts gemalt gesehen zu haben; es ist gewiß kein Zufall, daß erst in derselben Zeit die Wolken, die bis dahin in zahmen Streifen lagen, anfangen sich zu ballen oder zu zerfließen.[1]

* * *

Wir nehmen es nicht mehr so ernst mit der Natur wie die Schöpfer der Flutmythen und Toteninseln. Kennen wir denn nicht die meisten von ihren Geheimnissen? Die Wissenschaft hat uns Macht über die Natur gegeben. So weit unser Auge reicht, meinen wir sie zu durchschauen. Einige übriggebliebene Probleme werden schon noch gelöst werden. Das Bangen vor einem Unberechenbaren, das in jenen Mythen sich ausspricht, ja selbst die Auffassung der Natur als einer Macht, der wir uns unterordnen, hat der »Gebildete« völlig überwunden. Wir leugnen nicht ihre Größe, ihren Reichtum und ihre Schönheit, denn gerade das wäre [52] ja ein Verstoß gegen die naturwissenschaftliche Bildung dieses Zeitalters; aber wir schauen auf sie herab. Wir kennen sie und beherrschen sie — wie sollten wir nicht über ihr stehen? Es wäre indessen wiederum ein schlechtes Zeugnis für unsere Bildung, wenn wir sie nur stofflich ausnutzen wollten. Wir sind vielmehr stolz darauf, mehr als vorangegangene Geschlechter ihre seelische Heilkraft zu würdigen. Halten wir auch sonst wenig von Gefühlen — für das Naturgefühl ist uns eine gewisse Schwäche geblieben, und dem »Naturgenuß« geben wir uns mit vollem Bewußtsein hin. Naturgenuß! Dieses Wort ist so recht bezeichnend für die Naturauffassung, die ich eben schilderte, die die Natur für die Menschen dasein läßt. Wenn ich die Macht hätte, Wörter zu verbieten und zu gebieten, so würde ich »Naturgenuß« ausmerzen und durch »Naturfreude«, ja lieber noch durch »Naturverehrung« ersetzen. Ich glaube übrigens, man wird ganz von selbst eines Tages Naturgenuß als ein veraltetes Wort empfinden. Genuß, d. h. passives Hinnehmen und Aufnehmen, bezeichnet gar nicht die Art, wie wir der Natur gegenüberstehen; noch viel weniger ist das genüßlich auswählende Heraussuchen des Angenehmen, Anmutigen, Gefälligen unserer Stellung in der Natur gemäß. Immer ist die Natur älter, größer als wir selbst, die wir nur ein Stäubchen, verglichen mit ihrer Größe, und nur Wesen des Augenblicks, verglichen mit ihrer Dauer, sind.

Plato dachte nicht gerade an das Verhältnis einer schönheitsdurstigen Seele zur Natur, als er aus dem, was er das Schöne nannte,

---

[[1] Vgl. den hier nicht mit abgedruckten, weil leicht zugänglichen Aufsatz ›Die Wolken in der Landschaft‹, abgesandt am 9. Nov. 1901, erschienen in der Deutschen Rundschau 28, X (Juli 1902); teilweise verwertet und weitergeführt in dem Werk ›Über Naturschilderung‹, 1904. D. H.]

alles entfernt haben wollte, was dem Reize und Genuß dient, bloß anmutig und gefällig ist, bis zuletzt das Schöne und das Wahre eins sind. Wohl ist ihm der Bau des Weltalls mit seiner unwandelbaren Ordnung und Bewegung der Gestirne das Bild der Harmonie in der sichtbaren Welt, und er ahnte hinter allen Naturerscheinungen dasselbe Ebenmaß, die gleiche Ordnung. Im einzelnen hat er es nicht ausgesprochen. Doch war ihm sicherlich zwischen dem Weltgebäude und dem von Menschenhand geschaffenen Kunstwerk die unendlich reichere Natur nicht jener schönen Ordnung bar, deren höchsten Ausdruck er in der Harmonie des Lebens, Handelns und der Bildung der Menschen sah. Nur strebte er sicherlich auch in ihrer Betrachtung über alle bloße Sinnlichkeit hinaus dem Erhabenen zu.

Das Erhabene schließt nun eigentlich den Genuß aus. Denn die Empfindung unserer Kleinheit und Abhängigkeit, die jedes Erhabene in uns hervorruft, kann unmöglich genußreich sein. Und auf der anderen Seite ist das Gefühl der geistigen Erhebung und Unabhängigkeit, in dem wir das Erhabene erfassen, für einen Genuß zu groß. Scheint es da nicht, als ob gerade ein ernstes und tiefes Naturgefühl sich wieder jener Ehrfurcht nähern müsse, die den Geist über den Wassern schweben sah? Eines Tages wird die alte Naturverehrung, die in diesem modernen Naturgenuß steckt, wie ein Keim in der Schale ihre Hülle sprengen; und wenn diese in Stücken vor uns liegt, werden wir staunen, daß sie [53] uns so lange abhalten konnte, die wahre Natur dessen zu erkennen, was sie umschloß. Es ist ja das alte Fragen nach unserem Woher? und Warum?, das vor der Wissenschaft war und nach der Wissenschaft sein wird. Denn die Wissenschaft hat zeitliche und räumliche Grenzen. Dagegen wird, solange es Menschen gibt, die Ahnung einer tiefen Verwandtschaft uns zur Natur hinziehen, mit der uns das Rätsel der Schöpfung verbindet; denn wir sind mit ihr und in sie hineingeschaffen und in gewissem Sinn zugleich aus ihr herausgebildet. Als das Werk desselben Geistes, dem ich entsprungen bin, ist das Blümchen und der Stein am Weg mir viel mehr als merkwürdig: sie erwecken meine Teilnahme. Wenn solche Versenkung in die Natur uns die ungeheure Beschränktheit unseres Wissens auf Schritt und Tritt fühlen läßt, werden wir zwar gegen die Illusion geschützt sein, einen »Neuen Glauben« auf gemeinverständlich gemachte Naturwissenschaft zu gründen; wohl aber werden wir unserer Stelle in der Welt besser innewerden, indem wir uns eins mit allem fühlen. Daß die Natur nicht mehr imstande ist, das Ganze unserer Wirklichkeit zu sein, darüber läßt die enttäuschende Bilanz der naturwissenschaftlichen Aufklärung keinen Zweifel übrig. Aber dieses negative Ergebnis schließt unsere engste Verbindung mit ihr um so weniger aus, wenn ich mir sagen muß, daß wir beide, sie und ich, keine zufällige Zusammenwürfelung, sondern Werk einer sinn- und zweckvollen Schöpfung sein müssen. So wäre also auch der Geist über den Wassern nicht vollständig in Bücher und Karten hinüberdestilliert?

Ich versetze mich an das Ufer eines mittleren Landsees, über dessen leuchtender Wasserlinie ferne Berge sich aufbauen, die den Himmel tragen. Herbstmorgen, tiefe Stille. Leichte Nebelwölkchen schweben zur Seite, das Wasser liegt ruhig wie ein Spiegel, und in seiner Tiefe wiederholt sich die ganze Landschaft samt dem Firmament darüber. Das Auge wird zu unbestimmten Zielen hinaus- und hinübergezogen, und die Gedanken, die folgen, lassen ihren Halt an tausend einzelnen Dingen fahren. Unwillkürlich taucht in mir ein Satz A. v. Humboldts empor: »Die duftige Ferne, die den Eindruck des Sinnlich-Unendlichen hervorruft.« Welch wohltätige Verarmung! Ich tausche tausend Eindrücke gegen den einen weiten, umfassenden Blick, der mir den See zum Meer macht. Der Horizont scheint hinabzusinken. Es ist wie eine steigende Flut, die alles wieder in sich aufnimmt, was einst aus ihr hervorgegangen war. Auch mich selbst, über den ein Gefühl wie von geheiltem Heimweh kommt. Wo steht der Weltbaum, der am Tore zum Jenseits blüht? Hörst du nicht das Rauschen des Sonnenvogels, der das Licht zur Erde bringt? Das ist zum Beispiel eine Stunde, die mir heilig ist; ich fühle es, der alte Geist schwebt immer noch über den Wassern.

---

[1]

Aus dem Fichtelgebirge.

Von **Friedrich Ratzel.**

Kölnische Zeitung. 1901, Nr. 1000 vom 22. Dezember. Zweite Beilage zur Sonntagsausgabe, S. 1 und 2.

[Abgesandt am 12. Oktober 1901.]

Wer von Leipzig nach München über Hof und Regensburg auf dem uralten Wege fährt, der die sächsische Welt mit der bayerischen verbindet, tritt von Altenburg an in das flachwellige Hügelland ein, durch das nun seine Straße bis hinüber zur Donau führt. Von Osten schauen höher und dunkler die Ausläufer des Erzgebirges und des Böhmerwaldes herab, von Westen flacher und mehr angebaut die thüringischen und fränkischen Hügel herüber. Die Landschaft zu beiden Seiten der Bahn bleibt dabei immer dieselbe. Angebautes Land, sichtlich gepflegt, nach allen höheren Lagen zu Wald, an kleinen Flüssen gewerbreiche Städte, mehr Fabriken als Burgen, mehr Schlote als Kirchen, das alles an die saubern, schmucklosen Bahnhöfe hindrängend, was übrigens auch mit Vorliebe die modernen, etwas banalen Villen der Erbauer dieser Stätten der Industrie tun, die sich mit Fug am Gerassel des Verkehrs freuen. Dörfer, die, wie einem anderen Zeitalter angehörig, sich seitab in Mulden und Tälchen verbergen, wiegen auf der sächsischen Seite vor, bis man in der Gegend des stickereiberühmten Plauen die hügelige Hochfläche erreicht, die hier zwischen den großen Gebirgssystemen Thüringens und Frankens, Bayerns, Böhmens und Sachsens eine ganz bescheiden aussehende, fast physiognomielose Zentralhöhe bildet. Die Wälder breiten sich nun vom Thüringer- und Frankenwalde, vom Böhmer- und Bayerischen Wald, vom Erzgebirge her aus, die Äcker werden zu Wiesen, indem sie die Höhen hinaufsteigen, und die uralten Gneise und Granite treten wie die Knochen begrabener Riesen in Riffen und Klippen zutage. Über braune Steine eilen braune Bäche rascher hinab und breiten sich in noch brauneren Mooren aus, in denen zerstreute Gruppen ärmlicher Föhren oder schlanke Birken von nordischem Gepräge an

oder auf grabähnlichen Hügeln stehen. Nicht selten leuchtet auch der dunkle Spiegel eines kleinen Sees aus einem Saume braungrüner Binsengräser hervor. Aus den Bahnhöfen rollen Güterzüge, die mit Fichtenstämmen und Granitsteinen, den großen Erzeugnissen dieser Gegend, beladen sind. Wenn schon in Sachsen die Lage mancher Industriestadt hart an dichtem Walde überraschte, so ist hier die Ausdehnung des Waldes in der unmittelbaren Nähe der Wohnplätze noch auffallender. Das helle Grün der Erlen, Espen, Birken in den Niederungen und die bunten farbigen Rechtecke und Streifen der Äcker und Wiesen tauchen immer nur oasenartig aus den geschlossenen Waldgebieten auf. Nicht, als ob die bewaldete Fläche absolut größer wäre als die angebaute und besiedelte. Sie nimmt nicht viel über ein Drittel des Bodens ein; aber der Wald ist eine Einheit — hier fast durchaus kräftiger Nadelwald —, die allein die mannigfaltigen zersplitterten Kulturzeichen in ihren gleichen, tiefen Schatten aufnimmt. Hof ist die nördlichste unter den bedeutenden Städten des Königreichs Bayern und zugleich die unbayerischste von allen. Der sächsische Industriebezirk kann in Werdau oder Krimmitschau nicht rußiger, schlotreicher, engstraßiger und hochhäusiger vertreten sein. Die neuen Straßen, und selbst die in der Nähe des Bahnhofes, sind schönheitsverlassen in unerlaubtem Maße; hohe Häuser, hart an den Gehweg gebaut, schmale Türen, dichte Fensterreihen. In solchen Straßen hat man den Eindruck, die Häuser möchten den Fabriken, die ihre Insassen beschäftigen, so ähnlich wie möglich sein. Und in der Tat zeigen uns nur ärmliche Zeichen der Bewohntheit, daß hinter diesen einförmigen Fensterreihen nicht Spindeln, sondern Menschen einförmige Tagewerke verrichten. Nur an wenigen Stellen gelingt es, noch ein ganz zufällig stehen gebliebenes Stückchen des alten Hof, in dem Jean Paul Richter ärmliche und doch hoffnungsreiche Jahre verlebt hat, zu finden. Aber von der Poesie, die ihn auch hier, in der Zeit seiner ersten Versuche, umstrahlte, ist an Hof nichts hängen geblieben. Auffallend wenig Grün und Blumen in der Stadt.

Wir atmen auf, wenn wir draußen die grüne Saale mit ihren Wiesenufern sehen, über die Erlen und Espen sich neigen, so frisch und heiter, als ob es ein Mühlbach sei. Welchen Segen für die rasch wachsende Industriestadt, daß sie dieses Stück echt oberfränkischer Natur hart vor ihren Toren sich bewahrt hat. Es ist ganz erklärlich, daß, wer an einem Sonntag nach Hof kommt, die Stadt fast ausgestorben findet: alles strebt hinaus ins Freie, in die grünen Täler, auf die weitschauende Höhe hinauf. Von Theresienstein, nördlich von Hof, sieht man auf die dunkle Stadt, wie sie fast in der tiefsten Stelle der vom Fichtelgebirge, Erzgebirge und Frankenwald sich herabsenkenden Bodenfalten liegt. Der dunkle Wald schaut als blauer Hauch aus der Ferne und krönt den Kamm der flachen Höhen, die rings die Stadt umziehen. Da und dort auf einem stärker hervortretenden Rücken ein Aussichtsturm oder ein Stück altes Bau-

werk. Nirgends eine Wallfahrtskapelle, wie sie im eigentlichen Pfälzerland, d. h. der Oberpfalz, und im Bambergischen nicht fehlen würden. Das Land innerhalb des walddunkeln Ringes ist schön angebaut: die braunen und hellgrünen Rechtecke der Ackerfelder sind glatt wie mit dem Rechen bearbeitet und grenzen sich sauber gegeneinander ab, die Wege sind baumbepflanzt; Dörfer kündigen sich mehr durch blaue dünne Rauchwölkchen über Vertiefungen des Geländes, besonders der Saale entlang, an, als [daß] man sie sieht. Dafür nehmen die Backsteinquadrate und Schlote der Fabriken manche hervorragende Stelle im Umkreis der Stadt ein.

Der Weg von Hof nach Wunsiedel, den Jean Paul so oft gegangen ist und den er dann seine Helden in Gedanken so oft hat wieder wandern lassen, ist keineswegs schön im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Man ist auf einer Hochfläche, wo Welle an Welle des Bodens sich reiht, und auch das Gebirge, dem wir zustreben, ist nur eine breitere Welle derselben Art, bewaldet, die eben wegen ihrer Breite nicht ihre volle Höhe zur Geltung bringt. Aber es hat etwas merkwürdig Fesselndes und Weiterziehendes, auf die flachen Rücken und Wölbungen hinzustreben, deren Höhe uns die Silhouetten einer Pappel- oder Lindengruppe gegen den hellen Himmel anzeigt, wo man friedliche Dörfer in flachen Mulden, wie in Nestern liegen, Teiche mit träumenden Seerosen stehen oder dunkle Moorbäche geräuschlos dahingehen sieht, an deren Rand die Silberbüschel des Wollgrases gespenstig wogen. Solche Einblicke, die immer dieselben sind, und immer wieder mit Fernblicken wechseln, verleihen dem Vult, Leibgeber und verwandten Helden Jean Paulscher Romane[1] die Empfindung fürs Kleine im Menschenleben und für das Große in der Natur und im Menschenherzen. Auf solchen Höhepunkten fielen sie sich beim Abschied weinend in die Arme und stiegen dann begeistert in dieselben Niederungen hinab, aus denen sie sich kaum erhoben hatten.

Von den mit schönen Anlagen bedeckten Höhen südlich von Wunsiedel, wo sich die Katharinenkirche erhebt, schaut man schon tief in das Fichtelgebirge hinein. Man befindet sich in der Öffnung eines großen Bogens und schaut auf die hohe Heide hin, die im Scheitel liegt. Es ist keine große Landschaft, und doch liegt etwas Bedeutendes in der Ruhe der weiten Täler zwischen flachen Höhen und Wäldern. Und beruhigend wirken auch die milden Bogenlinien der Bergprofile, von dem Trümmerwerk der Luisenburg, dem Felsenmeer der Luisenburg oder der Kössein(e) aus gesehen. Es wogen Wellenlinien von vollkommener Schönheit hinaus. Selbst die Granitfelsen, die oben Felsenmeere bilden, tauchen weiter unten aus Wald und Feld gerundet wie Grabhügel auf. In Spalten tragen sie Gebüsch, als ob sie kleine Gebirge wären. Zum steinreichen Fichtelgebirge gehören die aus Bruchstein und Schiefer grau und rötlich

[1 Vgl. oben, S. 122. D. H.]

erbauten Städtchen und Dörfer, die kaum vom Stein sich abheben. Der Granit tritt überall aus der Erde hervor, und je höher man sich an den Bergen erhebt, um so entschiedener herrschen seine grauen und braunen Felsen vor. Es gibt Berge, die aussehen, als ob sie nur Aufhäufung von riesigen Granitblöcken wären. So die durch ihre Felsenlabyrinthe berühmte Luisenburg und die durch eine herrliche Rundsicht ausgezeichnete Kössein. Auch über den schönen Waldstein ragt ein natürlicher Aussichtsturm aus plattigem Granitfels empor. In Wirklichkeit sind es gerade so massige Granitkerne wie die übrigen Höhen, nur daß ihre Oberfläche zerklüftet, ausgewaschen, unterhöhlt und zerbrochen ist. Am Fuß der Berge liegt die ockerbraune tonige Zersetzungserde des Granits so wenig tief über den Felsen, daß der Pflug die Steinbrocken heraushebt und schon auf manchem Acker ein ertragreicher Granitbruch nach Wegräumung der Erde mit der Schaufel eröffnet worden ist. Etwas höher treten einzelne Blöcke und lange runde Rücken zutage. Zwischen Reihen solcher hervorstechenden Knochen des Erdskelettes sind Wege und Straßen geführt. Die mit Recht so viel gepriesene Luisenburg ist nicht das einzige Felsenlabyrinth im Fichtelgebirge; nur erschöpft sie vielleicht alle Möglichkeiten seltsamer und großer Variationen über das Thema mehr als die andern. Dazu trägt die vorzügliche Ausstattung mit Wegen, Treppen, Geländern und Plattformen bei, die der Stadt Wunsiedel, der Eigentümerin des Berges, zu verdanken ist. Naturfreundliche Mitglieder des Wunsiedler Stadtrats, besonders aus der Apothekerfamilie Schmidt, haben sich große Verdienste um die Luisenburg erworben. Einem derselben verdankt man die beste Beschreibung des Felsenlabyrinths und zugleich den vorzüglichen Führer durch das Fichtelgebirge (Wunsiedel 1894), der das Muster eines deutschen Mittelgebirgsführers genannt werden kann.

Das Fichtelgebirge ist, wie alle unsere Mittelgebirge, nicht wasserreich. Es fehlen die mächtigen Sammelbecken der Gletscher und Firnfelder, die selbst in den trockensten Sommern den Alpenflüssen immer gleiche Wassermassen zuführen. Auch gibt es im Fichtelgebirge keine Seen. Die Flüsse aber haben schon in vorgeschichtlicher Zeit sich ablenken und zerteilen lassen müssen, um Wasser für die Zinnwäsche zu liefern, die hier wahrscheinlich zu einer Zeit betrieben wurde, wo die Legierung von neun Teilen Kupfer mit einem Teil Zinn das gebräuchlichste Schmuck- und Nutzmetall war: in der Bronzezeit. Dagegen tragen die flachen Rücken des Fichtelgebirges mächtige Moore, die ja auch wie riesige Schwämme Feuchtigkeit aufsaugen und bewahren. Wenn man die Wasserscheide zwischen Main und Naab überschritten hat, geht man auf einer erhöhten Dammstraße durch das Moor, das Seelohe genannt wird. Lohe ist dem Fichtelgebirgler jedes sumpfige Land, und See besagt heute nichts weiter, als daß das Übermaß des Wassers an einigen Stellen als Tümpel zutage tritt, die dunkel durch das Graugrün der Sumpfföhren schauen. Das flache, moos- und binsenbewachsene Land, wo das braune Moor-

wasser in jeder Vertiefung steht, die flechtenbehangenen Fichten, die arm und wild aussehenden Sumpfföhren, Verwandte der zu Boden gedrückten Legföhren der Alpen, machen einen eigentümlichen Eindruck. Es ist fast eine Landschaft von alpinem Aussehen, jedenfalls die wildeste und charaktervollste, die man im Fichtelgebirge finden mag. Die Sage hat nicht Unrecht, die auf dieser Höhe am Fuß des Ochsenkopfes einen See sich ausdehnen läßt, der vielleicht noch vor 100 Jahren nicht ganz vermoort war, und die Geologen haben wahrscheinlich ebensowenig Unrecht, die hier nach Gletscherspuren gesucht haben.

So bedeutend die Stelle des Fichtelgebirges im Gebirgsbau Deutschlands ist, so wenig hat es in die deutsche Geschichte eingegriffen. Die geschichtliche Passivität der rauhen Gebirge unserer Heimat, die ursprünglich menschenleer waren, bezeugt sich kaum an einem anderen so wie am Fichtelgebirge: Zufluchtsgebiet Verfolgter, Jagdgebiet, zu Zeiten auch aufgesucht von Kennern der erzführenden Gesteine, deren Stelle unter der Erde mit der Wünschelrute bestimmt ward, infolgedessen kurze Zeit bis zur Erschöpfung der wenig zahlreichen und im ganzen auch wenig reichen Erzadern wichtiges Bergbaugebiet, dann im 19. Jahrhundert mit der Steigerung des Verkehrs wichtiger durch seinen Holz- und Granitreichtum als vordem durch irgend welche Gold- oder Silberader. In der politischen Geschichte ist das Fichtelgebirge der Felspfeiler, den umliegende Mächte sich zur Grenze bestimmen, der feste, sichere Rückhalt. Auch Preußen hat hier einmal angesetzt, und zu den alten burggräflich-nürnbergischen Erinnerungen seines Herrscherhauses die Wirklichkeit einer anspachisch-bayreuthischen Erbschaft gefügt, die einen Keil preußischen Gebietes vom Fichtelgebirge bis zur Rezat reichen ließ. Unvergeßlich ist die Zeit der preußischen Verwaltung dieser Lande, die erst, als sie im Kriege von 1806 verloren gegangen waren, an Bayern kamen. In der vorwiegend protestantischen Bevölkerung lebten aber die Erinnerungen an Friedrich Wilhelm III. und Luise, an Hardenberg und A. von Humboldt noch lange fort. Die bayerischen Beamten waren im Anfang den preußischen durchaus nicht zu vergleichen, besonders nicht im Bergwesen, das damals noch blühte. Die Industrie entwickelte sich im Zusammenhang mit der sächsisch-thüringischen. Erst nach Jahrzehnten begannen die Ansbach-Bayreuther unter dem blauweißen Rautenschild warm zu werden, und heute übt München seinen anziehenden Einfluß auf sie, wie auf alle Süddeutschen, immer mächtiger [aus]. Es ist sehr zu beklagen, daß immer mehr Leute, die im Fichtelgebirge wohlhabend geworden sind, nach München übersiedeln; die kleinen Gebirgsstädtchen empfinden jeden Verlust dieser Art; nicht bloß am Geldbeutel macht sich diese Landflucht fühlbar, auch im geistigen Leben empfindet man die wachsende Abneigung bedeutender Köpfe, sich im »fränkischen Sibirien« zu vergraben. Aber sollte man die Hoffnung ganz aufgeben müssen, daß der Strom einmal umkehren und stillesuchende, naturfreundliche Ge-

müter auf diese grauen, waldumschlossenen Halden, in diese breiten, behaglichen Täler zurückführen wird? Wenn erst genug Nervensysteme zugrunde gerichtet sind, wird man sich schon wieder an die alten Gesundheitsbrunnen zurückerinnern. Aber nicht bloß Sieche werden dann die Heilquellen und den Fichtennadelduft von Alexanderbad, Berneck usw. aufsuchen; gerade die Naturen, deren Leib und Seele sich in gesundem Gleichgewicht befinden, wird es in diese Frische und Kühle hinausziehen.

Ein Paradies der Ruhe und Zufriedenheit ist das Fichtelgebirge immerhin noch bis in die jüngste Zeit geblieben. Die Bewohner hatten nach der kurzen Blüte des Bergbaues sich in schlechte Zeiten fügen gelernt. Sie waren zufrieden, Arbeit zu haben, wie die Arbeit auch bezahlt war. Opposition war ein Begriff, der ihnen ganz abhanden gekommen war. Gehorsam sein, sich nach der Decke strecken, mit Geduld entbehren, war ihre Lebenskunst. Da die Unterschiede des Besitzes bis in die Mitte unseres Jahrhunderts selbst in den Städtchen des Fichtelgebirges klein waren und nach der Sitte der Zeit noch viel weniger gezeigt oder geltend gemacht wurden, gab es nichts, was diese zufriedene Gedrücktheit stören konnte. Den Bürgern ging es in ihrer Weise auch nicht besser als den Bauern. Nach dem großen Brande, der 1834 das alte Wunsiedel zum größten Teil vernichtete, entstand eine neue Stadt, deren Häuser an ärmlicher Nüchternheit nicht mehr unterboten werden konnten. Der Bergbau schlief allmählich ein. Die Versuche, Zinn und Gold in abbaufähigen Lagern wiederzufinden, sind zwar immer wiederholt worden; aber am Ende kam von einer ganz andern Seite her der Anstoß zu einem neuen Aufschwung. Die Eisenbahnen und Landstraßen machten die Granite und andere Steine des Fichtelgebirges marktfähig, und es entstanden nicht nur Steinbrüche, sondern große Steinsägereien und -Schleifereien, die sich zu Anstalten von europäischem Rufe ausgewachsen haben. Daneben sind auch kleinere Schätze ganz unverhofft emporgestiegen, wie der Seifenstein, den früher nur die Mineralogen wegen der merkwürdigen Nachbildungen der Kristalle anderer Mineralien schätzten, in denen er auftritt; er wurde plötzlich ein begehrter [2] Artikel, als man seine Eignung für Gaslichtbrenner erkannte. Ähnlich werden heute Lager körnigen Kalkes ausgenützt, von denen man früher keinen Gebrauch zu machen verstand. Und so mag noch mancher Schatz im Fichtelgebirge seiner Hebung harren, die dann freilich in keinem Falle ein so einfaches Geschäft sein dürfte, wie es sich der Volksglaube denkt, der in jeder Erdgrube eine alte Schürfstelle der »Venediger« sehen will. Ein Schacht, der senkrecht in den hoffnungslos erzarmen Granit bei der Mainquelle setzt, der Anfang eines Stollens und eines Schachtes selbst in der Nähe des Gipfels des Ochsenkopfes lassen erkennen, daß der nach Gold und Edelsteinen lüsterne Volksglaube sich den Berg wie eine Felsenhülle über einen Hort von Schätzen gestülpt dachte.

Auch im Fichtelgebirge haben sich die sozialen Unterschiede im letzten Menschenalter verschärft, und es ist gerade hier sehr deutlich zu erkennen, welchen Anteil der gesteigerte Verkehr daran hat, der die nirgends dicht beisammenwohnende Arbeiterbevölkerung sich als ein Ganzes erst hat fühlen lernen lassen. Es sind gar keine unbeträchtlichen Stimmenzahlen, die heute die sozialdemokratischen Kandidaten, besonders aus den Steinhauerorten, zusammenbringen. Wenn man nun auch zugibt, daß gerade in dem armen Fichtelgebirge noch manches in der Lage der Arbeiter und überhaupt der kleinen Leute zu bessern sein mag, so kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß verständige Leute hier noch früher als anderwärts die natürlichen Grenzen solcher Bestrebungen werden erkennen müssen. Denn das ist nun einmal ein armes und rauhes Land, dessen Bewohner alle darin gleich stehen, daß sie auf Vorteile verzichten müssen, die in begünstigten Gegenden leicht zu haben sind. Ob aber je wieder der Zustand einer gedrückten Zufriedenheit erreicht werden wird, der uns heute wie ein weises Abfinden mit der Notwendigkeit anmutet? Ich setze meine Hoffnung darauf, daß in dem Bewohner des Fichtelgebirgs ein gesunder Menschenverstand lebt, der sich mit dem Leben abzufinden weiß. In Wunsiedel zeigt man nicht bloß das Geburtshaus von Sand, dem Mörder Kotzebues, sondern auch das Denkmal Jean Pauls steht dort, des Mannes tiefster Lebensweisheit und herrlicher Herzenswärme. Eine ganze Reihe von ausgezeichneten Technikern und Beamten ist aus diesem Winkel der Oberpfalz hervorgegangen, die eine größere Beweglichkeit des Geistes von den Altbayern, eine größere Zähigkeit von den mainabwärts wohnenden Franken unterscheidet. Das Fichtelgebirge reich zu machen wird ihnen allen nicht gelingen; aber von seinen Bewohnern das Elend fernzuhalten, das sie früher so schwer bedrückte, wird hoffentlich immer möglich bleiben. Der Fremdenverkehr ist vielleicht in erster Linie berufen, dazu beizutragen; seine Zunahme ist dem Fichtelgebirge zu wünschen.

---

[126] # Das Wasser in der Landschaft.

Von **Friedrich Ratzel.**

Globus. Illustrierte Zeitschr. für Länder- und Völkerkunde. Bd. LXXXI, Nr. 8 und 9. Braunschweig (27. Februar und 6. März) 1902. S. 126—130 und 143—147.

[Abgesandt am 6. November 1901.]

I.

Die Betrachtung des Wassers in der Landschaft muß von derselben geographischen Grundtatsache in der Naturgeschichte des Wassers ausgehen wie alle anderen Betrachtungen dieses Elementes, seien sie nun physikalischer, biogeographischer oder anthropogeographischer Natur: von dem großen Übergewicht des Wassers auf der Erdoberfläche. Kommt doch landschaftlich die oft genannte Verhältniszahl des Wassers zum Lande 7:3 allverbreitet in der Weite der reinen Wasserhorizonte und in der Allgegenwart des Wassers in irgend einer Form zwischen Quelle und Meer zur Geltung. Nur die Wüsten machen davon eine Ausnahme, und das sind doch immer nur beschränkte Gebiete. Aber auch sie haben ihre Oasen, ihre Sturzregen, ihre vorübergehenden Regen- [127] bäche, und vor allem in ihren Bodenformen die Zeugnisse, daß auch über ihnen einst das Wasser reichlicher floß und stand. Was bedeuten die Gebiete, die heute wasserlos sind, gegen die Wassermassen der Meere, der Ströme, Seen, Sümpfe und Moore und gegen die Häufigkeit der Quellen und Wasserfäden jeder Größe in den tropischen und gemäßigten Zonen? Wir lassen dabei, als landschaftlich anders wirkend, sowohl das Wasser in Wolkenform, als auch das feste Wasser der Gletscher, Firne, Eismeere außer Betracht. Die Verbreitung des flüssigen Wassers genügt, um die Tatsache zu erklären, daß wir uns eine Landschaft ohne Wasser schwer vorstellen können, wie denn Landschaftsbilder ohne Wasser in irgend einer Form immer selten waren, wiewohl die Seemalerei erst spät aufgekommen ist. In der oft gehörten Bemerkung: Diese Landschaft wäre schöner, wenn sie mehr Wasser hätte, spricht sich die Gewöhnung des Bewohners unserer Zone an Wasserflächen oder Wasseradern aus.

Das Wasser wird durch die Schwere an die Erde niedergezogen und festgehalten; aber seine Beweglichkeit verleiht ihm die Gabe, überall Eins zu sein und als Eins das Feste mannigfaltig zu zerteilen. Daher überall zusammenhängende Flächen und Fäden dieses beweglichen Elementes. Auf der einen Seite vergleichen wir das Wasser mit der Luft. Wie aber das Reich des Wassers ganz anders durch die Schwere gefesselt ist als das Reich der Luft, das empfinden wir so recht, wenn wir über der großen, immer gleichen Horizontale eines Meeres oder eines weiten Sees die Wolken schräg ansteigen oder sich herabsenken sehen, wie es Böcklin in der Frau am Meer in der Schackschen Galerie gemalt hat: bräunlich violette, lange Wolkenstreifen der späten Dämmerung, die schräg durch den Himmel ziehen, unter dem die Linie des Meeres streng wagerecht das Bild teilt. Auch das flüssige Wasser fällt in mancherlei Neigungen oder »Gefällen«; aber es erhebt sich über die Grundfläche, die ihm die Schwere vorschreibt, nur vorübergehend in Sprudeln und Geiserquellen und ganz leis in Quellen oder in emporgedrängten Wellen beim Fließen. Deshalb berührt es uns fremdartig, wenn wir beim Blick von der Seite über eine ebene Bergwiese die Wellen des angeschwollenen Baches, den wir nicht sehen, sich rasch über die Halme und Blumen des Ufers erheben und wieder versinken sehen.

Im allgemeinen ist die Neigung des Wassers, horizontale Oberflächen zu bilden, eine seiner wichtigsten Eigenschaften in landschaftlicher Beziehung. Gerade sie tritt mit der Größe der Wasserflächen in die wirksamste Verbindung, indem sie die endlosen Horizonte des Meeres oder der großen Seen hervorbringt.

Die ungebrochene Fläche des Meeres ist die weiteste Ebene, die es in der Natur gibt. Ein großes Flachland mag ebensoviel Umblick gewähren wie das Meer — es ist niemals derselbe große Eindruck, weil dem Lande die Einheit des Stoffes und der Farbe fehlt, und weil überhaupt völlige Ebenheit auf dem Lande selten ist. Selten wird man auch in einförmigen Steppen und Wüsten den Eindruck haben, den Darwin beim Blick in die endlosen Buchten der Magalhãesstraße in die Worte faßte: sie schienen über die Grenzen dieser Welt hinauszuführen. Darin spricht sich die Unendlichkeit des Einförmigen aus. Wer den »Zug zum Meere« in sich selbst oder anderen, die davon erfaßt worden sind, prüft, wird immer auf die Weite der Horizonte als auf das tiefst Wirksame in der Wirkung der Meeresbilder geführt werden. Wer lange in Gebirgstälern nur ein Stück Himmel und selten auch nur einen Ausschnitt freien Gesichtskreises über und um sich gehabt, findet schon die Ebene befreiend.

Für uns, die in den Ebenen leben, bietet das Meer im Grunde denselben Eindruck, den wir täglich beim Umblick in unserer Heimat gewinnen: Die weite Erstreckung bis an die äußerste Grenze des Gesichtskreises und darüber der hohe Himmel. Nur ist beim Meere dieser Eindruck einfacher, reiner und daher größer. Dagegen ist das

Leben des Meeres mit seinem Wechsel von Stille und Sturm, mit seinem Wellenschlag und seinen Gezeiten reicher als das der Ebene, wo die Bäche unhörbar gehen und die wogenden Getreidefelder im Boden festgewurzelt stehen. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß es gerade die treuen Freunde der Tieflandnatur sind, die es am stärksten zum Meere hinzieht? Das Meer bietet für sie die höchste Steigerung der Eindrücke des Tieflandes. Dasselbe zeigt ja auch die Geschichte des Naturgefühls. Die Sitte, Aufenthalt am Meere zu nehmen, ist viel später aufgekommen als das Gebirgsreisen. Und während die Alpen Fremde aus allen Ländern anzogen, sind die Besucher unserer Nord- und Ostseebäder lange Zeit fast nur Bewohner der Nachbarstädte gewesen.

Die Wirkungen eines freien Horizontes kommen in der Kunst am frühesten in der venetianischen Malerei zum Vorschein. Man muß sich in den Gegensatz einer umwallten italienischen Stadt des Mittelalters zu diesem wie aus dem Meere aufsteigenden, rings dem Fernblick eine weite Ernte bietenden Venedig hineindenken. Hier ist daher auch die Geburtsstätte der Kunst, die Luft zu malen. Nirgends konnte die Luftperspektive beobachtet werden wie hier, und nirgends ist eine mannigfaltig bewegte und abgetönte Luft voll Wolken und Farben so früh durch den alten eintönigen Goldgrund durchgebrochen. »Die feuchten Wasserdünste, die den Venedig umflutenden Gewässern in der Glut der Sonne entsteigen, füllen die Atmosphäre mit Dunst und rauben den Gegenständen je nach ihrer Entstehung mehr oder weniger von der Schärfe der Form und der Reinheit der Farbe, um an ihre Stelle den unendlichen Reiz des Unbestimmten zu setzen . . . Seltener auch als im Binnenlande erscheint über dem Meere der Himmel in voller Reinheit, weniger beständig erhält sich die Stimmung in der Natur. Dieselben Wasserdünste, die die Fernen in einen duftigen Schleier hüllen, ballen sich am Himmel zum Gewölk zusammen; das Hochgebirge mit seinem rauhen Klima, das Meer mit seinen Stürmen, die Ebene mit ihren Gewittern senden hierher ihre Ausläufer.« [1])

Zur Weite des Blickes fügt der Wasserhorizont die gleichmäßige Grundlinie. Das Meer steht überall auf der Erde ungefähr in gleicher Höhe, jeder See steht in seinem Becken wesentlich in gleicher Höhe, sogar jeder Fluß und jeder mäßig ruhig fließende Bach zeichnet eine fast horizontale Linie in die Natur hinein. Für gewöhnlich beobachten wir bei rein landschaftlicher Betrachtung nicht die Wölbungen der Wasserspiegel, die der Erdrundung entsprechen, wiewohl sie schon auf mittelgroßen Binnenseen den Fernblick einschränken.

Diese Linien, die das Feste durch seine Begrenzung in das Wasser hineinzeichnet, sind nun außerordentlich wichtige Elemente landschaftlicher Schönheit. In der räumlichen Ausdehnung übertreffen

---

[1]) Ernst Zimmermann, Die Landschaft in der venetianischen Malerei bis zum Tode Tizians. Leipziger Dissertation 1892.

sie alle senkrechten Dimensionen der Landschaft, und außerdem sind sie auch mannigfaltiger, da ihnen das Gesetz der Schwere nicht die immer wiederkehrenden Formen der Berge [128] und Täler aufprägt. Während wir in diesen immer das Streben nach dem kürzesten Wege möglichst verwirklicht finden, ergehen sich die Umrißlinien eines Landes in allen Bogenformen, und es entstehen die reichen Buchtungen und Vorsprünge der Uferlandschaften, die selbst noch in der engen Umrandung eines Quellbeckens erfreulich sind.

Die Wasserlinie eines Sees oder Flusses, die die Landschaft haarscharf abschneidet, ist eine vortreffliche Grundlinie. Die weißen Brandungswellen oder der gelbliche Ufersand können sie nicht verändern, nur verstärken. Unter dieser Linie eine Wasserfläche, über ihr ein hoher Himmel, dazwischen ein Dünenstreif, ein an den Strand gezogenes Boot, das Dach einer Hütte, das sich kaum über der einförmigen Fläche zu erheben wagt: das genügt zu einem Bilde von der größten Wirkung. Jeder Weg, der zum Wasser hinunterführt, jeder Einschnitt, in dem ein Bächlein mündet, jeder Schlehenstrauch, jede Röhrichtgruppe, wenn auch halb vom Sand verschüttet, jeder Uferhügel, jeder Baum, dessen Krone den Wasserspiegel beschattet, ist geeignet, die »Idee« neuer Bilder in hundert Variationen zu geben. Was man das »Bildmäßige« einer Landschaft nennt, kommt auf dieser Grundlinie am reinsten und leichtesten zum Vorschein. In ihr gewinnt das Auge eine Kette von Ausgangspunkten, auf die jede Erscheinung bezogen werden kann, auf der alles ungemein fest ruht, wenn sie auch nur bewegliches Wasser ist. Ihre Regelmäßigkeit wirkt bis in die Spitzen der Berge hinauf. Sehen wir den Spiegel des Sees, des Fjords, der dem Abfall der Berge endlich ein Ziel setzt, ihn in sich aufnimmt. Er bedeckt eine große Fläche gleichmäßig und sagt: Hier herrsche ich unbedingt. Er erstreckt seine Herrschaft in jeglichen Winkel, und überall ist er derselbe. So liegt er, die verkörperte Ruhe, der Ungleichheit der Gebirge gegenüber, ruhig und beruhigend.

Der Kristall des Wassers und der Wasserspiegel sind keine Bilder, sondern Wahrheit. Von oben hereinblickend, sehen wir das Wasser durchsichtig unter uns liegen, und seine Oberfläche spiegelt, wenn unbewegt, alles, was über sie hervorragt. Dieser Spiegel von Kristall kehrt in allen Formen des Wassers wieder, die ruhen: im Meer, See, Fluß, in der Quelle. Ist die Tiefe des Wassers gering, so erblicken wir seinen Grund und was auf ihm ruht oder lebt. Die glasartige Durchsichtigkeit und Ruhe des Wassers bietet am häufigsten der See und, wenn auch seltener, ein unbewegter Meeresteil mit dem fesselnden Eindruck der Reinheit und Klarheit. Nur kleinere, tief eingebettete Seen, wie der Dürrensee, der Feldsee am Feldberge, der Lago di Ledro und ähnliche, sind sehr oft ruhig genug, daß die Uferberge sich rein, unverzerrt darin spiegeln. Bei größeren Seen ist manchmal die Seite, von der der Wind ausgeht, spiegelklar im Windschatten, der Rest bewegt. Wenn sich mir vom Ostufer des Würmsees

aus die Wasserfläche am Westufer wie ein dunkler Glasrand von der matten Fläche des bewegten Sees abhebt und die Gestade spiegelt, weiß ich, daß ein leichter West oder Südwest herüberweht. Die Wirkung eines klaren Glases oder Kristalles bewahrt aber auch noch die aufwallende Quelle oder die Wellen, die einen Strand hinanschwellen, wobei sie immer dünner und durchsichtiger werden.

Die einfarbige Klarheit eines großen Wassers zu malen, wäre kaum eine dankbare Aufgabe. Die Natur selbst bringt Abtönungen und Unterschiede hinein. Ein leichter Wind gibt der ganzen Seeoberfläche einen matten Charakter wie von oxydiertem Silber; nur am äußersten Horizont zieht ein heller Strich quer über die Summe der Spiegelungen der Wellen. Ein Stück blauen Himmels, das der Wolkenzug entschleiert, wirft ein Kommen und Gehen blauer Schimmer, wie von Perlmutter, hinein. Auf der einförmigen Wasserfläche des Meeres grenzt sich jede Brise ein Gebiet ab, wo die leichte Wellenbewegung einen grünlichen matten Ton bildet, den leuchtende, vielgewundene Streifen von ähnlichen Gebieten trennen. Ein breiterer Streifen von derselben Natur legt sich zwischen das bewegte Gebiet und das Land, soweit der Windschutz reicht.

Der schimmernde Wasserspiegel mit grünlichen Lichtern, vielleicht noch belebt von weißen, roten und braunen Segeln, deren Spiegelbild umgekehrt im Wasser zittert, ist überall malerisch. Aber die großen, überwältigenden Effekte bringt doch erst die Sonne oder der Mond hervor. Der Feuerstreif der Sonne oder des Vollmondes, der wie ein Spalt des feuerigen Erdinnern oder wie ein schmaler, in einem geraden Kanal fließender Lavastrom erscheint, ist eine mächtige Erscheinung. Und doch ist es wieder nur wie ein Spiel, wenn ihn der leiseste Wellenschlag zerstäubt, worauf das Feuer gleich wieder an einigen ruhigen Stellen zusammenfließt und aufflammt. Wundervoll ist dieses Wandern des Feuers unter Zersprühen und Wiederzusammenfließen unter der Wirkung leichter Winde. Der See liegt in den Nachmittagsstunden wie eine matte Silberplatte, nur dunkle Streifen ziehen durch ihn hin; aber am fernen Westgestade ist es, als begönne der Rand des Silbers zu schmelzen: dort leuchtet ein leichtes flammendes Glutlicht auf. In tanzenden Funken wandert es nun langsam über den See daher mit dem leicht darüber hinwehenden West, während es drüben nur am Rande sichtbar bleibt. Plötzlich ist es ganz nahe. Aber wo nun die Halme des Röhrichts die Seefläche unterbrechen, werden die langen Wellen, die das mattsilberne Wasser draußen als dunkle Streifen durchziehen, gebrochen, und dort flimmert es von tanzenden Funken wie bei Meerleuchten.

Auf dunklem Wasserspiegel ein vorübergehendes Leuchten als Spiegelung eines Sternes, eines Sonnenstrahles, die wir selbst nicht sehen, wirkt wie ein verklingender Ruf aus der Ferne oder Tiefe. Es gibt Waldbilder, in deren Dunkel das Spiel eines unbekannten Lichtstrahls die einzige helle Stelle ist. Schon Hobbema, der vielleicht im

17. Jahrhundert die Poesie des Wassers am besten verstand, bringt in Szenen, wo alles ruht und schläft, durch eine einfache leichte Spiegelung im Wasser ein Leben eigener, traumhafter Art.[1]

Das Meerleuchten ist so oft geschildert worden seit der ersten im einzelnen und ganzen vorzüglichen Beschreibung, die Georg Forster in der »Reise um die Welt« gegeben hat — er untersuchte das Wasser mikroskopisch, und zugleich vergaß er nicht, seiner Schilderung einen künstlerischen Schwung zu geben —, daß eine Wiederholung an dieser Stelle wohl ganz überflüssig ist. Früher glaubte man, es sei den warmen Meeren eigen; aber jetzt wissen wir, daß eine Sommernacht auf der Nordsee nicht bloß an Mond- und Sternenschein, sondern auch im Meerleuchten einer Nacht auf dem Mittelmeer nichts nachgibt. Wie es je nach den Organismen, die seine Träger sind, nach Kraft und Art verschieden ist, wie kleine Lebewesen ein Funkenmeer, Medusen phosphoreszierende Feuerkugeln, Salpenketten Feuerketten, Kammquallen Feuerbänder erzeugen, ist nun durch viele Beobachtungen bezeugt. Das Leben im Süßwasser hat ähnliches nicht aufzuweisen.

Die physikalische Geographie lehrt uns, unter welchen Bedingungen die blaue Farbe, die dem Wasser eigen ist, in der Natur rein vorkommt. Wo Trübungen [129] sich abgesetzt haben, wo das kleinste Leben nicht zu üppig wuchert, wo Ruhe herrscht und die Sonnenwärme tief in das Wasser eindringt, herrscht Blau vor. Trübungen durch schwebende Körperchen, seien es Staubkörnchen oder Lebewesen, begünstigen das Grün im Meer und in Seen. Lebewesen und gelöste Stoffe organischen Ursprungs bringen braune Töne, aus denen das angebliche Schwarz der Moor- und Waldgewässer, auch tropischer Urwaldflüsse hervorgeht. Rasch bewegtes, fließendes Wasser nimmt von der Oberfläche der Erde Massen von trübenden Bestandteilen mit und färbt ganze Ströme gelb, braun und grau. Wo hier Blau vorkommt, ist es nur noch die Spiegelung des klaren Himmels, oder es findet das schlammbeladene Wasser in einem Tümpel oder Nebenarm die Ruhe, in der es sich zu Grünlich abklärt. Bei Flüssen, die in Gletschern entspringen, findet die Klärung jahreszeitlich statt; denn in dem Maße, wie mit dem Herbst die Abschmelzung sich vermindert, sieht man den Rhein, den Inn klarer werden, und wenn sie im tiefen Winter am wasserärmsten sind, kommen sie in dem Grün und Blau des Gletschereises hergeflossen. Dieser Jahreszeitenwechsel in der Färbung ist eine der Schönheiten, die die Alpenflüsse vor den Flüssen des Tieflandes voraus haben.

Im einzelnen Falle zu sagen, warum z. B. der Gardasee blau, der Genfersee blaugrün, der Comer- und Langensee grün sind, ist nicht möglich. In vielen Fällen liegt die Ursache der Abtönung des Blaus in Grün bis Gelblich im Bilde selbst. Wir sehen in den smaragd-

---

[[1] Vgl. oben, S. 246. D. H.]

grünen See die milchigtrüben Gletscherschmelzwasser eintreten und ein grelles Spangrün um sich ausbreiten. So kann man die grünen Töne, die die Sarca hervorbringt, im blauen Gardasee vom Hellgrün der Einmündung bis zu blaugrünen Ausläufern verfolgen. Von einer anderen Seite kommt vielleicht ein olivengrüner Waldbach heran und bringt gelbliche Farbentöne. Rötliche Streifen des schlammgetrübten Flußwassers sieht man an der spanischen Küste bei Malaga sich in das blaue Meer hinausziehen, umgeben von einem hellgrünen Hof. In der Ferne kommt dann doch immer das Blau zur Geltung, und zwar als tiefes Indigoblau, das am Horizont über dem grünen Meere steht. Wenn nach Sturm die ersten Sonnenstrahlen auf das Meer fallen, ist seine Farbe in der Nähe des Ufers getrübt; weiter draußen leuchtet es grün, und am Horizont ziehen die durchscheinenden Wellenkämme ihre tiefblaue Linie, die Meer und Himmel haarscharf abgrenzt. So sind auch von verschiedenen Buchten, über die wir an einer mittelmeerischen Küste hinschauen, die näheren grün, die entfernteren blau. Rottmann und Preller haben diese besondere Art von Farbenperspektive trefflich verwertet.

Am verbreitetsten ist wohl von allen Farben des Wassers das helle Grün, das »Ostseegrün« der Meere in den kalten und gemäßigten Zonen, das auch das Grün der Mehrzahl unserer Gebirgsseen ist und in tropischen Meeren neben dem tiefen Blau nicht fehlt. Ein tiefes Smaragdgrün ist der Höhepunkt der Färbung nordischer Meere. Der schon von Homer besungene Purpurton des Mittelmeeres kommt so nicht auf Binnenseen vor; aber auf dem unteren grünblauen Gardasee habe ich die windgekräuselte Fläche purpurbräunlich schimmern sehen, die gewöhnlich nur silbergrau von den hellgrünen spiegelnden Streifen sich abhebt. Es ist nicht eigentlich Purpur, sondern Neutraltinte mit Purpurschimmer, eine ähnliche Farbe wie die, in der wir die grauen Felsen der Dolomiten in dem Abendrot erglühen sehen. Dieser Farbenunterschied führt auf ungleiche Bewegung an der Seeoberfläche zurück. Der Purpurton tritt fleck- und streifenweise zwischen leuchtendem Grün auf. Er hat nicht unmittelbar mit der Sonne zu tun, kommt auch unter dunstigem Himmel vor. Der matte Silberton der leicht bewegten, der grauschwarze der unter einem Regenhimmel ruhenden oder bewegten, das Dunkel der unter sternenlosem Nachthimmel ruhenden Wasserfläche, die Nebel endlich, die über dem Wasser schweben, erklären das »graue Meer« der Volkspoesie; aber Durchschnitt und Grundton bleiben Blau und die Abschwächung oder Trübung des Blaus zu Grün.

Wenn der Zusammenhang des Wassers zerreißt und Luft zwischen seine kleinen Teilchen eintritt, geht die blaue Farbe in W e i ß über. So entsteht der weiße Schaum, der weiße Schnee, das weiße mit Luftbläschen durchsetzte Eis. Das in weißem Gischt aufgewühlte, stürmische Meer, die weißen Wellenkämme, das Milchweiß des Wasserfalles, besonders aber die weiße Brandungslinie, die als feiner Saum

die Grenze zwischen Land und Meer zeichnet, zeigen die Farbe des Wassers. Es gibt Wolken und sonnenbestrahlten Nebel, neben dem der reinste Hochgebirgsschnee grau wird; auch diese zeigen die Farbe des Wassers. Wenn wir einen weißen, schäumenden Bach, der zu fern ist, um sein Rauschen vernehmlich zu machen, durch dunkle Fichten oder durch einen Nebelschleier erblicken, der ihn vergrößert, mag er uns einen Firnfleck oder eine Eiskaskade vortäuschen. Und ist es nicht dieselbe Grundähnlichkeit des flüssigen Elements, wenn die in einem leicht beweglichen See sich spiegelnde Sonne den Silberschimmer ferner firnbedeckter Berge wiederholt?

Eine große Aufgabe des Wassers liegt in seinen Tönen. In der ganzen unorganischen Natur ist nur das flüssige Wasser in reichem Maße sprachbegabt. Der Sturm heult immer dasselbe Lied, der Sand soll zuweilen tönen, Lawinen und Gletscherspalten hört man im Hochgebirge donnern und knattern. Es gibt aber zwischen dem Brüllen der Brandung und dem Aufwallen der Quellen, das man kaum hört, eine ungeheuer reiche Tonleiter. Darin findet unter anderem auch der Donner des Niagara, das Prasseln eines Hagelwetters und das Regengeflüster in einem sommerlich dichten Laubdach Platz. Der rhythmische Laut fallender Regentropfen hat ebensowohl etwas von Musik wie das in ganz regelmäßigen Zwischenräumen geschehende Aufwallen einer starken Quelle oder der Laut der Brandung, der im ganzen wie Sturm braust, aus dem man wie Windstöße das Zerschellen der höchsten Wellen heraushört. Aber bei dem Fallen der Tropfen von den Stalaktiten in einer Kalksteinhöhle, dessen Pausen uns endlos dünken, glaubt man das Ticken der mit tausendmal so viel Zeit arbeitenden Uhr der Erdgeschichte zu vernehmen.

Man kann die Landschaften in zwei Teile teilen: in dem einen ist das Wasser hörbar, in dem andern geht es still dahin. Schon wer vom Flachland nach Harzburg kommt, empfindet die Poesie des rauschenden Wassers. Die Gespräche, die ein Alpenbach, mit dem wir wandern, gleichsam mit sich selbst führt, die Antwort des stillen Sees auf den Wind, der ihn bewegt, haben ihren großen, wenn auch vielfach unbewußten Anteil am Reiz der Alpenlandschaft. Ein mächtiger Eindruck liegt aber vor allem darin, daß, je höher wir an einem Küstenabhang steigen, desto stiller das Meer, desto weiter der Gesichtskreis und desto größer die Einsamkeit wird. Es ist wie ein schrittweises Tauschen einer Welt um die andere, einer lauten um eine stillere Welt, wobei sich ganz unmerklich unsere Seele, die hinausgerufen war, in ihre eigene Stille wieder zurückzieht.

[130] Bei allen Unterschieden der Farben und Formen bleibt das Wasser immer ein Einheitliches. Daher das Weltbeheimatende des Gefühls für die Größe des Meeres, das wir bei den Seevölkern finden: wer einen Meeresabschnitt kannte, war mit drei Vierteln der Welt vertraut. Daher wurde auch die Beschreibung des Wassers durch die Einheit des Gegenstandes erleichtert. So wie die holländischen

Seemaler schon im 17. Jahrhundert aller Geheimnisse der Färbung eines flachuferigen Meeres wie der Nordsee kundig sind und sich damit der ganzen Poesie des Wassers bemächtigen, ist auch in der geographischen Auffassung des Meeres die Beschreibung weit der Erforschung vorausgeeilt. Georg Forster schildert in den »Ansichten vom Niederrhein« den Sonnenaufgang auf dem Kanal: »Die düstere graue Farbe des Wassers verwandelt sich in ein durchsichtiges, dunkelbläuliches, in den Untiefen blasseres Grün; die Brandung an den äußersten Sandbänken schien uns näher gerückt und brauste schäumend daher wie eine Schneelawine; große Strecken des Meeres erglänzten silberähnlich in zurückgeworfenem Licht, und am fernen Horizont blinkten Segel wie weiße Punkte.« Wenn man mit dieser Beschreibung den kümmerlichen Zustand der Wissenschaft vom Meere in derselben Zeit vergleicht, ist man erstaunt, zu sehen, wie weit die Kunst in der Geographie über die Wissenschaft hinaus war. Sie arbeitete mit Farbe und Stimmungen, die wissenschaftlich noch gar nicht erforscht waren. So schritt auch das landschaftliche Verständnis für die Küstenformen ihrer wissenschaftlichen Auffassung voraus. Cook und Forster erkannten die Verwandtschaft der tiefen Meeresbuchten des Feuerlandes und Norwegens, die wir heute unter dem Begriff Fjord zusammenfassen, gerade wie feine Beobachter des Landschaftlichen sich in einer Bucht von Skye (Hebriden) an Eleusis erinnert fühlten oder mit Noé den gesamten mittelmeerischen Typus erkannten, wenn sie mit vollem Recht meinten, die istrischen Steilküsten, der Abfall des Tarnovanenwaldes, der Felsumkreis von Triest würden sich ebenso leicht in das Gestade der Provence, von Kalabrien oder Griechenland einfügen lassen.

II.

[143] An der Spitze aller Formen des Flüssigen an der Erde steht durch Größe im ganzen und Großartigkeit seines Lebens das Meer. Das Meer ist Fluß, See und Quelle und noch vieles darüber hinaus. Das Meer zieht durch die unmittelbarsten Wirkungen auf unsere Sinne an. Als ungebrochene Fläche erlaubt es weite Blicke, wie sie sonst auf der Erde nicht möglich sind. Das Bild des kreisförmigen Horizontes mit der darüber sich wölbenden Glocke des Firmamentes ist nur auf dem Meere rein und allenthalben zu finden. Das Grün und Blau des Meerwassers und sein Leuchten im Sonnen- und Mondlicht füllen unser Auge mit einfachen, wenig gebrochenen und wenig veränderlichen Farben. Wer in die ewig beweglichen Wellen des Meeres hinausschaut, wie sie in großer Dünung daherfluten oder sich überstürzen, zerrinnen und immer wieder neu sich erzeugen, wer ihrem Rauschen oder dem dumpfen Brausen der Brandung lauscht, erfährt die erhebende, aber zuletzt auch einschläfernde Bewegung dieser in großen Rhythmen sich unablässig wiederholenden Laute, die Größe und die Einförmigkeit des Beweglichen. Indem wir dem großen Naturgeheimnis lauschen, das sie aussprechen, senkt es sich wie Traum über uns herab. Wir

vergessen über diesen Lauten unser eigenes Leben, gehen gleichsam in der Natur auf. Gerade darin liegt das, was vielen vom Treiben des Tages ermüdeten Seelen am Meer Erholung spendet.

In einer buchtenreichen Küste liegt die innige Vermählung des Meeres mit dem Lande. Jede Bucht gruppiert eine Landschaftsgruppe, einen Kranz von Landschaften um sich. Die Stille landseeartig abgeschlossener Buchten, die Rottmann in seinen Mittelmeerbildern geschildert hat, liegt hart neben der Bewegtheit des offenen Meeres, deren weiße Wellenkämme wir vielleicht aus der Ferne wahrnehmen, oder die sich durch das Schwanken der Segel draußen verkündet. Das Hereintreiben der Wellen in eine Bucht, ihr Brechen auf dem Kies, das Aussterben der Bewegung, die draußen stärker ist, lassen uns nur die Sicherheit, in der wir hier umschlossen leben, stärker fühlen.

Neben den engeren Buchten erschließen sich die weit offenen, neben Nizza Genua, dessen Eigentümlichkeit eben in der festeren Geschlossenheit seiner Bucht, ihrer Umrißlinie und nahen Bergumrandung liegt, oder Neapel mit seinen Schwesterbuchten, von denen jede eine andere Insel, eine andere kleine Welt hegt. An solchen Gestaden hinwandernd, sieht man das Meer bald weit hinausziehen, bald wie einen stillen Landsee in einer Bucht liegen: die vielgegliederte Küste ist eine bilderreiche Küste. Denn so wie jede Einbuchtung ein kleines Meer mit Küste und Siedelungen seiner Art, so ist jeder Vorsprung dazwischen ein Berg oder ein kleines Gebirge von besonderem Bau, das in seiner Weise sich der Brandung entgegenstellt.

Die Fjordlandschaft ist die reichstgegliederte von allen; Buchten, Halbinseln und Inseln folgen dicht aufeinander, und Seen, breite Flüsse, sehr oft im Hintergrunde Gletscher, gesellen sich dazu, offenbar Sprossen der gleichen Familie. Steffen nennt den See von Llanquihue eine der schönsten Wasserlandschaften als Wiederholung der nahen Bucht von Reloncavo auf einer höheren Bodenstufe. Das ist die Schönheit der vielbesungenen Lochs von Schottland und der norwegischen Seen, daß sie innen im Lande die Fjorde, die wir draußen verlassen haben, in stillen Seen wiederholen. Aber wenn Fjordlandschaften reich an Einzelheiten, ja überreich sind, so ist ihr Aufbau im Grunde wieder einfacher. Eben deswegen ist auch ihre Wirkung einfacher. Die Größe der dabei ins Spiel kommenden Elemente: Wasserfläche, Felswände und Himmel neigt zu ernsten Bildern. Ein grüner Uferfleck mit ein paar Häusern darauf ist nur wie ein flüchtiges Lächeln auf ernster Wange. Ragen Gletscher oder stürzen Wasserfälle von oben herein, so nehmen sie dem Bilde nichts von seinem Ernst. Viel stärker als in den Tälern wirken die Verschiebungen der Uferwände, die ein Stück der Wasserfläche auf allen Seiten abschließen und zu einem kleinen oder großen See für sich machen. Natürlich gilt von den bergumrandeten Gebirgsseen viel von dem, was von den Fjorden zu sagen ist. Die Schönheiten des Vierwaldstättersees sind in den Grundlinien denen eines vielverzweigten Fjords sehr ähnlich. Nur bringt

das mildere Klima durch Matten, Wälder und reichere Siedelungen weichere Töne in dieses Bild. Immer bleibt aber den schönsten Landschaften dieser Art der Mangel anhaften, daß sie zu plötzlich und unbedingt abschließen. Die Tallandschaften, die sich zum Meere oder auf Seen öffnen, zeigen erst im Vergleich damit den ganzen Reichtum des Ahnungsvollen in ihrem Stufenbau. Feinsinnig hat Rütimeyer darauf aufmerksam gemacht, daß der »wunderbarste aller Schweizerseen«, der Vierwaldstättersee, wegen seines Reichtums an selbständigen und eigentümlichen Gebilden ebenso einen besonderen Namen verdienen würde, wie man Gebirge als Zusammenfassung verschiedener Berge dem Berge gegenüberstellt[1]). Gewässer paßt nicht, da es auch ein System von Wasser bezeichnet.

Das Meer ist das Herz, aus dem alle die Landschaften, die es umlagern, Leben und Regung empfangen. Sie sind durch das Meer alle ein Ganzes: Meer, Haff, Strom, Seen, Moore, auch Dünen gehören zusammen wie Wurzel, Blätter und Knospen von derselben Pflanze. Das Meer adelt den Sand. Neben dem kleinen Wellenschlag an einer Flachküste ist ein Dünenberg von 10 m schon sehr groß. Das lockere Material erlaubt diesen Hügeln sehr steile Abfälle, die sich schroff abheben von tischartig flachen, marschähnlichen, dicht und frisch berasten Gründen. Es ist genau derselbe Abfall und Flachboden wie weiter draußen an der Küste, wo ein Tümpel, eine kleine Lagune ausgetrocknet ist und einen [144] flachen Boden hinterlassen hat, den Algen übergrünen, während der helle Dünenring ihn von allen Seiten einschließt. Jene höheren Hügel hebt noch die verschiedenartige Bewaldung, die eigentliche Vegetationsgürtel übereinander zeigt: unten Föhren, oben Buchen und einzelne Eichen.

Die Seemalerei hat sich aus der dünenumsäumten Flachküste Hollands und Belgiens zum eigenen Kunstzweig erhoben. Was das mittlere Maastal der Ardennen für die Landschaft, ist der Strand von Haarlem und Blankenberghe für das Seestück. Und so wie die Landschaften der van Eyck den Stempel ihrer Heimat tragen, erkennt man die niederländischen Seestücke an ihren Dünenufern und dem bräunlichen Ton ihres Wassers, dem hier zahlreiche Flüsse den Schlamm des Landes zuführen. Waren es diese ohne Frage feineren, malerischen braunen und grauen Töne, die die Künstler mehr anzogen als die klaren Grün und Blau tieferer Meere? Oder lockte das silberne Schimmern der Oberfläche aus dem Duft des Horizontes? Ich glaube, daß viel mächtiger der die Seele tief ergreifende Gegensatz zwischen der engen Welt der Dünen und dem weiten Meereshorizont wirkte, der entschieden auf das Meer hinausweist. Für Maler, die die Tiefe der Luft über einem weiten Tiefland begriffen hatten, war der Meereshorizont der Gipfel von allem, was in der Natur darstellbar ist. Ruysdaels Bild von Haarlem im Amsterdamer Museum zeigt zwei Drittel Himmel,

---

[1]) Der Rigi, S. 6, 1877.

darunter die silbergraue Düne; den hohen Himmel belebt durch Wolken und Vogelflüge. Nur Silberstriche deuten das Wasser in der Ferne an. Das ist der klassische Ausdruck der Naturpoesie einer Dünenküste.

Der Vergleich eines Sees mit einem in die Landschaft eingesetzten Edelstein braucht nicht Eigentum der Poeten zu bleiben. Es liegt darin auch für den wissenschaftlichen Naturschilderer die doppelte Wahrheit, daß der See sich von seiner Umgebung abhebt, einen Gegensatz zu ihr bildet; und daß dann doch wieder der See ganz in seine Umgebung hineingebettet ist, sie widerspiegelt, anstrahlt, belebt, ihre Farbe abtönt oder hebt. Der Reiz unserer Mittelgebirgsseen liegt ebensowohl in ihrem stillen und doch zu Zeiten leicht bewegten Spiegel als [auch] in der Plastik ihrer Berge und den Formen ihrer Buchten und Vorsprünge. Bei den Fjordseen kommt noch die Steigerung durch den Reichtum der Inseln und Halbinseln dazu. Eben deswegen ist auch das Bild gut: die Seen sind die Augen der Landschaft. Der hellgrüne oder tiefblaue See in einem Felsgrund strahlt uns sprechend und heiter an; der Weiher in mooriger Mulde oder vor dem dunklen Waldsaum schweigt und macht die Landschaft träumerisch. Ganz anders wirken die Farben des Wassers im See als im Meer. Ich sehe den Alpsee bei Hohenschwangau auf allen Seiten blaugrün durch die Tannen schimmern. Es ist einer von den klaren blauen Seen, die uns an den seichteren S[t]e[ll]en fast mineralisch anmuten, wo über dem durchsichtigen Kalkboden das Blau sich in ein Grün verwandelt, das an Grünspan erinnert. Aber das Tannengrün ist unbeschreiblich warm daneben, und dem Blau des Wassers ist das Wohltuende des Blaus ferner Berge eigen, die hereinschauen.

Der dunkelgrüne See wird am Ufer hellgrün, und endlich scheint der Boden gelblich durch; der blaue See wird am Ufer grün und immer heller wie eine Spiegelung des Landes oder wie ein Ufersaum im Wasser neben dem Ufer am Land. Darin liegt das räumlich Kleine, aber auch das Individualisierte der Erscheinung der Seen. Jenes macht den See abhängig von seiner Umgebung, dieses hebt seine Selbständigkeit.

Den Einfluß der Lage und der Umgebungen auf die landschaftliche Wirkung zeigen die Vorlandseen der Alpen sehr gut. Der Genfer See tritt räumlich aus den Grenzen eines Hochgebirgssees heraus; aber nach Lage und landschaftlicher Erscheinung gehört er zu dem Hochgebirge, welches mit in Tagereisen zu erreichenden Gipfeln von 2000 bis 3000 m ihn auf der östlichen und südlichen Seite umgibt und dessen beherrschende Erhöhung, der Mont Blanc, durch den glücklichen Zufall des tiefen Dranse-Einschnittes in dieser Umrahmung zu den Bergen zählt, die man vom Niveau des Sees aus wahrnimmt. Auch auf der Nordseite, wo wir die eigentlichen Alpen schon verlassen haben, liegen die kulminierenden Höhen des Schweizer Jura nur in leicht erreichbarer Entfernung. Man besteigt von Nyon aus die Dôle in sechs Stunden. Seine Ufer haben nichts von dem sanft-

welligen Charakter derjenigen der Vorlandseen der deutschen Alpen oder sogar des Bodensees; im Vergleich mit ihm liegt besonders der letztere nur noch auf einer Vorstufe des Gebirges. Diese Ufer sind gebirgig im Osten, Süden und Westen; aber auch am Nordufer steigt man in den wenigst gebirghaften Geländen von Morges und Lausanne steil an, wenn man landeinwärts sich begibt. Das schöne Münster von Lausanne liegt eine kleine halbe Stunde von Ouchy entfernt, aber der Höhenunterschied zwischen beiden beträgt schon 114 m. Tiefe Einschnitte beherbergen Bäche, deren rasches Fließen und deren rauhe Kiesbetten von der Nähe des Gebirges erzählen. Das ferne Heraufdämmern des Hochgebirges im Gesichtskreise des Züricher oder Starnberger Sees hat seinen Reiz, der künstlerisch vielleicht höher steht als das schroffe Herandrängen; aber imponierend sind diese schneestreifigen Gipfel, die im südöstlichen Teil des Sees sich sogar spiegeln, wo eine Genferseelandschaft ohne Dent du Midi überhaupt fast undenkbar ist.

Seen, die fern vom Gebirge liegen, vereinigen mehrere Landschaftstypen, und darin liegt ihr Reichtum. Der Bodensee, der Starnberger und der Ammersee, der Chiemsee liegen bereits auf der Hochebenenstufe am Rande der Nordalpen, vom eigentlichen Fuß des Gebirges beträchtlich entfernt; ihre Umgebungen sind Moränenhügel. Daher eine Landschaft aus Elementen der Hochebene und des Hügellandes, in die von Ferne das Hochgebirge hereinschaut. Dabei kommen natürlich die allerverschiedensten Variationen vor. Die schönsten sind vielleicht die Seen, die so hart am Fuße des Gebirges liegen wie der Kochelsee, daß dieses sich darin spiegelt, während sie sich auf der anderen Seite weit ins Land hinausziehen, wo sie in Rohr und Moor übergehen. Ein Blick in die Höhe und ein Blick in die Weite von derselben Wasserfläche. Es liegt in der Natur der Gebirgsseen, daß sie häufig solche Lage einnehmen. Auch unsere kleinen Mittelgebirgsseen liegen gern hart am Fuß eines der höheren Berge, so der Feldsee im Schwarzwald, der Weiße See in den Vogesen, die Arberseen, die Koppenteiche u. v. a.

Den scheinbar ruhig in ihren, in festen Erdboden gehöhlten Becken stehenden Wassermassen der Seen ist etwas Unheimliches eigen. Ihre Tiefe bleibt immer etwas Unbekanntes; denn wenn wir auch für dieselbe eine bestimmte Zahl angeben könnten, was ja nicht immer der Fall — unser Auge dringt nicht bis in diesen Abgrund, niemand weiß, wie es dort aussieht. Eine Messung ist nur ein unsicheres Antasten von außen her. Gelegentlich wirken Bewegungen von unten herauf, plötzliches Anschwellen des ganzen Genfer- und Bodensees erzeugend, und ebenso rasch sinkt das Wasser dann wieder, dessen Spiegel bei diesem Vorgang nicht [145] im geringsten stark oder gar heftig bewegt wird. Die Wissenschaft vermutet nun zwar mit einigem Grund, daß es sich hier um Wirkungen beträchtlicher Luftdruckschwankungen handle, ohne indessen den Vorgang ganz aufgeklärt zu haben, der

übrigens neuerdings auch an kleineren, z. B. dem Würm- oder Starnberger See, nachgewiesen ist. Unheimlich ist der Gegensatz der sonnigen Klarheit des Seespiegels, der in seinem hellen Beryllgrün oder im treuen Blau ein Bild der Ruhe und Reinlichkeit ist, zu dem Eindruck, den er gewährt, wenn das Wort gilt:

Es rast der See und will sein Opfer haben.

Was Gustav Schwab in seiner erschütternden Dichtung »Der Reiter und der Bodensee« von der gefrorenen Seefläche sagt, ist allbekannt. Gerade ein über das mittlere Maß unserer in der Regel einige Quadratkilometer nicht überschreitenden Seen hinausgehender See vereinigt alle diese Wirkungen in erhöhtem Maße in sich. Wenn Wolken oder Nebelschleier über das jenseitige Ufer sich herabsenken, glaubt man aufs Meer hinauszublicken. Eine linde Mondnacht versetzt uns in die Lagunen. Der Name Schwäbisches Venedig für Lindau, ebenso wie die ironische Bezeichnung Schwäbisches Meer für den Bodensee, sie enthalten beide ein Körnlein Wahrheit. Wellenschlag und Sturm sind noch mehr meerähnlich. Wer den Sinn hat, das zu empfinden, fühlt sich hier trotz alles heiter Menschlichen, das an die Seen sich drängt, der Einsamkeit der menschenfernen Natur gegenübergestellt, deren größte Verkörperung eben das Meer ist.

Längst ausgetrocknete Seen legen noch heute in die Landschaft ihre tischartig flachen Talebenen, die der einförmigen Fläche des Wassers, aus der sie entstanden, nachgebildet sind. Jüngst ausgetrocknete Seen gehören zu den Sonderbarkeiten der Natur. In Karstländern und Steppen sind sie nicht selten. Noé besuchte den ausgetrockneten Zirknitzer See, auf dessen Grund nicht die kleinste Ansammlung von Wasser stand. Das Ufer war nur an den Höhlungen kenntlich, die das Wasser hineingewaschen hatte. Ich sah einen welligen Boden, von kotigen Gruben unterbrochen. Den Boden bedeckten Stoppeln abgemähten Schilfes und bleiches Torfmoor. Bei den ersten Schritten im Seeboden sah ich Kühe und ihre Hirten. Die Kähne, mit welchen zu anderer Zeit gefischt wird, lagen auf dem grauen Boden. Inseln waren am grünen Strauchwerk kennbar. Manchmal begegnete uns mitten im See ein Mann mit einer Sense, der ausging, Röhricht zu mähen. Auch hochschäftige Pflanzen hatten schon Zeit gehabt, sich zur Blüte zu entwickeln, das engblätterige, gelbblumige Thalictrum, der hohe Sumpfsenecio. Eine deutliche Fahrstraße geht mitten durch den See; wo sonst Hechte und Krebse sich tummelten, ist in dem weichen Boden die Geleisspur der Räder eingedrückt. Zu beiden Seiten ist die Ebene glatt wie ein Tisch, grau von Flechten, weißlich von vertrocknendem Moos, grün von kurzem Gras. Die Kalkfelsen erkennt man nicht vor dem braunen Schlamm, der sie überzieht. Solche Felsen umstehen die Trichtergrube, in die der See hineingeflossen ist und aus der er beim Steigen des Wassers wieder hervorbricht. Schmale Rinnsale gehören den Bächen an, die sich zu-

letzt in diese Grube ergossen haben. Kähne sind als Brücken darüber gelegt, die bestimmt sind, wieder Fahrzeuge zu werden. Das größte dieser Tore in die Unterwelt ist breit gewölbt; ein Bach fließt an Vergißmeinnichtbüschen rauschend hinein, und oben fallen Tropfen von wachsenden Stalaktiten nieder.

Im Fluß kommt die Beweglichkeit des Wassers zur Geltung. Wenn der See die verkörperte Ruhe ist, zeigt uns der Fluß das Wasser in seiner ruhelosen Arbeit. Insofern ist der Fluß der echtere Repräsentant des Wassers, denn er zeigt uns die Naturkraft darin; das Ruhen und Träumen des Sees ist daneben nur Episode. Die Bewegung kann so gering sein wie bei Karstflüssen, von denen einmal Noé sagt: Es ist, als ob die Geister der Karstflüsse auch bei Tag schliefen, so träg und tiefgrün schleichen sie dahin. Und sie kann auf der anderen Seite das Wasser von der Erde losreißen und im Wasserfall es in Wolken von Staub verwandeln wollen. Dabei die größten Gegensätze. Ein reißender Bach stürzt uns auf einem Wege bergauf entgegen, kaum finden wir Raum in der Schlucht, die er gerissen hat; da plötzlich ändert sich das Bild: ein flacher Talboden, ein langsam sich dahinschlängelndes Wässerchen, wir glauben, an seiner Mündung zu stehen. Im mäßig bewegten Bach oder Fluß sehen wir die in Strähnen ausgezogenen Wellen sich neben- und übereinander drängen, nach der Mitte aufschwellend, an den Rändern durch Reibung ungleich bewegt, daher untertauchend und wirbelnd.

Die Uferformen eines Flusses zeigen die Folgen dieser energisch tätigen Arbeit. Das rauschende Fließen, das Anprallen und Zurückschäumen, das Wandern der Wirbel von Biegung zu Biegung, das Schwanken der Schilfhalme bei der Berührung mit den Wellen sind vorübergehende Symptome. Stärker ist im Grunde die Sprache der Kurven der Uferlinie, die langgestreckten Kiesbänke und die spitzen Anschwemmungsinseln. Aber unmißverständlich bekundet sich die Kraft des Flusses beim Hochwasser, wo das Feste unterlegen, das Flüssige zur Herrschaft gelangt ist und über den seichten See der verderblichen Ausbreitung nur die Hügel, die Wipfel der Bäume, die hochgelegenen Siedelungen noch vereinzelt inselhaft hervorragen.

Die Bewegung eines Flusses zeichnet sich in seinen Bogenlinien ab. Wir folgen ihrem Zurückweichen und Vordringen und lassen uns gern in diesen schönen Windungen bis an den Horizont hinausführen, wo der Fluß in einem leuchtenden Punkte endigt. Ein geradliniger Flußabschnitt hat daher immer etwas Gezwungenes, Unnatürliches. Dabei sind es grundverschiedene Eindrücke, je nachdem man auf dem Niveau des Flusses weilt oder von oben hineinschaut. Dort öffnet jede Biegung eines Flusses oder Sees, die eine ohne Hindernisse freie Aussicht schafft, gleichsam ein Tor. Solche Stellen sind von besonders überraschender Schönheit. Die höchste Entwickelung des Prinzips des Weges. Überraschend ist das Fließen eines Wassers auf einen Höhenzug hin, dessen Einschnitt uns durch eine Verschiebung ver-

borgen ist, so daß wir an ein unterirdisches Durchwühlen denken müssen.

Der Gegensatz der Höhen, die uns umtürmen, und dieser glatten Bahn ist in mittleren wie hohen Gebirgen höchst wirksam. Zeigt er sich nicht in jeder Bucht, in jeder Lichtung sogar, die vom See oder Fluß durch Uferwald landeinwärts führt? Wie gern folgt ihm das Auge; es legt sich etwas von der Größe der Wasserfläche in ihn hinein. An dieses Wohltuende des Wasserspiegels in Berg oder Waldumschließung erinnert uns die Wirkung eines Flusses, der eine Stadt durchfließt. Die großen Bogen des Tiber gehören zur Größe des Blickes auf Rom. Aber dazu gehören auch die Brücken, in denen das darunter fließende Wasser zu den Menschen zu sprechen scheint: Seht, wozu ich euch zwinge. Es fließt fröhlich unter diesen Bogen weiter, die ihm kein Joch bedeuten. Welchen Reiz verleiht [146] den Straßenbildern der Städte der überbrückte oder als Kanal hindurchgeleitete Fluß. Was bedeutet selbst die Spree für Berlin! Es ist ein sehr großer Unterschied, ob ein Flüßchen in der Stadt verschwindet, wie die Pleiße in Leipzig, oder so recht an die Stadt herangeführt wird, wie die Ocker in Braunschweig. Und nun der Aufbau der Stadt über der bewegten Fläche! Wenn man Kiew die schönste Stadt Rußlands nennt, ist es größtenteils doch die Lage dieses »Klein-Moskau« auf 80 m hohen Felsenufern über dem Dnjepr. Was sind 80 m Höhenunterschied in anderen Gegenden? Aber über einem Strom, breiter als der Rhein bei Köln, liegt die turmreiche Stadt einzig in ihrer Art.

Im Mittelgebirge ist selten ein Tal so tief und steil, daß man nicht bis auf seinen Grund sähe. Daher tritt das von oben gesehene Wasser fast immer im Bilde hervor, und man verfolgt seine Windungen, die dazu beitragen, unseren Blick fortzuleiten, fortzuziehen. Im Hochgebirge dagegen schließen die hohen Wände die Täler ab, und wenn nicht die leuchtenden Schilder der Seen wären, sähe man in manchem Fernblick wenig flüssiges Wasser. Darin liegt ein Vorzug der Mittelgebirgs- und Hügellandsbilder, dessen sich die bewußt werden sollten, die geeignet sind, die Alpen landschaftlich über alles zu stellen. In weichem Boden arbeitet sich der Fluß bis auf einen härteren Grund durch, den er bloßlegt, und in seinem Bett liegen dann Gesteine, von denen die Bodendecke nichts verrät. So zeigt vor allem der helle, harte, kiesbestreute Boden des raschen Moorbächleins den Einschnitt bis auf den Untergrund des weichen Moores.

Je mehr die Flüsse durch mitgerissenen Schutt in der Regel getrübt sind, desto wohltuender berührt uns die Klarheit der Bäche, die über Felsen springen, der langsamen, dunkeln Wald- und Moorgewässer, der in starken Quellen unmittelbar aus der Erde hervorbrechenden und der aus Gletscher- und Schneeschmelzen entstehenden. Diese sind zwar oft im Anfang trüb; aber zur Schönheit des Gebirges gehört die rasche Klärung seiner Gewässer. In der Tiefe lagern sich Sand und Schlamm ab, in der Höhe entstehen immer

neue Wassermassen, die sich zu Firn- und Eismassen schichten, aus deren kristallenen Lagern sich die Abflüsse der Alpen nähren. Man sieht hier Farben wie im Tieflande, und zwar auch bei den Flüssen. Nur im Meere und in Seen, wo die Menge des Wassers zu groß ist, um nicht das Recht ihrer eigenen Natur, der ihr eigenen Klarheit und Farbe zu haben, treten uns noch die Eigenschaften des reinen Wassers ganz ungetrübt entgegen. Ein großer Bergfluß von so reinem Türkisblaugrün wie der Isonzo selbst nahe seiner Mündung, z. B. bei Gradisca, ist eine außerordentliche Seltenheit. Er wirkt auch auf den Betrachter in diesem Sinne viel ergreifender als ein entsprechend grüner oder blauer See. Denn wir sind gewöhnt, mit dem in Masse sich bewegenden Wasser Trübheit notwendig verbunden zu denken.

Das bewegliche Wasser ist der Bote, der Nachrichten von oben nach unten trägt, vom Gebirg ins Tal und vom Lande hinaus ins Meer. Jeder Gebirgsbach flößt Pflanzenkeime ins Flachland hinaus, und so hat das Isartal selbst bei München eine Menge Alpenpflanzen. Die Reinheit und die lichten Farben des Wassers sind auch Botschaften aus der Höhe, wo es aus Gletschertoren oder mindestens aus Firnflecken entsprungen ist. Wer gar aus den feuchtwarmen Wäldern Assams an den Brahmaputra tritt, den erinnert der kühle Hauch des den Mississippi an Breite übertreffenden Stromes, daß er den Abfluß der Gletscher vor sich hat.

Aber merkwürdig und folgenreich vor allem ist die Verbindung, die in trockenen Ländern der wie ein Fremdling aus dem Gebirge herabsteigende Bach mit den Ebenen am Fluß eingeht. Da rauscht das Bergwasser quellenhaft darüber hin, von einer Kraft getrieben, die fern ist, befeuchtet, erfrischt, kühlt, befruchtet, schafft ganze lebensreiche Oasen. Hier sieht man die lebenspendende Kraft des Wassers in ihrer größten Leistung. Aber auch in unsern und allen Zonen kommt in den innigen Beziehungen zwischen den Pflanzen und dem Wasser, die eine Reihe von ausschlaggebenden Zügen in der Landschaft schaffen, das Prinzip der Oase, die örtliche Bereicherung, Verdichtung, Verstärkung des Lebens durch das Wasser überall zur Geltung. So wie der Wüstenreisende an den fernen Palmen die Quelle und die Bodensenkung der Oase errät, so verkündet der Erlensaum den Bach. Wenn auch das Wasser so tief eingesenkt ist, daß man oft in dem Wiesenplan seinen Lauf kaum errät, so treten doch immer dann und wann Baumgruppen hervor, die eine reichere Landschaft bilden. Gerade wo einfache Formen des Bodens herrschen, gewinnt der dunkle Baum- und Gebüschstreif in der hellen Wiese Bedeutung.

Eins der eindruckvollsten, aber auch von Dichtern und Malern reichlichst ausgenutzten Motive, besonders der deutschen Landschaft, die Mühle, wäre nicht so gewinnend ohne den reichlichen Baumwuchs, der so oft die Dächer der Mühlengebäude überschattet, und das Moos, das sie und die feuchten Räder begrünt. Im Kalkgebirge, wo von Baumwuchs nicht mehr die Rede ist, ist man sicher, ein

braunes Quellmoos überall zu finden, wo Wasser aus dem Boden dringt. Das braune Moospolster ist infolgedessen ein sicherer Anzeiger von Quellen. Wo aber auch nur Feuchtigkeit in größerem Maße sich findet — in Rinnsalen, schattigen Klüften und Spalten ist es zur Stelle. So bezeichnet es die heutige und die vorige Quelle, indem es in stufenweise übereinander folgenden Polstern auftritt. Man steigt in derselben Richtung höher und findet endlich in schattiger Kluft den Firnfleck, der diese Wasserader und die an ihr aufgereihte Vegetation nährt.

Im Wasserfall löst sich die ganze Masse eines Flusses von der Erde los, stürzt oder weht durch die Luft und löst sich in Wasserstaub auf; er verliert mit dem Zusammenhang die Farbe, wird milchweiß, undurchsichtig. Er stürzt als Masse, fliegt als Regen, schwebt als Wolke, die ununterbrochen sich bildet und vergeht. Die Auflösung des Zusammenhanges geht so weit, daß der Fluß wie ein Schleier hinausweht; doch können auch darin Strähnen zusammenhängenden Wassers übrig bleiben, die grünlich aus dem Weiß leuchten, und es liegt gerade in dem Verhältnis der aufgelösten und zusammenhängenden Wassermassen der Grund unzähliger Variationen über das Thema des fallenden Wassers. Das Weiß der Wasserfälle wiederholt dabei auf tieferer Stufe des Gebirges das des Schnees; und wo diese Reservoirs der Gletscher und Firnflecke fehlen, sind auch die weißen Sturzbäche und Wasserfälle seltener. Die Wasserfälle sind schmal in den Hochgebirgen, wie die Bäche, von denen sie gebildet werden; breite Wasserfälle sind dagegen nur im tiefen und flachen Lande möglich, wo das Wasser aufgestaut wird. Der größte Wasserfall ist, nach der Masse des Wassers gerechnet, der Niagarafall. Die Wassermasse des Niagarafalls ist überschätzt worden; aber sie beträgt jedenfalls das Drei- bis Vierfache der Wassermasse, die der Rhein über die deutsche Grenze führt. Er ist breit und mächtig; aber der Eindruck ist nicht in dem Maße groß, wie die stürzenden Massen erwarten lassen. Es ist doch nur eine gewaltige [147] Brandung, die in einen wirbelnden, tosenden Sturzbach übergeht.

Wasserfälle sind Effekt- und Schaustücke der Natur, die jeden Blick fesseln, die selbst dem Wilden und dem Kind imponieren. Aber es ist zu viel Bewegung darin, sie ermüden uns, wir sehen uns satt daran. In dieser ewigen starken Bewegung, die weiter keinen Zweck und keine Folge hat, liegt etwas, das uns an Maschinen erinnert. Unser Interesse wird rasch erweckt und rasch abgekühlt. Im 17. Jahrhundert sind die Wasserfälle von Tivoli außerordentlich viel gemalt worden. Freilich liegt in dieser Vorliebe gerade für diese Wasserfälle auch noch die Hinneigung zum Sonderbaren der Travertingebilde, der üppigen Vegetation und der Verbindung des Ganzen mit dem Rest der Antike. Aber auch sonst sind die Wasserfälle in einer Zeit, wo das Naturgefühl das Sonderbare mit Vorliebe suchte, eine Art von Kuriositätenliebhaberei pflog, über Gebühr gefeiert worden. Wir be-

geistern uns heute nicht mehr für den Gießbach, besonders bei elektrischer Beleuchtung, und fragen uns halb erstaunt, wie seine kleinere Ausgabe, die Fälle von Lodore im englischen Seenland, die nur nach längerem Regen einigen Eindruck machen, Southey zu seinen enthusiastischen Gedichten begeistern konnten.

Das Bild der Quelle ist halb See und halb Fluß. Ihr Hervortreten aus dem Erdinnern, ihre Klarheit, die noch nichts von irdischer Arbeit weiß, ihre Frische verleiht der Quelle einen besonderen Reiz. Die Volksansicht hält eben wegen seiner Reinheit und Frische das Quellwasser für besonders gesund, und gewiß mit vollem Recht. In den Gebirgen gibt es Quellen, die aus Eishöhlen kommen oder vom Firnfleck gespeist werden, weshalb ihre Temperatur nicht hoch über dem Gefrierpunkt liegt. Solche mit 3 oder 4⁰ aus einem reichen braungrünen Mooskranz mächtig herausquellenden Hochquellen müssen in Holzrinnen geleitet werden, bis sie 7 bis 10⁰ messen, damit sie ohne Schaden zur Viehtränke verwendet werden können. Je wilder und dürrer die Stelle, wo eine Quelle entspringt, desto wohltuender ist der Anblick des frischen Wassers. Es ist ja nicht allein, sondern bezeugt seine lebenfördernde Kraft, indem es von grünen Pflanzen mitten in der Einöde begleitet ist und Tiere und Menschen anzieht. Je seltener die Quellen sind, desto mächtiger pflegen sie zu sein. Das ist einer der Gründe der Bedeutung der Quellen der Mythologie und Poesie der Alten; denn die Länder der Griechen sind vor allen durch seltene aber große Quellen ausgezeichnet. Das ist Karstnatur. Am Javornik ist hochstämmiger Wald erhalten, auf dessen tiefem Moderboden hinschreitend der Wanderer plötzlich vor einer turmtiefen Kluft steht, in deren Tiefe ein von dichtem Waldwuchs umdrängter Bach als Quelle aus einem Felstor hervortritt, um gleich wieder in einem andern zu verschwinden. Mehrmals wiederholt sich solches Hervortreten. Diese Schluchten sind eingestürzte Höhlen.

Aus dem flüssigen Wasser entsteht der Wasserdampf, der sich zu Wolken verdichtet. Oft vollzieht sich die Wolkengeburt so rasch, daß wir sie über dem See oder dem Gletscher werden und wachsen sehen. Die Luft über großen Wasserflächen und über feuchten Ländern und Gebirgen ist wolkenreich. Mit dem Meere treten die Wolken in enge Verbindungen. Je einförmiger das Meer ist, desto entschiedener gehören die Wolken zu ihm, die aus ihm geboren werden, auf ihm schwimmen, es beleuchten und beschatten, deren Zug seine Wellen begleitet. So wie der Polarfahrer an dem wolkigen oder dunstigen Horizont das offene Meer jenseit des Eises erkennt, so ahnt man den See, wenn man den Nebelduft über dem unsichtbar tief gelegenen Seespiegel zittern sieht. Ja selbst den Firnfleck, den uns der Aufblick von unten nicht zeigt, verkündet die Vorliebe, mit der an klaren Tagen dort die kleinen, leichten, sonnendurchleuchteten Wölkchen entstehen

Wenn wir die Formen des Wassers vielleicht am meisten in der Ruhe bewundern, dürfen wir doch als Geographen darüber nicht die

gewaltige Arbeit vergessen, die das Wasser an der Erde verrichtet. Luft und Wasser beleben nicht bloß äußerlich die Landschaft, indem sie ihre Beweglichkeit und Veränderlichkeit hineinbringen — sie haben von Anfang an die engste Verbindung mit dem Festen der Erde eingegangen, dessen Formen ihren Stempel tragen. Das Feste teilt scheinbar die Luft, in die es aufragt, und zerlegt ebenso das Wasser in Quellen, Bäche, Flüsse und Seen. Aber Luft und Wasser streben zusammen und rütteln ununterbrochen an den Schranken des Festen. Von oben und von allen Seiten wirken die Winde und Wässer, diese in allen Zuständen, vom Nebel bis zum Gletschereis, auf die festen Erdformen. Die Zerklüftung, die Auflösung, die Abtragung, die Ablagerung sind die Folge, und daraus entsteht jene unübersehbare Mannigfaltigkeit der Formen, an deren ursprünglichen Zusammenhang mit dem Wasser wir nicht mehr denken, wenn wir sie in den Umrissen und im Relief der Landschaft wiederfinden. Aber sie verdienen als Wasserformen bezeichnet zu werden; denn es ist das Wasser, das, indem es an einer Stelle wegnimmt und an einer anderen das Weggenommene wieder niederschlägt, auch im ästhetischen Sinne ausgleichend wirkt. Wo es wegnimmt, schafft es Lücken im Gestein, zersetzt, zerklüftet, und das Ergebnis solcher Tätigkeit sind gebrochene Linien. Wo es niederschlägt, entstehen weiche Formen, Übergänge, Vermittelungen. Daher gehen die Ecken und Zacken des Hochgebirges nach unten in die langen Linien der Schutthalden und -wälle über: dort Abtragung, hier Ablagerung. Daher der größere, allgemeinere Gegensatz der wilden Berge und steilen Hänge, Stätten der Zersetzung, zu den sanften Talgründen, Stätten der Ablagerung. Die Tendenz der Wasserarbeit ist aber durch alle die einzelnen Formen hindurch die Ausgleichung, die Ausebnung, es möchte das, was vom Festen mannigfaltig hervorragt, auf das gleichmäßige Niveau des Flüssigen herabbringen. Daher die Annäherung der alten Erdformen, die am meisten abgetragen und ausgefüllt sind, in ihren Flächen und langen Wellen an die Gestalt der Wasserfläche; daher der schroffste Gegensatz zu ihr in den jungen Erdformen.

---

[523]

Land und Landschaft in der nordamerikanischen Volksseele.

Von **Friedrich Ratzel.**

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Herausgeg. von Jul. Lohmeyer. 1. Jahrgang. Berlin (Juli) 1902. Heft 10, S. 523—538. [Abgesandt am 19. Mai 1902].

Wenn auch alle Schriften über den sozialen und politischen Charakter der 70 Millionen unter dem Sternenbanner mit dem Bekenntnis anheben, es sei schier unmöglich, die Seele einer so großen und so bunten Masse zu analysieren, so wollen wir doch einmal eine Ausnahme machen und als Geographen nach dem fragen, was in dieser Volksseele kraft der Lage der Vereinigten Staaten von Amerika zwischen 49 und 25 ⁰ N. B. und zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean, kraft der großen Züge ihrer Gebirgs- und Stromgliederung und kraft der kleinen Elemente ihrer Landschaft bis herab zum Spottvogel und zur duftenden Rhodora sein muß. Wir gehen nämlich von der Ansicht aus, daß die Beurteilung eines Volkes wesentlich vereinfacht wird, wenn man nach denjenigen Wirkungen der Umwelt zuerst fragt, die so sicher da sein werden, wie die Natur sich in unseren Augen spiegelt. Damit sollen nun bei Leibe nicht jene Wirkungen als einfache Spiegelungen hingestellt werden. Sie sind mehr als das, denn sie schwinden nicht mit dem Gegenstande, der sie auf die Spiegelfläche warf, sondern bleiben eingegraben; insofern könnte man sie eher mit den Bildern auf empfindlichen Platten vergleichen, wobei vielleicht der Vergleich noch triftiger gemacht werden könnte durch den Hinweis, daß so wie durch die Anwendung gewisser Stoffe jene Bilder in das Glas eingeätzt werden, daß nichts mehr sie verwischen kann, die Umwelteindrücke meiner Seele durch das Ätzverfahren der Zeit tiefer und schärfer werden.

In den Vereinigten Staaten von Amerika heißt eine gebräuchliche Ermahnung: »*Go west, young man, and grow up with the country.*« Nun, dieses Aufwachsen mit dem Land, was ist es als ein innigeres Zusammenwachsen mit dem Land? Das kann aber nur stattfinden,

wenn die Seele sich ausweitet, um fähig zu sein, die weiten Räume zu umfassen, die dort immer jenseit der bewohnten und kultivierten Gebiete sich auftaten und noch heute in gewaltiger Ausdehnung, wenn auch nicht mehr menschenleer wie einst, von den dichtbewohnten atlantischen Gebieten westwärts hinausziehen. Theodor Roosevelt, der jetzige [524] Präsident der Vereinigten Staaten, hat in seinem großen Werke »The Winning of the West« (4 Bde. 1898) auf das Zusammentreffen des großen Wachstums seines Landes mit der Unabhängigkeit hingewiesen; gleich nach Erringung der selbständigen Existenz folgte die Ausbreitung im Ohio- und Kentuckybecken, die bis zum Stillen Ozean führte. In helles Licht stellt dieser Staatsmann-Historiker die Tatsache, daß unter dem Sternenbanner und nicht unter der Flagge Englands die englischsprechenden Nordamerikaner ihr Gebiet über den ganzen, von den Spaniern und Franzosen beanspruchten Westen ausdehnten. Wohl hatte England noch in den Kämpfen, die in Amerika den Siebenjährigen Krieg begleiteten, diese Ausbreitung durch die Niederwerfung der französischen Herrschaft über Kanada vorbereitet. Aber erst im Gefühl des Vollbesitzes des Landes drängte der junge Staat mit solcher Kraft über die Alleghanies und dem Mississippi zu, daß Roosevelt die Meinung ausspricht, der Stille Ozean wäre auch ohne jeden Zuzug eines einzigen Einwanderers von diesem wachstumkräftigen Volke erreicht worden.

Hier kommt die geographische L a g e in Betracht, die den Raum eines halben Erdteils bewältigbarer erscheinen ließ, als er eigentlich war. Nordamerika stellte sich wie eine große Insel dar, die von dem Atlantischen Ozean, dem Golf von Mexiko und dem Eismeer bespült wird. Die schmalen Landengen von Mittelamerika, die die Verbindung mit Südamerika bilden, fielen damals weder in wirtschaftlicher noch politischer Beziehung ins Gewicht. Die geschichtliche Erfahrung, daß sich natürlich abgegrenzte Länder immer viel früher zu wirtschaftlichen und politischen Einheiten in unserem Geist gestalten als solche, die grenzlos in andere übergehen, wie Mitteleuropa in Osteuropa, Osteuropa in Asien, bewährte sich auch in Amerika. Der Golf von Mexiko und der Stille Ozean: das waren zwei Ziele von größter Bestimmtheit, auf die man hinstreben mußte, wo die denkbar besten und einfachsten Grenzen von der Natur selbst gesetzt waren. So zeichnete die geographische Lage die große politische Aufgabe des wachsenden Staates mit einer Sicherheit und Einfachheit auf die Weltkugel, die in der Geschichte noch nie dagewesen war. Damit ging der weite Raum in das Bewußtsein derer über, die ihn besiedeln und beherrschen sollten, und endlich in das Bewußtsein des ganzen Volkes. Nur dadurch wird das Selbstverständliche eines so großen Planes begreiflich, wie ihn schon Jefferson in einem Briefe an Short entwarf: Die europäische und amerikanische Sphäre durch einen Meridian abzugrenzen, jene als die eines Erdteils mit Landmangel dieser als einer im Überfluß an Land schwelgenden gegenüberzustellen. Man mag darin den Keim sehen,

aus dem die Monroelehre entsprossen ist. Jedenfalls zeigt er, wie früh umfassende Geister auch in politischen Entwürfen sich des frohen Gefühles erfreuten, im Freien und Weiten zu planen. Das entsprechende Handeln ließ dann nicht auf sich warten. Zur rechten Zeit für die raschere Lösung der Aufgaben der Raum- [525] bewältigung erschienen die Eisenbahnen, deren erste im Nordosten der Vereinigten Staaten schon 1827, also früher als in Deutschland und Frankreich, erbaut worden sind. Sie ließen das Gefühl für die Größe und Bedeutung dieser Aufgabe ungemein wachsen.

Das geflügelte Wort: Die Eisenbahnen verkleinern England und vergrößern Amerika, dessen Raum sie erst nutzbar machen, sprach die klare Einsicht in die Folgen dieses Verkehrsmittels aus. Die Unterwerfung des fernen Westens, wirtschaftlich und politisch, ging mit Riesenschritten vorwärts. Erst waren die Leute westwärts gezogen, die, wie Fenimore Coopers »Pioniere«, Waldlichtungen und den Lärm des Schmiedhammers nicht ertrugen und ihre Freiheit beeinträchtigt fühlten, wenn zehn Meilen in der Runde ein weißer Ansiedler saß; ihnen folgten die Leute, denen sich die Millionen Quadratkilometer des freien Westens in lauter Hektare Weizenfelder und Weidetriften zerlegten. Aber beiden voraus flog, beflügelt von einer immer regen politischen Einbildungskraft, das Verständnis und der Blick für die Notwendigkeit weiter Räume und guter natürlicher Grenzen heranwachsender Völker. Die Erwerbung Louisianas, d. h. des Mississippibeckens vom Meer bis zu den Quellen, ist von Staatsmännern, die diesen Blick hatten, schon 1803 gegen mannigfaltigen Widerspruch Kurzsichtiger durchgesetzt worden. Dieselbe verdoppelte mit einem Schlage das Gebiet, machte es um 2,3 Millionen Quadratkilometer wachsen. Das war aber nicht ihre größte Folge, sondern vielmehr die Aufgebung des Gedankens, dem jungen Staat die Grenze am Mississippi zu ziehen. Nicht Grenze, sondern Lebensader und natürliche Mittellinie! Damit waren aber auch zugleich die Wege über den Mississippi hinaus nach Westen gewiesen. In der Tat schlossen sich ja an diese Erwerbung sogleich die Forschungsexpeditionen der Long, Pike und Genossen an, die nicht bloß Amerika, sondern der Welt zeigten, was der Westen Nordamerikas sei. Insofern sind die nur anderthalb Menschenalter später erfolgte Besitznahme Kaliforniens und die Gewinnung einer langen pazifischen Küstenlinie nur eine Fortsetzung der Bewegung, die Louisiana und die Golfküste gewonnen hatte. Damals ermahnte Ralph Waldo Emerson, der neuengländische Seher, die Gesetzgeber, welche Gesetze für ein Land zwischen dem Wendekreis und den Schneefeldern machen: Sorget, daß die Größe dieser Natur in eueren Werken sei. Er vertrat in diesem Ringen mit dem Raum den Anspruch der Seelen, die nicht mit Territorien, Gold oder Weizen abzuspeisen sind.

Bald darnach zeigte der Versuch der Südstaaten, sich selbständig zu machen, 1860 hart vor den Augen plötzlich emporgetaucht, die Gefahr zweier Staaten auf halbiertem Boden, die sich beobachten, ein-

ander die Last großer Rüstungen auferlegen, stets bereit einander zu hemmen und zu bedrängen; die Gefahr mehrerer Amerikas bedeutete das Einlenken in die alte, europäische Zersplitterung. Und dieser Gefahr in erster Linie, die das Werk eines Jahrhunderts [526] bedrohte, warf der Norden seine Armeen entgegen, die dann einen Krieg in großen Zügen führten, der die Strategen mit ganz neuen Möglichkeiten überraschte, weil eben auch wieder seine Planungen und Handlungen die Raumverhältnisse europäischer Kämpfe so weit übertrafen. In diesem zähen Sichdurchkämpfen des Nordens auf das Ziel: Ein Kontinent, Ein Staat, liegt die weltgeschichtliche Bedeutung des Krieges von 1861—1865, nicht in der Befreiung der Sklaven. Von der Wiedervereinigung der zwei Hälften, die sich voneinander losgerissen hatten, datiert ein neues Größenmaß für Staat und Völker; damit beginnt eigentlich die Epoche der Weltreiche von kontinentalen Dimensionen. Die Vorstellung, es habe irgend ein Mac Kinley oder Hanna oder Dewey oder wen man nun nennen möge, plötzlich den Gedanken gefaßt, Kuba oder die Philippinen zu erobern, vielleicht angeregt durch die von den Spaniern auf Kuba bewiesene Schwäche oder verleitet durch Deutschlands Bestreben, in China oder Samoa Boden zu erwerben, und von diesem schicksalsvollen Augenblick an sei der Keim des Imperialismus in die amerikanische Seele gelegt worden und mit wunderbarer Geschwindigkeit aufgegangen, erscheint im Lichte dieser Geschichte als die blasse Ausgeburt eines Kopfes ohne Wissen und Weltblick. Der Griff nach den Philippinen, dem übrigens die Erwerbung von Hawaii vorangegangen war, ist nur der letzte Ruck jener aus zahllosen kühnen und opfervollen Zügen sich zusammensetzenden Bewegung nach dem Westen, die anhub, als der erste Karren virginischer oder deutsch-pennsylvanischer Ansiedler vom Waldrücken der Alleghanies in die grasreichen Täler von Tennessee oder Kentucky hinabrollte, dem noch unbekannten Westen entgegen. Als Cooper 1828 in dem letzten seiner Indianerromane den alten Lederstrumpf auf dem letzten Weg nach Westen im Wald verschwinden ließ, nannte er ihn »den vordersten der Pioniere, die den Weg bahnen für den Zug unseres Volkes quer durch den Kontinent«; so klar verstand sogar ein im Hinterwald aufgewachsener Romanschreiber damals schon die Tragweite dieser Bewegung.

In staatsmännischen Köpfen regte sich noch ein ganz anderer Zug nach Westen, in dessen Natur es lag, daß er nicht an den pazifischen Gestaden Halt machte, überhaupt nicht bloß auf Landerwerb gerichtet war. Ein Blick rückwärts auf den Atlantischen Ozean zeigt das Gebiet der Vereinigten Staaten eingehegt von den Resten des englischen, französischen und spanischen Besitzes: Neufundland, die Bermudas und Bahamas, Kuba und die anderen Antillen ziehen sich wie ein Reusenzaun vor der atlantischen Festlandküste hin, ebensoviel fremde Beobachtungsposten, Flottenstützpunkte und Verkehrshindernisse wie Inseln. Im Westen dagegen das größte Meer der Erde, noch frei von

Resten alter Abhängigkeit bis hinüber zu den Gestaden Japans und Chinas. Was Wunder, daß die Vereinigten Staaten schon in den zwanziger Jahren mit Hawaii in engere Verbindungen traten und schon 1824 mit England Verhandlungen über das Oregongebiet anknüpften, nach deren Scheitern 1846 sie bereit waren, sich mit den Waffen [527] die Fortsetzung ihrer Grenze auf dem 49. Grad nördlicher Breite bis an den Stillen Ozean zu erkämpfen, und daß die unbedingte Erschließung Japans für den Handel des Westens überhaupt das Werk der Vereinigten Staaten gewesen ist. General Grant kennzeichnete diese transpazifischen Beziehungen ganz treffend 1880 in einer Rede in Tientsin, wo er China und die Vereinigten Staaten als »nächste Nachbarn« bezeichnete. Liegt nicht in der Tat Ostasien heute zum pazifischen Amerika, wie einst Nordamerika zum atlantischen Europa?

* * *

Dieses weiträumige Denken würde sich nicht zur beherrschenden Kraft eines großen Geschichtsabschnittes haben entwickeln können, wenn nicht die Anregungen der äußeren Umgebungen auf einen wohlvorbereiteten Boden gefallen wären. Die Geschichte kennt den Landhunger, welcher aus der mit den Fischeransiedelungen Neufundlands und den Handelsfaktoreien Indiens anhebenden Kolonialpolitik Englands eine Großgrundspekulation in weltgeschichtlichen Dimensionen gemacht hat. Das ist eine angelsächsische Erbschaft, deren erste Elemente wohl schon von der Südküste der Nordsee im freien Blick über Marschen und Meer sich in die Seelen der Männer gesenkt hatten, die dann ihre erste »Landnahme« in England vollzogen. Zum Teil ist es gemeine Gewinnsucht, die zu immer größeren Besitzergreifungen drängte. Die Auseinandersetzungen zwischen den Landansprüchen der einzelnen, die, wie ein australischer Historiker sich ausdrückt, auf Eroberung, Konfiskation, Kauf oder Betrug beruhen, und der Regierung, die das Interesse künftiger Geschlechter von landbauenden Ansiedlern vertritt, sind das Rückgrat der Geschichte aller anglokeltischen Kolonien. Doch auch der ehrliche Ackerbau braucht in den jungen Ländern weiteren Raum als in den alten. Das wußte schon Georg Washington, der in einem Briefe aus seiner Landbauerzeit schreibt: es ist hier lohnender, viel Land schlecht als weniges gut anzubauen. Die Wissenschaft nennt das Verminderung von Arbeit und Betriebskapital bei Vermehrung des dritten Faktors, des Bodens, wobei also in Ländern, deren Bevölkerung dünn wohnt, auch Arbeit und Kapital sich über entsprechend weite Räume verteilen. Die natürliche Folge ist die Hinausrückung der Grenzen des eigenen Besitzes bis an die äußersten Punkte: Wiederholung der politischen Expansion auf und mit dem wirtschaftlichen Boden in den Riesenfarmen des Westens oder den fürstentumgroßen Einzäunungen der texanischen oder kalifornischen Schafzüchter.

Es wäre überraschend, wenn dieses System nicht auch in anderen Zweigen des Wirtschaftslebens sich durchgesetzt hätte. Die Verkehrs-

mittel, die dem Kampf mit dem Raum bestimmt waren, mußten von vornherein zur Beherrschung weiter Gebiete von einem Mittelpunkt aus anspornen. Der Individualismus, der geglaubt hatte, die vermeintlichen Gesetze des Wettbewerbes in anderen Unternehmungen auch auf Telegraphen und Eisenbahnen sich erstrecken zu sehen, unter- [528] lag im Kampf mit der weitsichtigen Politik der großen Gesellschaften, die Parallellinien aufkauften, statt im Wettbewerb mit denselben ihre eigenen Preise zum allgemeinen Besten herabzusetzen, und so ganze Systeme von Eisenbahnen und Telegraphen zusammenfaßten, Staaten im Staat bildend und doch unangreifbar dem Gesetze, da hier in der Natur der Sache der Vorzug der Leitung von Einem Punkte aus liegt. Wenn heute die Western Telegraph Company die ganzen westlichen zwei Drittel des Gebietes der Vereinigten Staaten umfaßt, nachdem mehr als fünfzig einzelne Telegraphengesellschaften vor ihr verschwunden sind, kann man da noch die Möglichkeit der Zusammenfassung aller Eisenbahnen eines ähnlich großen Gebietes als eine Unwahrscheinlichkeit bezeichnen, nur weil dieses Unternehmen zu umfassend wäre? Wir sind ja der Verwirklichung dieses Gedankens nicht mehr so fern, seitdem die atlantisch-pazifischen Hauptlinien von einer einzigen Finanzgruppe abhängen. Britisch-Nordamerika, sonst im Unternehmungsgeist so weit hinter den Vereinigten Staaten zurückstehend, hat in seinem Netze der Kanadischen Pazifikbahn allein über ein Drittel aller Eisenbahnen der Dominion vereinigt, und die Verbindung dieses gewaltigen Systems von Schienenwegen mit der Expreß-Linie von Dampfern, die auf dem Stillen Ozean den Verkehr zwischen Vancouver und Ostasien besorgen, dehnt ihren Einfluß über mehr als einen halben Erdkreis aus. Und auch in dieser Richtung werden uns die Dampfschiff-Trusts Unternehmungen von noch nie dagewesener Raumgröße zeigen, die zu bewältigen es einen Hochflug geschäftlicher Einbildungskraft braucht. Der Amerikaner denkt eben auch über geschäftliche Dinge mit einer Konzentration des Denkvermögens, die wir sonst nur dem eigentlichen, fachmäßigen Denker zuschreiben. Geschäft ist ihm Kunst und Wissenschaft, und er widmet sich ihnen mit der Hingebung, die wir einer wissenschaftlichen Arbeit widmen, und findet darin die Poesie des Entdeckens und Enträtselns. Allerdings geht dann dieser Geschäftsgeist auch in alle anderen Beschäftigungen über, in die Politik, in die Armee, die Flotte, die Kunst und Literatur und nicht zuletzt auch in jene Grenzgebiete der Wissenschaft, wo die »Einzigkeit des Vorsatzes« in der Verfolgung gewisser Linien große Entdecker schafft, oder wo die organisierte Schreibarbeit eines Heeres von besoldeten Exzerptenmachern die Herstellung von 34 Foliobänden über die Geschichte der pazifischen Staaten ermöglicht, deren letzter bezeichnenderweise den Titel »*Literary Industries*« trägt. Auch die schöne Literatur ist dem Großbetrieb verfallen. Romane, die sich nach Hunderttausenden verkaufen, sind keine Seltenheit. Das Überraschendste daran ist die Schwierigkeit, die Außenstehende finden,

den Grund solcher Erfolge zu kennen. Denn die Hunderttausende imponieren nur dem kritischsten Amerikaner nicht, wiewohl doch auch er die nationale Schwäche für große Zahlen teilt. Howells schrieb in Harpers Magazine im Frühjahr 1901: Möchtest du die Bücher geschrieben haben, die sich nach Fünfhunderttausenden verkaufen? Offenherzig: Nein. Ich würde sie aber doch [529] noch lieber schreiben als lesen, es wäre leichter! Neben dieses Zitat sei es erlaubt, den Ausspruch eines großen Verlegers zu stellen: Lassen Sie mich 60 pCt. des Preises für Reklame auslegen, und ich will jedem Buch, das Sie schreiben, einen Erfolg verschaffen.

Es ist in der Tat so, daß die von den ersten Besitzergreifungen grenzloser Landgebiete bis zu den Weltherrschaftsphantasien der Gegenwart immer weitere Kreise ziehende Weiträumigkeit der Auffassung, die wie aspirierend fortreißend und schwungverleihend aus dem neuen Lande herauswirkt, zum eigensten Bestandteil des amerikanischen Volkscharakters geworden ist. Man sucht und schätzt das Große, auch wo es nur die äußerliche Größe der Form, des Umfanges, der Masse hat, und damit hängt selbst die Anbetung des goldenen Kalbes zusammen, das sich freilich in der Neuen Welt zu einem Mammut- oder, um der erdgeschichtlichen Wahrheit treu zu bleiben, einem Mastodonkalb ausgewachsen hat. Präsident Roosevelt bestimmte mit staatsmännischer Klarheit den Wert dieser Götzen, als er in seiner ersten Jahresbotschaft an den Kongreß am 3. Dezember 1901 sagte: Mit der Anhäufung von Reichtümern sind Mißbräuche verknüpft, aber der gesetzlich erworbene Reichtum kann überhaupt nur entstehen, indem er anderen ungeheure Wohltaten zufügt. Den »*Captains of Industry*«, die Eisenbahnen quer durch den Kontinent geführt, Industrien aufgebaut und den Handel entwickelt haben, verdankt das Volk viel Gutes. Ohne sie würde die Entwickelung der materiellen Interessen, auf die wir stolz sind, nicht stattgefunden haben.

Die Tatsache bleibt indessen bestehen, daß leicht ein blinder Glaube an die heilsame Wirkung des Großen, Umfassenden zu einem gefährlichen wirtschaftlichen und politischen Aberglauben wird. Einmal hat allerdings dieser Glaube nicht getäuscht: das war, als er vertrauensvoll in der Weite des Landes die Macht und den Reichtum des wachsenden Volkes geborgen sah; er hat seine heilsame Macht auch in der opferwilligen Entschlossenheit bewiesen, womit die Vereinigten Staaten der Loslösung des Südens vom Norden sich entgegenstemmten. Aber seitdem haben so viele großen Fehlschläge bewiesen, daß mangelhafte Einrichtungen nicht besser werden, indem man sie über weite Gebiete ausbreitet. Gerade die Sklaverei grub sich ihr Grab, indem sie immer neue Gebiete in ihr »System« hineinzuziehen strebte. Damit wurde sie ja die Urheberin der ersten Versuche gewaltsamer Expansion, die in den Kriegen um Texas und Kalifornien, in den Flibustierzügen, den Anschlägen auf San Domingo u. a. teils geglückt, teils mißlungen sind. Auch jetzt vergessen die leidenschaft-

lichen Vertreter der Ausbreitungspolitik, daß die Wahrung der bisher siegreichen Eigenart der Nordamerikaner unter fremden Himmelsstrichen und inmitten anderer Rassen unmöglich sein wird. Seltsam, daß man gerade in Nordamerika die Gesetze der individuellen Entfaltung, die auch für Völker gelten, so übersehen mag! Aber die süßeste Schmeichelei, so süß, daß sie fast zu lyrischer Aussprache drängt, ist die des [530] eigenen Volkes, in dem wir ja uns selbst und die Unserigen und unsere Vergangenheit und Zukunft loben: das umfassendste Selbstlob, das überhaupt möglich ist. Was Wunder, daß kaum die bedeutendsten Geister dieser Benebelung entgehen! Sie ist schon bedenklich in Europa, wo sie die Völker über ihren wahren Wert und Beruf mit den Phrasen einer seichten Eingebildetheit wegtäuscht, wird aber als demagogische Schmeichelei der Masse in Amerika noch viel gefährlicher. Mag gerade die Geschichte der Vereinigten Staaten auffordern, das heuchlerische Gerede von den Massen zu unterlassen, die roh, lahm, unfertig und oft sich selber schädlich in ihren Forderungen sind (Emerson) — die Masse imponiert doch. Auch in dem »Fatalismus der Menge«, wie man in Amerika die gehorsame Unterwerfung unter die Entscheidung der Wahlurne genannt hat, liegt diese Achtung vor der Größe der Masse. Eine Abstimmung wirkt wie ein unabwendbares Schicksal oder eine Naturgewalt, gegen die es keine Berufung gibt. Auch eine Art Aberglaube! Der Einzelne verschwindet darin; er ist einem der Millionen Kristalle eines Lavastromes zu vergleichen, der, so scharf seine Kanten und Ecken sich auch gebildet haben mögen, willenlos dem Zuge des Ganzen folgt und erst wieder Individuum wird, wenn die Stromgewalt aufhört.

Ich komme noch einmal auf die Anlage zurück. Der anglokeltische Optimismus, der die Seele der unglaublichen Zähigkeit und Ausdauer ist, die sich selbst unter den widrigsten Verhältnissen bewähren, ist im Amerikaner unter der Gunst seiner Lage und seiner Hilfsquellen noch gewachsen. Das ist nicht mehr bloß ein Überschuß von Lebenskraft, es ist ein Grundsatz daraus geworden, der das Leben so leitet, als ob es immer nur ins Lichte und Sonnige hineinführe, immer vorwärts und aufwärts. Wenn ihm auch gewaltige Enttäuschungen nicht erspart bleiben, wenn er auch bedenkliche Bünde mit Lüge und Betrug schließt und beim Dummen zu lächerlicher und gefährlicher Leichtgläubigkeit ausartet, bleibt er doch eine Kraft in der Bildung neuer Gesellschaften und Staaten. Man beobachte einmal das Gegenteil davon: Die Empfindlichkeit und kleinliche Krittelei der Franzosen, die selbst nach den unzweifelhaft großen Leistungen ihrer Koloniengründer und Forschungsreisenden in Afrika an ihrer eigenen Kolonisationsfähigkeit zweifeln, sich ein sedentäres Volk nennen und befürchten, die Erfahrungen der französischen Kolonialreiche in Indien, Kanada und Louisiana, wo einem glänzenden Stabe von Eroberern und Staatsmännern die nachdrängenden Heere von Kolonisten fehlten, würden sich wiederholen. Auch die Deutschen haben ja leider nur zuviel

von diesem Erbteil einer engen Vergangenheit. Deutsche und Franzosen tragen in dem entschlußlähmenden Kritteln und Zaudern einen echten Alterszug in ihrer Physiognomie. Das unterscheidet aber glücklicherweise die Volkspersönlichkeit vom Individuum, daß sie nicht rettungslos dem Greisenalter entgegenwankt. Völker sind der Verjüngung fähig, und gerade wir brauchen nicht die Hoffnung aufzugeben, daß wir auf größeren Schauplätzen etwas von dem weiten, freien, hoffnungsvollen Blick [531] nach vorwärts zurückgewinnen, den politische, konfessionelle und sonstige Reibungen und Verärgerungen im eng gewordenen Vaterland verkümmern wollen. Auch in der Völkergeschichte gehört die Zukunft der Jugend und denen, die jung geblieben sind. Man vergleiche die freudige und hoffnungsvolle Durchdringung der weiten Räume, die für den Geist, der ganz unserer Zeit angehört, eine stählende Lust ist, mit der Furcht vor dem Raume, die den Menschen des Altertums und des Mittelalters entwaffnete, der nur schüchtern von Vorgebirg zu Vorgebirg an der Küste hinschlich und selbst in der Fülle der politischen Macht und des Kulturbesitzes an den Rändern der weiten Ebenen des Nordens und Ostens stehen blieb, über die auch das Römische Reich seine Grenzen nicht vorgeschoben hat. Selten drang ein abenteuernder Geist bis Indien oder China vor; im allgemeinen überließ man den Zwischenhändlern die Besorgung des unentbehrlichen Austausches. Ist es zuviel, wenn man angesichts solcher Unterschiede den weiträumigen Sinn als das geschichtliche Kennzeichen des Mannes und des Volkes auffaßt, die ganz in dieser unserer Zeit sind und leben und demgemäß in ihr handeln und wirken wollen? Der geschichtliche Wert Nordamerikas mag gering erscheinen neben Ägypten oder Rom; aber auch das ist geschichtlicher Wert, was in nie dagewesener Jugendlichkeit einer Volkspersönlichkeit vor uns hintritt. Unsere Vorstellungen von dem, was ein Volk überhaupt leisten und werden kann, erfahren Berichtigungen, zum Teil erweitern sie sich; manchmal mögen sie auch enttäuscht werden.

* * *

Das Wort *Put the right man in the right place* verliert in Amerika den Charakter eines abgenützten Gemeinplatzes; die Überzeugung vielmehr, daß hier die richtigen Menschen auf den richtigen Boden gestellt worden sind, erhebt dasselbe zu einer geschichtlichen Wahrheit. Kein Volk hätte gerade diese Lebensbedingungen so gründlich ausnützen können wie das aus west- und mitteleuropäischen Elementen unter überwiegendem Einflusse der anglokeltischen in Nordamerika entstandene. Nachdem die Weltgeschichte mit allen Völkern auf den verschiedensten Feldern ihre Versuche angestellt hatte, traf es sich, daß sie in Nordamerika dieselbe Art von Boden, die schon in Europa sich glänzend bewährt hatte, mit Menschen besetzte, aus denen gerade die Einflüsse dieses Bodens viel mehr herausziehen konnten, als aus

allen früheren. Jeder koloniale Boden läßt die Menschen, die ihn betreten, den Endzweck ihrer Existenz am sichersten erreichen; daher ist die Kolonialgeschichte der untrügliche Prüfstein der Völkerberufe. Nun kam auf diesen Boden hier ein Volk zu stehen, zu dessen Entfaltung derselbe mehr beitragen konnte als zu jeder früheren; denn es hat die Anlage, in die Aufgabe des weiten Raumes mit einem Schwunge schöpferischen Denkens sich hineinzuleben wie kein anderes, und zugleich die Fähigkeit der Konzentration auf ganz bestimmte Aufgaben des praktischen Lebens, die weit über das hinausgehen, was [532] wir Fleiß nennen. Indem der praktische Sinn der Amerikaner, frei von hemmenden Erinnerungen und Rücksichten, die nicht zur Sache gehören, ununterbrochen, wenn auch ganz unmerklich auf alle Lebensregungen einwirkt, ätzt er gleichsam alles Überflüssige und schärfer noch alles Unzweckmäßige heraus und läßt wunderbar gut angepaßte Einrichtungen übrig. Man kann dafür ebensogut die Fortschritte anführen, die dort nach jahrtausendlangem Stillstand die einfachsten Werkzeuge gemacht haben, die keiner Verbesserung mehr zugänglich zu sein schienen, wie die Axt und das Beil, als die Ausbildung eines Verhältnisses oder einer Verhältnislosigkeit zwischen Staat und Kirche, die erstaunlich ist, wenn man an die theokratischen Anfänge der Kolonien zurückdenkt, deren höchstes Gesetz die Bibel war. In den letzten Jahren haben englische Fachmänner ausgedehnte und gründliche Untersuchungen über die Ursache des Aufschwungs der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie angestellt; auch sie kommen nach Aufzählung aller natürlichen Ursachen auf »*The human factor*« zurück. »Wenn der amerikanische Hochofen mehr leistet als unserer, wenn amerikanische Stahlwerke besser ausgestattet, amerikanische Werkzeugmaschinen sinnreicher, amerikanische Elektrizitätswerke überlegen sind: wohin wir uns wenden, finden wir den ‚*human factor*‘, kurz den Charakter.« Der Engländer gerät nun zuerst auf den Nachteil, den der englischen Eisen- und Stahlindustrie die leichten Erfolge von früher zugefügt haben; aber wenn er tiefer geht, findet er die größere Leichtigkeit, die der Leistungsfähige in Amerika hat, sich zur Geltung zu bringen, seinen Erfolg zu sichern. Zunächst sah er nur die großen Verbände und Verschmelzungen, die Trusts und Monopole; zuletzt erkannte er die starken Individualitäten an, die diesen Mächten dienen. So mag auch in Amerika selbst sich der Einzelne, der seine Freiheit des Handelns und Bewegens, kurz seine Lebenstätigkeit durch Monopole gehemmt sieht, dem Monopol, dem Trust feindlich gegenüberstellen — im Grunde ist doch sein eigener Individualismus der Keim, dem diese entsprungen sind. Das unbedingte Vertrauen, das staatlich ungehemmte Handeln jedes einzelnen werde das Beste für alle bewirken, hat zur Beherrschung der schwachen Individuen durch die starken geführt. Die Zukunft wird zeigen, ob die Ausbildung vieler von den letzteren ein genügender Ersatz für den Untergang vieler von den ersteren sein kann.

Der nordamerikanische Wald ist formenreicher als der mittel- und osteuropäische; aber die mächtigen selbständigen Baumgestalten, unsere Eichen, Buchen und alten Linden hat er ursprünglich nicht. Mit ihnen lassen sich überhaupt nur die Bäume vergleichen, die von Natur vereinzelt oder in kleinen Gruppen dort wachsen, wo der dichte Wald in die »Parklandschaft« übergeht, die einen breiten Gürtel voll der schönsten Vegetationsbilder zwischen Waldland und Prärie legt. Hier haben die Baumindividuen Licht und Luft zu ganz freier Entwickelung, in der sie zu voller Eigentümlichkeit jeden Ast und Zweig ausbilden. Mit ihnen vergleiche ich die Menschen, die auf diesem selben Boden den Raum fanden, den [533] ein gesundes Wachstum braucht; sie haben sich unabhängig entwickelt, wie es nie in den dichtbevölkerten Ländern und Städten Alteuropas möglich gewesen wäre. Sie mögen äußerlich von anderen Menschen gleichen Namens sich nicht viel unterscheiden, solange sie sich in Ruhe befinden; aber in der Handlung zeigen sie die Freiheit, in der sie aufgewachsen sind. Allem voran geht ihnen das Recht des Einzelnen und seines Hauses, und nur zu oft wird darüber das des Staates vergessen. Nirgends ist jenes so fest organisiert, hat aber auch nirgends so das Ephemere des Einzeldaseins und die Rechte der Geschlechter übersehen, die kommen werden, die zu wahren eben Sache des Staates wäre.

Man spricht viel von der abebnenden und ausgleichenden Macht der Demokratie, die zweifellos auch in Amerika wirksam ist. Daß sich aber auch Führer dort ausbilden, die die Masse weit überragen, auch dafür sorgt die Natur, die die Keime von Energie und Herrscherkraft, die in der Rasse liegen, sich im Kampf mit den Schwierigkeiten des Raumes ganz anders entfalten läßt als im Gedräng eines engen Landes. Man denke an die Auswandererzüge nach Westen, deren Hunderte von buntgemischten Teilnehmern aller Alter und Stände nur von willens- und tatkräftigen Führern, die wie Moses herrschten, zusammengehalten und bis zum Ziele gebracht werden konnten. Den Niedrigkeiten und Lächerlichkeiten der Mormonenbewegung steht der Zug der 10000 Männer, Weiber und Kinder im Jahre 1846 von Illinois nach dem heutigen Utah als eine der imposantesten Leistungen raumbewältigender Umsicht und Tatkraft gegenüber. Clays, Lincolns, Grants und anderer »Westerlinge« Größe kann kaum den Kenner der Geschichte der Vereinigten Staaten überraschen, die schon im Befreiungskrieg in Washington und Franklin die rechten Männer zur rechten Zeit erscheinen sah, wie denn selbst in den vorhergehenden Jahrzehnten der äußerlich wenig auffallenden Kolonialgeschichte nicht über Unzulänglichkeit der Geister und Energien gegenüber den schweren Aufgaben der Urbarmachung, der Städte- und Ländergründung, der Indianerkriege, der Austragung der religiösen Gegensätze u. a. zu klagen ist. Gerade das darf mit Sicherheit als ein auszeichnendes Merkmal dieses Volkes von seinen Anfängen an bis in die Gegenwart genannt werden, daß es jederzeit Persönlichkeiten hervorgebracht hat, deren

eigentümliche Kraft auf allen Lebensgebieten vom Weizenbau bis zur Philosophie hervorragende Wirkungen erzielte. Kein Volk ist weniger Herdenvolk. Auch wenn alle blauen Nanking tragen, wie es uns O. W. Holmes in seinen Schulerinnerungen erzählt, »trübfarbigen, an die Schulschiefertafeln, auf denen wir rechneten, erinnernden chinesischen Stoff«, oder wenn ein und dasselbe politische Schlagwort in aller Munde ist, wie es besonders bei den hart arbeitenden Farmern des Westens und Südens vorkommt, die nur in seltenen Augenblicken winterlicher Muße eigenen Gedanken Audienz geben, wobei sie indessen, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, an Holzspänen schnitzeln, — es bleibt jeder etwas für sich, und in jeder [534] Volksmasse, die so einförmig wie die Prärie sich ausbreitet, ruhen die Keime von sturmtrotzenden Eichen, die in weltgeschichtlichen Gewittern zum Erstaunen der Gräser, die immer Gräser bleiben, sich dem Himmel entgegenrecken.

Wenn ich aber auch über diese Einzelnen hinwegsehe, erhebt sich der amerikanische Individualismus gleich einem Berge aus den Niederungen all des täglichen Lebens. Er ist breit und gewöhnlich an seinem Fuße, aber seinen Gipfel umwebt das helle und warme Licht des Ideals. So aus den Tiefen der Ichsucht, wo er sich nicht von anderen gemeinmenschlichen Gemeinheiten unterscheidet, steigt er zu der Höhe, aus der herabschauend Ralph Waldo Emerson die kantische Lehre von der Einzigkeit und Souveränität der Persönlichkeit verkündet. Was die Natur im Grunde sei, ließ er im Zweifel liegen; aber fest stand seine Überzeugung, daß, was sie an Kräften im Vorrat habe, bestimmt sein müsse, geistige Wesen anzuregen, auszubilden. Ihre Aufgabe ist keine andere als die Entwickelung und Vervollkommnung der Individualität. In diesem Geist schrieb er seine schöne Rede »Selbständigkeit« *(Self-Reliance)*, die man wohl ein Programm für die Erziehung eines Volkes nennen mag, das seine Größe in der größten Zahl selbständiger Naturen sucht. Dort sagt er: »Es gibt in jedes Mannes Werden eine Zeit, wo er zu der Überzeugung kommt, daß nur die Unwissenheit neidet, daß Nachahmung Selbstmord, daß er sich nehmen muß als sein Anteil wie er ist, für Gut und für Übel, und daß, wenn auch das ganze Weltall voll des Guten, kein Körnlein Nährstoff in ihn hineinkommen kann, außer kraft der fleißigen Arbeit auf dem Stückchen Land, das ihm zum Anbau zugefallen ist.« Welch ernster Genius ist es, dessen Kultus hier gepredigt wird: »In deinem innersten Herzen überzeugt sein, daß, was dir dort wahr erscheint, Wahrheit für alle sein müsse: das ist Genius.«. Das heißt mit anderen Worten: Tiefste, wahrste Überzeugung ist Genie.

Aber Überzeugung ist auch Handlung; gerade darin sondert sie sich vom Glauben. Die Ausbildung des Verstandes geschieht in der amerikanischen Erziehung gewiß oft auf Kosten des Gemütes, nie aber auch des Willens. Die gebildete amerikanische Gesellschaft hat auch ihre »*Intellectuals*«; aber das sind nicht die Opfer des fortgesetzten

Mißbrauches der Denktätigkeit, wie sie uns Paul Bourget aus der Pariser Gesellschaft schildert, wie sie uns leider auch in der deutschen als jugend- und tatenlose Verehrer Nietzsches oder allgemeine Kunstschwätzer begegnen, sondern Menschen von einer abstoßenden Kälte des Räsonnements, einer beabsichtigten Unterdrückung der Gefühle, aber einer fast nie fehlenden Reserve von Willenskraft. Dadurch unterscheiden sie sich von ihren altweltlichen Genossen, und ebendadurch hängen sie zuletzt noch mit Volk und Staat zusammen, wenn jene tatlos politisch und sozial verkümmern. Die hiesigen Intellektuellen sündigen auf der entgegengesetzten Seite: mit ihrem früh erworbenen Übergewicht eines äußeren Könnens hängt das Unbefriedigende zusammen, das in dem Eindruck amerikanischer Werke der Literatur und Kunst, in den Reden [535] der Politiker und anderer Rhetoren und endlich selbst in den Leitartikeln sich mit der Zeit so oft zeigt, wenn auch unsere erste Empfindung ganz anders war. Am häufigsten kommt es vor, daß wir das Ziel einer Beweiskette, die Pointe einer Erzählung, den Zweck eines Gleichnisses entweder gar nicht entdecken können oder doch ganz außer Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln finden. Es ist wie die Frucht der amerikanischen Walnuß, die in einer ungemein starken Schale einen unbedeutenden Kern birgt. Das Gegenteil davon ist die deutsche Gründlichkeit, die einfach und ehrlich Kern als Kern und Schale als Schale behandelt. Das erkannten früh jene hochgesinnten Neuengländer, die in den Spuren von Ticknor und Bancroft seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die deutschen Universitäten bezogen und dann alles daransetzten, ihre heimischen Hochschulen nach deutschen Mustern umzugestalten. »Die Dinge um ihrer selbst willen tun« erschien ihnen als der Kern der deutschen Auffassung wissenschaftlicher Arbeit. Die objektive Anschauung der Welt, die sie von Goethe lernten, wirkte wie ein erfrischendes Bad auf die der Äußerlichkeit und Hergebrachtheiten des englischen Denkens müden Geister. Carlyle wirkte auf sie besonders stark, weil er ganz anders war; und zwar war er anders durch die deutschen Einflüsse. Auch heute sind die Eigenschaften der Deutschen, an die der Angloamerikaner appelliert, einfache, ehrliche Gründlichkeit und Sachlichkeit, verbunden mit Freiheitssinn, und manchmal auch die geistige Überlegenheit. Wenn heute an manchen Stellen in Amerika dem deutschen Einfluß auf das Bildungswesen widerstrebt wird, so ist es zugestandenermaßen aus der Befürchtung, daß die Fühlung mit dem praktischen Leben und daß die Formen des Lebens selbst unter dem Streben leiden könnten, nur den Kern der Dinge zu erfassen. Der »*Gentleman*« wird dem »*Scholar*« entgegengestellt. Wie nun dieser Kampf auch ausgehen möge: der amerikanische Geist steht immer dem englischen als der freiere, unbefangenere gegenüber und wird den Einwirkungen von außen her immer offener bleiben.

* * *

Mit der unbewußten schöpferischen Kühnheit, die frisch hineingreift, sicher, nie eine Niete zu ziehen, derselben, der die Verfassungen der kleinen Staaten und die Verfassung des Bundesstaates so sicher in die Hand wuchsen, daß Gladstone mit selbstverständlicher gladstonescher Übertreibung die letztere für das bewundernswerteste Werk erklärte, das der Menschengeist je für einen bestimmten Zweck ersonnen habe, hat auch die Literatur Nordamerikas ihre Werke geschaffen. Sie drückt weder die Last der antiken Überlieferung noch das Bewußtsein, daß in derselben Sprache vorher Shakespeare und Milton geschrieben hatten. »Als die Zeit erfüllet war«, traten in dem Jahrhundert, wo die Geistlichen das geistige Leben leiteten, fast möchte man sagen beherrschten, begeisterte Werke religiöser Seher und Prediger ans Licht, und als die Zeit es wollte, schrieben Jefferson und seine Genossen poli[536]tische Artikel von erstaunlicher Bestimmtheit und Klarheit im »Federalist«. Und als endlich eine Lesewelt herangewachsen war, die Muße für Gedichte und Romane hatte, wiederholte kein Amerikaner das törichte Wort, nur die Geschichte ist die Seele der Landschaft, sondern er fühlte, daß e i n e Seele, seine Seele genug sei, um eine ganze Welt zu beseelen, wenn sie nur stark genug ist, ihre Wärme hinauszustrahlen, und klar genug, um auch die Strahlen von außen in sich zu vereinigen, und es entstanden Naturschilderer, die den Ästhetikern der Alten Welt zu raten gaben.

Die anglokeltische Seele ist ja den Eindrücken der äußeren Natur, den greifbaren, wie dem unsichtbaren Hauch der Stimmung, immer offen gewesen, offener als manche andere. Sowohl die Naturforscher als [auch] die die Schönheit und Geheimnisse der Natur kündenden Dichter Englands gehören zu den ersten und größten. Schon in der alten Angelsachsen Dichtungen lebt ein Naturgefühl, wie die altdeutschen es noch nicht zeigen. Und wenn in der Landschaftsmalerei die Holländer im 17. Jahrhundert die große Entdeckung der Poesie der einsamen staffagelosen Landschaft und der wunderbaren Sprache der stillen Dünen, der Wolken oder der spiegelnden Teiche gemacht haben, so hat Milton gleichzeitig einem so tiefen Naturgefühl Worte gegeben, ich erinnere an »Allegro« und »Penseroso«, wie kein anderer Poet in germanischer Zunge. J. Fenimore Cooper, dessen Indianer- und Seeromane zu den ersten namhaften Werken der jungen nordamerikanischen Literatur gehören, ist nur in seinen Urwald-, Prärie- und Meeresschilderungen groß, darin ist er aber ein großer Entdecker; um diese Urwälder, Naturwiesen, Flüsse und Seen so packend und ohne allen besonderen Sprachaufwand schildern zu können, muß man sie nicht bloß gesehen, sondern gefühlt haben; nicht die neuen Gegenstände fesseln uns so sehr bei Cooper als die Art, wie er sie gibt. In diesem Punkt wird er nie veralten. Aber ist nicht auch bei seinen Zeitgenossen das Naturgefühl stark ausgesprochen? Bei Bryant sentimental, bei Whittier idyllisch, bei Poe barock, bei Irving konventionell: es ist immer ein grüner Winkel oder ein Stück Himmel in ihren Werken,

bis dann Ralph Waldo Emerson, befruchtet von deutscher Naturphilosophie, das Tiefste, was nach Goethe über Natur noch gesagt werden konnte, in seinen Essays und Gedichten aussprach, besonders in jenem »*On Nature*«, der von den unbegreiflich klaren, milden letzten Sonnentagen des »*Indian Summer*« ausgeht, »wo in der Welt eine Heiligkeit ist, die unsere Religionen überstrahlt, und eine Kraft der Wirklichkeit, vor der das Heldentum zusammenschwindet«. Es ist etwas von dem tiefen, innigen Naturverständnis Jean Pauls in diesem Dichter, aber selbst sein Naturgefühl ist männlich; nichts Zerfließendes in der Seele, die das gedämpfte Licht des Herbstwaldes »kräftigend wie ein beständiger Morgen, heroisch« empfindet. Für einen Mann, wie Thoreau, dessen Seele dem Größten und [dem] Kleinsten in der Natur gleich offen war, und dessen schildernder Kraft etwas ganz Frisches, Naturmäßiges eigen ist, können wir Heinrich Noé, Künstler und Philosoph in der Naturbetrachtung, [537] stellen, der noch den deutschen Vorzug einer freien Vielseitigkeit und Unbefangenheit hat. Thoreau aber hat, nicht als Künstler, sondern als Mensch, den Vorzug, kraftvoll handelnd in den Kampf gegen die Sklaverei eingegriffen zu haben. Aber für Warners »*My Summer in a Garden*« wüßte ich kein deutsches Gegenstück zu nennen, wenn auch dieser Humorist, der den Garten pflegt, nicht um Gemüse, sondern um moralische Blüten der Demut und des Gleichmutes darin zu ziehen, ein Nachkomme Adalbert Stifters sein könnte. Übrigens hat auch der kritisch-satirische Lowell uns seine »*Garden Acquaintances*« vorgestellt und mit dem ihm eigenen feinen Humor »*A good word for the Winter*« eingelegt, das in seiner männlichen Naturfreundschaft so deutsch, oder sagen wir germanisch wie möglich gedacht und gefühlt ist.

Der Humor ist nicht als dauernde Äußerung denkbar; er kann nur ein Sonnenblick aus bewölktem Himmel, ein Goldschimmer auf ernsten Firngipfeln, ein leichtes Leuchten und Aufkräuseln sein, das über einen tiefen, ernsten See hin wandelt. Etwas anderes ist es mit der Quelle dieser Lichtblitze und dieser plötzlichen Wärmeergüsse; die muß andauern, und außerdem muß sie tief gelegen sein; denn wenn die Stürme des Lebens sie zu erregen vermöchten, wäre sie eben nicht die Quelle des Humors. Wenn sich nun der Yankee mit seinen *huckleberries* vergleicht, die nicht sehr süß, aber würzig sind, weil sie der Sonne und Kälte trotzen und aus armem Boden reiche Nahrung ziehen, so hat er gerade mit diesem Vergleich die gesunde Mischung des amerikanischen Humors getroffen. Ich suche denselben allerdings nicht bei dem Spaßmacher, der eine so große Rolle in der amerikanischen Tagesliteratur spielt, der er fast so notwendig ist wie der Clown dem Zirkus, überhaupt nicht bei den Schriftstellern, die sich alle Mühe geben, mich zum Lachen zu bringen. Himmel und Erde liegen zwischen dem »*funny man*« und dem echten Humoristen, den ich überall finde, wo in einem Dichterauge gleichzeitig die Größe und [die] Kleinheit der Welt und des Menschen sich spiegeln und das Kleine nicht deshalb

vor dem Großen verschwindet, sondern nur um so milder und liebevoller gesehen wird. Welcher Segen, dieser Humor, in einem so harten Leben! Er ist viel mehr als nur eine literarische Kuriosität; gleich dem tiefen Naturgefühl, in dem er wurzelt, ist er bei allen Germanen auch eine praktische, politische Tatsache; ich möchte sagen: eine Kraft. Ihre große Fähigkeit, überall in der Welt heimisch zu werden, hat darin eine starke Wurzel. Die Einsamkeit des Kolonistenlebens in tiefen Wäldern oder auf weiten Steppen erträgt, weil ihm seine Naturliebe tröstend zur Seite steht, der germanische Ansiedler leichter als der Romane, besonders der fern von Frankreich ohnehin so leicht der Melancholie verfallende Franzose. Wohl tönt uns mehr als Melancholie, die harte, starre Öde, wie sie im schattenarmen Eukalyptuswalde herrscht, aus den Gedichten Gordons und anderer Australier entgegen, aber doch auch wieviel Versöhnendes; denn zum Gedicht geworden, ist endlich auch jener Eindruck zu [538] Poesie erhoben, die selbst die graublauen dünnen Wipfel der Eukalypten vergoldet. Was wäre die nordamerikanische Literatur ohne das tiefe Gefühl für Wald, Wasser und Landschaft? Noch wichtiger scheint mir die Frage: Wären die Amerikaner eins mit ihrem Lande, und so groß und stark in dieser Einheit ohne dieses Einleben in die Natur?

Wie auf allen Stufen unserer Betrachtung tritt uns auch hier das Ineinanderspielen der Naturanlagen des Volkes mit den Einflüssen seiner Umwelt entgegen. Nur eine anglo-amerikanische Literatur von großen eigentümlichen Zügen ist in Amerika entstanden. In anderen Sprachen ist manche Dichtung auf diesem Boden erwachsen, rührend vor allem, wenn sie das Heimweh nach dem alten Lande ausspricht, und keineswegs den neuen Inhalt der Neuen Welt verleugnend. Aber selten ist darin die Kraft der ursprünglichen Äußerung im Mutterland. Es sind nachhinkende Literaturen. Die Deutschen dichteten weiter in den Weisen von Heine oder Herwegh; die Kreolen von Louisiana und die Frankokanadier sind noch immer Klassiker oder Romantiker. Nur um so klarer zeigt die amerikanische die Fähigkeit des Sichineinslebens eines jungen Volkes mit einer großen Natur. Dieselbe muß in einer Gabe der Volksseele gelegen sein, zur Größe ihrer Umwelt sich zu erheben und zu wachsen. Und ich meine darin das zu sehen, was Taine die »*faculté maîtresse*« dieser Volksseele genannt haben würde.

---

[19] Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht!

Glauben und Wissen. Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert. Erster Jahrg. Stuttgart (Januar) 1903. Heft 1, S. 19—22.

[Unter der Aufschrift »Wissen und Nichtwissen« abgesandt am 29. Nov. 1902.]

Es ist ein großer Irrtum, zu wähnen, die Religion, die auf den tieferen Stufen der Kultur alles geistige Leben in sich faßte und leitete, sei arm und schwach zurückgeblieben, als Kunst und Wissenschaft sich von ihrer Führung befreiten. Es schien ja zu manchen Zeiten vor dem Glanz dieser jüngeren Entwickelungen fast nichts mehr von ihr übrig zu bleiben. Aber das war nur vorüberziehende Trübung, Wolkenschatten. Die Wissenschaft ist keineswegs immer höher und höher gestiegen und hat die Religion einfach immer tiefer in mythologischen Niederungen zurückgelassen; noch viel weniger ist die Religion als leblose Hülle, die der Schmetterling Wissenschaft abgestreift hat, zurückgeblieben. Das Mysterium unseres Daseins ist der Wissenschaft nicht klarer geworden, seitdem sie sich selbständig gemacht hat; der Geist, der mit Induktion und Experiment arbeitet, stößt heute an dieselben Grenzen, wie vor Jahrtausenden der Geist, der sich die Rätsel der Welt durch Mythendichtungen zurechtlegte, und es gibt keine Stufe der Erkenntnis, auf der man dazu gelangt wäre, die Berechtigung der uralten Auffassung eines geistigen Wesens jenseit dieser Grenze leugnen zu dürfen. Ein großer Teil der Denkarbeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft wurde und wird zwar in dem Bemühen verbraucht, einen entschiedenen Fortschritt über das hinaus nachzuweisen, was man die mythologische Stufe nennt, den Sieg der Wissenschaft über die Religion festzustellen und zu zeigen, daß, wo sonst Gott thronte, der Geist des Menschen seinen Platz habe, oder die Natur, oder sonst ein Begriff, in dem vielleicht nur noch durch eine unbestimmte Größe der Ausdrucksweise die beherrschende Stellung sich anzeigt, die man ihm über anderen seinesgleichen geben möchte. Aber vergebens; gerade das tiefste wissenschaftliche Denken führt zu Gott hin, und das Zeitalter der Religion hat nie aufgehört, wird nie aufhören,

und was man Zeitalter der Wissenschaft nennt, liegt nicht über ihm, sondern in ihm. Es ist eine große Tatsache in der Entwickelung des Geistes der Menschheit im Ganzen und in der Bildung jedes Einzelnen, daß wissenschaftlicher Fortschritt Vereinfachung und Verengerung, aber nicht Bereicherung oder Erweiterung bedeutet. Niemand wird zweifeln, daß im Fortschritt der Erkenntnis die Welt größer geworden ist, soweit es Zahlen ausdrücken können. Die Sternenweite des Raumes und die notwendigen Jahr- [20] milliarden der Zeit sind groß bis zur Unvorstellbarkeit geworden. Aber so weit in diesen Riesendimensionen die Erkenntnis vordrang — unsere Gedanken von den Zuständen und Ereignissen in denselben sind damit nicht gewachsen. Im Gegenteil; da sie nicht im Verhältnis mit jenem Wachstum der Masse und [der] Zahlen fortgeschritten sind, sind sie kleiner geworden. Die Astronomie hat keine neuen Welten entdeckt, wie man zu sagen pflegt, sondern nur andere, die immer dieselben sind. Die Geologie hat in allen Zeitaltern der Erdgeschichte keine neuen, sondern immer dieselben entweder aus Feuerflüssigkeit erstarrten, oder veränderten, oder unveränderten Schichtgesteine entdeckt. Die Geschichte des Lebens ist von den ersten Spuren im Cambrium (einer der ältesten Erdzeiten) bis zur Gegenwart die Entwickelung ähnlicher Formen; keinen neuen Typus des Pflanzen- oder Tierreichs hat die Versteinerungskunde nachgewiesen: es sind immer nur neue Sprossen derselben uralten Stämme, die uns an alte knorren- und sprossenreiche und immer weiter grünende und immer neue Gerten treibende Weiden am Bach erinnern. Wer die Namenfülle der systematischen Botanik und Zoologie bewundert, glaubt zuerst an eine äußerste Mannigfaltigkeit von Geschöpfen, bis er erkennt, daß das Gegenteil wahr ist: einige wenigen Grundformen in eine Fülle von Abwandlungen auseinandergelegt, die im Grund ungemein wenig verschieden sind.

So hat also die Welterkenntnis nicht bereichernd, sondern vereinfachend auf unser Weltvorstellen gewirkt. Die Gedanken, die wir uns von der Größe und Entwickelung des Weltalls machen, sind weniger und einfacher, als wir geglaubt hatten. Es ist im Grund derselbe Gang der Dinge wie in jedem Einzelfalle, wo wir eine Erscheinung über weite Räume oder durch gewaltige Jahresreihen verfolgen: die Raumgröße und die Zeitdauer hindern nicht, daß sie zusammenschrumpft, in dem Maße, wie wir sie verstehen. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher als die Wirkung einer der größten und mit Recht bewundertsten Entdeckungen im Bereich der physikalischen Wissenschaft: der Spektralanalyse. Sie hat eine Einheit der Stoffe im Weltraum nachgewiesen, die nicht nur ganz ungemein die Welt der Sonnen, Kometen, kosmischen Nebel und erloschenen Sterne vereinfacht, sondern auch vor unserem geistigen Auge in noch höherem Maße die Raumgrößen vermindert hat. Was bedeuten diese Sternenweiten, wenn sie nicht durch Eigenschaftsunterschiede der durch sie hinzerstreuten Stoffe sich wirksam erweisen? Die Entfernungen sinken

zu einem Nebensächlichen, die Zeitfernen zu einem Zufälligen herab. Noch A. v. Humboldt sah eine großartige Vereinfachung der Mechanik des Himmels darin, daß die Unterscheidbarkeit der Stoffe der Himmelskörper ausgeschlossen war. Ist für uns diese Einfachheit nun verloren gegangen? Nein. Die Spektralanalyse hat das Weltbild nicht mannigfaltiger, sondern über alles Erwarten einfach gestaltet. Eine Sonne, in der wesentlich dieselben Grundstoffe sind, wie in und auf unserem Planeten, und ein Sternenheer, dessen fernste Sonnen wieder aus demselben Stoff aufgebaut sind, so daß uns eigentlich nur ihr verschiedener Glutzustand einige Abstufungen zeigt: Das ist nicht mehr Vereinfachung, das ist schon Vereinförmigung. Und da wir nun von den Nebelflecken bis zu den Meteoren immer dieselben Grundstoffe finden, geht diese Einförmigkeit [21] durch die ganze Welt, die wir die unsere nennen. Und so ist es uns im Grunde auch bei der Erforschung des Lebens ergangen, zu der uns die Entwickelungslehre die Fackel vortrug. Wo sind die unbegreiflichen fremdartigen Pflanzen und Tiere der Vorwelt, die man zu einer Zeit vermutete, wo es noch keine systematische Erforschung der vorweltlichen Reste gab? Die Versteinerungskunde hat nichts davon zutage gebracht; sie zeigt uns freilich Millionen von Arten und läßt mehr noch ahnen, aber das sind auch wieder alles nur leichte Variationen über eine Reihe von Formen, die auch im Bau der heutigen Pflanzen- und Tierwelt herrschen. Es ist überhaupt kein neuer Typus (Form) nachgewiesen worden, und es ist sogar wahrscheinlich, daß Urtiere, Strahltiere, Gliedertiere, Weichtiere und Wirbeltiere alle schon in der Zeit auf Erden waren, aus der unsere ältesten Lebensreste stammen; von den Wirbeltieren war es bisher noch nicht nachzuweisen, weil ihre Gerüste ursprünglich nicht harte Knochen, sondern Knorpel waren. Es ist sicherlich ein großer Fortschritt, daß wir jetzt mindestens eine Ahnung von den großen Zeiträumen haben, in denen diese Lebensentfaltung sich vollzogen hat. Wo Buffon einige Jahrzehntausende, neuere Physiker ein paarmal zehn Millionen, Lyell und Darwin ein paar hundert Millionen Jahre annahmen, können wir nicht mehr hinter eine halbe Milliarde Jahre zurück und werden vielleicht eines Tages noch darüber hinausgehen. Aber wie wenig imponiert uns diese Zahlengröße, wenn wir bedenken, was in ihr neu geworden oder anders geworden ist. Von den Anfängen des Lebens sind wir am Ende dieser Jahresreihen ungefähr so weit entfernt wie heute; die Erdoberfläche trägt Gebirge und Meere wie heute, und der Quarzrollkiesel aus dem Cambrium sieht aus, als hätte ihn gestern erst die Welle niedergelegt, die sicherlich gerade so in ihrer jüngeren Sonne leuchtete und spielte wie die Welle von heute. Es ist nicht anders, wenn die Astronomen an der äußersten Grenze des Sichtbaren uns Nebelflecke zeigen, die Milchstraßen sind. Unwillkürlich denken wir mit Schiller: »Freunde, im Raume wohnt das Erhabene nicht!« Nicht beflügelnd mehr wirken die ungeheuren Sternenweiten, wenn immer dieselben Stoffe, Gestalten und Gruppierungen auftauchen. Ist nicht vielmehr

dieser Sternenhimmel täuschend ähnlich dem Wassertropfen voll wimmelnder Kleinwesen, in den das Mikroskop uns den Blick öffnet? Man rücke diese organischen Wesen, die hier einander bedrängen, auseinander, lege zwischen sie große Entfernungen, und es wird sich ein Bild scheinbaren Stillstandes in einem gewaltigen Raume enthüllen. Und wenn ich Sternenweite über Sternenweite denke, es wiederholt sich immer wieder dasselbe. Es ist wie eine Wüstenwanderung, eine Meerfahrt, weit aber arm.[1]

Wo bleibt nun die Bereicherung, die so vielen als das letzte und höchste Ziel wissenschaftlicher Bildung gilt? Wer da glaubt, durch ununterbrochenes Anhäufen von Wissen einen immer größeren Schatz zu sammeln, wird unfehlbar eines Tages zu der Einsicht kommen, daß er sich getäuscht hat: die Masse seines Wissens vermehrt sich nicht, sie schwindet zusammen, wenn sie sich mit der Anhäufung verdichtete, zusammendrängte. Es ist wie beim Schmelzen des Schnees: das Wasser, das da abfließt, ist an Gewicht gleich dem Schnee, aus dem es entstanden, es ist auch noch derselbe Stoff; und doch ist es weniger, und mit der [22] Masse sind die Kristalle und ist aller Glanz und Schimmer des Schnees gegangen. Klarheit allerdings blieb übrig; aber durch diese Klarheit hindurch sehen wir immer dieselben Dinge wieder und hinter jeder Klarheit wieder dieselbe und wieder Klarheit und so fort. So ist es mit Planeten, Sternen, Nebelflecken, Infusorien, Jahresreihen: wir denken immer noch einmal darüber hinaus, und wenn wir uns satt geschaut und müde gedacht haben, ist alles, was wir in uns haben, das immer gleich schmale Ufer der Zeitlichkeit, von dem die »Klarheiten« unseres Wissens Welle hinter Welle hinauswogen auf einem Ozean der Ewigkeit. Wir glaubten, das gelobte Land des Wissens nach allen Seiten zu erweitern — dafür ist es von allen Seiten her enger geworden, und wir haben eben nur Boden genug, um darauf zu stehen; und umgekehrt ist mit aller Erweiterung und Vertiefung des Wissens immer stärker das Gebiet des Unbekannten, Ungewußten und nie zu Wissenden gewachsen. Auf allen Wegen der Forschung öffnet sich der Blick auf dieses graue Meer, und es ist auf allen Seiten dasselbe. Erkennst du es wieder? Ist dies nicht das uralte, dessen lichte Fernen, vergebens von manchem Kolumbus und Magalhães des Gedankens gesucht, wir bis zur Unsichtbarkeit, zum völligen Verschwinden hinausgerückt zu haben glaubten? Und nun bespült die Ewigkeit unsere Füße und brandet von allen Seiten herein, als ob es nie einen Wissensreichtum und eine Wissenschaftsmacht gegeben hätte. Dieses Weltbild ist nicht verschieden von dem, das die Menschen umdämmerte, die noch gar keine Wissenschaft hatten und welche die Schöpfung der Welt wie ein fast Erlebtes von gestern oder vorgestern ansahen. Das Endliche kann ihnen nicht kleiner, das Unendliche nicht größer und näher erschienen sein. Und

---

[[1] Vgl. oben, S. 240; ›Über Naturschilderung‹, S. 185. D. H.]

uns kann auf der anderen Seite das Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen und das Sichbescheiden vor dem Unendlichen nicht ferner zu liegen scheinen. Es ist im Gegenteil diese Verbindung zwischen uns und dem rings umher aufleuchtenden Unendlichen das auszeichnende Merkmal des Abschnittes, an dem jetzt die geistige Entwickelung der Menschheit angekommen ist. Die großen Naturforscher, die als Summe ihrer Erfahrung ausgesprochen haben, daß wahre Wissenschaft nicht von Gott wegführen könne, haben ihre Erkenntnis in solchem Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen errungen, das zu lehren folgerichtig die höchste Aufgabe der Wissenschaft sein müßte, die wirklich aufklären will. Denn ohne den Blick ins Unendliche gleicht kein Weltbild der Wirklichkeit und ist daher auch keine Weltanschauung möglich, die standhält. Eine der Wahrheit der Dinge entsprechende Weltanschauung kann daher nicht bloß auf Wissenschaft, sondern muß auch auf Glauben begründet sein, und zwar um so sicherer, je weiter das Nichtwissenkönnen auf allen Seiten von der rätselhaften Klippe unseres Daseins und Wissens hinauszieht.

Friedrich Ratzel.

---

[153] # Der Fernblick.

Von **Prof. Dr. Friedrich Ratzel** in Leipzig.

Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Nr. 13, 14, 16 und 17. München-Wien (15. Juli, 31. Juli, 31. Aug. und 15. Sept.) 1903. S. 153—155. 165—168. 189—191 und 201—203.

[Abgesandt am 18. Mai 1903.]

1. Natur- und Kunstgenuß. Der Fernblick in der Landschaftsmalerei. Der Vordergrund. Das Naturgefühl im Fernblick.

In der Erkenntnis, daß die Armut an ästhetischen Elementen ein notwendiges Übel unserer Kulturstufe ist, suchen wir in der Naturschönheit wenigstens einigen Ersatz dafür, daß wir nicht mehr unser ganzes Leben, wie die Griechen, ästhetisch gestalten können. Von manchen Seiten wird schon der Ersatz des Kunstgenusses durch den Naturgenuß vorausgesehen, des Kunstgenusses, der in früheren Jahrhunderten fast die einzige Quelle der Schönheitsempfindungen der Menschen war, nun aber sicherlich nur noch von einem kleinen Bruchteile derjenigen gesucht wird, die dem Naturgenusse nachgehen und nachreisen. Auch die Kunstschönheit sucht man immer mehr Menschen zugänglich zu machen; aber es wäre sehr interessant, einmal die Zahl derjenigen zu bestimmen, die auf ihrer Alpenreise in München Halt machen, um die großen Dürer in der Alten Pinakothek zu besuchen, oder in Basel, um die Meisterwerke Holbeins zu sehen. Es würde eine überraschend kleine Zahl herauskommen. Die große Mehrzahl eilt, was sie kann, und jubelt beim Auftauchen der ersten Hochgebirgsspitze aus einem Herzen, wie sie so warm es einem Kunstwerke fast niemals entgegenbringt. Nun sorgt ja allerdings die Illustration bis zum Plakat und zur Postkarte und es sorgt das Kunstgewerbe bis herunter zum Fünfzigpfennigbazarschund für die Verbreitung des Kunstgenusses; aber es ist sicher, daß Hunderttausende bereit sind, auf eine einzige Reise ins Gebirge oder ans Meer mehr aufzuwenden, als sie in ihrem ganzen Leben für die Erwerbung von Kunstwerken ausgegeben haben oder ausgeben werden. Damit wird

der Naturgenuß immer mehr zu einer Angelegenheit von der größten öffentlichen Bedeutung erhoben, und man wird ihn, je mehr die Überzeugung davon durchdringt, ebenso fördern und pflegen, wie die Kunstpflege ihren Platz unter den erzieherischen Aufgaben jeder Gemeinschaft erhalten hat.

Auch die Wissenschaft und die Literatur werden das, was man »das Naturschöne« zu nennen pflegt, eifriger untersuchen und eingehender darstellen. Es ist dazu nach allem, was von Schiller bis Schopenhauer und Fechner darüber gesagt ist, noch Raum genug. So glaube ich z. B., daß ein Satz, der vor einigen Jahren im Anschlusse an eine Arbeit Eduard Richters über das Wohlgefallen an der Schönheit der Landschaft[1]) in dieser Zeitschrift ausgesprochen wurde, neu diskutiert werden sollte, weil er so, wie er hingestellt wurde, Mißverständnisse über das Wesen des Naturschönen erwecken könnte. Außerdem verdient er schon als Ausdruck der Meinung eines so vorzüglichen Gebirgs- und Landschaftskenners wie Eduard Richters ernste Beachtung. »Der Anblick besonders schöner Landschaften oder Naturschauspiele ruft genau dieselbe Art von Wohlgefallen, von Erregung und Entzückung des Gemütes hervor wie der Genuß hervorragender Kunstwerke,« heißt es dort. Ich glaube nun, daß eine ganze Anzahl von Unterschieden zwischen dem Kunstschönen und Naturschönen besteht, wodurch selbstverständlich ein entsprechender Abstand zwischen dem Kunstgenusse und dem Naturgenusse hervorgerufen werden muß; und ich möchte diesen Unterschied gerade an dem Bilde nachweisen, das wohl für die meisten Alpinisten als der vorzüglichste ihrer Naturgenüsse gelten wird: an dem Fernblicke.

* * *

Daß der Maler für den Fernblick wenig übrig hat, der ihm »kein Bild gibt«, bezeichnet sofort den großen Abstand zwischen Landschaftsmalerei und Naturschilderung und zeigt wieder einmal, daß die letztere weit vielseitigere Gaben und Fähigkeiten hat. Gerade der Fernblick von einem Berge gehört zu [154] den Eindrücken, die man besser schildern als malen kann. Wohl sehen wir die fernen Berge auf manchem Bilde, aber sie erscheinen viel öfter um ihrer tiefen Farben als um ihrer selbst willen. Gewiß ist besonders für den Maler der Marienbilder im Stile der Bellini und Palmavecchio das ferne Gebirge nur wegen seines Blaues malenswert erschienen; denn diese liebten ja das fromme Blau in allen Tönen. Auf der kleinen »Kreuzigung Christi« von Dürer in der Dresdener Galerie ist dieses Blau der Ferne mit einer wundervollen Kraft gegeben; mit dem tiefdunklen Himmel und der schwefeligen Dämmerung darunter macht es einen wahrhaft großen, tragischen Hintergrund. Und selbst in den Bildern

---

[1]) Im Auszuge in den »Mitteilungen« des D. u. Ö. Alpenvereins 1898, Nr. 23. Die Arbeit war in der Zeitschrift »Kosmopolis«, Bd. VII, erschienen.

und Skizzen eigentlicher Alpenmaler, wie eines Calame, kommt es offenbar nicht auf die einzelnen Formen in dem brandenden Wellensaume von Bergen an, der ganz fern am Horizonte heraufdringt, als auf das blaue und schneeweiße Band, das derselbe um den Horizont zieht. Ich möchte sagen, mit den Wolken gehöre das zusammen, was der Landschaftsmaler vom Fernblicke aufnimmt, und wolkenhaft ist denn auch die Behandlung desselben, besonders in den Farben.

Mancher denkt bei der Abwendung des Landschafters vom Fernblicke an den äußerlichsten Grund, daß derselbe wohl mehr Erfolg beim Beschauer erzielen mag, wenn er ihm jene Dinge im Bilde vorführt, welche diesem bekannt sind, so daß er vielleicht selbst den Vergleich zwischen Original und Nachbildung zu ziehen und die drastische, greifbare Naturähnlichkeit zu schätzen imstande sei. Aber tiefer geht wohl jener innerliche Grund, daß die Kunst das, worin sie heute ihr höchstes Ziel sieht, leichter in der Durchbildung des Einzelnen als der Darstellung einer Menge, leichter in der Vorführung eines isolierten als eines gedrängten Daseins erreicht; besonders wenn das letztere in all seiner Mannigfaltigkeit eine eng verbundene Einheit ist, aus der man einen Ausschnitt nicht herauszunehmen vermag. Das Ganze oder nichts! Die formale Schwierigkeit, den ganzen Umkreis des Horizontes auf einem sehr langen und schmalen Streifen aufzuzeichnen, wobei Gruppierung und Rahmen leer ausgehen müssen, mag nicht weniger entscheidend wirken als die reale Unmöglichkeit, den Zauber des Unbestimmten in den nur dem scharfen oder bewaffneten Auge zugänglichen Abwandlungen der allgemeinen Berggestalt malerisch wiederzugeben.[1]) Einer Richtung, die das Höchste in der Darstellung der Luft und des Lichtes sucht, bietet eine Moorwiese mehr als eine hundertzackige Bergwand.

Wenn nun schon die Hochgebirgslandschaft im allgemeinen durch ihren Reichtum an Formen und Farben, ihre Licht- und Schattengegensätze, durch so manches Schwere und Harte der künstlerischen Bewältigung Schwierigkeiten bereitet, so ist der Fernblick der Gipfel des Schwerdarstellbaren. Der Maler legt vor ihm seinen Pinsel weg — der Zeichner erscheint mit Stift, Zirkel, Kompaß, Karte und Storchschnabel.

Von je weiter unten wir das Gebirge betrachten, desto mehr wirkt es als Landschaft; je höher wir uns erheben, je mehr unser Blick umfaßt, desto mehr nähern wir uns dem Panorama und der Karte. Das Panorama gibt einen aufrißartigen Blick von einem einzigen Punkte, die Karte gibt den Grundriß von vielen Punkten aus gesehen. Panorama und Karte können beide ihre Schönheiten haben, aber die ist bei ihnen Nebensache; ihr Zweck ist die genaue und

---

[1]) Vgl. August Schäffer, Die alpine Landschaftsmalerei. ›Zeitschrift‹ des D. u. Ö. Alpenvereins 1890, besonders den Schlußsatz S. 180. [Vgl. auch ›Über Naturschilderung‹, S. 260 f. Der Herausgeber.]

übersichtliche Verkleinerung der Wirklichkeit. Um beim Panorama zu bleiben, so gibt es zwar sehr schöne farbige oder schraffierte Panoramen; die meisten und praktisch nützlichsten sind aber reine Umrißzeichnungen. Farbe und Schraffur stören die Übersicht; ich nehme hier leichte Farbentöne aus, die die Perspektive erleichtern, aber nichts mit den Farben in der Natur zu tun haben, einfach nur zur Verständlichkeit beitragen. Mehr noch sind selbstverständlich geologische Farben auszunehmen, die das Panorama erst recht wissenschaftlich machen. Ein gutes Gebirgspanorama ist so gut ein wissenschaftliches Werk wie eine geographische Karte: es hat die praktische Aufgabe, uns zu orientieren; seine Formen sollen daher genau nach Lage und Gestalt sein, und jede soll mit ihrem richtigen Namen bezeichnet sein.

Ich wage die Behauptung, daß ein klares Panorama mit zahlreichen Namen eine ebenso nützliche, trockene und unkünstlerische Arbeit wie eine Systematik einer Spinnen- oder Blattlausfamilie ist, ebenso wie uns die Wißbegier, jeden Namen eines Berges, Joches oder Tales im Panorama zu kennen, ganz naturgeschichtlich-systematisch anmutet. Mit dem Naturgenusse hat das ebensowenig zu tun, wie meine Freude an einer Blume davon abhängt, ob es eine Rosacee oder eine Ranunculacee ist. Das ewige Fragen nach Bergnamen erinnerte mich immer an die Worte des Pedanten in »Waldmeisters Brautfahrt«: Asperula odorata, richtig, Solch Exemplar war längst mir wichtig!

Daß mit einer Panoramaaufnahme ein hoher Grad von Naturgenuß verbunden sein kann, wird niemand leugnen. Ein Simony, ein Albert Heim haben ihn gewiß gehabt.[1]) Aber ein künstlerischer Genuß ist es nicht. Überhaupt, eine Gebirgszeichnung in Wind und Wetter, in den hellen Pausen zwischen Wolkenbedeckungen und Graupeln, mit steifen Fingern und mit unsäglicher Geduld auszuführen, ist keine künstlerische Arbeit: sie fordert den Fleiß des Gelehrten und des Technikers; erheischt doch ein gutes Panorama wiederholte Aufnahmen bei verschiedenen Beleuchtungen, die Wochen in Anspruch [155] nehmen mögen. Endlich sind ja auch für Gebirgspanoramen ganz bestimmte Dimensionen geboten, in denen künstlerisches Schaffen sich nicht bannen ließe.

[165] Es dürfte denn auch die Zahl der Gebirgsfreunde klein sein, die die gezeichneten Panoramen wieder und wieder ansehen, so wie

---

[1]) Ich denke vor allem an Simonys Rundschau vom Sarstein im Dachsteinwerke und an Heims Panoramen vom Sentis und vom Monterosa. Bei dieser Gelegenheit möchte ich an zwei treffliche, ältere Aufsätze über diese Dinge erinnern: Albert Heim, Über Panoramen, im ›Jahrbuche des Schweizer Alpenklubs‹ 1873, und Waltenberger, Über Bergaussichten und Gebirgspanoramen, in der ›Zeitschrift‹ des D. u. Ö. Alpenvereins 1880; letzteren begleitet ein sehr charakteristisches Panorama von der Mädelegabel von Dr. Sattler. [Vgl. auch ›Über Naturschilderung‹, S. 18 f. 57. D. H.]

sie Landschaftsbilder genießen. Unsere alpinen Zeitschriften bringen jahraus jahrein solche Zeichnungen; dieselben werden aber doch fast nur von denen genau betrachtet, die die betreffenden Aussichtspunkte besteigen, sich darauf vorbereiten oder sich den Ausblick ins Gedächtnis zurückrufen wollen. Aber gerade diese letzteren werden am häufigsten die Erfahrung machen, daß von dem, was ihnen die Aussicht von einem bestimmten Berge lieb macht, im Panorama wenig zum Ausdruck kommt. Ich erinnere mich zwar im Anblick einer Gruppe von fast ganz gleich hohen Gipfeln, daß mir gerade diese Partie einen einförmigeren Eindruck gemacht hat als eine andere, in der um einige beherrschende Höhen sich viele andere in ansteigenden Linien gruppierten; aber eine starke Erinnerung ruft doch wohl nur der Vordergrund in mir hervor, der das einzige landschaftlich Behandelte in einem Panorama zu sein pflegt, und daher auch am stärksten zu uns aus dem Bilde spricht.

Das ist aber gerade der Teil, der mir, wenn ich den Gipfel selbst betrete, zunächst ganz gleichgültig ist. Der Vordergrund tritt im Genusse des Fernblickes vor dem unwillkürlichen Vergleiche der Ferne mit der Enge unseres alltäglichen Gesichtskreises ganz zurück. Den Eindruck der gewaltigen Weite, der überraschenden Größe, kurz des Erhabenen dieses Bildes will ich in mich aufnehmen. Ich werde zuerst in die Ferne blicken und werde so weit wie möglich, bis zu den letzten Silberwölkchen, zu dringen suchen, die ganz weit entlegene Schneegipfel sein könnten, und ich werde das oft wiederholen. Dann erst wird vielleicht Näheres meinen Blick fesseln. Es gibt ja Vordergründe, die ganz vortrefflich zu dem wolkenhaften Weiß, Grau und Blau der Ferne passen. Ein einförmiges, sanft geschwungenes Feld von blendendem Firn und über Meilen hin rings keine andere Abwechslung als die Risse und Spalten, in die ein grünlicher oder blauer Ton nur so hineingehaucht ist wie farbige Luft, kann noch großartiger wirken.[1] Denn dort in der Ferne sehe ich ja eine feine weiße Doppellinie, die ein Eisenbahngeleise aus glänzendem Stahl sein muß, oder ein ganz schmales smaragdenes Band, sicherlich ein Fluß, wiewohl von Bewegung nichts zu sehen ist: das Nahe und das Ferne, die stehen nebeneinander wie zwei Welten. Außerdem liegen dazwischen noch Talschründe, in die es ganz nahe bei meinem Standpunkte schroff hinuntergeht. Bin ich sehr hoch gestiegen, dann liegt unter mir die Wolkenregion, deren die Täler tief überschwemmender Dunst das Gefühl der Tiefe steigert, wenn nicht plötzliche Windstöße den Vorhang öffnen oder schließen. Sähe ich nicht einen Gletscher mit allen Merkmalen des Stromes in einem der Täler hinausziehen, der eine Art von Verbindung mit der Welt da unten herstellt — eine sonderbare Umkehr des »Prinzips des Weges«, das der Maler in idyllischen Szenen anwendet, um den Beschauer in das Bild hineinzuführen! —, so könnte

[1 ›Über Naturschilderung‹, S. 112. D. H.]

ich mich auf meinem Standpunkte völlig abgeschnitten fühlen.[1] Übrigens haben künstlerische Panoramenzeichner es sehr gut verstanden, durch die Ausführung des Vordergrundes das Abstrakte reiner Gipfelaussichten zu beseitigen. Sogar unter unseren Mittelgebirgspanoramen erinnere ich mich einiger, die in dieser Beziehung vortrefflich sind; ich nenne das der Kössein bei Wunsiedel, herausgegeben vom Fichtelgebirgsverein.[2] Der Vordergrund ist auch das einzige, wozu die Photographie bei der Wiedergabe des Panoramas taugt. Beim Fernblick selbst läßt sie uns unbefriedigt. So viel Schatten und so wenig scharfe Umrisse kann man dafür nicht brauchen. Für Panoramen wird die harte, aber klare Gebirgszeichnung, wie sie schon im Anfange des 19. Jahrhunderts üblich war, die Photographie wahrscheinlich immer übertreffen.

[166] Besonders groß wirkt der Blick ins Gebirge über eine weite Ebene oder über einen See hin. Man kann da allerdings kaum mehr von Vordergrund sprechen; vielmehr beherrscht hier das Nahe das Bild, das der Fernblick nur am äußersten Horizont umsäumt. So ist der oft bewunderte Blick vom Würmsee auf die bayerischen Alpen. Da liegt eine ganze Welt dazwischen; aber man ahnt sie nur, wo eine grüne Vorhöhe sich aufwölbt. Die Berge erscheinen mir so fern, daß sie diesem See nichts von seiner Weichheit nehmen, und doch gehören sie zu seinem Bilde so sehr, daß, wenn ich mich z. B. der aus herrlichen Baumgruppen aufgebauten Landschaft des Westufers des Würmsees nähere, die Karwendelberge unmittelbar hinter den Bäumen des Parks von Bernried aufzutauchen scheinen. Einen Augenblick ist der Gegensatz gewaltig zwischen dem organischen Grün und Formenreichtum und den von der Abendsonne angeglühten Firnschneiden und Firngipfeln, die fast kristallinisch sind. Komme ich aber näher, so versinkt das Gebirge hinter den Bäumen, und das Nächste tritt wieder in sein Recht.

Zieht vor Bergwänden, die senkrecht aufsteigen und unbedingt abschließend vor dem Horizont stehen, die Wagrechte einer weiten Ebene oder eines flachen Talgrundes hin, so entsteht einer der wirksamsten Gegensätze zwischen der Erschließung des weitesten Fernblickes und der unbedingten Abschließung. Es gehen daraus Bilder von der größten Einfachheit der Linien und dem größten Reichtum der Kontraste hervor. Der Talgrund ist bewachsen, ja er trägt eine besonders üppige Vegetation; die Bergwände sind kahl. Über dem Grün der Ebene steht das Grau oder Braun der Felsen. Auf Geröll und Sand schaut der Fels herab. Unten schlängelt sich ein Bach oder träumt ein See, von oben stürzt das Wasser als freier Strahl zu Tale. Ist nun die Ebene ein Wasserspiegel, so steigert sich der Gegensatz noch und mit ihm die Herrschaft dessen, was hervorragt, über das, was sich davor ausbreitet. Nicht im Gebirgsbau an und für sich liegt die

[1 Vgl. ›Über Naturschilderung‹, S. 94. 22. D. H.]
[2 Vgl. oben, S. 253. D. H.]

Großartigkeit des Alpenpanoramas vom Golfe von Genua, sondern in dem Meeresspiegel zu seinen Füßen. Und das schachbrettartig durch Bewässerungsgräben geteilte Land an der unteren Brenta ist schön durch die großartige Auftürmung der Venetianer Alpen über dieses italienische Niederland.[1]

Doch kehren wir von der Ansicht zur Aussicht zurück.

In einem merkwürdigen Gegensatze zu der späten und spärlichen Erfassung des Fernblickes von Bergeshöhe in der Malerei steht die frühe Regung des Gefühles dafür in anderen Äußerungen. Zahllose Kapellen und Kruzifixe, sogar Bauernhäuser in aussichtsreicher Lage, ja aus noch früheren Perioden hereinragend, die Zeugnisse für Höhenkultus der verschiedensten Art, zeigen, wie die Freude am Fernblick sich am frühesten unter allen Regungen des Naturgefühls Ausdruck in großartigem Maße geschaffen hat. Man hat gestritten, ob die Griechen wegen des Fernblickes ihre Theater mit so großer Vorliebe an natürliche Bergabhänge angelegt haben; jedenfalls nahmen sie den Fernblick gern mit in den Kauf. Das Theater von Taormina liegt in einer der schönsten und größten Landschaften der Welt. So lange es Menschen gab, empfanden sie elementar im Fernblick etwas von der Erholung oder sinnlichen Erquickung unserer Augen, die wir erfahren, wenn wir nach fortgesetztem Nahesehen den Blick in die Ferne oder gar in den tiefen Himmel hineinschweifen und ohne ein bestimmtes Ziel sich dort ergehen lassen.

Das bekannte und oft wiederholte Wort von Alexander v. Humboldt: »Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röten, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Altertume auf uns gekommen,« darf man nicht verstehen, als sei die Herrlichkeit der Höhen für die Alten stumm gewesen. Erzählt doch die Geschichte von einem Philipp von Mazedonien, er sei auf den Hämus gestiegen, um die Welt von seiner Höhe zu sehen. Das Mittelalter ist noch ärmer an Zeugnissen dieser Art als das Altertum; aber ein einziges wiegt alle anderen auf, zeigt aber freilich zugleich auch das Mühsame des Emporringens des Gefühles für die Natur in Seelen, für die ein Fluch auf allem Natürlichen lag. Petrarca schildert eine Besteigung des Mont Ventoux, auf dessen Gipfel mitten in der Bewunderung der vor ihm ausgebreiteten Herrlichkeiten seine Erinnerung zurückkehrte zu einem Satze in dem Bekenntnisse des heil. Augustin: »Die Menschen staunen die Höhe der Berge, den Lauf der Ströme, die Fluten und Größe des Meeres, den Wandel der Sterne an, und sorgen nicht um sich selbst.« In sich selbst zurückgewandt, warf er sich die Neigung zur Bewunderung des Irdischen und sein Vergessen vor, daß die Seele des Menschen das über allen Vergleich Bewundernswerteste sei. »Wieder und wieder,

[1 ›Über Naturschilderung‹, S. 113 f. D. H.]

als ich herabstieg, schaute ich zurück; der hohe Gipfel des Berges schien mir nur eine Elle hoch im Vergleiche mit der erhabenen Würde des Menschen.« Mit Recht sagte Biese[1] in dem Buche »Die Entwicklung des Naturgefühles«: »Dieser Brief eröffnet uns einen Blick in ein zwiespältiges Herz eines an der Wende zweier Welten stehenden Menschen: es reagiert gleichsam den mittelalterlichen Geist wider die aufkeimende moderne Empfindung.« Genau 450 Jahre waren vergangen, da schrieb Horace de Saussure dem Blicke von einem der Vorberge des Montblanc Schönheiten ohne Zahl zu, und wir begegnen in der Schilderung seiner Gebirgsaussichten nicht bloß dem Gefühle für ihre Erhabenheit, sondern auch der Qualifikation »ravissante«. 1790 wurde das erste Hochgebirgspanorama im modernen Stile in Bern herausgegeben.

Wenn die Frage nach dem Alter und der Geschichte des Naturgefühles mehr von sachkundigen Naturfreunden als von Sprachgelehrten und Bücherkennern behandelt worden wäre, würde schon viel früher auf das ungeheuere Alter der Verehrungsstätten auf Berggipfeln und Paßhöhen hingewiesen worden sein.[2] Die Kirchlein und Kapellen auf Berges- [167] höhen, die Kreuze auf hohen Gipfeln bedeuten nicht bloß den Dank für überstandene Gefahren und die Bitte um Schutz in der Öde; sie versinnlichen auch ein Ringen der Seele nach der reinen Höhe und einen Dank für den Reichtum, der sich hier vor ihr ausbreitet. In ihnen gewinnt der die Herzen erhebende Idealismus der Gebirgslandschaft, den wir als Poesie empfinden, sein religiöses Symbol. Das Wort eines Unbekannten auf einem alten Bildstöckl auf der Höhe der Falepper Straße in Oberbayern, wo man Schliersee und Spitzingsee mit Einem Blicke umfaßt:

›Wer hier nicht fühlt des Himmels Nähe
Wird nicht gerührt zu Lob und Dank,
Der bleibt stets kalt, was er auch sehe,
Sein Geist ist schwach, sein Herz ist krank‹

ist sein Leitgedanke. Er ist verwandt der frommen Freude an Höhe, Licht, Sonne und Farbenspiel in den gotischen Domen.

II. Der Fernblick ein Erlebnis und eine Entwickelung. Das Einzelne und das Ganze, das Erhabene und das Schöne im Fernblick. Das Gebirge eine Trümmerstätte oder ein Meer? Die Schönheit des Fernblicks.

Es muß also in der Aussicht von einem Berggipfel Dinge geben, die uns gefallen, uns vielleicht sogar ergreifen und erheben, ohne daß sie in demselben Maße die gestaltende Phantasie des Künstlers anregen. Das sind wohl mehr Dinge der Stimmung als der Form und Farbe? Allerdings, was ein Dichter etwa mit ein paar Worten: Blauliche

[1 Vgl. oben, S. 121, Anm. D. H.]
[2 Vgl. ›Über Naturschilderung‹, S. 169 und 213. D. H.]

Frische, Himmel und Höh'! (Goethe) in einem Augenblicke ausspricht, wie er es in einem Augenblicke empfand, könnte der Maler nicht in der genialsten Skizze ohne eine Masse von vielgebrochenen Linien, von Licht und Schattenmassen und Farbentönen darstellen.[1] Gerade an dieser Aufgabe zeigt sich ein ungeheuerer Unterschied des Vermögens zwischen dem Worte und der Linie. Aber auch das aus tiefster Brust geschöpfte Wort des Dichters oder die begeistertste Schilderung bleiben hinter dem zurück, was wir selbst erleben, nennen wir es kurz den Genuß der Aussicht, Naturgenuß.

Vor allem habe ich ja nicht bloß Ein Bild vor mir und empfinde auch nicht bloß Eine Stimmung, sondern was ich von diesem Gipfel erblicke, ist nur ein Höhepunkt, der vorläufige Abschluß einer Entwickelung. Die Aussicht, in der ich nun schwelge, ist ja nur ein Bild in einer ganzen Reihe, die nach und nach an mir vorübergezogen ist; sie lebt daher auch nicht als eine einzelne Erinnerung in mir, sondern eng verbunden mit den Erinnerungen an Szenen, die vorhergingen oder folgten.

So hat jedes Naturbild in meiner Seele seine Entwickelung, seine Geschichte; und wie viel und wie mancherlei ist darin von der Geschichte meines Herzens, meines Geistes und von allem, was mich in jenen Augenblicken umgab und bewegte! Doch ich bleibe bei der äußeren Geschichte.

Ich sah das Gebirge zuerst von außen, diese schwere Masse von Felsen, Erde und Eis, konnte aber immer nur einzelne Seiten davon erblicken und erfassen. Die Einsicht in die Fülle der Formen, die Größe der Massen, die Abstufungen, die Anordnung der Teile mußten der Ansicht folgen. Das liegt klar in der Natur des Gebirges als einer Naturerscheinung, die für unseren Gesichtskreis zu groß ist, so daß der Ansicht von unten und außen notwendig die Aussicht von oben folgen muß, die in Wirklichkeit die Einsicht, der Einblick ist. Die Bergbesteigung ist also die Vollendung der Erfassung des Gebirges. Zuerst sieht man es von außen, dann wandert man durch einen Taleinschnitt in sein Inneres hinein, und endlich erhebt man sich auf einer beherrschenden Höhe zu Einblick und Umblick in sein Inneres und seine Nachbarschaft. In einer entsprechenden Entwickelung baut die Natur selbst das Gebirge von der Basis bis zum Gipfel auf, und unser betrachtendes Auge folgt derselben.

Während vom Vordergrunde nach der Tiefe des Bildes zu die Einzelheiten zurücktreten und immer größere Formen und Licht- und Schattenmassen auf uns wirken, steigert sich die Bewegung der Linien in derselben Richtung. Die ungebrochenen langen Linien, oft reine Horizontalen des Vorlandes erheben sich zu flachen Wellen im Hügellande; dann richten sich die großen dunklen Trapeze, Kegel oder

[1 Vgl. ›Über Naturschilderung‹, S. 271. D. H.]

Pyramiden der bewaldeten Vorberge auf, und über sie her schaut in den verschiedenförmigsten Zickzack- und Bogenlinien die Fülle der höheren Gipfel. Neben der Vereinfachung, die das Detail verallgemeinert, geht also eine Entwickelung der Umrißlinien, und in der Höhenzone, wo die leuchtenden Firne und Gletscher liegen, erreicht diese Entwickelung ihr Maximum. Es liegt in dieser Verbindung von Anschwellen und Abschwellen der Eindrücke in demselben Bilde ein Grund des nie nachlassenden Genusses, den uns seine Betrachtung bereitet. Je höher ein Gebirge ist, desto bestimmter entwickelt es seinen besonderen Charakter, desto tiefer sinkt zurück, was ihm nur an- oder aufgelagert ist. Und je höher wir uns selbst erheben, desto reiner tritt der Bau der Erde selbst heraus; höchst einfach, ich möchte fast sagen schematisch, liegt zuletzt das landkarten- und reliefartige Bild vor uns ausgebreitet. Führt mich eine Höhenwanderung von einem Gipfel zum anderen und dazwischen in Einschnitte zwischen denselben hinab und näher an die Masse des Berges heran, so ist es wie ein Rhythmus von Ausbreiten und Zusammenziehen der Bilder, ein An- und Abschwellen.[1]

So liegt also in jedem Fernblick eine Knospe, die sich auftut, indem ich darauf zuwandere, und was im Fernblicke eingehüllt war, entfaltet sich beim Näherkommen. Für das Zeitalter des Entwickelungsgedankens mag gerade diese Eigenschaft für manchen Geist unbewußt anziehend sein. Ist nicht vielleicht in unserer starken Neigung, von möglichst hohen Bergen weit und fern zu schauen, auch der unbewußte Trieb wirksam, jede Erscheinung in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung zu sehen? [168] Wir verfolgen die Blüte bis zum Keime, die Erde bis in ihren angeblich flüssigen Urzustand, die Menschheit bis zur Tierwelt hinab, und so wollen wir denn auch den Eindruck einer Landschaft nicht bloß fertig aufnehmen, sondern in allen den Formen, zu denen er sich in der Nähe und Ferne entfaltet. Es gab eine Zeit, wo der Maler nur die Welt am Mittag malte: blauer Himmel, helles, gleichmäßiges Licht, kurze Schatten; dann entdeckte man die Schönheit der Morgen- und Abendröte, dann den Zauber der Mondscheinlandschaft und zuletzt die Landschaft vor Sonnenaufgang mit nahen Bergen oder Bäumen, die dunkelblau, und fernen, die hellblau vor einem hellgrauen Himmel stehen. So wird der ursprünglich einfache und reine landschaftliche Genuß vervielfältigt und abgestuft.

[189] Ist Naturgenuß ein Erlebnis, so ist der Blick vom Berggipfel ein Erlebnis voll Überraschungen.

Indem ich das Stück Welt, das ich durchwandert habe, vom Gipfel herab betrachte, erscheint mir alles anders als vorher. Mein Gesichtspunkt ist ein neuer, und so ist auch das neu, was in meinen Gesichtskreis tritt. Es wirkt auf mich mit der vermehrten Kraft einer

---

[1 Vgl. ›Über Naturschilderung‹, S. 111. D. H.]

nur selten geoffenbarten und genossenen Schönheit. Wer hat nicht erfahren, wie befangen, wortlos man beim ersten Betreten eines Gipfels vor dem Blick in die Ferne steht? Ich erkenne zunächst, wie alles, was dem Erdboden angehört, mit breiter Grundlage ihm aufruht. Alle Abstufung der Erhebungen ist zugleich Verbreiterung nach unten, Schmälerwerden nach oben; so schmal wie der Grund, auf dem ich stehe, so schlank sind die Berge im Umkreise. Nicht das Sichausbreiten und Auflasten, sondern das Sicherheben und Zuspitzen ist das Prinzip dieser Formen. Dazu zeigt uns dieser Blick den Kranz der Höhen gleichsam hinabgesunken, und unser eigener Standpunkt erscheint um so höher. Schmeichelt uns das, und bewundern wir vielleicht auch darum so gern die Welt von Höhen aus? Auch unser Verhältnis zum Licht ist ein anderes. Untenhin fallen die Schatten, von oben kommt das Licht; nicht bloß die Sonne ist hier, auch der bis zum Schwärzlichen tiefblaugraue oder der silberweiße Himmel. Wenn der Abend kommt, sehe ich die Schatten heraufwachsen, die in den Furchen der alten Erde geschlafen zu haben scheinen; spät erreichen sie meinen Gipfel, der mir jugendlich und siegreich über der grauen Dämmerung zu stehen scheint. Treten nun die Sterne heraus, so sind sie mir wieder näher, und sogar die Feuer, die die Menschen da unten entzünden, leuchten mir ohne Qualm wie sorgenlose Sterne rötlich herauf.

Im Fernblicke tritt das Einzelne zurück, das Ganze hervor. Und da jedes Kleinste im ganzen seine ihm gehörende Stelle empfängt, kommt nichts zu kleinlicher Wirkung. So sehe ich denn vor mir ein Ganzes und doch kein Ganzes, ein Ähnliches und doch in sich Verschiedenes, ein Zusammenhängendes und doch Selbständiges. Was in einem Gebirgspanorama klein erscheint, das ist in Wirklichkeit groß, es tritt nur verkleinert auf. Keine bizarre Gestalt wirkt beunruhigend. Hier oben kommt es nicht vor, daß ein Weidenast aus der schönen organischen Schwellung einer geschlossenen Baum- oder Gebüschgruppe herausfällt. Selbst die natürlichen Gruppen des Hochgebirges versinken in der Regel im Panorama vor der höheren Einheit, die die Entfernung darüber breitet. Die Einschnitte verschwinden hinter den Verschiebungen. Über die näherliegenden Höhen weg, die das Panorama unterbrechen, vollenden wir im Geiste den Ring der fernsten Berge. In Firn und Eis gekleidet, drängen sich die Gipfel und Schneiden wie Kristalle aneinander empor, deren Facetten in der Sonne leuchten. Und *über* all diesen großen Dingen stehen wir und atmen tief auf in der reinen Atmosphäre. Man rühmt als die Wirkung des echten Kunstwerkes, daß uns in seinem Anblicke weiter ums Herz werde. Das Gefühl, mit dem wir jetzt von hier oben in die Ferne schauen, ist verwandt, aber viel stärker. Das »Glück des allseitig sich ausdehnenden Raumes«, das wir schon fühlen, wenn ein Tal sich erweitert, in dem wir wandern, wird aufs höchste gesteigert beim Umblicke von einer Bergeshöhe. Der Raum, den wir im Teleskop sehen,

mag weiter sein; aber dafür stehen wir auf dem Berge über den Dingen, nicht darunter, und zugleich doch mitten darin.[1]

Im Fernblick liegt Größe und Reichtum. Er gibt uns ein weites Feld zu eigen, er überschüttet uns gleichsam mit tausend Erscheinungen, die wir umfassen. Man sagt mit Recht: ein beherrschender Gipfel. In dem Hochgefühle, das uns dort die Brust erweitert, ist auch ein Herrschaftsgefühl. »Ich bin allein auf weiter Flur« und teile mit niemandem in diesem Augenblicke die Herrschaft über die große und mannigfaltige Welt, die sich in meinem Auge [190] spiegelt. Über mir ist nichts als der Himmel. Ich begegne keiner bestimmten Grenze. Einzelne Berge stellen sich mir wie Mauern entgegen, aber dazwischen dringt mein Blick bis an die Schranke der Sichtbarkeit hinaus. Die Gebirge sinken je nach ihrer Entfernung langsam hinab. Erst sind noch ganze Gebirgsketten, dann Gruppen, dann nur die höchsten einzelnen Berge sichtbar. Weit draußen schwimmen die letzten Gipfel wie Inseln am Horizont, im Sonnenuntergange wie goldene Wölkchen des Westens, an die einst die Sage von glücklichen Inseln anknüpfte. Und was dort kaum noch für sich wirken kann, so wenig ragt es hervor, zieht doch unsere Gedanken zu jenen Teilen des Gebirges hinaus, die unter dem Horizonte liegen. Und schaust du zurück, wie klein ist der Weg, den du gekommen. Was du im einzelnen schritt- und stückweise überwunden, liegt nun als Ganzes ausgebreitet vor dir, alle deine Mühen liegen unter dir; du stehst hoch über all diesen Hindernissen und denkst: Wie klein ist das Leben und wie groß die Welt!

Der plötzliche und vollständige Wechsel der Perspektive, den die Erreichung eines Gipfels bringt, ist eine große Sache. Man muß Stunden an einem Berghange gestiegen sein, die dunkle Wand oder den Firn immer vor sich, den Blick in die Ferne nur hinter sich, um die Überraschung und Bereicherung zu fühlen, die ein Blick nach neuer Seite bringt, auch wenn er eingeengt wäre. Schon wenn wir aus dem dunkeln Waldgebirge heraus, etwa aus dem Thüringerwalde in das offene, fruchtbare Werratal treten, atmen wir auf, wie erleichtert, als ob eine Last des Walddunkels von uns genommen sei. Auf dem Berggipfel empfinden wir aber viel mehr. Wenn der Bergsteiger, der den Kampf mit den Schwierigkeiten des Weges und mit sich selbst aufgenommen hat, nun endlich im Gefühle des Vollbesitzes von Ausdauer, Mut, Kraft, Geistesgegenwart auf die Bergspitze tritt, mit deren Erreichung er das ganze weite Stück Welt erobert, das sein Blick umspannt, dann wird es ihm von außen und von innen weit um die

---

[[1] Diese und verwandte Stellen hatte wohl Karl Lamprecht vor andern im Sinn, als er in seinem vor der philologisch-historischen Klasse der Leipziger Akademie der Wissenschaften am 10. Dez. 1904 gesprochnen Nekrolog auf Friedrich Ratzel von einer ›merkwürdigen symbolischen Behandlung geographischer Einzelheiten‹ sprach, wie sie in den Betrachtungen über den Berg als solchen oder den Fernblick als solchen vorlägen. Der Herausgeber.]

Brust. Und wenn er seinen Schiller inne hat, denkt er an das Wort in der herrlichen kleinen Abhandlung »Über das Erhabene« von der Zusammensetzung des Gefühles des Erhabenen aus einem Frohsein, das, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust weit vorgezogen wird, und einem Wehsein, das sich in seinem höchsten Grade als Schauer äußert.

Je weiter der Bereich, den ich mit meinem Blicke umfasse, um so einsamer komme ich mir vor, aber nicht um so kleiner; denn wer macht mir die Herrschaft über dieses Königreich von Eis, Schnee und Granitklippen streitig? Es ist mein Königreich, soweit mein Auge reicht. Nur ein Adler sähe weiter, der hoch über meinem Standpunkte schwebte, so wie Humboldt den Kondor über dem Chimborasso schweben sah.

Es ist aber nicht dieselbe Einsamkeit wie auf der Waldwiese mit der blauen Blume. Im Fernblicke erreicht die Natur die größtmögliche Freiheit von menschlichen Eingriffen und Zutaten. Der Fernblick ist der Gipfel der objektiven Einsamkeit, so weit man sie auf der Erde überhaupt haben kann. Nur der Blick aufs Meer ist ihm verwandt, und der Blick in den Weltraum steht darüber. Und wie aus aller Einsamkeit blicken auch aus dieser fragende Augen zu uns her. Wir denken an Goethes Wort an den Brocken: Du stehst mit unerforschtem Busen, Geheimnisvoll offenbar Über der erstaunten Welt Und schaust aus Wolken Auf ihre Reiche. (Harzreise.) Was Wunder, daß die Seele des Menschen vor so großen, einfachen Eindrücken sich in einen Winkel zurückziehen möchte, wo sie nur einen beschränkten, ihrem innersten Wesen verwandteren Streifen Welt überblickt?[1]

Wahlenberg, der schwedische Pflanzengeograph, dem wir die Erschließung der nordskandinavischen Gebirgsnatur verdanken, scheute sich nicht, dem Gefühle des Starren und Fremden Ausdruck zu verleihen, das ihn auf Bergeshöhen befiel. Im Hochsommer 1807 stand Wahlenberg zum erstenmal auf dem Gipfel des Sulitelma, den die Lappen, trotz seines heiteren Namens »Feiertagsberg«, ebenso bestimmt als ein verfluchtes Stück Erde ansehen, wie die Savoyarden den Montblanc. Wahlenberg stand auf diesem Firngipfel als der erste wissenschaftliche Beobachter, ja als der erste Mensch, der sich von seinen Empfindungen an diesem erhabenen Orte Rechenschaft gab. Er fand nun die Aussicht »keineswegs angenehm«. Natürlich war es eine sehr ausgedehnte Aussicht; aber alles über die nächsten Bergspitzen Hinausliegende sank in unbekannte Fernen hinab. »Das Gefühl der Erhabenheit verliert sich in eine Leere durch zu große Entfernung von der Welt und nimmt viel von der abenteuerlichen Wildheit und Kälte der Gebirgsspitzen an.« Man kann nicht sagen, daß diese Empfindung nur in der nordischen Natur begründet sei, die ja

[1 »Über Naturschilderung«, S. 163. D. H.]

vor anderen wild und öde ist. Ein Stück davon ist in jedem Fernblick.[1]

Mit dieser unmittelbaren starken und ganz natürlichen Empfindung möchte ich freilich nicht so manche graue Reflexion in Vergleich stellen, die uns von Bergeshöhen zugetragen wird. Selbst der seit Ebels Zeit bis zum Überdrusse angewendete Vergleich der im Fernblicke am Horizont aufsteigenden Tausende von Gipfeln und Kämmen der Alpen mit einem Trümmerwerke — Ebel sagte: Ruine des Alpengebirges — hat ja auf der einen Seite seine erdgeschichtliche Berechtigung, denn das Gebirge ist eine Trümmerstätte. Aber es hat auch eine verdächtige Verwandtschaft mit der sentimentalen Neigung, überall in der Natur Verfall und Rückgang zu sehen. Ebel lebte in einer Zeit, wo man künstliche Ruinen in künstliche Wildnisse hineinsetzte und die Heiterkeit der Rasenplätze mit Gräbern und leeren Urnen unterbrach. In der Landschaftsmalerei geht dieser Zug bis auf Claude Lorrain zurück, überhaupt auf die in der römischen Campagna großgewordenen Maler heroischer Landschaften, die das Pittoreske sich nicht ohne Spuren des Verfalles vorstellen konnten. An der Auffassung der Gebirge als Trümmerstätten ist außerdem noch das im wissen- [191] schaftlichen Sinne Unbegründete auszusetzen. Nicht die Verwitterung kann die Hauptsache an einem Baue von so mächtigen Grundmauern, Gewölben und Stützen sein. Dieses Mauerwerk hat Brüche und Risse, aber es ist noch sehr weit vom Zusammensturze entfernt. Das Wichtigere und Tiefere an dem Eindrucke eines Gebirges ist sein Bestehen und Bestehenbleiben und zu allerfernst seine Entstehung. Das kommt mehr in dem oft gebrauchten Bilde von den »erstarrten Wellen der Erde« zum Ausdruck, die am Horizont heraufwogen. Es ist im Grunde auch nicht zutreffend; denn die Höhen, die ich da vor mir sehe, sind größtenteils das Werk von Einschnitten und Klüften. Aber ich denke an die wellenförmigen Falten, die der erste Grund der Entstehung des Gebirges gewesen sind und die ich sogar unverändert in ihrer ganzen elementaren Einfachheit vor mir hinauswogen sehe, wenn ich z. B. von der Dôle bei Genf über den Jura hin nach Westen sehe.

Aber es ist auch sonst entschieden etwas Flüssigkeitartiges in den tausend Höhen, die einen Gebirgshorizont umdrängen. Wie den langgestreckten Massenerhebungen die Berge türmend entsteigen, das erinnert an die Wellenspitzen, welche die Wellen krönen. Der Vergleich der im Fernblicke hintereinander hervortauchenden Kämme und Spitzen ist weder gesucht noch neu. Schon 1785 sagte Hacquet von einem Teile der Dinarischen Alpen, daß sie einem, »von einer ansehnlichen Höhe übersehen, wie bloße Meereswellen vorkommen«. Das ist vielleicht die erste Verwendung dieses Bildes. Auch ist dasselbe keineswegs nur eine populäre Verdeutlichung geblieben; denn

[1 »Über Naturschilderung«, S. 166. D. H.]

auch Baltzer nennt den Bächistock »gleichsam eine im Momente der wildesten Brandung erstarrte Woge«.

Es gibt Gebirge aus vielen langgestreckten, zusammengedrückten, rundlichen Erhebungen, die den breitrückigen Wogen ruhigen Seeganges gleichen: sie ziehen hinaus und beruhigen zugleich in ihrer Einfachheit. So empfand Adalbert Stifter im Böhmerwalde dieses Herauf- und Hinabtauchen von walddunklen Wogen, bis die letzten am äußersten Horizont verdämmern; und als ich von Mount Marcy in den Adirondacks Nordamerikas ein braunes und grünes Meer von Höhen sah, das in sehr sanftem Wellenschlage erstarrt ist, verschmolz es in meiner Erinnerung mit den Schwarzwald- und Vogesenbergen in eins, und ich vergaß die Fremde. Bayard Taylor sagt von dem ähnlichen Blicke vom Mount Washington in Neuengland: Ein Gebirgskamm hinter dem anderen, Gipfel über Gipfel, die Umrisse ineinanderfließend wie die Wellen des Meeres, harmonisch und doch unendlich mannigfaltig.[1]

Daß die Seite des Gebirges, die du erst deinem Blicke erwarbst, als du auf den Gipfel tratest, eine wesentlich andere ist als die, auf der du deinen Weg heraufgegangen bist, bedeutet nicht soviel in den Alpen oder in den Karpathen oder Apenninen, deren Abhänge einander im Grunde doch ähnlich sind, als in Gebirgen, die sozusagen auf der Grenze zweier Welten aufgerichtet sind. Nie hat mir ein Blick von einem hohen Gipfel einen Eindruck gemacht, wie der vom Mount Dana in der kalifornischen Sierra Nevada, wo man beim Anstiege aus dem Tuolumnetale aus Hainen gigantischer Föhren, Tannen und Zedern, aus frischem Weiden- und Azaleengesträuch auf tiefgrüne und blütenreiche Matten tritt, und nun vor sich im Osten unter dem steilen Abfalle des Berges ein gelbbraunes Steppenland liegen sieht, in das ein kreisrunder See (der Monosee) zwischen Vulkanen eingesenkt ist, deren kleine Kegel wie gedrechselt stehen, während vom Berge her alte Moränen hinausziehen. Kein lebendiges Wasser, kein Wald, die ganze Landschaft wie ein nackter, schlafender Riese hingestreckt. Man glaubt auf der Scheide zweier Welten zu stehen; jedenfalls sieht man die Charakterlandschaft großer Teile eines großen Kontinents vor sich. Wo das Meer in den Gesichtskreis tritt, teilt sich die Aussicht noch schärfer, und die überraschenden Entdeckungen können noch größer sein.

[201] Von der Landseite her dem Snowdon, dem Gipfel des Gebirges von Wales zuwandernd, glaubt man wohl in ein Mittelgebirge wie Erzgebirge oder Thüringerwald zu kommen, das nur kahler, waldärmer ist. Man ist jedoch von Anfang an erstaunt, daß das lebhafte, lustige Rauschen und Plaudern der Bäche solange auf sich warten läßt; sie kommen fast stumm die flachen Abhänge herab, als ob das Wandeln in schattenlosen Tälern ihnen gar nicht behagte und sie ihre eigentliche Natur ganz verleugnen wollten. Die gebirgshaften Züge werden erst

[1 »Über Naturschilderung«, S. 336 f. 351. D. H.]

tief innen im Gebirge fühlbar, dort, wo auch die Seen in rundgerandeten Becken liegen, aus denen die breitgewölbten Erhebungen in ihrem purpurbraunen Kleide von Heidekraut wie aus altem Kupfer getrieben heraustreten. Die braune Heide geht in grünbraunes Moos über; nur an wenig Stellen stehen Reste des Waldes, ängstlich im Talhintergrunde oder an Seeränder geschmiegt. Nun trete man aber auf die breite Platte des Gipfels, welch großartige Bilderreihe öffnet sich da! Das Meer in allen Formen, die eine tiefgebuchtete Felsenküste ihm aufzwingt, seenartige Buchten und Binnenseen in flachen Tälern, die nur eine zufällige Felsenschwelle vom Meere trennt, Wasserfälle, die unmittelbar ins Meer hinabrauschen, und dazu die Fernwirkungen des Meeres: die blaue Luft der Täler, die nie mangelnde Efeuhülle der Felsen, die sturmgebeugten Bäume.

Der Fernblick von einem Inselberge, der überall den scheinbar hoch wie eine blaue Wand aufragenden Meereshorizont gewinnt, hat ganz besondere Eigenschaften, von denen ich auch ein Wort sagen möchte. Ich glaube, L. von Buch[1]) sprach zuerst (in der Wissenschaft) von der unermeßlichen Aussicht, die mehr reizt als erfreut und erhebt, weil die Einbildungskraft rund umher vom grenzen- und gestaltlosen Horizont unbefriedigt zurückgeschreckt wird. In diesem Gefühle, das sich hier nur unklar ausspricht, liegt die einfache Tatsache, daß der Meereshorizont durch seine Einförmigkeit das Bild verarmt und damit verkleinert. Es entsteht dadurch das Gegenteil von der Wirkung des Umblickes im Gebirgshorizont: je höher wir auf dem Inselsberge steigen, desto größer wird die Einförmigkeit des Meeres, desto mehr drückt der Horizont auf alles, was noch Bild ist; wir sinken gewissermaßen ein, indem wir uns erheben. Unsere Empfindung wird der ähnlich, die uns bei der Erschließung einer ungeheuren geistigen Perspektive etwa in den Weltraum oder rückwärts in die Erdgeschichte überkommt, wo unsere Jahre zu einem Tröpfchen zusammenrinnen, das im Meere der Zeit versinken will.

* * *

So überragend nun auch das Erhabene im Fernblicke dasteht, so daß es das Schöne ganz auszulöschen oder in sich aufzunehmen scheint, so wenig fehlt ihm doch das Schöne. Daß dessen Bewunderung nicht, wie so oft beim Naturgenusse, nur die Beschönigung des Sichabfindenmüssens mit dem Großen ist, beweist am besten das Urteil der einfachen Gebirgsfreunde, die ohne lange Reflexion einen Ausblick von einem Gipfel schöner finden als den von einem anderen. Es gibt in dieser Beziehung feststehende Urteile, die in der alpinistischen Literatur zum Überflusse wiederholt sind und wohl noch oft wiederholt werden dürften, und es gibt Aussichtsberge wie der Rigi, der

---

[1]) Beschreibung der kanarischen Inseln. Gesammelte Werke III, S. 240.

Pfänder, der Herzogstand, der Wendelstein, und unter den höheren der Ramolkogel, der Schwarzenstein, der Venediger, deren Fernblick als hervorragend schön anerkannt ist. Daß hier nicht etwa das Schöne mit dem Erhabenen verwechselt wird, spricht sich schon darin aus, daß der Preis der Schönheit den beschränkteren Aussichten zugeteilt wird, während die von den höheren und höchsten Gipfeln als imposant, über- [202] wältigend usw., aber nicht mehr als schön bezeichnet zu werden pflegen.[1] Ich möchte aber gerade hier ausdrücklich hervorheben, daß auch in diesem Erhabenen der weitesten Rundblicke insofern eine Schönheit verborgen ist, als das Große in jedem Fernblicke uns besonders dann wohltuend berührt, wenn es unser Auge von der Qual rauher, kleinlicher, scharfer Formen befreit, wie sie z. B. in allen Kalkgebirgen und besonders in ihren »verkarsteten« Gebieten vorkommen, wo uns der Mangel aller Gesetzmäßigkeit in den zusammengehäuften Zersetzungsformen direkt wehe tut oder mindestens mißfällt. Öd, wild, selbst abstoßend wirkt das kleinlich zerklüftete, zerschnittene, wie angeätzte Karrenfeld, dessen Grau meist trüblich ist; ihm bleibt nur das Erhabene der Einsamkeit. In anderer Weise kann die vulkanische Ansicht trotz ihrer großen Linien mißfallen, nicht weil ihre Farben oft mehr als ernst sind, sondern weil ihre nackten Formen den Mechanismus ihrer Bildung allzu deutlich aussprechen.[2]

Daß der Unterschied der Schönheit des Fernblickes von der Höhe des Berges mit abhängig ist und daß niedrigere Berge, die vor einem hohen Gebirge liegen, als Aussichtsberge besonders bevorzugt werden, weist auf einen Hauptgrund dieses Unterschiedes hin, der in dem Mehr und Weniger von eigentlicher Landschaft in dem Ausblicke beruht. Auf einem hohen Zentralalpengipfel gibt mein Ausblick ein möglichst vordergrundloses Bild; denn ich werde in der Regel mich von nichts als Firn und Felsen, oft von Firn allein, umgeben sehen. Dagegen auf einem Voralpenberge habe ich das Hochgebirge vor mir, ich sehe zum Teile darauf herunter, mehr aber noch in es hinein; und nicht bloß mein nächster Vordergrund sind Matten, Felsen, vielleicht mit einzelnen Firnflecken, sondern ich habe mir gegenüber Waldberge, grüne Kuppen, Felsbauten, Gletscher, Bäche, Wasserfälle und darüber erst ein Meer von Firngipfeln. Und wie nun durch diesen Aufbau von Wald und von den Matten an bis zu den Gipfelklippen durch Geröll, Moränen, Gletscher, Fels und Firn eine natürliche Ordnung geht, das macht den Eindruck einer Architektur der Berge nach bestimmten Stilgesetzen oder gibt wenigstens eine Ahnung davon.

Es ist also hier ein Panorama plus Landschaftsbild, dort bloßes Panorama. Vielleicht kann der Unterschied noch besser durch die

---

[1 ›Über Naturschilderung‹, S. 65. D. H.]

[2 Ebenda, S. 141. D. H.]

Erinnerung an einen Ausblick von einer Mittelgebirgshöhe illustriert werden, die uns aus düsterem, einförmigem Wald plötzlich vor Täler voll Farben und Leben führt. Der Blick in einen Grund der Sächsischen Schweiz enthüllt ein vollkommenes Kulturbild: Eisenbahn, Straße, kanalisierte Flußstrecke, Telegraph, Schlote. Darüber die seltsamen und einsamen Quadermauern des Sandsteines. Da ist also der Fernblick sogar lebensvoller und freundlicher als meine nächste Umgebung.[1]

Auf das, was im einzelnen an Bergformen schön ist, möchte ich nicht eingehen: es gehört kaum in eine Betrachtung des Fernblickes, dessen Schönheit sich nicht aus Einzelheiten zusammensetzt. Doch gibt es freilich Gestalten, die so beherrschend sind, daß sie in jedem Fernblicke nicht bloß erkannt werden, sondern beim ersten Anblicke gleich in die vordere Linie des Eindrucksvollsten rücken. Das Matterhorn, das eine fast aufzüngelnde, flammende Gestalt, die sonst nur Klippen angehört, mit der Masse und Höhe der Hochgipfel verbindet, dazu firnarm und daher dunkel wie eine Steilwand ist, der Montblanc, »das Bild der Erhabenheit« (Güßfeldt), dessen gewaltige Masse eine ungemein reiche Gliederung des Aufbaues belebt und der durch die wohltuenden Bogenlinien und Wölbungen seiner Nischen und Firnmassen Milde mit Majestät verbindet, sind weder zu übersehen noch zu vergessen. Auch der Großglockner, mit der Wand und der Spitze lebhafter und schroffer aufgebaut, hat etwas davon. Aber ganze Gruppen, wie die der Berner Alpen, um die Jungfrau und die Wetterhörner, die durch breitere, ebenere Gestalten verbunden und von den schlanken kristallinischen Formen der Jungfrau und des Finsteraarhorns wie von Eckpfeilern flankiert werden, und dann ganz besonders die oft geradezu rhythmische Verteilung solcher Gruppen über den ganzen Umkreis des Horizontes, das sind Schönheiten, wie man sie nur von einem günstig gelegenen Aussichtsberge genießen kann.[2]

Wir mögen tausend Berge um uns heraufschwellen und heraufragen sehen, keiner gleicht dem anderen. Ein Künstler, dem die Aufgabe gestellt würde, mit so wenig Mitteln so viel Verschiedenheit hervorzubringen, möchte wohl die Hände sinken lassen. Und dabei schwinden gerade von einem hohen Punkte aus die Größenunterschiede so zusammen! Die Masse bedrängt uns, und wir sind glücklich, in diesem Gewoge auch Ruhepunkte zu finden. Das Bedürfnis des Auges, auszuruhen, spielt eine große Rolle in dem, was uns in der Natur gefällt. Ist auch die Schönheit des Ruhepunktes nur relativ, so wird sie doch nicht minder tief empfunden. Der geschnitzte Stab in den Wellen des Antillenmeeres war am 10. Oktober 1492 für Kolumbus schöner als der blaueste Ozean! Jede Bergform, in der nun eine gewisse Ruhe ist, sei es, daß sie sich symmetrisch auf-

[1 »Über Naturschilderung«, S. 112 f.; vgl. dazu oben, S. 303. D. H.]
[2 Ebenda, S. 72. D. H.]

baut, daß sie sich der einfachen Pyramidenform nähert, wie der Venediger, oder daß sie Größe mit einer gewissen breiten Massigkeit verbindet, ohne daß dabei die Kühnheit der Gipfelformen leidet — das bezeichnet vielleicht am deutlichsten, was man am Montblanc als Vornehmheit des Aufbaues rühmt, wobei man allerdings die Weite seines Firnmantels mit in Anschlag bringen muß —, tut uns nun wohl. So begrüßt unser umherwanderndes Auge die Gruppierung um eine zentrale, dominierende Gestalt, wie in der Ortler- oder Berninagruppe. Wo aber ein Stückchen Talboden, eine Matte oder auch nur eine Wetterfichte oder Zirbe grün heraufgrüßt, da ist der allererwünschteste Ruhepunkt; denn nun empfinden wir inmitten dieser Fels- und Eisgestalten die tiefe Verwandtschaft, die alles Lebendige verknüpft. Auch auf dem warmen Braun verwitterter Schiefer, der Farbe einsamer Inseln im Firnmeere, [203] weilt unser Auge gerne; aber es reicht doch zu jenen nicht heran.[1]

In jedem firnbedeckten Gebirge setzen zwei Arten von Linien die Profile zusammen, die im großen und kleinen die gleichen sind und überall wiederkehren. Wir sehen die winkeligen, geknickten und gebrochenen Grate und Klippen der Felsen und die lang hinausgezogenen, geschwungenen, immer wie in flachen Wellen anschwellenden und wieder sich senkenden Decken, Auf- und Einlagerungen des Firnes und Eises. Firn und Eis wirken wie Wasser, das die Kiesel seines Bettes zudeckt: sie löschen Unebenheiten aus, überbrücken, decken zu. Je zerklüfteter, oft bis zum Kleinlichen zersetzt und zerfressen, besonders die Granit- und Schiefergipfel sind, um so wohltuender sind die Firnlinien, deren Profile oft wie lange, locker gespannte Seile von einem Klippenturme zum anderen ziehen. Die Vereinigung von zart und kühn, die selbst Kolossen der Gebirgswelt etwas Liebenswürdiges geben kann, ist wesentlich Sache des festen Wassers. Mehr Aufgabe des jungen Schnees ist es, die Grundlinien eines Gebirgsbaues durch die weiße Markierung und Linierung des Vorsprunges hervortreten zu lassen. So entkleidet bei Tauwetter oder nach dem Sommer zu die Sonne einen Berg seiner Neuschneehülle auch wieder nach den Gesetzen seines Baues: was steil und felsig ist, wird früher frei als das Sanftgeneigte und Schuttbedeckte.[2] In diesem Sinne kann man den Schnee ein Lehrmittel der Morphologie der Hochgebirge nennen.

Die einzige F a r b e, die im Fernblicke ganz fehlt, ist Grün. Die reiche Farbenskala bei Sonnenunter- und -aufgängen ist das helle Steingrau, das in Purpur, Rot, Violett, Blau, endlich in Neutraltinte und Blau übergeht. Jeder Fernblick schwimmt tief in der Luft, und diese Luft wird auch vor ihm sichtbar. Blau ist die vorherrschende Farbe, die auch schon im Hellgrau des Steines mit vertreten ist und nur auf den Firnflecken und Gletschern durch das Rot, Rosenrot, Pfirsichrot

[1 »Über Naturschilderung«, S. 123 f. D. H.]

[2 Ebenda, S. 76. D. H.]

zeitweilig verdrängt wird. Ganz zuletzt schwindet am Abend das Blau aus dem immer grauer werdenden Ton des Gebirges, während die roten Töne in die Atmosphäre und auf die Wolken übergehen. Der Mangel des Grünen verleiht diesen Farbenabstufungen etwas echt Mineralisches, und es liegt darin eine Harmonie zwischen Form und Farbe: je höher und ferner, desto unorganischer die Formen und Farben, man möchte sagen desto tellurischer. Daß der Fernblick der Farbennuancen entbehre, ist zuviel gesagt; daß aber mit der zunehmenden Ausbreitung des Firnes in den Höhen die Farben des Wassers und der Luft: Weiß, Blau und erborgtes Rot immer größere Räume okkupieren und in weiten Gebieten geradezu herrschend werden, das rückt doch manchen Fernblick entschieden von der Erde ab und dem Luftraume näher. Da kommt es wohl dazu, daß, wenn die Ebenen und Täler draußen und drunten im Schatten liegen, wenn die Berggipfel noch in der Sonne leuchten und die breiteren Massen unmittelbar darunter in blauen Farben stehen, gerade das durch Licht und Farbe ausgezeichnet ist, was auch in den Formen hervorragt. Die Ebene ist ausgelöscht; wir sehen nur noch einen herrlichen Kranz um einen gleichgültigen Fels geschlungen.

* * *

Es ist also in den Gebirgsaussichten vieles, was unmittelbar schön, schön wie eine Rose oder ein Bergkristall oder eine hohe weiße Sommerwolke ist; aber viel mehr ist Erhabenes darin und gerade dieses wirkt am stärksten auf uns ein. Die Erhabenheit des Gebirges ist lange vor seiner Schönheit empfunden und ausgesprochen worden, so wie ja das Erhabene in der ganzen Natur der früheste und zugleich der bleibendste Eindruck ist; die ganze Mythologie ist eine Feier der Erhabenheit der Schöpfung und ein Ringen damit, und keine Wissenschaft löst dieses Gefühl auf. Goethe hat noch auf seiner zweiten Alpenreise, schon im Birstale, das reine Gefühl der Erhabenheit gepriesen, das der Seele eine schöne Ruhe gibt. »Hätte mich das Schicksal in irgend einer großen Gegend wohnen heißen, ich wollte jeden Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen wie aus einem lieblichen Tale Geduld und Stille.« Andere, und selbst De Saussure, sprachen damals von einer Art von Grauen, das aber doch anziehend wirke, in der Einsamkeit der Gebirgshöhen; der große Montblancforscher kommt sich in einer Sternennacht an den Hängen dieses Berges schon in 2800 m wie der einzige Überlebende einer toten Erde vor, deren Riesenleiche er zu seinen Füßen liegen zu sehen meint.[1] Und der tüchtige Ebel hat in den ersten Ausgaben seiner »Anleitung die Schweiz zu bereisen« (1793 u. f.) kaum das Wort Schönheit gebraucht; aber von der Erhabenheit des Hochgebirges, »die die Seele in die Räume der Unendlichkeit erweitert«, wahrhaft dithyrambisch gesprochen.

[[1] ›Über Naturschilderung‹, S. 166 f. D. H.]

Während der Sinn für das Schöne des Hochgebirges sich spät entwickelt und auch bereits große Schwankungen erfahren hat, ist der für das Erhabene immer derselbe, von den Zeiten des Höhenkultus bis heute. Er ist es, der den Naturgenuß weit über den Kunstgenuß hinausführt und ihm eine gewaltige Entwickelungsfähigkeit verleiht. Ihn hat auch selbst die Wissenschaft nur reiner, reicher und tiefer gemacht, von der die Kunst nur wenig empfangen konnte; denn die Natur wird uns durch die Erkenntnis nicht schöner, wohl aber erhabener.[1]

[1 Vgl. ›Über Naturschilderung‹, S. 186. D. H.]

[585]

Lenau und die Natur.[1]

Von **Friedrich Ratzel.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 218—220. München (26., 28. und 29. Sept.) 1903. S. 585—587. 595—597. 603—606.

[Abgesandt am 1. Aug. 1903.]

I.

Wäre Lenau nur Dichter, wäre überhaupt der Dichter nur Dichter, so dürfte ich mich nicht unterfangen, über irgend eine Seite von Lenaus Schaffen zu urteilen. Aber der wahrhaft große Dichter ist immer auch Forscher, der beobachtet und vergleicht, und Denker. Wohl hat Lenau künstlerische Ausbildung als seinen höchsten Lebenszweck bezeichnet und von sich selbst gesagt: Die Poesie ist nicht meine Freundin, ich glaube die Poesie bin ich selbst, mein selbstestes Selbst ist die Poesie. Aber hätte Lenau seinen Faust dichten können, wenn er nicht selbst erfahren hätte, wie weit auch das tiefste Sinnen über die Rätsel des Daseins von der Lösung entfernt bleibt? In einem Gespräch über Naturschilderung sagte er einmal: Der Dichter deutelt nicht aus wie der Naturforscher, hat kein Mikroskop und Seziermesser, er rät und grübelt nicht, sei die Naturerscheinung woher und was sie wolle — ihm gleich; er haucht ihr seine Seele ein, und sie ist ein Mensch, ein

---

[1]) Nach einem Vortrag in der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig im Dezember 1902. — Ich benütze die Gelegenheit, um auf die Chicagoer Universitätsschrift The Treatment of Nature in the works of Nikolaus Lenau by *Camillo v. Klenze,* Associate Professor of German Literature (1902) hinzuweisen, die mir erst nach meinem Vortrage bekannt geworden ist. Wenn auch ihr Streben nach Vollständigkeit manchmal in trockene Zitatenreihen ausläuft, bietet sie doch sehr viel, besonders auch durch die Heranziehung der Briefe und Denkwürdigkeiten. Auch ich bin ihr für manche Anregung dankbar und freue mich besonders, daß ich mit ihrem Verfasser in der Würdigung des Verhältnisses Lenaus zu Byron und Wordsworth übereinstimme. Diese Universitätsschrift ist zugleich eine treffliche Ergänzung zu der gründlichsten und im ganzen verständnisvollsten Biographie, die wir von Lenau haben: Lenau et son temps von *L. Roustan.* Paris 1898.

Leben und keine Naturerscheinung mehr.[1]) Das ist eine Vorschrift, die sich der Dichter Lenau gab, die aber der Denker Lenau nie beherzigte, die auch nicht seinen Bildungsgang bestimmt hat. Im Geiste Lenaus lag es gar nicht, Dichten und Denken streng zu scheiden; in dem Feuerstrome der großen, kühnen Leidenschaft, die seine Dichtergröße ist, gibt es keine scharfen Grenzlinien. Als er einmal geschrieben hatte, nach dem Reize, den die Natur für ihn habe, sei ihm die Betrachtung des Menschenlebens vom größten Wert, korrigierte er sich gleich: Das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich malt in den bewegten Wellen unserer Triebe. Aber in diesen bewegten Wellen malte sich ihm die ganze Natur, und dieses Bild wurde ein Stück seines eigenen Wesens. Dieser Dichter, der kaum eine Strophe gesungen hat, in die nicht der Himmel hereinschaute, die nicht der Sturm aufwühlte, der Quell durchrieselte oder die nicht wie eine Waldblume im ernsten Schatten uralter Baumkronen blühte, hatte es nicht not, in die Natur zu greifen, um Motive herauszuholen. Gerade die »Bilderstoffjagd« war ihm zuwider. Lenau hat in der Natur gelebt und mit der Natur gelitten. Seine tiefe Natursympathie war ein Mitleiden in dem Sinne: wir fühlen, sie leidet dasselbe. Gerade dieses Sicheinsfühlen mit der Natur, vertieft durch philosophische und naturwissenschaftliche Studien, gab seinem Naturgefühl eine Tiefe und Kraft, die vorher in keiner Literatur erschienen waren.

In dieser Beziehung ist Lenau nicht bloß für die deutsche Literatur eine neue Erscheinung. Am unmittelbarsten hat er ja sie bereichert; aber sein Platz ist in der Weltliteratur. Es liegt ja so nahe, ihn in derselben zu den Unglücklichen und Zerrissenen zu stellen, die die Natur lieben, weil vor deren Größe die Sorgen der Menschen verschwinden, und die eben deshalb die Einsamkeit, d. h. die menschenferne Natur aufsuchen. Es wäre aber ganz falsch, wenn man Lenau immer nur als Pessimisten z. B. mit Leopardi vergliche. Lenau ist eine schwankendere, aber auch vielseitigere Gestalt, sein Pessimismus ist nicht so systematisch ausgebaut wie der des großen Italieners, er tritt aber auch nicht bloß als Stimmung zutage; der Dichter, der sang: Vergänglichkeit, wie rauschen deine Wellen dahin durchs Lebenslabyrinth so laut! und: Es braust in meines Herzens wildem Takt, Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt, war nicht bloßer Stimmungsmensch; er strebte als Naturphilosoph und zuletzt als Theosoph aus dem drückengen, entmutigenden Gefühl der Vergänglichkeit heraus; als er sich von Spinoza und Herbart abgewandt hatte, suchte er Lösungen, die ihm den Vorwurf des Mystizismus eintrugen, hat im Savonarola den reinen Christenglauben gefeiert und ist in den Albigensern zu einem freien kritischen Denken zurückgekehrt. Sein Faust schließt mit dem Bekenntnis: ich bin mit Gott festinniglich verbunden, dieser Faust, von dem Anastasius Grün sagt, der Dichter habe darin einzelne Züge seines

---

[1]) Lenaus Briefe an einen Freund (Karl Mayer). 1853, S. 140.

eigenen Wesens mit solcher Porträtähnlichkeit und Wahrheit gezeichnet, daß ein Verkennen gar nicht möglich sei. Hier brach nach langem Ringen Lenaus tief religiöse Anlage durch, die von den Wolken der Zweifel und des Lebensüberdrusses verdüstert, aber nicht verhüllt werden konnte. Der Himmel seiner Seele war immer bewölkt; aber bis zu seiner völligen Verdunkelung in den letzten schwersten Jahren erschienen immer wieder die blauen Stellen des Glaubens, der sich ursprünglich über jeder Menschenseele wölbt. Wir wissen aus Lenaus Briefen, wie stark seine Glaubenszuversicht zu Zeiten war, besonders aus denen an Justinus Kerner. Als sein Freund Frankl ihn fragte, wie er vom Pantheismus zum Christentum zurückgeführt worden sei, sagte Lenau: Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. In dem großen Selbstbekenntnis des Schlußmonologes seines Faust ruft er: »Und Faust ist nicht mein wahres Ich. Der Faust, der sich mit Forschen trieb, Und der dem Teufel sich verschrieb, Ist nur des Gottbewußtseins Trübung, Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum, Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.« Wie sich nach solchen Worten Faust am Schluß aus der Welt schaffen, sich selbst »das Messer in das Herz träumen« kann, ist freilich nur in der dumpf tatlosen Geistesatmosphäre verständlich, die Lenau zu Zeiten umfing. [586] Goethes Faust verachtet die Erkenntnis nur vorübergehend, wird später sie ehren, wenn er ihrer zur praktischen Tätigkeit bedarf. Lenaus Faust sieht in dem Erkenntnistrieb ein Unheil, das den Menschengeist irreführt.

Man möchte sagen, Lenau hätte seinen Faust zu früh abgeschlossen, mitten in der Gärung seiner eigenen Natur- und Gottesauffassung. So ist er ein Bild seines Ringens, aber auch seiner Schwäche geworden. Ohne Zweifel hätte sich der Abschluß harmonischer gestaltet, wenn er erst aus jener reiferen Anschauung des Menschenlebens und der Menschheit herausgewachsen wäre, die sich Lenau errungen hatte, als er die Albigenser dichtete. Da lag die skeptische und die mystische Stufe hinter ihm; er glaubte an einen Fortschritt der Menschheit, dem die Schicksale und Handlungen des Einzelnen dienen. Freilich hätte dieser Faust dem Goetheschen dann auch im Abschluß um so viel ähnlicher werden müssen, wie er ihm ohnehin schon in Einzelheiten ist.

So wie Lenau selbst die Herrschgewalt über das Leben abging, wie er selbst der Natur und seiner eigenen Poesie immer untertan blieb, bis er alle Freiheit und Selbstbestimmung verloren hatte und nur noch untergehen konnte, so bleibt auch seinem Faust nichts übrig als das Leben zu verlassen, das seinen Kräften kein Feld mehr bietet. Für Lenau und seinen Faust hatte auch die einsamste Natur keinen Trost mehr. Lenau wendete sich schon frühe unbefriedigt vom Leben ab, dessen Forderungen er fürchtete — »doch weh, nun naht mit eisernschwerem Gange die Wirklichkeit«, klagt er schon in einem Jugendgedichte —; aber die Natur schreckte ihn dann nicht minder, wenn

er sich in ihre Tiefen versenkte. Denn auch ihr stand er untätig grübelnd, wie er sich zum Leben verhielt, gegenüber. Nicht stetig forschend in ihre Geheimnisse einzudringen, sondern betrachtend über ihr zu schweben war seine Lust. Man kann in seiner Bevorzugung der phantasievollen Betrachtung, die über Einzelheiten wegsieht, die großen Züge nur wie aus der Vogelperspektive, gewaltig, aber unklar, zu erkennen strebt, derselben Bevorzugung, die ihn auf die »Pfingsttagweisen« seiner schwäbischen Dichterfreunde manchmal herabsehen ließ, seine angeborene Phantasiekraft sehen; doch liegt darin auch etwas von dem Einfluß der spekulativen Naturphilosophie, die damals in Deutschland die strenge Forschung lahmlegte. Die Gedanken Lenaus, die wie kühne Adler hoch über die Erscheinungen ansteigen, bringen ihm keine neuen Erkenntnisse, sondern immer nur dieselben allgemeinen großen, unbestimmten Ansichten. So wie der Genuß gesunden Schaffens in und am wirklichen Leben, fehlte ihm die Freude an der einzelnen Erscheinung, die im künstlerischen Schaffen dieselbe Stelle einnimmt wie in der Forschertätigkeit die Induktion; und das bringt zuletzt auch in seine Naturpoesie einen Zug von Einförmigkeit, den der bis zuletzt zu fühlende Reichtum seiner Naturerinnerungen nicht austilgen kann. Nachdem Lenau einmal begonnen hatte, die Natur und das Leben durch das trübe Medium seines grübelnden Zweifels zu betrachten und beide für erlösungsbedürftig zu halten, vermochte er nicht mehr der Forderung der künstlerischen Wahrheit zu genügen, die Goethe für alle Zeiten formuliert hat, als er im Anfang seines römischen Aufenthaltes schrieb: »Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätension, kommen mir einmal wieder recht zustatten und machen mich im stillen höchst glücklich.«

Lenaus Anschauung der Natur und des Lebens war das Gegenteil von diesem beobachtenden, still und rein auf den Dingen ruhenden Blick: sie war unruhig ohne Vielseitigkeit, umfassend, ohne ganz in die Tiefe des einzelnen zu dringen; ihr widerfuhr daher das Schicksal jeder nur sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, von der Wirklichkeit abzuirren und eine Welt aufzubauen, die nur seine Welt und die Welt Gleichgestimmter sein konnte. Daher der Widerspruch, den schon unter seinen Zeitgenossen Leute, an deren poetischem Gefühl man nicht zweifeln kann, gegen Lenaus hohe Schätzung als Dichter erhoben; daher auch die frühe Dämmerung, die sich gerade über jene Werke Lenaus gebreitet hat, die er selbst als lyrisch-epische bezeichnete und in denen er seine Lebens- und Naturauffassung am klarsten und beredtesten und mit großer dichterischer Kraft ausgesprochen hat: Faust und Savonarola.

Wie wenige aber auch von Lenaus rein lyrischen Dichtungen sind uns so nahe geblieben wie solche Goethes, Heines, Uhlands? Und das trotz des wunderbaren Wohlklangs ihrer Verse. Ich denke darum nicht geringer von Lenaus Schöpfungskraft; dieselbe ist nicht an solchen

Maßstäben zu messen. Daß gerade sie neuerdings öfter unterschätzt wurde, beweist nur, daß er nicht für alle gedichtet hat, daß er auch heute und immer nur von denen verstanden wird, die die Stimmungen nachzufühlen vermögen, aus denen vor allem das seine ganze Dichtung beherrschende Verhältnis zur Natur hervorging. Es ist aber mehr als Verkennung, wenn Ziegler in den Geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts (1899) Lenau mit Heine als Nachahmer Byrons hinstellt. Dieses Urteil oder diese Verurteilung, schon in der Form bedenklich unklar: (Heine) »kopiert Byron, und was er Pessimistisches sagt, ist nachempfunden, gedichtet und gemacht. Und fast wortwörtlich gilt dasselbe auch von Lenaus schwermütiger Poesie« verrät geringe Einsicht in das Wesen Lenaus und seiner Dichtung. Braucht es das düstere Siegel des Wahnsinns, um die Echtheit des Schmerzes Lenaus zu bezeugen? Wenn Ziegler Anastasius Grüns biographische Einleitung in Lenaus Werke von 1854 in der Erinnerung gehabt hätte, würde er einen Satz nicht geschrieben haben, der so vollkommen der Wahrheit widerspricht. Dort steht Seite XCV als Schluß eines feinen und wahren Vergleiches der beiden Dichter das Wort: Lenau erscheint uns als ein Unglücklicher, Byron nur als ein Unzufriedener; Lenaus Klagen werden uns erschüttern, während wir Byrons Klagen nur bewundern.

Eine Betrachtung des Verhältnisses der beiden Dichter zur Natur bestätigt dieses Urteil nicht nur, sondern verstärkt es auf Lenaus Seite. Lenau ist der größere Kenner und der tiefere Empfinder der Natur. Byron steht außer der Natur, nicht in ihr. Shelley und die »Seedichter«, die Byron verspottete, hätten Lenaus Naturgefühl anregen können — von Byron konnte Lenau in dieser Beziehung nichts lernen. Auch im Technischen der Naturschilderung gebricht es Byron an Tiefe: seine Umrisse sind verschwommen, seine Naturempfindungen äußerlich, seine Töne mehr kräftig als tief. Selbst den gerühmten Alpenschilderungen im »Manfred« klebt etwas Triviales an. Byron geht in menschlichen Verhältnissen auf oder erhebt sich mit männlichem Sarkasmus darüber. Die Natur ist ihm nur Hintergrund. Lenau dagegen kann überhaupt nur aus dem Verhältnis zur Natur verstanden werden, das er nicht sucht oder wählt, das eine Notwendigkeit seiner Seele ist. Lenau suchte, wie alle weichen Herzen, die Einsamkeit und fand sie in der Natur; »daß ein Leben schön und glücklich nur, wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur«, bedeutet in seinem Munde eine früh gewonnene und nie verlorene Lebenserfahrung. Sein letztes Gedicht, das wenige Wochen vor der Katastrophe entstand, die im Oktober 1844 seine Seele zerriß, verheißt dem Unglücklichen Trost in der Versenkung in die Natur: »Sahst du ein Glück vorübergeh'n, Das nie sich wiederfindet, Ist's gut, in einen Strom zu seh'n, Wo alles wogt und schwindet. Hinträumend wird Vergessenheit Des Herzens Wunde schließen; Die Seele sieht mit ihrem Leid Sich selbst vorüberfließen.«

Lenau war aber keiner von den stillbetrachtenden Dichtern, kein Stifter, auch kein Wordsworth; sein leidenschaftlich bewegtes Gemüt

trat fordernd an die Natur heran, die Einsamkeit wiegte es nicht in Stille ein, sondern regte es zu lauten Klagen und Fragen auf. Immerhin möchte Lenau, tief, ernst, religiös gestimmt, noch immer eher ein verdüsterter Wordsworth, als ein Sprößling Byrons genannt werden. Aber wo fänden wir bei Wordsworth auch nur Funken von dem Feuer, das Lenaus Gedichte durchglüht, von der Kühnheit seiner Bilder, vor allem von der leidenschaftlichen Empfindung des Geheimnisses unseres Daseins? In Wordsworths Dichtung ist mehr Duft als Licht; aber derselbe verdichtet sich manchmal zu [587] Nebel, der trüb und gedankenkalt darüberliegt. Wohl ragen Wordsworths größte Gedanken in dieselbe ewig heitere Atmosphäre wie Goethes, und ein im tiefsten Grund praktischer Gedanke geht durch beider Verhältnis zur Natur, das kerngesund ist. Mit der Natur und in der Natur leben, bedeutet für sie nicht scheue Abwendung von den Menschen, sondern sie schöpfen daraus Kraft und Friede für das Wirken unter und auf Menschen. Shelley ist es, der Lenaus Drang auf das Wesen der Dinge hin, oder vielmehr in ihren innersten Kern hinein, teilt; beide geben sich, verletzt von der Menschenwelt, ganz der Natur hin. Shelley ruft dem Westwind zu: Laß gleich dem Wald mich deine Harfe sein, ob auch wie sein's mein Laub zur Erde fällt! Der Hauch von deinen mächt'gen Melodein macht, daß ein Herbstton beiden tief entschwellt. Das sind zweifellos Lenausche Klänge. Aber wie viel kräftiger und männlicher fühlt Shelley mit der Natur; selbst in seinen Ahnungen ist etwas von der Freude des Erkennens, seine kosmischen und meteorologischen Verse durchpulst ein freudiges Natureinverständnis, kurz er ist selbst in seinem tiefen Naturempfinden unmittelbarer, aktiver als Lenau; was aber seine politische Poesie anbetrifft, so kennt sie keine Fragen und keine Zweifel, sondern ist ebenso freiheitstrunken, wie sie früher im Einsgefühl mit der Natur geschwelgt hatte.

Lenau kam nie hinaus über jene berühmte Frage in dem Gedicht »Das Blockhaus« in den Reiseblättern: »Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit? Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit? Und wie ich mich wärme am Eichenstamme, Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast, Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme, Schürend und fachend meine Gedankenhast?« — sie steht durchaus nicht allein. Ähnliche Gedanken wiederholt Lenau an einer ganzen Anzahl von Stellen. Sein ganzer »Faust« ist aus dem Gefühl herausgedacht und gedichtet, daß Natur und Menschenleben ein Traum seien. Der Abschluß des Herbstgedichtes, wo der Quell stets murmelt: Wir sehen uns nicht wieder, ist auch wiederum die Frage: Ist's Erdenleben Schein? Ist es des Ew'gen Spielgefährt? Warum denn aber wird dem Erdenleben bange, Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Der ewige Wechsel in allem Leben legt ihm immer von neuem die Frage Wozu? Wohin? vor. Und selten beantwortet er sie beruhigt und beruhigend, wie an jener Stelle, die aus einem der schönsten

Sprüche des Mystikers Angelus Silesius ins Lyrische verdolmetscht zu sein scheint: »Frohlocke, schöne, junge Rose, Dein Bild wird nicht verschwinden, Wenn auch die Glut, die dauerlose, Verweht in Abendwinden. So süßer Duft, so helle Flamme Kann nicht für irdisch gelten: Du prangst am stolzen Rosenstamme, Verpflanzt aus andern Welten«; oder in dem herrlichen Gedicht »Der Greis«, wo er den dem Tode Nahen eine ihm von einem Kinde dargereichte Blüte so innig betrachten läßt: »als fühlt' er sich ganz nah verwandt der Blume erdentsprossen. Schon fühlt er im Innern keimen wohl Das stille Pflanzenleben, Das bald aus seinem Hügel soll In Blumen sich erheben.« Gedanken dieser Art lagen ihm nicht bloß als Dichter nahe, sie begleiteten ihn im täglichen Leben. So schrieb er schon 1832 an Karl Mayer: »Der sterbende Mensch schneidet zum Zeichen ihrer Freundschaft seinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verschlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den frischen, grünen Bäumen des Sinnenlebens.«

[595] II.

Lenaus Naturgefühl ist ein Naturallgefühl, das keinen Unterschied macht zwischen dem Lächeln des Kindes und dem Leuchten des Tautropfens im Moosbecherchen. Auf der Seefahrt befällt ihn im kalten Wogenlärm das Heimweh nach Berg, Wiese, Laub und Blüte, da schaut ihn ein freundliches Kindergesicht an und er fühlt sich beheimatet bei dieser »stillen Wärme« des Menschenangesichts. So weckt ihn die »stille Lebenslust« in den Augen seines Pferdes, das ihn fragend anblickt, wie er im herbstlichen Urwald vom Gefühl des Verwelkens und Vergehens zu Boden gedrückt ist, zu neuer Hoffnung: »Es blickt mich an mit stiller Lebenslust, Die wärmend mir gedrungen in die Brust Und ruhebringend wie mit Zaubermacht. Und auf den tief einsamen Waldeswegen Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen, Und der geheimnisvollen Todesnacht.« Ein andermal sagt er: »Schau tief dem Reh, Du armer Mann, In seinen Kindesblick, Vielleicht der Blick dir lindern kann Dein trauriges Geschick.« Mit und in der Natur lebend, meint er die Stimmen zu verstehen, die dort wehen, und seine Aufgabe als Dichter sieht er manchmal begrenzt in dem Hineinführen der von Sorgen und Plagen bedrückten Menschheit in der Natur heimliche Bezirke, wo »im Schoß der Waldesnächte Natur und ihre Mächte« befreien, verjüngen. Aber seine eigene Stimmung ist damit wohl nur in den Jugendjahren befriedigt; später strebt sie ungestüm darüber hinaus zu einer Natursymbolik, die nicht Ornament und nicht Allegorie ist, sondern Mitleben, daher echtes, tiefes Mitfühlen. Das beliebte Wort vom Hineintragen oder Hineinlegen menschlicher Empfindungen in die Naturvorgänge gilt nicht von Lenau, denn das Menschliche ist für ihn schon in der Natur, ist naturmäßig, natureins; bezeichnet er doch selbst als die Aufgabe der Naturdichtung, Natur und Menschenleben in einen innigen Konflikt zu bringen, aus dem als

Drittes die höhere geistige Einheit beider hervorgehen müsse. Lenau ist sich auch der Bedeutung seiner Natursymbolik wohl bewußt: er rühmt sich selbst, daß seit Spees »Trutznachtigall« keiner sie so aufgegriffen habe wie er. Nun lag sicherlich die Natursymbolik auf dem Wege Lenaus: er hat sie an manchen Stellen, z. B. im Savonarola, man möchte sagen, methodisch angewendet; aber die Kraft seiner Phantasie flößt auch den Symbolen Leben ein. Mit der Lenauschen verglichen, ist die vielgerühmte Natursymbolik in Friedrich Spees »Trutznachtigall« eine ziemlich einförmige Variation über das Thema: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Es ist eine ausgebreitete Naturbeobachtung darin, die auch sicherlich mit Liebe die Wälder, Bäche, Wiesen, Blumen, Tiere betrachtet; aber sie dringt nirgends tief, ist nicht einmal original. Beweis dafür, daß sie kaum mit einem neuen Ausdruck, einer neuen Anschauung die konventionelle Bildersprache der Schäferpoesie bereichert hat. Lenau und v. Spees Naturauffassung liegen himmelweit auseinander, so weit wie die Weltanschauung des frommen Jesuiten von der des weltlichen Dichters, der vergeblich sich aus pantheistischen Ideen ganz herauszuringen suchte.

Nicht die äußere Natur, Szenen, Landschaften will Lenau schildern; Byron war dabei stehen geblieben — Lenaus Ziel lag darüber hinaus: er versenkte sich in die Natur, »daß die Seele, rings nach außen vergessend, sich in ihre Tiefen hinein erinnere«. Darum hat er auch keine großen historischen Bilder im Byronschen Stile gezeichnet; denn seinem Naturallgefühl strömt »klingend des Mondes Licht Auf die Eich' und Hagerose, Und im Kelch der feinsten Moose Tönt das ewige Gedicht«. Nur Mittel soll die Einzelerscheinung sein zur Darstellung einer poetischen Idee, nur Gewand, nicht Körper.

Lenau hatte die höchste Meinung von der schöpferischen Tätigkeit des Dichters und wollte weder ihm, noch dem bildenden Künstler bloß die Aufgabe des Nachahmens zugewiesen wissen. Es ist uns manchmal, wenn er seine ästhetischen Grundsätze ausführt, als läge seinen Reden der Schillersche Text zugrunde: Du, Künstler, mehrst in der Natur die Natur. In der Phantasie der Künstler und Dichter wirkt ihm dieselbe bildende Kraft wie in der schaffenden Natur; sie tragen »sozusagen das geistige Komplement der Schöpfung in ihrer Seele«. Daher weder »sterile Enumeration«, noch bloß verständiger Parallelismus in der Naturschilderung, sondern Erfassen der höheren Einheit von Natur und Menschenleben.

Damit wendet sich Lenau gegen die Naturbeschreibung im Matthisonschen Stil und bekennt sich zur Auffassung und Methode Goethes, aber ohne dessen liebevolles Verweilen beim Einzelnen. Lenau sieht keine Erscheinung ohne die Idee, die dahinter steht; sein Weg von der einen zur anderen ist ausnahmslos ganz kurz. In dieser Unmittelbarkeit der Verbindung seiner Seele mit der Natur gerade liegt seine Größe und sein Eigentümlichstes. Aber die Erscheinung hat doch ihr Recht

für sich, sie ist nicht bloß Symbol; sie spricht sozusagen für sich, außerdem, daß sie auch die Idee ausspricht. Was ich aber Idee des Dinges nenne, das lese ich aus dem Dinge heraus, und es kommt dann zuletzt auf meine Organe an, ob ich die Sprache der Dinge verstehe, auch auf meinen Willen, was ich davon verstehen will.

Lenau war nun kein vielseitiger Dolmetscher der Natur. Wie verschlossen des Dichters Seele aller Erscheinung war, die nicht gerade das sagte, was in seine düstere Stimmung einklang, zeigt nichts besser als die schwachen Spuren, die sein Aufenthalt in Amerika gelassen hat. Lenau selbst sagt, er sei nach Amerika gegangen, um seine [596] Phantasie in die Schule der Urwälder zu schicken. »Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung«; der ungeheuere Vorrat schöner Naturszenen werde in fünf Jahren kaum erschöpft sein: das alles beweist, wie wenig damals Lenau seine Dichtung, wie wenig er überhaupt sich selbst kannte. Noch besser beweisen es die vollkommen negativen Ergebnisse dieser Reise. Nach wenigen Monaten schon war ihm das mit so vielen Hoffnungen begrüßte Land das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit. Und von dem Winter in Ohio schrieb Lenau: In dieser langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, war ich darauf angewiesen, stille Einkehr zu halten in mir selbst. Und in seiner Dichtung lebt in der Tat Amerika nur in allgemeinen Erinnerungen fort: Trauernde Indianer, der Niagara, der Urwald, das Blockhaus. Und in ihnen ist nicht das geringste Besondere, eigentümlich Amerikanische, keine Lokalfarbe. Selbst sein »Niagara« ist wieder mehr Sinnbild als Bild. Und doch hat Lenau den Hudson und den Ohio, die Alleghanies und den Urwald gesehen; die Urteile über Amerika und die Amerikaner stellen, beiläufig gesagt, auch seiner politischen Auffassung ein sehr schlechtes Zeugnis aus: sie verraten ebensowenig Verständnis für das große Neue, das hier sich vorbereitete, wie für das Neue, das in der amerikanischen Natur seinen Blick hätte fesseln müssen. Es zeigt sich hier wieder das unmännlich Launenhafte, das sein Verhängnis dem praktischen Leben gegenüber war. Auch sonst tritt dieses eigenwillige Verfügen über die Welt hervor, und immer ist dieses die Stelle, wo Lenaus Naturauffassung die Größe verliert. Auch in der holländischen Landschaft fühlte er nur Schläfrigkeit. Sein einst viel gerühmtes Gedicht »Auf eine holländische Landschaft« sieht mit launenhafter Absicht klein und trüb. Kannte Lenau keinen Hobbema? Beim Lesen dieses Gedichtes sagt man sich, Lenau wäre als Naturschilderer noch größer, besonders vielseitiger, wenn er mehr Maler gewesen wäre. In seinen ästhetischen Theorien, die die malende Schilderung so tief stellen, ist die Hauptsache auf seine eigenen Neigungen zugeschnitten; wenn das nicht wäre, so hätte Lenau als Naturfreund und Naturkenner der bewußten, sorgfältigen und genauen Beobachtung der Natur wenigstens eine Stelle neben seinem symbolisierenden und philosophierenden Verfahren gönnen müssen. Daß er sie abweist, bekundet seine Schwäche.

Die ruhige Prüfung der Schicksale der Völker lag ebensowenig auf Lenaus Weg. Wo er historische Stoffe behandelt, legt er seinen eigenen Geist, seine eigenen Neigungen und Schwankungen hinein, und der Kern seiner Philosophie der Geschichte war die Wiederholung seines eigenen verdüsterten Lebensganges in dem, was er das Unglück der Menschheit nannte. Zu Savonarola hat ihn seine eigene Rückkehr zum Glauben hingezogen, aber ebenso stark das Unglück, das diesen Heiligen so treu begleitete, wie ihn selbst, der im Unglück seinen anhänglichsten Freund sah. Und als ihm Frankl von Savonarolas Bildnis in Florenz erzählte, beglückwünschte sich Lenau, es nicht gesehen zu haben; denn es würde ihn in seiner eigenen Auffassung nur gestört haben.

Nicht als ob Lenau nicht über eine Fülle von Stoff verfügt hätte. Er hat nicht umsonst mit der Natur gelebt, wenn auch oft mehr denkend oder vielmehr grübelnd als beobachtend, und ist nicht umsonst die Wege Spinozas und Herbarts, dann Hegels, dann Baaders und der Mystiker gegangen. Mit »österreichischer alter Treue«, die Grillparzer ihm nachgerühmt, hat er sich in geschichtliche Studien für seine lyrisch-epischen Gedichte versenkt. Aber es war ihm freilich nicht gegeben, die Dinge und Meinungen ruhig so in sich aufzunehmen, wie sie in der Welt standen. Seine Stärke und zugleich, wie er selbst bekennt, die eherne Schranke seines Wesens war seine außerordentliche Eindrucks- und Aufnahmefähigkeit. Die Erfahrungen, die ihm gemäß waren, gingen restlos in seine Seele ein und traten mit einem neuen Leben aus ihr wieder hervor; und darin liegt eben der Glanz seiner Rede, daß sie so lebensvoll unmittelbar aus dem Herzen quillt: das wirkt noch stärker als das Überraschende seiner kühnen Bilder.

In Lenaus Erinnerung blieben die Bilder tief eingegraben, die er seit früher Jugend im innigen Verkehr mit der Natur aufgenommen hatte. Er war als Knabe ein leidenschaftlicher Vogelsteller, und wie er in der Einsamkeit des Vogelherdes tief im Wald die Natur beschlich und tausend einzelne Züge wahrnahm, wie sie der Jäger festhält, das hört sich noch aus seinen spätesten Liedern heraus. Das Auge und das Ohr für die charakteristische Linie, den bezeichnenden Ton blieben ihm auch dann noch offen, als er der Natur nicht mehr als der scharfe Beobachter gegenüberstand, sondern, nach dem eingehenden Studium der Philosophen »trauriger Gedanken Raub dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund« starrte. In einem der Gedichte, die aus der Zeit seines letzten großen Werkes, der Albigenser, stammen, klingt wie treu festgehaltener Erinnerungslaut plötzlich aus grauer, herbstlicher Luft das schnatternde Geplauder der Wildgänse, die »jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln, Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln«. Wie ein Augenblicksbild von schärfster Wirklichkeit klingt das: »Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen.« Aber weit hinter diesen festgehaltenen Jugendeindrücken liegt der Abschluß des

Bildes: »Der abgerissene Ruf, womit Zugvögel schweben, Ist Aufschrei wilden Traums von einem ew'gen Leben.«

Große Naturschilderer haben gerade wie große Landschafter das rechte Wort, die treffendste Linie nur angesichts der Erscheinung empfangen; selten wird ein wirklich bedeutendes Landschaftsbild nur aus der Erinnerung gemalt sein. Die unscheinbare Skizze enthält allein das, was den Zauber der Wirklichkeit ausmacht, die Wahrheit des Besonderen, das mit der allgemeinen Naturwahrheit vereinigt sein muß. So wird auch eine Naturschilderung in der Hauptsache immer ein Bild von großen Zügen sein; aber es muß im Vordergrund auch Einzelheiten zeigen, selbst sehr kleine, scheinbar unbedeutende, wenn sie nur etwas Großes zu sagen haben. Wir wissen nun durch Karl Mayer, daß Lenau »in vielen, vielleicht den meisten Fällen seine Gedichte nicht unmittelbar in der Natur, sondern im Zimmer, unter Büchern, Schriften und Tabakspfeife, oder wenigstens in den vier Wänden des dahinziehenden Reisewagens gemacht, der ihm einen Mittelzustand zwischen Naturgenuß und weicher Bequemlichkeit darbot«. Mayer will nur an dem Gedicht »Die Wurmlinger Kapelle« die unmittelbare Entstehung erkennen. Aber auch dieses macht auf den unbefangenen Hörer nicht den Eindruck: es kann nur in Schwaben entstanden sein, oder: es trägt das Merkmal eines ganz bestimmten Zustandes der Natur.

Lenau liebte es, sich der Natur hinzugeben. Wir haben noch mehr in seinen Briefen als in seinen Dichtungen prächtige Schilderungen von Gebirgswanderungen, und dieselben sind um so wertvoller, als sie uns gewissermaßen einen Blick in das tun lassen, was man Lenaus Tage- und Skizzenbücher nennen möchte. Wenn er (1838) vom Traunsee schreibt: »Der See ward immer stiller, der Traunstein glühte auf einige Minuten auf wie eine große steinerne Rose, das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit, die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen«, so erhalten wir eine bessere Vorstellung von seiner Art zu beobachten als aus seinen Gedichten selbst. Und wenn ihn der Eindruck der Reden des Mystikers Franz v. Baader an das träumerische, gedankenschwere Gefühl beim Blick in einen tiefen Abgrund erinnerte, sehen wir, wie gegenwärtig ihm die Reflexe seiner Naturbeobachtungen blieben.

Nun gibt es ein freies Verfügen über die gewonnenen Eindrücke, das nur die größten Naturkenner unter den Dichtern und Künstlern haben; nur sie treffen das Richtige, auch wenn sie es nicht gerade eben gesehen oder gehört haben; es liegt in der Tiefe ihres Erlebens und Mitlebens, daß sie gerade das Wesentliche und Treffende festhalten und bereit haben. Und dieses ist Lenaus Naturerfahrung, die freilich nie von ihm in seinen Dichtungen ohne eine Zugabe von seinem eigenen Wesen ausgesprochen wird, von dem Lichte, in dem sie gerade ihm erschienen war. Damit [597] hängt eng zusammen, daß für Lenau das Naturschöne fast ganz im Erhabenen lag. »Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eines recht,«

schrieb er einmal bei Gelegenheit eines Besuches der Salzburger Gegend, von deren vielbewunderter Schönheit er meinte, es sei keine Harmonie, kein Plan der Schönheit darin. »Es ist eigentlich keine Gegend, denn sie hat keinen Charakter: Da ein Berg, dort ein Stück Ebene; die Berge sind wie dem lieben Herrgott aus der Tasche gefallen«. Unwillkürlich fällt einem bei dieser fordernden Kritik Karl Mayers Urteil über den Schönheitssinn seines Freundes ein: vielleicht etwas verwöhnt und einseitig, im wesentlichen aber doch richtig.

Daher sind auch seine Naturschilderungen vielmehr durch die stete Bereitschaft zum umfassendsten Blick als durch die Schärfe der Beobachtung ausgezeichnet. Daß ihm der Gedanke des Einsseins mit der Natur so vertraut und geläufig ist, daß er ihn beim Anblick jeder Naturerscheinung über dieselbe erhebt, ihn nie am Einzelnen haften läßt, ist seine Stärke; wenn aber Lenau so lange wie Goethe gedacht und gedichtet hätte, wäre es seine Schwäche geworden. Denn dieser grübelnde Natursinn hätte ihn niemals weiter und tiefer führen können, als er schon früh gelangt war. Bewegt er sich doch stets am liebsten an der Grenze unserer Einsicht. Dahin führt jedes von den »Waldliedern«, die zu den letzten und besten lyrischen Dichtungen Lenaus gehören; Leben im Tod ist ihr Leitmotiv. Und im Don Juan, seiner letzten größeren Dichtung, wird das große Rätsel der Liebe naturphilosophisch gefaßt, im Don Juan, der nicht bloß äußerlich Fragment geblieben, der auch innerlich nicht vollendet ist. Lenaus Schaffen war, nach dem Zeugnis seiner Freunde, so, daß er den im großen umrissenen und einheitlich gruppierten Stoff nur in Glanz- und Lieblingsstellen bis ins Einzelnste ausarbeitete und dann erst dem Ganzen harmonische Vollendung angedeihen ließ. Wie liebevolle Dichterarbeit sich Teilen des Don Juan zugewendet, zeigt nun eben die Feinheit des Rankenwerks der Naturbilder, die das Gespräch zwischen Maria und Prospero umspinnt. Kunstvoll wird hier das Motiv der Abendröte variiert, ehe Maria die Hand des Greises zurückweist, der nur noch »seines Lebens goldenen Saum« zu vergeben hat, in einem späteren Gesang mit alter Wärme und Innigkeit der Lenzwald geschildert. Aber die Schlußszene ist Unnatur, und diese ist vielleicht das Unvollendetste der ganzen Dichtung. Lenau hat auch in früheren Werken gezeigt, daß er, um eine Idee zu verkörpern, nicht vor Unnatur zurückschreckt. Don Juan krönt diese Neigung. Die herrliche Schilderung des Frühlings, in dem Don Juan zur Auerhahnbalz reitet: »Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet, Wie sich um jeden Ast die Freude windet«, hat nichts von gegenständlicher Beobachtung, nur eine kühne, leidenschaftliche Schilderung der Lenzgefühle, in das Leben des Waldes übertragen.

Wo Lenau in seiner letzten Periode die Natur schildert, läßt er sie nicht mehr sich selbst aussprechen; seine eigene Rede übertönt alles, was sie zu sagen hat; aber nur noch mit düsteren Lauten. Aus jeder Zeile klingt es melancholisch. Das »Herbstgefühl«, »Ein Herbst-

abend« sind vielleicht die schönsten Herbstgedichte in deutscher Sprache, aber nicht wegen der unverfälschten Wiedergabe unserer Empfindungen in der Jahreszeit des Reifens und Welkens, sondern wegen des wahren, tiefen Schmerzes, den ein krankes Herz in sie ausströmt. Jeder Laut ist ein Klagelaut:

> Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorb'nen Hainen
> Trägt es die Blätter fort mit halberclicktem Weinen.
> Nie hört ich einen Quell so leise traurig klingend,
> Die Weid' am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

III.

[603] Leidenschaftlich kühn im Gestalten, frisch zugreifend im Bilden, ist Lenaus Kunst, wo immer sie die Natur zum Gegenstand hat, das gerade Gegenteil seiner Stellung zum Leben. Da gewinnt der Dichter die Entschlossenheit, die ihm im Denken zum Grübeln, im Handeln zum Zaudern sich verkehrt. Gerade das Feuer, in dem seine Bilder hervortreten, gibt ihnen die charakteristische Glut des Tones, an der, mehr als an trüben Wendungen, jedes gute Lenausche Gedicht erkennbar ist. Sie haben alle etwas von der Glut des Berges seines Faust: »vom Morgen angeglüht, Der hell und froh herauf im Osten sprüht«; und auf das Herz, aus dem sie flossen, möchte ich das Bild anwenden, das er selbst einmal im Anblick der Farbenglut gebrannter Scheiben gebraucht: Gleicht so eine glühend rote Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? Und doch ist Lenau arm an Farben. Seine Gedichte sind mit wenig Ausnahmen Tuschzeichnungen: Grau, Schwarz, Dunkel, selten das brennende Rot eines Blitzes, eines Abendsonnenblicks oder einer Rose. Das Blau, das Grün fehlen. Auch Goethe hatte noch nicht viele Farben, die besten Reiseschilderer derselben Zeit geben vollends nur Zeichnungen; aber Lenau hatte auch kein Auge für das warme Gold, in dem Mörike »herbstkräftig die gedämpfte Welt fließen sieht«, noch weniger für die milden Töne, Amethyst, Seladon u. dgl., in denen Annette von Droste-Hülshoff schwelgt. Der Rembrandtsche Ton, den man mit Recht an seinen Dichtungen gerühmt hat, gehört dem Seelenzustand an, aus dem gesehen die Welt sich ihm zu Bildern im Helldunkel gestaltet.

Als die Landschaften, die den größten und dauerndsten Eindruck auf Lenau gemacht haben, nennt er selbst die Alpen und den Ozean. Und doch ist es bezeichnend für sein Verhältnis zur Natur, daß die Alpen nur ganz fern am Horizont seiner Seele standen. Das Meer leuchtet oder braust viel kräftiger in seine Dichtungen hinein. Aber der Luftkreis und vor allem die Wolken und der Sturm geben am öftesten seinen Naturbildern die Stimmung.

Lenaus Wolken hängen grau und tief zur Erde, als ob sie harrend lauschten, so schwer, daß der Himmel selbst müde niedersinkt: »ob

die Wolke ihn belüde Allzu trübe, allzu schwer, Leget sich der Himmel müde Nieder auf das weiche Meer«; noch öfter jagen sie aber sturmgepeitscht am Himmel hin, und ihr Fliehen vor dem Sturm deutet sich dem Dichter als stürmische Beklommenheit angstverworrener Scharen, als welche er sie in einem der großartigsten natursymbolischen Gedichte, in der »Sturmesmythe«, besingt. In der »Himmelstrauer« wandelt am »Himmelsantlitz ein Gedanke, die düstere Wolke dort, so bang, so schwer«, und zuletzt drängen sie sich gewitterschwanger, »ein sturmversammelt Wolkenlager«, um den Horizont. Nur einmal verfolgt Lenau den Wandel der Wolkengestalten mit der Liebe des sinnigen Beobachters, in Fausts »Abendgang«, und daraus ist ein Wolkengedicht geworden, das trotz seiner Einfachheit und Kürze wohl den Vergleich mit Shelleys »Wolke« aushält; es sind jene Worte Fausts, die mit den Strophen »Du, Wolke, zeigest meinem Blick Vielleicht prophetisch mein Geschick, Erst hast du hell und klar geblüht« etc., beginnen. Verwandter war seiner Stimmung das Gewitter von dem schwachen Strahl, in dem die Wolkenwimper blinzet, bis zu den bleichen Blitzen, die trunkenhaft schwanken und flattern oder als Zornadern auf der dunkeln Stirn des Himmels glühen. Es ist eine der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten der Naturauffassung Lenaus, daß er den Himmel entweder nur in stürmischer Bewegung sieht, in der die Winde als Himmelsrosse mit starkem Huf dahinfliegen, oder in bangem Schweigen: »Und lauschend stehn geblieben ist die Luft, So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen, Und schier den Tau vom Himmel tropfen, Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen, Und schier das Trauerlied der Zeit verhallen.«

Die Freude am reinen Himmelsblau, die Adalbert Stifter und die auch Lenaus schwäbische Freunde so oft jubelnd oder still dankend ausströmen, hat Lenau nicht gekannt. Adalbert Stifter könnte man geradezu als den Dichter der Ruhe in der Schöpfung Lenau dem Dichter leidenschaftlicher Spannung oder Bewegtheit gegenüberstellen. Lenau wäre leider nicht imstande gewesen, so gelassen wie Stifter zu sagen: Das dunkle Himmelsblau war in den Tannenzweigen und ruhte stille,[1] oder mit Stifter an zahlreichen Stellen der »Studien« und des »Nachsommers« die Ruhe in der Natur wie in dem Kristall einer stillen, klaren Seele zu spiegeln. Mörikes »An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang«: Einem Kristall gleicht meine Seele nun, Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen; Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruh'n, Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen, Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft, ist wie durch einen tiefen dunklen Abgrund von Lenaus düsterem, wolken- und gewitterschwangerem Himmel geschieden.

[[1] Man vergleiche damit die letzten Zeilen von S. 25, und man wird erkennen, wie viel Ratzels Innigkeit der Naturschilderung gerade von Ad. Stifter gelernt hat. Der Herausgeber.]

Nicht Morgen und nicht Mittag, nur Abend und Nacht sind die Tageszeiten, die Lenau besingt. Das entspricht ja auch seiner Gewohnheit, genießend wie arbeitend die Nacht zum Tage zu machen. So kennen seine Lieder auch nicht die klare, sondern die durch Nebel glühende, nicht die mittägliche, sondern die Abendsonne, und viel mehr als die Sonne den [604] Mond, der freundlich seinen Blick »streut aus dem Silberschein Stromhinüber eine Brücke Bis zum stillen Hain«, dessen »heimlichen Verkehr mit den Wellen« er am Meere belauscht. Die Nacht ist sein Trost, die ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht; für Savonarola ist die Nacht »die Zeit des Mitleids und der Güte, Wenn über der versengten Blüte Mit seinem Tau der Himmel wacht«. Ihre Stille besingt er in Herzenstönen: »Nicht die schwanksten Halme nicken, Jedes Blatt, von Mondesblicken Wie bezaubert, stille steht.« In solcher tiefsten Nachteinsamkeit »still die Götter zu beschleichen Und die ewigen Gesetze In den Schatten hoher Eichen« ist seine ungestillte Sehnsucht. Man merkt es den unsicheren Umrissen seiner Welt- und Naturgedanken an, daß es mit Mondschein und Sternenflimmer genährte Pflanzen der Nacht sind. Fausts »Abendgang«, der mit der schönen Schilderung beginnt: Tiefschweigend ruhn die Abendwiesenhänge, Die Blume schließt den Tau in ihren Schoß Und freut sich still an ihrem Frühlingslos; Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge, ist sicherlich nur in der starken Erinnerung an manchen Abend- und Nachtwandel des Dichters so in tiefe Dämmerung versenkt, so von rembrandtisch blitzerhelltem Dunkel bedeckt.

Lenau ist auch der Dichter des Walddunkels. Seine »Waldlieder«, sein »Urwald«, sein »Waldgespräch« im Faust gehören zum Echtesten, Tiefsten, was er gesungen. Der Wald gehört auch zu seinen ältesten Erinnerungen: seine Bäume grüßen ihn als wiedergrüne Jugendträume, in ihrem Schatten erwachen totgeglaubte »Liederleichen« zu neuem Leben, in eines Urwalds nie durchdrungener Nacht verschreibt sich Faust seinem bösen Geist, das Leben selbst erscheint ihm als ein dunkler Wald, in den er vergebens seine Fragen hineinruft; und Savonarola führt seine Hörer aus der Waldeinsamkeit, die sein liebster Aufenthalt, in einen ewig grünen Wald voll Balsamkühle. Der einzelne Baum interessiert Lenau hauptsächlich als Sinnbild der Vergänglichkeit; er schildert ihn am liebsten, wie er sein Laub zu Boden wallen läßt, »wie ein schlafergriffnes Kind Läßt sein buntes Spielzeug fallen«.

Auch andere Dichter haben in derselben Zeit dieses Durchfühlen der Lebensverwandtschaft im Wald besungen oder geschildert; aber wie weit steht Lenau mit seinem Blick in die Tiefe und die letzten Gründe von einem Adalbert Stifter ab, den man wohl den größten Waldschilderer der deutschen Literatur nennen darf. Der Sohn des Böhmerwaldes hat gerade für jenes Gefühl die schönen Worte gefunden: »Spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüter, die seiner ungewohnt sind, anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher und ist endlich eine Lieblichkeit wie draußen, nur eine

feierlichere.« Wie die Pracht und Feier des Waldes, »des blauen Bandes, das so stumm dahingeht«, sich ans Herz legt, hat er mit besonderer Liebe dargestellt. Stifters Betrachtungsweise ist ohne Zweifel die vielseitigere und fruchtbarere, weil sie nicht mit der Aussprache ihrer Empfindungen überhaupt abschließt, vielmehr aus dieser liebevollen Vertiefung in das Wesen der Sache immer neue Ansichten, neue Schätze gewinnt. Lenaus Neigung, die Natur von der Seite des Verfallens und Sterbens her zu sehen, zeigt ihm auch im Urwald den Tod, dessen dürre Finger, Moderstämme, das Leben eingeschlossen halten. Sein Gedicht »Der Urwald« wird mit Recht wegen schöner Einzelheiten bewundert; aber seine einseitig, man möchte sagen thanatistische Auffassung dieser großen Lebenserscheinung ist düster bis zur Unrichtigkeit. Welcher Gegensatz, um noch einen Österreicher zu nennen, zu Grillparzers Naturauffassung in dem Gedichte »Pflanzenwelt«, das man eine der schönsten Offenbarungen dichterischen Naturverständnisses nennen darf: Eiche, Rose und Schlehdorn streben nebeneinander auf, »und keines will was anders sein, als was es ward gemacht. Drum sind sie froh und haben's so, Und wissen gleich ihr Was? und Wo? Bei Dämm'rung, Tag und Nacht«.

Der Dichter des Abends und des Walddunkels ist natürlich auch der Sänger des Herbstes. Der Herbst erinnert ihn vor allem an seines eigenen Glücks Stoppelfelder, und wenn des Laubes letzte Neige vom Zweig taumelt und der Pfad unter gelben Blättern unsichtbar geworden, sänke er am liebsten wie ein welkes Blatt zur Erde mit hin. »Treulich bringt ein jedes Jahr welkes Laub und welkes Hoffen.« Er liebt dieses »milde Sterben«, in dem er, wie in allem Sterben und Vergehen, nur »heimlich still vergnügtes Tauschen« sieht.

Lenau, der die Donau und den Rhein und mächtige transatlantische Ströme kannte und den Atlantischen Ozean gequert hatte, hört aus dem Wasser nicht den Laut froher Bewegung, reger Tätigkeit. Das Weinen und Klagen eines Bächleins, das hörbar wird, wenn die ganze übrige Natur stille geworden, scheint ihm seine Unschuld, die von ferne weint; besonders im Herbst und in der Nacht hört er diesen Ton. Ein einziges Mal steht seine Poesie bewundernd an dem Wasserfall, der »mit Donnerhall hineilend zwischen Steinen, Läßt dir die kühne Tat erscheinen«. Am See tönt ihm das Geflüster der Weiden und Binsen vertraut; das sanfte Wiegen der Seerosen, das Spiel des Mondlichts oder des Abendsternes auf der stillen Fläche, das traurige Niederhängen der Weidenzweige stimmt dazu ein.

Lenau teilt sich mit Heine in den Ruhm, der erste Meeresdichter der deutschen Literatur zu sein, und er wird immer einer der größten bleiben. Er sang vom Meere, noch ehe er es kannte, und als er es befahren hatte, waren ihm keine Naturbilder vertrauter als die des Meeres. In den »ewig trüben Meeresdämmerungen« schweigend zu treiben, die Größe der scheinbar grenzenlosen Wasserfläche in sich aufzunehmen, die Einförmigkeit zu empfinden, wo

nichts aufblüht und nichts abwelkt, wo alles ihn umtrauert, ist ihm, der von seiner Lebensfahrt selber sagt: sie geht auf hoher See, Arznei. Das bewegte Meer ist ihm aber immer nur Sinnbild unbefriedigten Sehnens. »Mir ist das Meer vertrauter als das Land. Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele, Was ich dort leise, dunkel nur empfand, Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle Nach einem Glücke, das sie nie gewinnt«, läßt er Faust in einer der größten Szenen dieser Dichtung, »Sturm« betitelt, sagen. Eines seiner ergreifendsten Bilder zeigt Faust auf stürmischem Meere, wo die Himmelsrosse der Stürme rasend »die grüne Meeresheide« als Verwüster durchfliegen; er sieht sich auf dem engen Schiffe wandern, das Schifflein selbst jagt dahin im weiten Meer, das Meer ist mit den Winden auf der Flucht, und die Erde mit allem dem fliegt durch den weiten Himmelsraum »und sucht in ewiger Leidenschaft und kann's nicht finden«. Nächst den Alpen schien ihm der Ozean das Erhabenste in der Natur, aber in seinen Dichtungen erscheint dieser mit dem tieferen, dauernderen Eindruck; das Gebirge fordert zur Tat, am Meere läßt es sich träumen.

Lenau hat am frühesten die Heide kennen gelernt, die von allen Landschaften an weitem Horizont und einförmiger Größe die meerähnlichste ist. Vergleicht er doch das Meer der Heide als »grüne Meeresheide«. Das mag ihm das Meer näher gebracht haben. Doch ist es bezeichnend für Lenaus Verhältnis zur Natur, daß er uns nicht ein einziges Mal ein Bild der Heide oder Steppe selbst gibt, wie die südrussischen Dichter, vor allem Kolzow (auch Turgenjew), wie Petöfi; selbst Stifter, der sie nicht mit Augen gesehen, versucht sie in »Brigitta« zu schildern. Lenau gibt uns die Stimmung der Heide, ihre Hirten, ihre Rosse, die Zugvögel, die hoch drüber wegziehen; aber nicht ihre Formen und Farben, die besondere Luft, die über ihr webt oder lastet, ihre dämmernden Fernen, ihre Wolken. Im Vergleich mit jenen verdient er nicht der Dichter der Heide genannt zu werden; der Wald und nicht die Heide ist seiner Lieder und Sorgen liebster Aufenthalt. Nicht Lenau ist der klassische Schilderer der Heidelandschaft, sondern Annette v. Droste-Hülshoff; daher hängt auch nicht die Pußta, sondern die westfälische Heide, die, »nur vom Abendrot begrenzt«, bis ans Meer reicht, mit dem Purpur ihrer Blütenfülle und mit ihrem reichen Tierleben, aber auch mit ihren schaurigen, schwarzen Moorgründen, in ihrem Tau, angeglüht von fernen Hirtenfeuern, an Ehrenplätzen in der Galerie der Meisterwerke der deutschen Naturschilderung.

[605] IV.

Die Literarhistoriker sehen es als eine ihrer Hauptaufgaben an, die Dichter zu klassifizieren, d. h. in bestimmte Kategorien zu stellen, wo sie mit anderen eine Gruppe bilden. Gegen ein solches Verfahren, das demselben Trieb zur leichteren Übersicht entspringt wie die Klassifikationen der Naturhistoriker, Soziologen usw., ist nichts einzuwenden,

solange die Kategorien so gewählt werden, daß sie der Natur und Geschichte keinen Zwang antun. Jedoch sollte man auch niemals vergessen, daß die Klassifikation nicht der Hauptzweck einer Wissenschaft sein kann und daß besonders die großen Gestalten der Literatur ein Recht auf individuelle Schätzung haben, vor dem das Bedürfnis der Gelehrten nach klassifikatorischer Gruppenbildung ganz zurücktreten muß. Lenau gegenüber waren nun die Literaturhistoriker anfangs ratlos. Wo sollten sie einem so eigenartigen Geist seine Stelle anweisen? Es bestand kein Gefach, in das man ihn hätte hineintun können, und so war es denn am bequemsten, ihn einmal zunächst mit seinen Freunden, den schwäbischen Dichtern, zusammenzustellen, mit denen er doch als Dichter meist nur äußerlich zusammenhing. Verbinden ihn nun auch sein tiefes Naturgefühl und der Zug ins Mystische mit Justinus Kerner, so ist doch im übrigen die Verwandtschaft des düsteren, leidenschaftlichen Lenau mit den heiter besonnenen Schwaben so gering, daß die Vereinigung mit ihnen nur einer ganz künstlichen Klassifikation gelingen kann. Allerdings, sie alle wurzeln in der Romantik und haben alle teil an dem geheimnisvoll-innigen Natureinverständnis der Romantik. Das Waldesrauschen, die Melodien der Quelle, die man aus der Erde heraus zu vernehmen meint, die blauen Blumen in den felsumhegten Tiefen, das Wachsen der Erze im Bergesinnern und so viele andere Naturgeheimnisse sind ihnen freilich schon nicht mehr so vertraut wie Novalis oder Eichendorff. Sie leben nicht mehr wie die Einsiedler ganz in diesen Ahnungen und der Welt abgewandt, sondern sind ins Leben hinausgetreten. Brentanos ungesundes »Gehör' der Welt ich an, so ist's um mich getan«, hätte auch Lenau, so eng er mit der Natur verflochten war, in seinen guten Tagen nicht sprechen können. Dazu war sein nationales Empfinden, seine Liebe zu Volk und Freiheit viel zu echt; er hat ja auch einige der ergreifendsten Polenlieder gedichtet. Diese faustische Natur gehörte doch noch soweit der Welt an, daß sie in den großen episch-lyrischen Dichtungen »Savonarola« und »Die Albigenser« eine religiös-politische Tendenz aussprach; darin erinnert Lenau vielmehr an Byron und auch an Uhland, als in seinem Verhältnis zur Natur. Darin steht er auch weder Justinus Kerner, dem er sich selbst verwandt fühlte, noch Karl Mayer und Mörike nahe, von Schwab zu schweigen, die mit seinem naturphilosophischen Streben gar nichts gemein haben.

Das Naturgefühl der älteren Romantiker ist ahnungsvoll tief, aber ihre Naturbetrachtung und -darstellung spielend, willkürlich und in der Wahl der Motive eben deshalb einförmig, eintönig, an das Konventionelle des Volksliedes absichtlich anklingend. Die Lieblingsörtlichkeiten der Romantiker wiederholen viel zu oft die Stelle, wo im Heinrich von Ofterdingen die blaue Blume blüht: Dicht von Felsen eingeschlossen, Wo die stillen Bächlein geh'n, Wo die dunkeln Weiden sprossen. Das: Wie rieseln die Quellen, Wie tönen die Wellen, Wie rauschet der Baum, in der »Magelone« ist doch nur ein

Geklingel. Wohl hatte gerade Tieck tiefere Worte, z. B. wo er in der Genovefa auf dem Schlachtfeld zu Karl Martell einen Unbekannten reden läßt, der als Astrolog ihm die große Zukunft der Karolinger zeigt:

Was in den Himmelskreisen sich bewegt,
Das muß auch bildlich auf der Erde walten,
Das wird auch in des Menschen Brust erregt,
Natur kann nichts in engen Grenzen halten. . . .
Und sich Gestirn und Mensch und Erde schwinget
Gleichmäßig fort und eins des andern Spiegel,
Der Ton durch alle Kreaturen dringet,
Drum wer die Weisheit kennt, kennt keine Zügel,
Er sieht die ganze Welt in jedem Zeichen. . . .

Das ist geradezu gereimter Schelling. Lenau kannte und empfand dasselbe; aber er hätte diesen Gedanken nicht so lehrhaft, er hätte in »einem Gießbach herzentsprungener Lieder« ihn ausgeströmt.

Sollte überhaupt unter den deutschen spätromantischen Dichtern einer genannt werden, der Lenau an tiefem Gefühl für die Natur und an poetischer Naturkenntnis, ich möchte fast sagen, an poetischem Forscherblick für die Natur, mindestens gleich ist, so könnte es nur Annette v. Droste-Hülshoff sein; aber welch anderes Naturgefühl in dieser Dichterin, die ich die eigentliche Niederländerin unter den deutschen Naturschilderern nennen möchte, die in ihren Gedichten ein wahres Bild der Natur mit Liebe ins einzelne gemalt und doch mit der Seele gesehen gibt, wie es einst die Eycks und die großen Meister der niederländischen Landschaft vermochten. Vor allem ist aber Annette eine Heimatsdichterin. Sie hängt an ihr; aber wenn sie das auch nicht verriete in der Wahl ihrer Stoffe und in der Liebe, mit der sie von Westfalen spricht, es käme jedem zum Bewußtsein, der es fühlen kann, in dem Wurzelechten und Wurzelfesten ihrer Natur. Ein Herz, das so warm und wahr die Poesie der nächsten Umgebung und jeder Stunde empfindet, die vom alltäglichen Erleben abrinnt, ist von vornherein seinem Hause und seiner Heimat und den Seinen im weitesten Sinne treu.

Von dieser Heimatskunst ist nun bei Lenau fast nichts zu finden, und damit wird auch eine geographische oder landsmannschaftliche Einreihung unmöglich. Man vergleiche ihn mit dem eigentlichen Nationaldichter Ungarns, Petöfi, mit diesem heiteren, derben, kerngesunden, unmittelbaren Lebenslyriker: da kommt uns Lenau wie ein blasser Kultursprößling vor, dem Pußta, Husaren und Zigeuner nicht näher standen als der Urwald oder die Indianer, und viel ferner als das Meer, das er erst spät gesehen hatte. Für die Theorie des Milieu, wie Taine sie auf die Literaturgeschichte anwendet, ist Lenau, trotz der Naturverflechtung seiner Seele, ein hoffnungsloses Problem. Diesen Dichter aus Ungarn und Österreich herauszukonstruieren, wie Taine La Fontaine aus der Champagne herzuleiten versucht hat, würde zu keinem Ergebnis führen.

Für eine Dichternatur wie die Lenaus kommt überhaupt nicht die Natur, in die sie hineingestellt ist, zuerst in Betracht, sondern der Drang zum Anschluß an jede Natur und zur Vertiefung in die Natur, der dieser Seele angeboren ist. Wo auch Lenau geboren worden wäre, müßte er Naturdichter in diesem Sinne geworden sein; denn sein zartes Empfinden hätte immer von dem Menschen weg zur Natur gestrebt, und seine innere Unruhe hätte immer die Einsamkeit aufgesucht, ebenso wie sein Denken immer die weitesten Kreise hoch über Natur und Menschenleben gezogen hätte.

In diesen Anfängen ist zwischen seinem Verhältnis zur Natur und dem mancher anderen Dichter gar keine wesentliche Verschiedenheit. Auch Wordsworth war schon als Knabe Freund der Einsamkeit, schwelgte im Genuß einsamer Spaziergänge, wobei seine Naturliebe einen fast mystischen Zug annahm, wenn ferne Berge für ihn geisterhafte Existenzen wurden und seine junge Seele mit abergläubischer Furcht erfüllten. Ihm war in solchen Umgebungen eine solche Kraft des Sichhinausversetzens aus aller Wirklichkeit eigen, daß er, wie er selbst erzählt, manchmal einen Baum anfassen mußte, um sich zu vergewissern, daß er noch in der wirklichen Welt lebe. Er selbst hat auf die zwei Quellen seiner Dichtung hingewiesen, wenn er sang:

> Den Lebensquell, ein tiefres Werden
> Enthüllte ihm die Einsamkeit;
> Selbst in den Dingen um uns lernte
> Die Wahrheit er, die alles lenkt;
> Des stillen Auges reiche Ernte
> Hat sich ihm tief ins Herz gesenkt.

Aber Wordsworths Gemüt gesundete im Leben mit der Natur — Lenaus Herz blieb krank, und hier teilten sich ihre Wege, und auch das geschah ganz unabhängig von ihrer natürlichen Umwelt, und es ist sehr fraglich, ob hier die zwei anderen »forces primordiales«, die nach Taine das [606] Leben und Schaffen großer Menschen gestalten, das geschichtliche Moment und die Rasse, entscheidend eingegriffen haben.

Das geschichtliche Moment Lenaus ist durch die Romantik und die ihr eng verbundene Naturphilosophie bezeichnet, in zweiter Linie durch eine gedrückte, revolutionsschwangere Atmosphäre der dreißiger Jahre. Aber die Rasse? Wer möchte die slavischen, deutschen und magyarischen Einflüsse auseinanderfasern, die sich in diesem deutschen Dichter von slavischem Namen und ungarischen Jugenderinnerungen zu einer so fremdartigen Persönlichkeit verbunden haben? Ihn für eine oder die andere »Rasse« zu beanspruchen, darum kann es sich offenbar nicht handeln. Wenn wir aber fragen, was ist neu an den Tönen, die Lenau in der deutschen Literatur angeschlagen hat und die, vom Volkslied abgesehen, auch in der Weltliteratur neue waren, so ist darauf eine bestimmte Antwort möglich; denn in Lenau spricht

sich zum erstenmal in der deutschen Literatur jene weiche, zur Melancholie neigende Weise aus, die die Dinge durch das Medium einer trüben Seele, verschwommen und ohne die frische Farbe der Wirklichkeit, sieht. Der Natur gibt sich diese Seele ganz hin, ihre Persönlichkeit zerfließt in lauter Spiegelungen, der Wille träumt. Bisher hatte sie nur in der Volkspoesie Laute gefunden; viel später trat sie uns in den polnischen und russischen Dichtern entgegen, die als Sänger der Wolken, der Steppen, der Wässer, der Wälder klagende Töne anschlagen. Dazwischen fand sie in Lenau diesen mächtigen leidenschaftlichen Ausdruck, der sie sofort in die Weltliteratur einführte. Sollte ich für Lenaus Stellung in der Weltliteratur den kürzesten Ausdruck suchen, so würde ich sagen: Das Neue seiner Erscheinung, abgesehen von seiner großen Dichterpersönlichkeit, liegt darin, daß seine Dichtungen die Gefühle eines noch literaturarmen Volkes in der Sprache eines hochentwickelten Schrifttums aussprechen. Das ist eine Erfahrung, die immer wieder gemacht wird, wo junge Völker neben alten emporstreben; der Anfang ihrer Literatur ist in das Idiom des vorgeschritteneren Nachbarvolkes gehüllt. So dichteten die Deutschen in lateinischer Sprache, ehe sie wagten, sich ihrer noch ungefügen Muttersprache zu bedienen; und so gewann in Lenau eine Seele von slavischem Grundton zum erstenmal starken Ausdruck in deutscher Sprache. Weder deutsch-, noch slavisch-österreichisch, sondern eher ungarisch sind in Lenaus Natur männliche Züge, die freilich nur hervortraten, wenn bei starken äußeren Anstößen die melancholische Skepsis zurückflutete: die Verachtung der Energielosigkeit und des Aufgehens in kleinen Interessen der Deutsch-Österreicher, der kriegerische Sinn, der ihn zum begeisterten Sänger der Kämpfe der Albigenser und Husiten, des Husarenlebens, sogar der Schlacht bei Aspern machte. Kein Dichter hat die Wohltaten des Krieges besungen wie Lenau im »Ziska«. Man könnte darin die Sympathie einer großen Dichterseele mit allem Instinktiven und Impulsiven im Leben der Menschen und im Charakter der Völker sehen. Aber er bewies sich auch als Mann in Fragen der Ehre und Unabhängigkeit, und handelte darin frei von aller Skepsis. Seine Neigung zu den Schwaben galt im ganzen weniger deren Dichtkunst als den männlicheren Charakteren, die er unter ihnen fand. Bezeichnend, wie wenig Grillparzer gerade diese Seite der Natur Lenaus verstanden hat! Die Anspielungen in seinem Nachruf auf Nikolaus Lenau, wo er es Torenweisheit nennt, was sich Lenau im Auslande geholt habe, und in Schwaben, »der Heimat alter Sparren, dem Vaterlande der Genies und Narren«, ihn den Tod in »jenem Taumelsafte« trinken läßt, treffen durchaus neben das Ziel. Lenau hat wohl unter den deutsch-österreichischen Dichtern Schule gemacht, aber ihn in sie einreihen zu wollen, wäre ganz verfehlt.

In jedem Dichter ist ein Allgemeindichterisches, das allen Dichtern, von Homer und dem Sänger der Psalmen an bis auf die

jüngsten, die Modernes feiern, eigen ist, sofern sie eben Dichter sind. Und jeder folgt in der Aussprache dieser Poesie besonderen Neigungen, die nicht von seiner Dichterkraft bestimmt werden, sondern von den Einflüssen der Zeit und des Ortes abhängen. Für eine Dichternatur, deren innere Quellen so stark waren und so tief lagen, gibt es eben weder eine Herleitung aus dem Milieu, noch eine geographische Klassifikation. Der Versuch, sie zu klassifizieren, kann sich im Grunde nur auf Nebensächliches richten.

---

[42]

In einem Bergkristall.[1]

Von **Friedrich Ratzel.**

Deutsche Rundschau. Herausgeg. von Julius Rodenberg. Dreißigster Jahrg. Heft 4. Berlin (Januar) 1904. S. 42—56.

[Abgesandt am 1. Aug. 1903.]

I.

Am Ostausgang des Dörfchens Chamonix, wo der Ausblick auf den Montblanc frei wird und weiterhin der lauten Arve, die dort in Wiesengründen zwischen Erlen und Tannen hinauseilt, eine geraume Strecke talabwärts folgen kann, hat ein Händler seinen Laden aufgetan, in dessen Kleinigkeiten sich die Touristen an trüben Tagen die Zeit mit Aussuchen und Feilschen vertreiben. Das kleine Holzhaus mit seinem langen, niederen Schaufenster liegt gegenüber den, wie alle Gasthäuser von Chamonix, plumpen, grauen Steinwürfeln des Hôtel Beausite, zwischen Landstraßen und Wiesen. Wenn man von den Bergkristallen und Amethysten, die dort zur Schau liegen, genug gesehen hat, braucht man nur aufzublicken und kann gleich damit die Schneegipfel des Montblanc und seiner nächsten Nachbarn vergleichen, die mit ihren Pyramiden- und Kegelformen wie eine riesige Gruppe höchst reiner, aber massiger Kristalle herableuchten. Ihre Firnschneiden wetteifern an Schärfe mit den Kanten des Bergkristalls, und das tiefe Blau in den Spalten ihrer Gletscher ist dem geheimnisvollen Veilchenblau des Amethysts verwandt; ja, es gibt Abende, wo sie selber in milder Amethystfarbe vor der Glut eines purpurnen Sonnenunterganges stehen. Aber freilich, dieses zarte Lila dämmert bald in ein abendliches Grau hinüber, während der Stein seine schöne Farbe kraftvoll zwischen den Wänden des Kristalls festhält, als freute er sich selbst daran und hütete sie. Man sieht in diesen bescheidenen Schaufenstern auch Lapis Lazuli und die mannigfaltig gebänderten

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Gebrüder Paetel in Berlin.

und gewölkten Achate, diese Lieblingssteine der Bäder und Kurorte; aber das sind nur Fremdlinge, Eingedrungene. Das Heimatrecht hat hier vor allem der Bergkristall, der in den Klüften und Drusen des Montblancmassivs wächst, und dessen größte Exemplare in der Welt der Kristalle eine fast ebenso überragende Stellung einnehmen wie der Montblanc unter den Alpengipfeln. Die Kieselsäure, aus der diese Kristalle bestehen, ist zugleich einer der Grundstoffe, die [43] das Gebirgsmassiv aufbauen. Der Bergkristall gehört also zu diesem Gebirge noch mehr, ich möchte sagen noch innerlicher, als die Tannen und Lärchen an seinen Hängen und der Schnee und Firn auf seinen Gipfeln und Graten. Er stammt aus dem Inneren des Massivs wie die Quellen, die hier entspringen; doch verleiht ihm seine stoffliche Zusammengehörigkeit mit Granit und Gneis eine noch engere Verwandtschaft, denn er ist gleichsam die Blüte des Quarzes, dessen Adern und Lagen das ganze Gebirge durchziehen. Vergleiche ich den Quarz, dessen trübe Masse in breitern Formen kristallisiert, mit dem Bergkristall, so sehe ich hier denselben Stoff in reinerer Ausbildung.

In den Mineraliensammlungen bleiben wir vor den Bergkristallen stehen; nachdem wir den ungeheuren Formen- und Farbenreichtum aller übrigen angestaunt haben, kehren wir zu diesen großen, einfachen, klaren Strahlern zurück. Es ist sehr schön, wenn sie, durch Chlorit gefärbt, durchsichtig wie ein grüner Bergsee sind, den nur stille Quellen speisen, oder wenn uns brauner Rauchquarz so melancholisch wie ein Moorteich anschaut. Aber wie ein Quell erfrischend und immer neu bleibt der wasserklare und vollkommen durchsichtige Bergkristall. Steinsalz könnte allein mit ihm wetteifern, wo es in klaren, großen Würfeln wächst; aber es ist weich, zerfallbar, daher leicht getrübt. Verglichen mit ihm ist Bergkristall das Sinnbild klarer Beständigkeit. Wie ganz anders noch müssen uns hier die Strahlen des Bergkristalls anziehen, wo sie heimisch sind und wirklich zur Landschaft gehören! Vor dem Hintergrund des Gebirgsstocks, der eine der massigsten Gestaltungen unorganischer Stoffe zeigt, die der Erdoberfläche entragen, stehen sie als die reinste dieser Gestaltungen. Der Bergkristall ist der Masse nach im Vergleiche mit dem Berge, dem er entstammt, nur ein Körnchen, aber dem Wesen nach ein viel ausgesprocheneres, selbständigeres Ganze. Er hat den Grund und das Gesetz seiner Bildung in sich selbst. Man nennt mit Recht die Kristalle »Strahler«, denn sie strahlen von der Materie aus, der sie entstammen, hinaus, hinauf, von der Stelle weg, wo ihr Zusammenhang mit der Erde liegt, wie die Berge oder wie die Türme sich dem Himmel entgegenheben. Aber die Berge sind von fremden Kräften gehoben, die von innen wirken; und anderen Kräften, die aus dem Luftkreis an sie herankommen, verdanken sie ihre äußere Gestalt. Deshalb haben sie sich auch je und je mit diesen Kräften gewandelt und werden ihnen auch fernerhin unterworfen sein. Sie sind gleichsam eine Schrift, die die Winde und die Wolken auf die Tafel der Erde in

hochragenden Zeichen auf- und eingetragen haben. Der Kristall dagegen verdankt gleich dem Organismus inneren Kräften seine Entstehung. Äußere Umstände mögen seine Größe und die Vollkommenheit und Reinheit seiner Gestalt beeinflussen, innere Kräfte formen ihn. Pseudometamorphosen, in denen langsam eindringende fremde Stoffe, deren Kristallform ursprünglich eine andere ist, in die Form des Körpers, mit dem sie sich verbinden, gleichsam hineingezwungen werden, zeigen die gestaltende Macht dieser Kräfte über den Bereich des Stoffes hinaus wirksam, an den sie ursprünglich gebunden sind.

Leute, die bestrebt sind, die Dinge dieser Welt weit auseinanderzuhalten, damit nicht ihre Vielheit sinnverwirrend wirkt, beeilen sich, hinzuzufügen: Innere [44] Kräfte sind noch nicht organische Kräfte; ein Kristall muß aus demselben Stoffe werden wie der andere, und während jedes organische Wesen ein Ding für sich ist, ist der Kristall, wie oft er entstehen möge und unter welchen Bedingungen auch immer, kein Ding für sich, kein Individuum; er ist es so wenig wie die Wellen, die sich millionenmal immer in derselben Form an derselben Klippe brechen und sich millionenmal neu erzeugen.

Ist es so gewiß, daß wir die individuelle Existenz der Welle absprechen müssen, deren Leben von einigen Sekunden ich hier zu meinen Füßen entstehen und verrinnen sehe? Freilich ist es ein kurzes Dasein; allein, was bedeutet in diesen Dingen die Zeit? Wir sehen Tier- und Pflanzenarten, die vergänglich sind wie Träume, und andere, die durch Hunderte von Millionen Jahren sich vollkommen unverändert fortgepflanzt haben; sie teilen noch heute Luft und Sonne mit uns, wie sie sie vordem mit den Ichthyosauriern geteilt haben. Niemand zweifelt, daß dieser Unterschied der Dauer so wenig einen tiefen Unterschied macht, wie das Kind, das als Säugling stirbt, weniger Mensch ist als ein Greis von hundert Jahren. Erhebe dich nur hoch genug, um eine weite Zeit zu übersehen, so wird diese Folge der Lebensformen, die wir Arten und Gattungen nennen, nichts anderes dir erscheinen denn als Wellen und Blasen an der Oberfläche eines Meeres, dessen Tiefe uns verhüllt sind. Laß uns doch einmal die Welle entstehen und zerfließen sehen! Hier wölbt es sich heran, noch ganz gestaltlos, eine breite, flache Schwellung; sie hat nun ihren Höhepunkt erreicht, und indem sie sich uns nähert, beginnt sie sich zu teilen, und aus der einzigen Wölbung sieden viele empor, und jede stürzt als eine Welle auf eine andere Stelle des Strandes, die eine vorwärts, die andere rechts, die andere links, einige überholend, andere zurückbleibend. Und so kehren sie nun auch wieder zurück, jede auf ihrem Wege, und sind Einzelwesen, bis sie in der Wassermasse verschwinden, die in kurzem aus demselben Stoffe neue Wellen gebären wird.

Siehe über uns die Wolken! Mindestens Gattungen wird man wohl unterscheiden dürfen, die schon der Volksmund benannt hat: Strichwolken, Gewitterwolken, Schäfchenwolken. Die blendend weiße

Sommermittagswolke, die du aus einer leichten Trübung über jener dunkeln Bergwand entstehen, quellend wachsen, sich loslösen und wie ein stolzes Schiff mit vollen Segeln ins Himmelblau hinaussteuern sahest, ist doch wohl mehr; wir werden sie zwar heute Abend verglühen sehen, aber wird sie dann weniger gelebt haben als die Eintagsfliege, die mit ihr zugleich verweht? Gibt es also einen triftigen Grund, warum man das Erzeugnis solcher Kräfte, das von der übrigen Welt durch die scharf bestimmten Grenzen seiner eigentümlichen Gestalt getrennt ist, nicht Individuum nennen sollte? Vom organischen trennt es dann scheinbar nur noch seine Entstehungsweise; denn es entwickelt sich nicht, sagt man — es wird, es entsteht.

Die scheinbare Entwicklungslosigkeit des Kristalls ist nun für uns ebenfalls keine notwendige und dauernde Eigenschaft. Was wissen wir denn von der Geschichte der Kristallformen? Jetzt sind sie allerdings starr, stehen fest, wiederholen sich ganz genau. Muß es immer so gewesen sein? Hüten wir uns [45] auch hier, zu großes Gewicht auf die Erfahrungen der Jahrmillionen zu legen, die unserem Blick offenstehen. Was dahinter liegt, wissen wir nicht. Könnten nicht die Kristalle Dauerformen von noch festerem Bestand sein als jene Pflanzen und Tiere, die variationslos die ganze Reihe der geologischen Zeitalter überlebt haben, aus denen wir überhaupt Fossilreste besitzen? Könnten nicht diese starren Formen erstarrte sein, die in treuer Erinnerung eine Form von den vielen festhalten, durch die sie einmal hindurchgegangen sind?

Erinnerung — welch großes, umfassendes Wort! Darin liegt nicht bloß mein und dein Leben, und alles, was als Geschichte aufgezeichnet ist. Die Fähigkeit, einmal gewonnene Eindrücke wieder hervorzurufen, und sogar einmal vollzogene Handlungen zu wiederholen, besitzt unser Nervensystem und macht davon Gebrauch, ohne unser Bewußtsein zu benachrichtigen. Die Tiere vollziehen Handlungen instinktiv, die durch äußere oder innere Anlässe ausgelöst werden; sie sind vom ersten bis zum letzten Akt in der Erinnerung aufbewahrt und entfalten dann ihre Motive wie ein aufgezogenes Musikwerk die Melodie, die in ihm schläft, ganz von selbst und in immer gleicher Folge. Man erinnere sich an die schwierigen und oft verwickelten Wanderungen der Zugvögel, die eine wunderbare Kraft der Erinnerung an Orte aller Art voraussetzen. Dieselbe oder mindestens eine nahverwandte Fähigkeit organischer Stoffe ist die Zusammendrängung aller Elemente zu einem reich ausgebildeten Organismus im Keim; es braucht nichts als die Befruchtung, und nun bildet sich ein Lebewesen ganz von selbst nach Erinnerungen, die, in vielen Fällen seit Jahrmillionen unverändert aufbewahrt, von Geschlecht zu Geschlecht unversehrt weitergegeben worden sind. Und was es nun wird, das muß als Erinnerung zusammengedrängt in einem Teil der Eizelle und der Samenzelle gelebt haben, der so eng ist, daß ihn das mit dem Mikroskop bewaffnete Auge kaum sieht, geschweige denn

die Art der Aufspeicherung der Erinnerungen erkennt, die in bestimmter Ordnung liegen müssen. Der kleine gelbe Fleck an der Basis der Blumenkrone der Schlüsselblume oder das längere oder kürzere Wimperhaar eines Augenlids müssen hier vorgebildet sein, d. h. sie müssen in dieser unvorstellbar engen Zusammendrängung vorbestimmte Stellen einnehmen, so daß die Entwicklung sie genau auf dieselbe Stelle bringen kann und muß, wo sie in dieser Art oder Rasse immer erscheinen müssen.

Vor mir steht eine Druse schlanker Bergkristalle[1] aus irgend einer Kluft des Montblanc, die alle, klein und groß, ganz gleich, eine Fläche der der Säule aufgesetzten sechsseitigen Pyramide viel stärker ausgebildet zeigen als die anderen; wir kennen nicht den Grund dieser Eigentümlichkeit, wir sehen nur, daß sie in dieser Gruppe unbedingt herrscht, so wie in einer Familie eine Form der Nase oder ein brauner Fleck im blauen Auge. Aus irgend einer Ursache ist hier die Natur von ihrem alten, geraden Weg in der Bildung der Bergkristallform abgewichen. Man sagt: Der Kristall ist das verkörperte Gesetz, die sichtbar gewordene Ordnung. Der Organismus eines lebenden Wesens ist sicherlich von verwickelterem Bau; aber ist die in jedem einzelnen Kristall einer Gruppe wiederkehrende Abweichung von dem Gesetze nicht eine [46] Variation, deren Festhaltung vielleicht noch erstaunlicher ist als ihre Entstehung? Ist der Blutkreislauf wunderbarer als der Trieb zur Anordnung in bestimmten Richtungen, der die Moleküle unorganischer Stoffe treibt, sich zu Kristallen zu verbinden? Was unterscheidet die Bildung des Kristalls, in dem unorganische Stoffe sich nach uralten Gesetzen zu den immer gleichen Formen zusammenschließen, von der Fähigkeit der Biene, regelmäßig sechsseitige Zellen aus Wachs zu bauen und mit Honig zu füllen, die wir Instinkt nennen? Den unmittelbaren Vergleich solcher Bildungen mit Kristallen, der so oft versucht worden ist, halte ich für unfruchtbar; es ist ja zunächst nur etwas Äußeres, das uns zum Vergleich anregt, und Vergleiche von Äußerem bleiben auch äußerlich in der Wirkung. Wenn man aber in die Entwicklung eindringt, sieht man bei den kristallähnlichen Bildungen des Tier- und Pflanzenreiches ein Zahlengesetz schon früh die Vervielfältigung und Anordnung der Teile regeln. Blüten von regelmäßigem Bau lassen auf den ersten Blick das Zahlengesetz ihres Baues erkennen; es sind lebendig gewordene Kristalle.

Um die in gleichen Winkeln und bis zu gleichen Entfernungen hinausstrahlenden Grundlinien eines Drei-, Fünf- oder Sechsstrahlers treibt und schwankt dieses farbige Leben; es scheint so frei, so losgebunden, und doch entfernt es sich nie so weit von seinem Grundplan, daß man die Regelmäßigkeit der Anlage übersehen dürfte. Auch

[1 Eine solche Druse von Bergkristallen lag immer auf Friedrich Ratzels Schreibtische. Der Herausgeber.]

selbst in weniger regelmäßigen Blüten zeigt sich das Gesetz ihres Grundplanes. Vor mir steht die zartviolette Blütenähre eines Gartenrittersporns mit »gefüllten« Blüten; sie ist trotz Sporns und vervielfältigter Blumenblätter ein fünfstrahliger Stern; ich zerpflücke eines von den zarten Gebilden, und indem ich von innen nach außen gehe, bleiben die fünf ursprünglichen Kelchblätter, eines davon gespornt, übrig, die ich an den grünen Streifen ihrer Rückseite erkenne; die anderen sind rein-violett. Ich habe den Kristall herausgeschält wie aus den umlagernden Hüllen einer Konkretion. Die reichen Büschelähren der *Gentiana spicata,* die im Herbst häufig auf Wiesen des Alpenvorlands wächst, tragen dicht gedrängt hellviolette Blüten, die in der unteren Hälfte eine längsstreifige, lebhaft glänzende Röhre bilden, von der die fünf Teile der eigentlichen Krone sich mit leichter Hervorwölbung absetzen; zusammengefaltet, erinnern diese Blütenknospen an Kristalle, die gesellig von gemeinsamer Achse ausstrahlen. Die einzelne Blüte strebt in schlanker Bogenlinie aus dem bräunlichen Kelch hervor, den fünf schmale Spitzen umstehen, erweitert sich fast zur Krugform, kehrt aber in ihren fünf Spitzen zum Fünfstrahler zurück. Die Blüte ist trotz der Krugform ein regelmäßiger Fünfstrahler. Die Kaktusse hat man Kristalle des Pflanzenreiches genannt, und in der Tat, wenn wir einen unverzweigten Säulenkaktus betrachten, dessen Kanten, auch abgesehen von der Stachelbesetzung, so scharf ausgebildet sind und so regelmäßig verlaufen und an der Spitze sich vereinigen, so ist die Ähnlichkeit mit säulenförmigen Kristallen schlagend. Auch selbst die birnen- und melonenförmigen Kaktusse machen uns, trotz ihrer rundlichen Gesamtgestalt, an Kristalle denken. Allein worin anders liegt hier das Kristallinische als in dem Zurücktreten aller Zweige, Schosse, Ausläufer, die sonst die strenge Gesetzmäßigkeit des Kernes [47] einer Lebensform verhüllen? Wir sind gewohnt, diese Außendinge als das eigentlich Organische zu betrachten, und vergessen darüber, daß es nicht der Kern ist. Alle Äste, Zweige, Blätter, Nebenblätter usw. müssen wegfallen; der innere Wasservorrat muß die Gewebe anschwellen, rissige Rinde muß fehlen, damit die fünfstrahlige Grundgestalt so klar und deutlich in die Erscheinung treten kann. Aus demselben Grunde zeigt uns manchmal die Knospe das Gesetz des Baues einer Blüte deutlicher als die entfaltete Blume. Und doch liegt ein großer Teil der Schönheit organischer Gebilde in dem Bestreben des Lebens, sich aus solcher Regelmäßigkeit herauszuringen. Der echte Kristall mit seinen harten Linien und ebenen Flächen und immer gleichen Winkeln muß der gerundeten Linie weichen, in deren Schwung sich eine Freiheit bekundet: das ist die Freiheit des Lebens. Im Kristall ist die Bewegung in Schlaf verfallen, sobald die kleinsten Teilchen in die Richtungslinien des Kristallbaues eingerückt sind; im organischen Gebilde ruhen sie nur zeitweilig und nie so tief, das Gesetz ihrer Anordnung ist kein so unbedingtes. Im unorganischen Reich erfüllt sich das Gesetz, und die Bildung

liegt fertig, aber tot vor mir; im organischen zieht das Gesetz durch die ganze Lebensentwickelung, erfüllt sich niemals bis zum Äußersten, es findet sozusagen nur ein schwankendes Gehorchen.

Auch das Tierreich hat seine Kristalle, wobei ich nicht einmal an die kristallinischen Ausscheidungen denke, die in Muscheln, Schalen und Stielen aus kohlensauerem Kalk als echte Mineralien auftreten, in diesem Falle meist als rhombische Kalkspatkristalle. Ich meine die Regelmäßigkeit von Bauplänen tierischer Organismen und Werke. Die oft bewunderte Genauigkeit der Maße der Winkel der Sechsecke einer Bienenzelle oder des Strahlengehäuses eines Seeigels oder Seesterns oder der Fäden eines Spinnengewebes beweist eine Fähigkeit der mathematisch genauen Erinnerung.

Auch dieser sechsseitige Strahler, der die verkörperte Starrheit des Gesetzes seines Baues ist, war nicht immer so in regelmäßige Flächen und Kanten gebannt. Als jene kleinsten Kieselsäureteilchen, die in einer Flüssigkeit schwammen, sich einander näherten und die Erinnerung in sich aufsteigen fühlten an jene Art der Gruppierung, in der sie oft mit anderen ihresgleichen geruht hatten, da regte sich ein Leben in ihnen wie in Zugvögeln, die es im Herbst nach Süden treibt; sie stürzten, von der Übermacht der Anziehung getrieben, zusammen, und freilich waren sie nun festgehalten, und mit der Beweglichkeit war es zu Ende. Noch heute kommen Jaspis, Achat, auch Kupferkies in organisch-rundlichen, wolkenhaft-quellenden Formen vor, und im Röhrenachat sind die Punkte und kleinen Kreise wie Zellkerne in einer Interzellularmasse verteilt. Schalenblende quillt zu vierförmigen Stücken auf. Die Ähnlichkeit mit Cumuluswolken ist besonders auffallend, mehr noch mit gemalten, wie z. B. in dem Wolkengekröse der Sixtina, als mit wirklichen. Am fernsten sind Opale in ihrer Weise den kristallisierten Mineralien trotz ihrer herrlichen Farbenspiele. Der gemeine Opal erinnert an Bernstein, edle Opale kommen in gallertartigen Stücken vor, und Alumocalcit sieht wie ein Stück rotbraune Erde aus, das mit Seifenwasser bläulich übergossen ist. In anderer Weise [48] schweift ins Organische der faserige Gneis und Glimmerschiefer, die an Holzmaser und mit ihren Quarzeinsprengungen an Astlöcher erinnern. Solche Grenzgebilde müssen zu Betrachtungen über die Armut des Formenschatzes anregen, über den die Natur gebietet; es können auch in ihrem Anblick Ahnungen von unermeßlicher Weite, aber unausdenklicher, auftauchen. Vollkommen pflanzenähnlich strahlen und verzweigen sich auch die sternenförmigen Bündel des Rubellit, die an die quirligen Blattstellungen schwimmender Pflanzen erinnern. Und bei Kristallen, die aus formlosen Gesteinsmassen herausleuchten, denken wir an das Bergmannswort von Blüten im Schoß der Erde, von edeln Erzen und Steinen, die aus taubem Gesteine »ausblühen«.

Wenn man die Naturerscheinungen nach dem Ausdruck einer strengen Gesetzmäßigkeit in ihrem Äußeren gliedert, stehen die Kristalle

und die regelmäßig gebauten Blumen und Strahltiere an der Spitze. Die Weltkörper sind im Vergleich mit ihnen willkürlich gestaltet, nur im großen spricht ihre Kugelform die gesetzliche Form des fallenden Tropfens oder der Agglomeration zusammenstürzender Massen aus; aber der Sternenhimmel zeigt uns nur zufällige und unvollkommene Annäherung an solche Regelmäßigkeit, z. B. im südlichen Kreuz. Liegt vielleicht eine Bedingung jener geometrischen Formen in ihrer geringen Größe? Auch unter den Kristallen gibt es, genau wie bei lebendigen Wesen, ein Maß für das Größenwachstum, das nicht überschritten wird. Auch den kristallbauenden Kräften sind Schranken gezogen. Riesenkristalle von Bergkristall, Roteisenerz, Aragonit, Cölestin gehen doch nicht über enge Grenzen hinaus. Es gibt keine Kristalle wie Eichbäume oder wie Elefanten; schon wenn sie Menschengröße erreichen, kommen sie uns riesengroß vor. Wie könnten Edelsteine so kostbar sein, wenn sie nicht in ganz kleinen Ausmessungen wüchsen?

II.

Ein klarer Tag! Welche Einfachheit des blauen Gewölbes über der reichen Welt dieses Tales, und welche einfache Größe! In dieser Morgenstunde schwingt es sich in dem gleichen Lichtgraublau von einem Berg zum anderen. Selbst die Abtönung nach dem Horizonte zu ins Weißliche fehlt; hinter den Bergen, die uns rings umstehen, scheint sich die Wölbung ins Unendliche fortzusetzen. Man begreift die Einheit des Gottes, der den Alten der Himmel eines Erdstriches war, wo das Blau oft monatelang so klar, so einfach und eben darum so groß auf die veränderliche Welt herabschaut: Zeus, Divus. O, welch klarer Tag! ruft einer dem anderen zu; ich möchte es freudig selbst denen mitteilen, die mir fremd sind, wenn nicht ihre Augen mir zu sagen schienen, daß sie gar nichts davon merken wollen. Aber dem Bauer, der froh zur Arbeit geht, liegt die Klarheit auf dem Gesicht wie ein Widerschein. Er fühlt es, ohne es sich zu sagen: es ist ein Eintauchen in Luft und Licht, in diese Durchsichtigkeit hineinzuschreiten. Nirgends ein Hindernis, nirgends eine Trübung; soweit der Himmel reicht, *eine* Welt des Lichtes, *eine* Fülle, keine Zurückweisung. Das beglückt, das macht frei.

[49] Unter einem solchen Himmel sagt man sich: Die Vorstellung des kristallenen Himmelsgewölbes ruht auf einem festen Beobachtungsgrunde. Die mit scharfen Augen begabten Schöpfer der Himmelsmythen sahen die Durchsichtigkeit der Luft nicht bloß rings um sich her, sondern indem sie den Adler verfolgten, der sich zuletzt als ein Pünktchen im Äther verlor, erkannten sie die Fortsetzung dieser Klarheit bis ins Himmelblau hinein. Die tiefe, einfache Farbe bekräftigte diese Beobachtung. Trübungen verbreiten sich in ihr wie in einem klaren Meere oder See, und während sie kommen und gehen, kehrt die blaue, tiefe Klarheit immer wieder. Ich erinnere mich an die

Sarcabrücke zwischen Riva und Torbole am Gardasee, wo der Gebirgsfluß in den blauen See tritt, in den er eine breite, grüne Wolke treibt[1]; aber nach wenig hundert Metern hat der See den trüben Fluß in sein Blau und seine Klarheit aufgelöst. In Kristallen sieht man Trübungen in ähnlicher Weise wolkig verbreitet, nur daß sie erstarrt sind und im Kristall eingeschlossen bleiben, wenn sie in dessen Form einmal eingetreten sind. Aber was bedeuten alle Trübungen in der großen Tiefe des Himmelsgewölbes?

Was unseren Blick bis zu einer gewissen Tiefe eindringen läßt, ob es nun durchsichtig oder durchscheinend sei, erweckt die Vorstellung der Tiefe. Unser Blick wird nicht von einem Hindernis plötzlich aufgehalten; nichts weist ihn zurück, er verliert sich nur. Daher die Neigung, allem Wasser in der Natur, dessen Boden wir nicht erreichen, gewaltige Tiefen zuzuschreiben, und um so mehr, je stiller dieses Wasser ist, je geheimnisvoller es uns anschaut. Daher die sagenhaften Tiefen der kleinen, stillen, dunkeln Gebirgsseen.

Auch die Erklärung des Himmelsgewölbes zum kristallenen Dom ist ein Versuch ursprünglicher Klassifikation, wie das Jugendalter der Wissenschaft so viele hervorbrachte. Wir fassen alles zusammen, was durchsichtig ist: die Luft, das Wasser, den Tautropfen, den Kristall. Das Auge macht den Eindruck, durchsichtig zu sein in dem Sinne wie eine Quelle, in die unser Blick bis auf den Grund reicht; nicht das Auge der Katzen und mancher anderen Tiere, aber ein Menschenauge, das wir klar und tief nennen, oder das zutrauliche, klare Äugchen eines Vögeleins.

Noch ein äußerer Grund, das Himmelsgewölbe aus Kristall zu bilden, lag darin, daß die Sterne ja einen Halt brauchten; also mußten sie entweder an der inneren Seite der Kristallschale befestigt oder zwischen den kristallenen Sphären eingeschlossen sein: eine notwendige Vorstellung in einer Zeit, die noch nichts von der Festhaltung der Himmelskörper in ihrer schwebenden Lage durch die Anziehung wußte. Und wenn man nun eine solche Kristallsphäre ausgedacht hatte, was Wunder, daß man, die Vorstellung wiederholend, Sphäre um Sphäre legte, wobei allerdings eine überirdische Durchsichtigkeit angenommen werden mußte, die die fernsten Sterne gerade so deutlich erkennen ließ wie die nahen. Das scheint unwahrscheinlich, und doch ist es nicht ganz unwirklich. Soweit unsere unverfälschten Sinneswahrnehmungen auch Kunde von dem inneren Wesen der Dinge und Erscheinungen umschließen, konnten jederzeit die auf ihre Spiegelungen in unserer Seele begründeten Vorstellungen auch in mythischer Einkleidung der Wahrheit sich nähern. Umgibt uns nicht [50] eine Kristallsphäre in jener Höhenschicht der Luft, die mit den feinen Strahlen erstarrten Wassers gefüllt ist? Halten wir es nicht für möglich, daß die Kristallsphäre des mythischen Zeitalters in ferner Zukunft

[1 Vgl. oben, S. 263. D. H.]

Wirklichkeit werden wird, wenn das flüssige Wasser erstarrt an der Erdoberfläche niedergeschlagen und die Atmosphäre von Schnee und Eisstaub erfüllt sein wird? Diese kalte Hülle wird dann aus lauter hexagonalen Wasserkristallen bestehen.

Welche große Sache ist die Durchsichtigkeit, diese so einfache und weitverbreitete Eigenschaft vieler Körper, das Licht unverändert durchzulassen! Luft, Wasser, Eis, Kristalle sind alles klare Dinge, solange sie rein sind. Wie dicht und kalt auch Luft wird, sie bleibt klar. Wäre es anders, wie sollten wir die Sterne erblicken? Wieviel hängt von der Durchsichtigkeit der Luft ab! Der Blick ins Weltall, die Möglichkeit, zu wissen, wo wir mit unserer Erde überhaupt im Raume sind, ist nur möglich durch diese scheinbar so einfache und selbstverständliche Eigenschaft. So eng also ist die Möglichkeit der wichtigsten Erfahrung bedingt, so schmal ist der Grund, auf dem unser Wissen vom Kosmos gebaut ist. Wieviel mag uns da verborgen sein und bleiben? Und wieviel mag verborgen gewesen sein, als ein Teil der Stoffe, die jetzt zu Weltkörpern vereinigt sind, im Weltraum schwebte? Auch diese Klarheit ist nur das Ergebnis eines Kampfes mit dem Trüben, und es strahlt mich wie abgeklärt das Himmelsblau und die Sonne an. Das Licht und der durchsichtige Raum kommen mir wie Engverbündete vor, beide Ausdruck einer riesigen Fülle, mit der sich Klarheit, Licht über alles: Großes und Kleines, Edles und Unedles, ausgießt. An den oberitalienischen Seen kann man es erleben, daß, wenn bei umwölktem Himmel, dessen Wolken tief gehen, der das schöne Wetter bringende regelmäßige Seewind, die Ora, der Regolare, die Wolken als dünnen Nebel über das Land breitet, die Welt eine ganz andere, duftverhüllte wird, ein silbernes Flimmern, ein ganz gedämpftes Licht, fast Dämmern, und ein Horizont von greifbarer Enge und Nähe. Da erkennt man erst, was die Durchsichtigkeit der Luft bedeutet. Denn sobald ein Nebelmeer uns umdrängt, kehren weitschweifende Gedanken zu uns zurück, wie die Schwalben, die nur noch den heimatlichen Turm umflattern, und die weit offene Blume der Phantasie beginnt ihre Blütenblätter zusammenzulegen.

In dem wasserklaren Bergkristall halte ich nun in meiner Hand die Durchsichtigkeit des Raumes zwischen mir und den Welten weit jenseit der Sonne. Dieser Stein teilt mit der Luft und dem Wasser die herrliche Eigenschaft, das Licht, den Boten fremder Welten, durchzulassen. Je klarer, von desto »reinerem Wasser« ist er. Und was nun der Klarheit im Kristall einen so großen Wert verleiht, das ist ihre Beständigkeit; sie ist nicht zu trüben wie in der Luft oder im Wasser. Die Untrübbarkeit ist der Schatz, der im Bergkristall ruht; auch an den Edelsteinen ist sie das wertvollste. Farben sind einigen davon in ausgezeichnetem Maße zu eigen, aber ihr eigenstes ist doch das, was an ihnen kristallen ist: Durchsichtigkeit und Glanz. Daß einzelne davon in regelmäßigen Kristallformen in der Natur vorkommen,

spielt daneben keine Rolle, denn gerade die schönsten Edelsteine kommen nur in kleinen, meist in unvollkommenen und abgeschliffenen Kristallen vor; wo [51] sie aber in großen Formen auftreten, entbehren sie wieder gerade der Klarheit und des Glanzes, der sie wertvoll macht. Der Bergkristall macht in dieser Beziehung mit Amethyst und einigen Verwandten eine Ausnahme, daß er in großen Strahlern vorkommt, die vollkommen klar sind. Er ist insofern der edelste der Edelsteine; denn in diesem Maße verbindet kein anderer Größe mit Glanz und Klarheit. Nur aus Bergkristall kann man große Schalen, Würfel, Säulen schneiden. Das sollte dem Bergkristall das höchste Lob erwerben; aber diese Freigebigkeit des Vorkommens wird mißverstanden. Ein seltsamer Fehlschluß deutet Freigebigkeit als Schwäche, Kargheit als Stärke. Was selten ist, wird mit Dank begrüßt, wo es erscheint. Verdiente nicht gerade das den Dank, was sich mir allerorten bietet?

In der Klarheit des Kristalls halte ich also fest in Händen dieselbe Eigenschaft, die ich in der Luft und im Wasser beständig um mich habe, ohne daß ich sie fassen und halten könnte. Die Klarheit, verbunden mit Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit: das halte ich am Kristall wert, darum freue ich mich, in ihn hineinzuschauen, wenn es draußen sich trübt. Ich freue mich auch, wenn der Regen Kristallhelle über Steine und Pflanzen breitet, trüben Farben Leuchtkraft und Glanz verleiht; aber der feuchte Überzug verdunstet, und nur in der Luft bleibt ein blauer Hauch, der fernen Bergen einen entzückenden Schein von Durchsichtigkeit verleiht.

Die reine Luft ist blau, und das reine Wasser ist blau. Staub und Wasser machen die Luft rot und gelb widerscheinen; feinste Staubteilchen und auch organische Beimengungen geben dem Wasser einen grünen Ton. Viel reicher ist die Farbenskala der Kristalle. Auch wenn wir nur die durchsichtigen nehmen, gibt es keine Abtönung von Blau, die nicht im Saphir, keine von Rot, die nicht im Rubin und Granaten, keine von Grün, die nicht im Smaragd, keine von Gelb, die nicht im Topas vorkäme. Es gibt bläuliche, gelbliche, grünliche, bräunliche Diamanten, es gibt gelbe, braune, veilchenblaue, rötliche Bergkristalle. In den Färbungen erinnern also die Kristalle an den Farbenreichtum des organischen Lebens, und wenn Adalbert Stifter einmal sagt: »Das Kristallisieren der Stoffe kam mir wie ein Blühen vor,« ist es kein hergeholter Vergleich.

Die Farben in tausend Abstufungen, die unmerklich ineinander übergehen, erzeugt durch die feinsten Ströme, in denen organische Wachstumssäfte sich ausbreiten, sind den Kristallen nicht eigen. Ihrer Farbenverteilung sieht man das Walten größerer Kräfte an, die mehr im ganzen, ich möchte sagen stoßweise, wirken. Es gibt gebänderte und gestreifte Achate und wolkige Rauchquarze, aber kein Ausstrahlen eines tiefgoldenen Gelb von der Basis eines Blütenkelches bis zu den äußersten Zacken der Kronenblätter, wie es mir die Primel oder, ins Himmelblaue übersetzt, jedes Blütchen der Zehntausende bescheidener

Veronikas zeigt, die den Grasrand eines kurzen Feldwegs durchsticken. Nun erst das Leuchten des Rosenrotes in einer Zentifolie vom Herzen der Blüte bis zu ihren äußersten Blütenblättern, einem Sonnenaufgang am bewölkten Himmel zu vergleichen, wo die Wolken im Zenith die Sonnenglut bis in einen letzten Hauch von Goldrot verklingen lassen. Das hat in der [52] Welt der Steine auch dort nichts Vergleichbares, wo eine Amethystdruse Kristalle ausstrahlt, die tief-veilchenblau, wo sie an der Basis zusammenhängen, und an ihren Spitzen wasserklarer Quarzkristall sind. Und so ist auch anderseits die Freiheit nicht im Reich der Steine, mit der aus dem Grün des Apfels das Purpurrot nur an der sonnenzugewandten Seite hervorblüht, oder das herbstliche Braun, das im Grün des Baumblattes sich an den Adern und Äderchen hin verbreitet. Millionen Kleeblätter sind grün, bis in einem von allen sich tiefes, leuchtendes Purpurbraun von der Spitze nach der Basis zu verbreitet, diese selbst freilassend; auch dies ist eine Art von Freiheit, die der Züchter noch steigern kann, bis eine völlig purpurblättrige Kleeart entstanden ist. So mag die Blutbuche entstanden sein, die wie ein Gebilde aus dunkelm Erz mit verhaltener Glut leuchtet und purpurnen Schatten wirft. Ich nenne dies Freiheit, weil es ein weniger gebundenes Walten organisierender Kräfte ist, im Gegensatz zu der strengen Verteilung der Farben im Kristall. Die Ausbreitung der Farben zeigt in beiden Fällen ein strömendes Bewegen farbentragender Flüssigkeiten; selten tritt auch nur ein Farbfleck unvermittelt ein, wir sehen die Spuren seiner Herkunft und seiner weiteren Ausbreitung, können oftmals ein wahres Netzwerk von Wegen verfolgen. Aber das sind im Kristall gewiesene und engere Wege als in der Blüte, in der Frucht, im Blatt, auf der Wange. Außerdem haben sie fast alle das Beschränkte der Artzugehörigkeit. Die Farben vieler Mineralgruppen schwanken um eine einzige Grundfarbe.

Die Kupferfamilie möchte ich die Papageien des Mineralreichs nennen; fast alle Kupfererze haben etwas Lebhaftes, Sprechendes, vom dunkel spiegelnden Kupferglanz bis zum fast grell beryllgrünen Selenkupfer, Umangit u. ähnl. und zu den Buntkupfererzen mit insektenflügel- und seifenblasenhaftem Glanzwechsel und Geschimmer. Dazwischen liegt das tiefblaue Kupferindig, dem etwas Ähnliches die Natur auch nur in Käferflügeldecken erzeugt, das ebenso tief purpurne Rotkupfererz, das manchmal mit einer lichteren Abstufung verbunden mit dem Veilchenblau des Antimonglanzes vorkommt, und die tiefenzianblaue Kupferglasur. Wohltuend mild, fast wie junge Buchenblätter, ist daneben Malachit oder wiesengrüner Nickelsmaragd, oder der Lettromit mit himmelblauem Samtglanz. Zinnober und Verwandte prangen in allen roten Tönen vom brennenden Zinnoberrot und Purpur bis zu Rost- und Ziegelrot. Auripigment und Realgar schauen uns wie geröteter Schwefel an. Im reinen Schwefel schreit dagegen ein scharfleuchtendes oder blitzendes Hellgelb, das sich zu einem warmen Bernsteinbraun nur mildert, wo der Schwefelkristall durchscheinend wird.

Proteïsch vielfarbig tritt der Flußspat auf, am einfachsten und ansprechendsten im klaren Seegrün, aber auch bernsteinfarbig, amethystfarbig, fleischrot, goldgelb, dabei bald klar, bald getrübt, auch mit Farbenmischungen in derselben Stufe, z. B. gelbliche Kristalle mit veilchenblau durchscheinenden Kanten.

Rätselhaft ist das Spiegeln metallfarbener Kristalle in fast überirdischem Glanz. Welche ausebnende, Ungleichheiten niederdrückende Kraft war hier am Werk? Das messingene Spiegeln des Eisenkieses, der Anthrazitglanz der [53] Zinkblende, die die Obsidianspiegel der alten Mexikaner in die Erinnerung ruft, das dunkle goldgelbe Glänzen des Kupferkieses, das violettliche metallene des Kobaltglanzes. Im blauen Schimmer des schwarzgrauen Silberglanzes, im bläulichen des hellgrauen Tellursilbers fühlen wir uns an den bläulichen Schein des Silbermetalls erinnert. Die Würfel und Rechteckgestalten des Eisenkieses sind von monumentaler Einfachheit. Noch seltsamer ist das Schlummern der Lichter und Farben im unscheinbarsten Gewand; enthüllt blenden sie uns. Ich drehe den grauen Labradorstein in meiner Hand, bis er mir sein schillerndes Blau aufgehen läßt, und freue mich dieser Farbe ebenso, wie wenn sie in tausendfach größerem Raume auf der Oberfläche eines Sees erscheint. Ohne Zweifel ist das Blauen des Himmels zwischen trüben Wolken etwas Größeres, denn mit ihm gehen Licht und Sonne, und das Blauen meines Labradors ist ein Einzelphänomen. Aber wenn einer ein Mittel ersinnen sollte, um die Gedanken rasch vom Kleinen und Nahen ins Große und Weite auszubreiten, wäre nicht dieses Blauen in der Tiefe des grauen Steines gerade das rechte?

Ein tieferer Zusammenhang, den man physiognomisch nennen möchte, waltet oft zwischen Farbe und Gestalt. Das Bleigrau des Bleiglanzes ist eine stumpf metallene und stumme Farbe; auch in der Form liegt hier etwas von »bleierner Schwere«; und zugleich spricht sich in dem weichmetallischen An- und Ineinanderdrängen die Nachgiebigkeit dieses Metalles aus. Und hängt nicht die Wandelbarkeit des Kalkspats, der ein vielgestaltiges Geschlecht von Abartungen erzeugt, mit seiner anderen Eigenschaft zusammen, daß in seiner Färbung häufig trübe Töne erscheinen?

Es gibt auch Kristalle, die gewöhnlich mit anderen verbunden sind, wo sie dann Gruppen bilden, die etwas Landschaftsartiges in der Verbindung verschiedenster Formen und Farben zu einem Bilde haben. Man sieht da Kontraste, die geradezu effektvoll sind, z. B. rosenrote Kobaltblüte mit tiefschwarzem Kobaltmangan. Dagegen ist mild und doch reich das Hingestreutsein goldglänzender Kupferkieswürfelchen zwischen milchweiße Quarzstrahlen; so kommt auch dunkles Fahlerz und Zinkblende vor. Ganz landschaftlich wirkt Speiskobalt, der Quarz rosenrot bestäubt oder mehr anhaucht: ein Miniaturgebirge im Morgensonnenlicht. So kommt auch Millerit als ein tief moosgrüner Anhauch oder Anstaub kleinster Kriställchen vor. Schwefelkristalle

und Cölestin kommen miteinander in zierlichen kleinen Gebilden vor, die harmonisch zueinander gestimmt zu sein scheinen.

Indem Mineralien sich zersetzen, unter Beibehaltung ihrer Form, entstehen Wiederholungen derselben Kristalle mit merkwürdig abweichenden Färbungen. Neben dem messingglänzenden Eisenkies liegen die rostfarbenen Oxydationen höchst unscheinbar: man könnte sie die Greise jener jünglingshaft laut glänzenden Kristalle nennen. Diese abgetönten Farben erinnern an roten Sandstein, der gebräunt, an Granit, der im Wetter grau, an Kalkstein, der schwärzlich oder rötlich geworden ist. Die bunten und glänzenden Reste leuchten wie Blüten von entlaubten Bäumen aus diesen Farben der Verwitterung heraus.

[54] III.

Am Spätherbstmorgen hängen die Gletscher wie schneeweiße Wolken vom Montblanc und seinen Genossen ins Tal; die Umrisse der Berge ziehen wie helle Linien vor dem erst dämmernden Nachthimmel, bei weitem nicht so kühn und groß wie am Tag. Genau so habe ich erst vor wenigen Tagen die letzten Wolken in den Tälern liegen sehen, als nach heftigem Spätgewitter der Himmel sich aufklärte; sie ruhten in den dunkeln Rinnen der Waldhänge eingebettet wie weiße Hirsche, die die oben in grauem Gewirr abziehende wilde Jagd erlegt hat. Es ist jedoch bei näherem Zusehen ein etwas anderes Licht als das von weichen Wolken, deren Weiß ins Nebelgraue spielt; es ist etwas von dem eigenen Leuchten der Sterne oder des Mondes darin, oder noch besser, von dem Leuchten der Wolken, hinter denen der Mond steht, etwas Phosphoreszierendes. Das hat wohl jeder Alpenwanderer einmal gesehen, wenn ihn ein nächtlicher Weg in ein Hochtal führte, von dessen Bergen Gletscher herabsteigen; auch stürzende Lawinen will man elektrisch haben aufleuchten sehen. Schon De Saussure hat vom phosphoreszierenden Licht des Firnes gesprochen. Vor dem Licht der Morgensonne sinken die Gletscher gleichsam zurück, werden grau und scheinen zusammenzuschwinden, während die Berge größer werden; erst die höhergestiegene Sonne gibt ihnen ihre eigene Farbe: das Weiß der reinen, das Silbergrau der schuttbestreuten Oberfläche und jenes bläuliche und grünliche Durchscheinen, das tief und leuchtend in den Spalten der zerklüftetsten Partien wohnt. Auch dieses Eis ist eine Masse von Kristallen, die, eng aneinandergefügt und -gelenkt, scheinbar ein zusammenhängendes Ganzes bilden; aber die wahre Einheit des Gletschers ist der Wasserkristall; jener selbst ist im Vergleich damit nur ein unorganischer Haufen. Aus den sechsstrahligen Schneesternen, die hoch oben im Gebirge vor vielen Jahrzehnten herabwirbelten, ist durch Schmelzen, Wiedergefrieren und Anfrieren fremder Schneesterntrümmerchen das Firnkorn entstanden, das äußerlich völlig unkristallinisch aussieht, etwa einem Samenkorn oder Wurzelknöllchen gleicht, im Innern aber sich durch die Licht-

brechung als echter Kristall erweist. In hundertfünfzig oder zweihundert Jahren ist es mit Millionen ähnlicher Firnkörner herabgewandert, zäh geflossen, bis zum Rand des Gletschers, von wo es einst in leicht flüssiger Form als Quell oder Bach rascher zu Tal eilen wird. Als Kristall kommt es auf diesem weiten Weg nicht mehr zum Vorschein.

Firn und Gletscher sind so gut Gesteine wie der Granit des Gebirgskerns. Das Humboldtische Wort: »kristallinisches Gewebe einer Felsart», paßt auf beide, nur daß die Kristalle, die in ihnen zu einem Ganzen gefügt sind, alle aus demselben Stoffe bestehen, während im Granit Feldspat, Quarz und Glimmer sich im Erstarren, jeder in seiner Form, kristallinisch gesondert haben. So liegen also zwei Massen, zu denen unzählige Kristallindividuen zusammengefügt und -gefesselt sind, über- und nebeneinander: Granit und Eis.

Beide gleichen einander auch darin, daß keine den Kristall, der sie aufbauen hilft, seine Freiheit als Kristall wiedergewinnen läßt. Die Kristallindividuen des Granits werden erst frei, wenn sie zerfallen oder dem Zerfallen nahe sind; ihr Rest ist Staub und Sand, wie er von den Felswänden herab- [55] rieselt und weggeführt wird. Beim heutigen Zustand der Erde ist es ausgeschlossen, daß eine Umschmelzung oder ein gewaltiger Druck sie wieder in den flüssigen Zustand zurückführt, aus dem sie zu Granit von neuem erstarren könnten. Der Zerfall des Granits ist der Tod seiner Kristalle; damit wird aus ihm, dem einen, eine Fülle von neuen Gebilden, aber nichts, was ihm selbst gliche: Tone, Sande, Sandsteine, Gerölle. Anders ist das Schicksal des Gletschers und Firnes und ihrer Eiskristalle: so wie sie stofflich eins waren, bleiben sie es nach der Auflösung; aus Eis wird Wasser. Und da nun Wasser bei jeder Temperatur verdunstet und von dem Nullgrad unserer Thermometer an wieder erstarrt, kristallisiert, so hören sozusagen seine Übergänge von einem in den anderen Zustand nie auf, ist es in beständigen Wandlungen begriffen: Wasserdampf wird zu Schnee, Schnee zu Firn und Eis, Eis zu Wasser, Wasser zu Wasserdampf, und wo immer die Kurve dieser Verwandlungen unter den Gefrierpunkt herabgeht, tritt Übergang ins Kristallinische, Erstarrung ein.

Im fließenden Wasser hilft jeder Moment der Ruhe und Sammlung der Kristallnatur zu ihrem Recht. Ein Gebirgsbach, in dessen Bett Riffe und Felsblöcke eine Menge von Hindernissen und Ruhepunkte schaffen, hat eben das vor dem Wasserfall voraus, daß sich ununterbrochen aus dem Schaum und der Trübung der Wirbel der Kristall des Wassers wiederherstellt. Gerade dieses beständige Verwandeln und Zurückverwandeln im Wandel des Fließens fesselt. Wenn der Bach auf ebenerer Bahn durchsichtig hineilt, ja schon in jeder Bucht oder Nische, hinter einer Felsklippe, ist er Kristall oder geschmolzenes Glas. In der Brandung des Meeres ist die zurückströmende Welle noch ein Glasfluß, voll Luftblasen, weißgrün; aber rasch geht derselbe, wie die Luftblasen entweichen, in einfarbig dunkles Glas über.

In den Tiefen des Meeres und der Seen steht das Wasser kristallen still und klar. Nur selten wird es von einem der Tiere bewegt, die vorbeikriechen oder -huschen. Man versuche sich diese ungeheuer tiefen und breiten Massen des klaren, durchsichtigen, bläulichen Stoffes vorzustellen, wie er die tiefen Becken der Erdoberfläche ausfüllt: es ist eine der großartigst einheitlichen Naturerscheinungen. Das Meer ist selten an der Oberfläche so unbewegt, daß es einen ungetrübten Spiegel bildet; aber in Binnenseen wächst die kristallene Ruhe gleichsam herauf bis an die Luft, und das Becken sieht aus, als sei sein Inhalt keiner Bewegung fähig. Ich finde eben darum den bei Naturschilderern beliebten Vergleich eines stillen, tief eingesenkten Sees mit einem Auge störend[1]; denn was ist in diesem immer ruhenden, dunkelglänzenden Spiegel augenhaft? Sein Leben ist nur gespiegelt.

Die gleichmäßige Wellenbewegung an der Oberfläche eines tiefen Wassers, wie sie von leichten dauernden Winden hervorgebracht wird, schafft ein neues, in seinem Wesen ebenso großes Bild, wie es die Wasserfläche in der Ruhe geboten hatte, aber ein rasch vorübergehendes. Dasselbe erinnert an die Querstreifung der Kristalle, die auch lediglich eine Veränderung der Oberfläche bedeutet, unter der die gesetzmäßige Kristallform in ihrer ganzen Strenge erhalten bleibt. In den See hineinziehendes Röhricht stört dagegen die Kristallnatur [56] des Wassers; es erinnert uns an die Durchdringbarkeit des Flüssigen, in dem die zarten Stengel der Pflanzen ihren Weg zur Oberfläche finden. Die Reinheit der Oberfläche wird aufgehoben, es ist eine Vermengung heterogener Dinge, die an sich sehr schön wirken kann, aber auf Kosten der Größe: das Große zerteilt gibt das Schöne, wobei das Erhabene entflieht. Etwas ganz anderes sind die unzähligen Bilder von Trübung und Verwirrung, aus denen sich hier zu meinen Füßen der ganze Lauf der Arve zusammensetzt. Das eben noch kristallene, an einen Glasfluß erinnernde Wasser zwängt sich durch Klippen oder fällt in ein Felsbecken, wo es sich zu milchiger Undurchsichtigkeit zerteilt, zerwirbelt, aufschäumt und überwallt; aber in Kürze ist alle Trübung ausgestoßen, die ursprüngliche, ich möchte sagen ureigenschaftliche Klarheit wiedergewonnen. So gibt es auch Kristalle, deren Inneres bei aller Strenge der äußeren Form ein Chaos ist, durch dessen Risse, Klüfte, wallende und sich drängende Massen, Trübung und Klarheit kein Blick dringt: ein rettungsloser Widerspruch zwischen dem Gesetz der äußeren Formen und der Gesetzlosigkeit der Zerrüttung des Inneren. Der klare Kristall erscheint uns nun erst recht als der Ausdruck der Reife und der Abgeschlossenheit.

So habe ich im Laufe der Jahre manches Gespräch mit meinem Bergkristall geführt. Nicht bloß die Erinnerung an die Luft, das Wasser, das Eis und den Berg jener Alpen, denen er entstammt, habe ich in ihm mit herausgetragen — seine Klarheit redet, und es redet seine

---

[[1] Vgl. dagegen oben, S. 268. D. H.]

Starrheit, und gerade diese nicht am wenigsten eindringlich. Was ist mir die Zeit? scheint aus diesem festen Gefüge herauszufragen. Für dich, wie für alles Lebendige, Schicksal, Verhängnis; für diesen Kristall bedeutet sie nichts, solange er besteht. Uns reißt die Flut der Zeit fort, er schläft in unbewegten Tiefen. Wie viele Schöpfungsperioden mögen an ihm vorbeigeflossen sein? So lange nicht diese Form von außen zerbrochen oder aufgelöst wird, bleibt der Kristall in denselben Flächen und Kanten eingeschlossen; seine Atome ruhen fest ineinander gefügt und würden, glauben wir zu wissen, bis an den Rand der Ewigkeit so ruhen. Was dünket dich von der Zeit der Menschen angesichts der Zeit dieses Kristalls?

Brechen wir ab, denken wir an das Maß und die Geschlossenheit des Kristalles; auch in ihnen liegt Lehre und Mahnung!

[LI] # Das Deutschtum in Nordamerika.[1])

Von **Friedrich Ratzel.**

Nordamerika. Die Vereinigten Staaten nebst einem Ausflug nach Mexiko. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. 2. Aufl. Leipzig 1904. Kap. IX der Einleitung, S. LI—LIII.

[Zusammen mit dem bereits am 1. April 1893 verfaßten und 1904 nur durchgesehenen Kap. VIII der Einleitung: »Ein geographischer Blick auf Nordamerika«, abgesandt am 5. Februar 1904.]

Wenn auch Deutschland aus wohlbekannten Gründen nicht kolonienbildend in Amerika aufgetreten ist, so hat es doch seit dem XVII. Jahrhundert 6—7 Millionen Auswanderer zu der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika gestellt. Allein 1821—1900 sind über 5 Mill. Einwanderer aus dem Gebiet des heutigen Deutschen Reiches, dazu 1,5 Mill. aus Österreich-Ungarn und der Schweiz nach den Vereinigten Staaten gekommen. 1900 zählte die Statistik 2,7 Mill. in Deutschland Geborene und 7,8 Mill., die von deutschen Eltern abstammten. Die deutsche Einwanderung hat denselben Rückgang erfahren, der seit etwa 1880 die Einwanderung aus den west- und mitteleuropäischen Ländern nach Nordamerika immer mehr zugunsten der nord-, süd- und osteuropäischen zurückgedrängt hat. 1902/03 sind nur 40000 aus Deutschland eingewandert, gegen 230600 aus Italien, 206600 aus Österreich-Ungarn, 136000 aus Rußland, 67000 aus Großbritannien und Irland. Die deutsche Einwanderung suchte im XVIII. Jahrhundert hauptsächlich die mittleren Staaten, besonders Pennsylvanien und New York, auf, hat sich dann in der Zeit ihres größten Wachstums nach Westen ergossen. New York, Philadelphia Chicago, St. Louis, Milwaukee, Cincinnati sind die Zentren deutschen Lebens in Nordamerika. Schon im 17. Jahrhundert sind in der niederländischen und schwedischen Kolonisation Nordamerikas Deutsche

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Karl Baedeker in Leipzig.

wirksam hervorgetreten: Peter Minnewit aus Wesel und Jakob Leisler aus Frankfurt a. M. Mit 1683 beginnt die deutsche Einwanderung nach Pennsylvanien unter Franz Daniel Pastorius aus [LII] Sommershausen, die hauptsächlich durch die Zusicherung freier Religionsübung angezogen wurde; erst vom Niederrhein, dann immer mehr aus der rheinischen Pfalz floß sie nun jahrzehntelang nach Pennsylvanien, streckte auch Arme nach New York, Virginien und Nord- und Süd-Carolina aus. 1734 ging eine große Schar Salzburger nach Georgia. Man berechnet, daß bei Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs 185 000 Deutsche in Pennsylvanien lebten, und für 1800 kann wohl 1 Million Deutsche in den jungen Vereinigten Staaten angenommen werden. Die amerikanische Geschichtschreibung hat dem Wirken dieser Deutschen nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wissen u. a. aus den trefflichen historischen Werken des Präsidenten Roosevelt, wie sie an der Spitze der welthistorischen Westwanderung geschritten sind, daß sie das religiöse Leben und die Schule sorgsam gepflegt haben. 1732 erschien die erste deutsche Zeitung; 1743 wurde die erste deutsche Bibel in Amerika von Christoph Sauer in Germantown gedruckt, erst 40 Jahre später erschien die erste englische. An der Vorbereitung der Unabhängigkeit haben Deutsche wirksamen Anteil genommen. Der Buchdrucker Zenger errang den Kolonien die Preßfreiheit, Herkheimer, Mühlenberg und die Offiziere Friedrichs des Großen Friedrich Wilhelm von Steuben und Johann Kalb gehören zu den Helden des nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes. Allerdings fochten unter den Engländern jene verkauften deutschen Soldaten, von denen manche im Lande geblieben sind.[1] Das XIX. Jahrhundert brachte das Wachstum der deutschen Einwanderung, in der jetzt politisch Verfolgte in großer Zahl erschienen: Zierden der deutschen Wissenschaft in Amerika wie Franz Lieber, Karl Follen, Karl Beck, Politiker, aus denen bedeutende Staatsmänner wurden, wie Karl Schurz, Gustav Körner, hervorragende Künstler und Lehrer. Umgekehrt begann nun auch die Wanderung junger Amerikaner nach Deutschland, der Einfluß deutscher Wissenschaft, Dichtung und Kunst, zu dessen Trägern der größte Denker, den Amerika bis jetzt hervorgebracht hat, Ralph Waldo Emerson, gehörte. Es folgte die Steigerung und Erleichterung des Verkehrs. 1847 wurde unter Hamburger Flagge die erste deutsche Dampferlinie Hamburg—New York gegründet. Auf das Jahr 1848 folgte eine ungeheure Steigerung der deutschen Einwanderung. Die Deutschen standen im Kampf gegen die Sklaverei fast alle auf seiten der Freiheit, ihre Soldaten haben sich in den Schlachten des Bürgerkriegs Lorbeeren errungen; und in friedlichem Wirken haben seitdem die Deutschen

---

[[1] Vgl. »Die Hessen und die andern deutschen Hülfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776—1783«. Nach dem Englischen von Edward J. Lowell mit Autorisation des Verfassers herausgegeben von O. C. Freiherrn von Verschuer. Braunschweig, 1901. Der Herausgeber.]

besonders im Westen an der Herausbildung des neuen Volkes mitgearbeitet, das in Nordamerika heranwächst. Als die besten Besiedler und Bauern, als Handwerker, Kaufleute, Techniker, Künstler, Lehrer und Soldaten sind sie anerkannt. Das amerikanische Schulwesen verwirklicht bis zu den Universitäten deutsche Ideen. Von einer entsprechenden politischen Geltendmachung haben sie aber in vielen Fällen innere Gegensätze, auch die konfessionellen Unterschiede und ein vielbeklagter Mangel an [LIII] Opferwilligkeit abgehalten. Von vielen ist die Muttersprache viel zu rasch vergessen worden. Doch ist in den letzten Jahren manches geschehen, um den deutschen Geist zu heben; so schließen sich die zahllosen Lokalvereine allmählich einem 1901 gegründeten deutsch-amerikanischen Nationalbund an. Am Ende des XIX. Jahrhunderts wurde in gegen 4000 Schulen deutsch unterrichtet.

---

[1]

Kunst in Natur.[1]

(Frühlingsblumen. — Stratuswolken. — Bildergalerien.)

Von Professor Dr. **Friedrich Ratzel** (Leipzig).

Frankfurter Zeitung und Handelsblatt. 48. Jahrg., Nr. 142 vom 22. Mai 1904. S. 1—3 des Ersten Morgenblattes.
[Abgesandt am 7. Mai 1904.]

Unter den Küstenbogen der Westseite Italiens, bei deren Anblick schon auf der Landkarte mir eine leise Melodie entgegenklingt, so regelmäßig schwellen sie an und ab und so weich sind ihre Hebungen und Senkungen, hat mich der südlichste des Ligurischen Meeres, der zwischen Spezia und Livorno, immer besonders angezogen. Denn — ich las das von der Karte — Meer und Gebirg treten hier langsam auseinander, die in der Riviera di Levante schroff gegeneinander stehen, und ein Tiefland, von Norden nach Süden wachsend, schiebt sich zwischen sie ein. So müssen hier schöne Landschaften sein. Denn überall auf der Erde beherrscht die Dreizahl das Schöne in der Natur, sei es als Vorder-, Mittel- und Hintergrund, sei es als rechte und linke Einfassung des Weges, Baches, der Straße usw., die in die Tiefe des Bildes hineinführen. Hier ist das Große des Meeres, dort das Große des Gebirges und dazwischen ein ebenes Land, reich an Feldern, Gärten, Bächen, Kanälen, Städten und Dörfern, eine Schwelle zum einen und zum andern und ein Schauplatz, auf dem wir die günstigsten Aussichtspunkte nach der einen und der andern Seite hin wählen. Hier muß gut wandern sein; hier muß es lohnen, um sich zu schauen! Und haben wir am Quell der Natur gelegen, so mundet uns vielleicht doppelt gut ein Trunk aus den Marmorbecken der Kunst, die im Arnotal von Pisa aufwärts dicht übereinander liegen.

* * *

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Feuilleton-Redaktion der Frankfurter Zeitung.

Es ist wahr, italienische Landstraßen sind staubig, sehr staubig, und wenn Mauern sie von beiden Seiten her einengen, so daß uns keine Wahl bleibt, als mitten in dem weißen Strom zu waten, so könnte einem die Wanderlust zuzeiten vergehen. Aber doch nur zuzeiten! Denn sowie auch nur ein schmaler Rasenstreif herantritt oder ein Wässerlein die Straße begleitet, wie sie im Mündungsland des Arno fast so häufig wie in Holland und ebenso behaglich hinfließen, oder nun gar ein Olivengarten, der in der Regel nicht eingehegt ist, die Straße entlang zieht, da zeigt sich die freundliche Natur des Südens sogleich so reich und so freigebig, daß man gern die Mühsal vergißt. Und Fülle der Formen und Farben ist ihr ja gerade jetzt, mehr als in anderen Jahreszeiten, eigen. Die Sonne, die den Staub austrocknet, ist eben doch dieselbe, die diese schönen Blüten ins Leben ruft und uns in solcher Fülle damit überschüttet. Ist es doch, als wollte die Pflanzenwelt des südlichen Frühlings gerade an den Straßenrändern zeigen, was sie hat und kann. Die Gänseblümchen, wenn auch von den Menschen und Lasttieren niedergetreten, blühen doch fröhlich im Staub weiter, und in einer Fülle, daß sie schneeweiße Säume die Straßen entlang bilden. Ist in der Nähe ein Wiese abgemäht worden, so bedeckt sie sich mit der zierlichen kleinen Blüte so dicht, daß man aus der Ferne einen Schneerest zu sehen vermeint. Daneben liegt ein Stück Brache, das Erdrauch so dicht überzieht, daß man es für ein blühendes Kleefeld halten könnte. Und wo der Staub am größten, bricht der Aronsstab mit tropisch üppigen, saftgrünen Blättern, eine größere Ausgabe unserer Ficaria, goldgelb blühend, mit Blättern, die wie Wasser glänzen, oder Disteln mit großen glänzenden Blättern, die weiß gezeichnet sind, aus dem dürren Boden, ein lebendiger, erquickender Protest gegen alles, was Leben hemmen möchte. Auch die Ranunkeln treiben hier größere Blüten, die fast unnatürlich glänzen, als ob sie lackiert wären. Und Rosmarin wirft in mannshohen Büschen sein mildes Blau hinein, und so reich, daß es jede Lücke des Gartenzaunes überströmt. Bei Pietrasanta tritt das Marmorgebirge von Carrara näher ans Meer, und die Straße schmiegt sich an die Felsen, deren Oberfläche mit rotbraunem Ton bedeckt ist. Die Pflanzen in den Mauern, die unter den Steinen herauskriechen, sind uns keine fremden; da begegnen wir wieder dem Gänseblümchen und dem Löwenzahn, die auch den kurzen Rasen eines Kirchenplatzes mit ihren einfachen Farben durchsticken; wir finden den kreuzblütigen Senf, die Nessel mit etwas schärfer gezähnten und auch schärfer brennenden Blättern. Ganz anders sieht es aber im oberen Teil des den Weg in unwillkommener Weise einschließenden Mauerwerkes aus. Da nicken aus Ritzen brennendrote und rosenrote Geranien, die noch nicht lang aus dem Garten ausgewandert sein können, Verbenen, blaue und weiße Iris hat sich längst weiter oben angesiedelt. Über den heißen Mauerrand hängen Opuntien ihre phantastischen Zweige und fleischigen Blätter, und oben strecken Agaven ihre sägezähnigen Stachelblätter gen Himmel.

Solcher Straßen gibt es an dieser Riviera manche: oben eine blumengekrönte Mauerwand, unten durch das Silberlaub der Ölbäume der Blick aufs Meer. Es ist ein ideales Landstraßenbild. Aber seine Elemente sind nun mit einem Mal fast alle viel fremdartiger als dort unten. Da nickt die rote Tulpe von hohem Stengel, und im Rasen drängt sich ein Bündel Narzissen (Tazetten) zusammen, lichtgelb, kurzstielig, an die Schlüsselblume dieser Gegend erinnernd, deren helle große Blüten immer dicht beisammen stehen. Welcher schöne Schwung in der Krugform des Arum Arisarum — die Tüte des großen Arum sieht daneben plump aus. Und diese edle Gestalt drängt sich unter Steinen und Wurzeln in Menge hervor. Wie unermeßlich reich ist doch die Natur! Daneben die Aristolochia mit einer so feinen Blütenhülle, deren schlanke Bildung mit schmal ausgezogenem Rand nie die Phantasie eines etruskischen Vasenschöpfers graziöser ersann. Solche grasigen Hänge unter den Ölbäumen sind unfehlbar mit Orchideen durchstickt, unter denen eine Bienen-Ophrys mit tiefbraun-samtner Blütenlippe und Serapias mit langzipfeligen Blüten von modernster Farbe: bräunlich angehauchtes Fleisch- und Rosenrot, besonders häufig sind. Führt der Pfad weiter, vielleicht in felsiges Gelände oder an einem steinigen Talhange hin, so verfehlt nicht der stachelige Ginster mit dichten Blütenähren sich heranzudrängen, deren weithin leuchtendes Gelb, tiefer als Chromgelb, zu gelb für diesen lichtblauen Frühlingshimmel, sowie ihr Duft zu schwer für ihn ist. Dann begrüßen wir wohl auch das feine Alpenveilchen, das zuerst vereinzelt auftritt, um dann bald ganze Hänge purpurn zu punktieren und die Luft mit seinem würzigen Hauche zu erfüllen. Unsere A n e m o n e *(nemorosa)* tritt häufig mit ihm an Grashängen in Masse auf, größer, stärker als bei uns. Aber ihr zarter Wuchs, ihr frisches Grün und zartes Weiß erinnern doch noch an den deutschen Buchenwald. Ihr rasches Welken im Strauß scheint zu sagen: »Ich bin noch immer nicht an die heißen Strahlen eines italienischen Aprilhimmels gewöhnt; meine Heimat ist der Norden, dessen Frühlingstage Schnee und kalte Regen abkühlen.« Es ist ein eigentümlich leuchtendes und doch mildes Weiß in dieser zarten Blüte, das mich an Schneeglöckchen und die weißen Blütensterne einer Zwiebel erinnern, die unten in Brachfeldern wächst. Die Anemonenblüte gehört zu denen, deren Weiß mit Grün gemischt ist. In anderen ist eine Spur von Rot, und deren Weiß ist dann immer glänzender und leuchtender. Ein solches Weiß ist das ungewöhnlich starke, man möchte sagen glühende Weiß der Cistrosen, die jetzt ihre erste Blüte öffnen. Ich habe diese Farbe sonst nur an weißen Gartennelken gesehen, die eine entfernte Mischung mit Rot hatten. Demselben grasigen Abhang, dem Veilchen, Schlüsselblumen, Stern-Anemonen und Narzissen Farbe und Duft verleihen, entsprießen lange, sehnige Stengel, die an der Spitze rostbraun behaarte, eingerollte Blattknospen tragen. Man könnte sie für geringelte Raupen nehmen, die die Spitze der Stengel umkriechen, wenn nicht einige, die etwas weiter fortgeschritten

sind, deutlich die Gestalt des Farnwedels erkennen ließen. Die Stengel sind an ihrer Basis dunkelbraun, ihr Grün ist hart. Daneben steht ein keulenförmiger Blütenstand des Schachtelhalms auf braun beschupptem Stengel, die Blütchen zierlich aufgereiht. So fremd erscheinen uns diese »Verborgenblütigen« unter den heiteren, farbigen, duftreichen Blütengewächsen, wie Stumme unter Redenden und Singenden. Sie sind so verschieden im äußeren Gewand und in der Haltung, wie sie im Alter von diesen abstehen. Stammen doch Farne und Schachtelhalme aus einer der ältesten Perioden der uns bekannten Erdgeschichte, während die Familien, denen Anemonen, Schlüsselblumen, Narzissen, Orchideen angehören, viel später erst erschienen sind, erdgeschichtlich im Blütenalter stehen.

Der Eintritt der Blütenpflanzen in das Leben unserer Erde kommt mir vor wie das erste Dämmern einer großen Kunstepoche. Aus schüchternen Anfängen ergießt sich ein Meer von Schönheit, wie ein Rosenstrauch, wenn seine Blütenzeit gekommen ist, sich mit noch viel mehr und reicheren Blüten bedeckt, als seine Knospen je erwarten ließen. Mit den Blütenpflanzen zieht nicht bloß ein neuer Stil ein — es werden Hunderte von neuen Wegen beschritten. Mit Farbe und Duft sind ganz neue Mittel, Schönheit zu schaffen, gefunden. Das Wesentliche bleibt aber die Individualisierung der Blüte, die wie ein selbständiges Wesen unter den Blättern, an den Stengeln erscheint. Ihre Stellung an der Spitze letzter Verzweigungen, inmitten der Blätterrosette auf eigenem, die ganze übrige Pflanze überragendem Stiel kündigt sehr oft an, daß sie die Krönung des Lebensprozesses ist. Mit ihrem Verwelken hört manche Pflanze überhaupt auf, zu leben; sie scheint nur dagewesen zu sein, um die Blüte hervorzubringen.

An dem dichtbegrasten Damm des Wassergrabens blühen nur noch vereinzelt Veilchen. Ende Februar und Anfang März war ihr dunkles Violett von weitem sichtbar. Jetzt sind es Günsel und Gamander, die ganze Raine lila färben; zu ihnen kommt noch der Salbei und eine stellenweis ebenfalls häufige enzianblaue Natterzunge. Das zarteste Lichtblau, die echte Farbe der Bescheidenheit, bringt aber in diese blauen Beete die zarte Lein- oder Flachspflanze, *Linum usitatissimum.* Welch stilvolle Zeichnung, würden wir sagen, wenn es Menschenwerk wäre. Aus den hellgrünen gerieften Stengeln sprossen zahlreiche schmal lanzettliche Blätter hervor, die alle in spitzen Winkeln nach oben streben, wo zuletzt ähnliche Blättchen den Kelch der ebenso zarten, halbgeschlossenen Blüte umstehen, deren Blaßgrau dem Bläulichgrün der Blätter entspricht. Ein schlankes, bläulich angehauchtes Gebilde, in dem Blatt, Stengel, Knospe, Blüte und Frucht dieselbe Idee aussprechen. So wie eine graziös gebildete Gestalt in allen ihren Bewegungen Grazie entfaltet, so prägen auch alle Entwicklungsstufen einer schönen Blume Schönheit aus. Was ist an einer Narzisse schöner, die ganz geschlossene, die halbgeöffnete Knospe, die Blüte oder das beginnende Verblühen, in dem die äußeren weißen Blumen-

blätter sich zurückbiegen und das innere Goldkrönchen freilegen? Ein Lebensprozeß, der auf allen Stufen schön bleibt. Das Geheimnis des Naturschönen tritt fragender als je in Gestalten an uns hin, die so viel »Stil haben«. Die Schwertblätter der Narzisse scheinen ja einem ganz anderen Formenkreis anzugehören als die Blumensterne. Noch ferner scheinen die der Tulpe, die Saadis Frühlingslied Degenspitzen nennt, von ihrer schöngeschwungenen Blumenglocke abzustehen. Aber doch nicht weiter als dort auf der Höhe der vierkantige Campanile, der wie ein Kristall neben der blütenartig gewölbten Kuppel der Kirche aufragt.

Wir steigen zwischen Lebenseichen und Pinien auf einem [2] Wege empor, der mit Marmorplatten belegt ist. Es war vielleicht einmal ein Stufenweg; jetzt ist er grün überwachsen, und unter dem Rasen drängen die abgeschliffenen weißen und graublauen Platten hervor, als sei ihr Marmor eine tätige Macht, die sich des Grüns erwehren wolle. Gruppen von Lebenseichen, die, von unten gesehen, dunkle Flecken bilden, lassen das Licht der Mittagssonne vielzerteilt über die Außenseite ihrer dunkeln, krausen, trockenen Blätter rieseln; doch dringt es nicht ein, es herrscht ein *frigus opacum* in ihrem Schatten. Wenn ich in ihre Kronen hineinsehe, wo knorrige Äste sich ausbreiten und die Blätter in Büscheln an harten Zweigen stehen, muß ich wieder an den Stil in der Natur denken; denn das ist doch im Grund dieselbe Idee, die diesen Baum gestaltet, wie unsere heimischen Eichen. Gerade so gleicht die Pinie daneben unserer Föhre. Freilich so wolkenhaft gerundet wie Pinienkronen, die als ein dunkles Gewölke am Berghang schweben, ein vielgegliederter Stratocumulus, ist bei uns die Föhre nicht leicht. Aber dieser Stamm mit seinen Schirmästen, zäh wie aus Metall gebogen, diese Äste, die sich wie Schlangen durcheinander winden, ehe sie weiter oben horizontal auseinanderstreben, wogegen die langen Nadelbüschel aufrecht, dem Licht entgegen, stehen: das ist echter Föhrenstil. Freilich, wenn die Zypressen, die um den kleinen Kirchhof stehen, hinter den dunkeln Wolken dieser Pinienkronen, wie aufflammend, in die Luft zittern, vergißt man die nordischen Reminiszenzen. Der Eindruck der Ruhe in diesen dunklen Laub- und Nadelbäumen summiert sich zu dem des weißen Marmorturmes neben der Kirche. Es ist ein höchst feierliches Bild. Selbst die fahlen Laubbüschel der Lebenseiche, die, überreif abgefallen, am Boden liegen, haben etwas Monumentales. Der Glanz dieser Blätter ist wie ein Widerschein des Glanzes, der dort draußen auf dem Meere liegt; ihre scharfe Umrandung spricht einen bestimmten Charakter aus, dem ihre Dauerhaftigkeit entspricht.

Ganz weit draußen oder vielmehr, für unser Auge, ganz hoch zieht die Linie des Meereshorizontes. Heute ist sie tiefblau und eine wirkliche Linie; ist es nicht eine Wohltat, inmitten der Tausende von aufstrebenden, in die Höhe wachsenden Dingen im Gesichtskreis, die sich beständig hintereinander verschieben, diese weit hingezogene

Gerade zu sehen, die den Vorzug hat, in allen Ansichten dieselbe zu sein? Scharf trennt sie das dunkle Meer von dem hellen Himmel. So deutlich ist die Grenze nicht immer zwischen den zwei großen Parallelstreifen jeder Landschaft, dem oberen und dem unteren, dem himmlischen und dem irdischen, dem hellen und dem dunklen; sie ist nicht immer eine so einfache Linie. Je nach der Beleuchtung und dem Wellenschlag glüht ein Streifen Silber oder ein dunkelblaues Band, und sehr oft wiederholt er sich in Parallelstreifen des Wassers und spiegelt sich gleichsam in den Wolken, die ebenfalls horizontal hingelagert den Himmelsraum mit weißen oder graulichen Streifen gliedern, die alle unten etwas von der scharfen Begrenzung des Horizontes haben, oben aber wolkenhaft gewölbt, wellig, quellend in den Himmel hineinwachsen.

Die alten Meister, ich meine die, die älter als Lionardo und Michel Angelo sind, haben eine rührende Vorliebe für diese Stratuswolken. Nicht einmal bloß malen sie dieselben — sie wiederholen sie, wo überhaupt Wolken erscheinen sollen, und malen sie in verschiedenen Schichten übereinander auf demselben Bild. Ist darin eine Ahnung von dem Vorherrschen der Horizontalen in den Szenen der Natur? Sie fühlten wohl, daran zweifle ich nicht, wie die langen parallelen Wolken, die den Horizont wiederholen, den Eindruck der Größe der Himmelsfläche verstärken, sie nicht bloß als Teil des Gewölbes erscheinen lassen. Diese Wolken kamen auch ihrer Neigung entgegen, Ruhendes zu malen, die damals noch allgemein war. Wellenschlag, Sturzbäche, Wasserfall vermied eine Kunst, die noch kaum bei ihrem Hauptgegenstand, dem Menschen, die Bewegungen richtig aufzufassen gelernt hatte. In die friedlichen Marienbilder wurden die unten rein horizontal begrenzten und goldig angestrahlten Wolkenbänder als beruhigende Vertreter der ruhigsten Linie oft in so großer Zahl gezeichnet, daß sie den hohen Himmelsraum reichlich gliedern, und ernste Wolkenschichten hinter dem Gekreuzigten erhöhen den feierlichen Eindruck. Und daß sie fein erfaßt und mit fast pikanter Schärfe dargestellt werden können, hat Mantegna bewiesen, von dem in den Uffizien eine Anbetung der Könige mit leuchtend und greifbar plastisch gemaltem Stratocumulus ist. Mantegna kannte den Reiz dieser Wolkenform. Sogar auf seinem großen Altarbild zu San Zeno in Verona läßt er die weißen Stratuswolken durch alle drei Abschnitte der offenen Halle hereinstrahlen, die den Himmel zwischen schön skulptierten Pfeilern sehen läßt. Auch in dieser Einzelheit zeigt sich die einzigartige Stellung dieses Meisters: er hängt am Stratus, wie seine Vorgänger, die sich nicht weiter wagen durften, malt ihn aber mit einer Beobachtung und einer Kunst, die hinreichend waren, die schwierigsten Cumulusprobleme zu lösen. Er zeichnet die Wolken bestimmter, als sie in der Natur sind, und verleiht ihnen dadurch eine reinliche Bestimmtheit, die klärend auf das ganze Bild zurückwirkt. Mantegna und seine Landsleute mag das häufige Vorkommen

dieser Wolkenform an dem ruhigen italienischen Himmel zu Kennern und Freunden derselben gemacht haben. Doch hat unter den neueren, um nur einen zu nennen, Moritz Schwind ähnliche Schichtwolken in seinen Märchenbildern mit Vorliebe angebracht. Die Hauptsache ist doch der starke Eindruck der Ruhe in dieser Wolkenform, die nicht unter beständigen Verwandlungen in den Himmel hineinwächst, sondern still über der Erde schwebt.

Still! Wie still ist es um mich! Die tiefste Stille ist doch immer in der lebendigen Natur. Gerade weil es nicht Tod, nicht einmal Schlaf, sondern unermüdliches Leben ist, senkt es sich so trostvoll auf uns herab. Was pulsiert nicht für ein Keimen und Wachsen und Streben in jedem Halm dieser Wiese, und dabei tiefes Schweigen. Die Stille einer abgelegenen Straße oder des letzten Höfchens eines Hauses schließt uns nur ab. Aber in dieser Naturstille liegt eine ungeheure Weite. So eng ein stiller Waldwinkel ist, so weit scheint sich die Welt nach allen Seiten von ihm hinauszudehnen. Ich dachte an die Ruhe großer Kunstwerke, die auch eine so tiefe Stille, umgeben oder vielmehr überschattet von einer gewaltigen Größe ist. Wirkt nicht das Reliefbild der heiligen Familie von Michel Angelo in Florenz wie ein Berggipfel oder ein Waldinneres auf uns ein? Ich dachte daran, wie schon Winckelmann nur in den Tiefen der Natur den passendsten Ausdruck für diese Stimmung fand: »So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.«

Wenn ich mich, das Herz voll von diesen Eindrücken des italienischen Frühlings, in die Uffizien und in die Galerie des Palastes Pitti versetze, um mich an den Schöpfungen der menschlichen Kunst, an den Schöpfungen der Maler zu freuen, ich will nicht zögern, es zu bekennen, verlangt es mich gar bald wieder hinaus. Fülle in der Ruhe, wie in der Natur, umfing mich hier nicht. Ich muß unwillkürlich die viereckigen Räume, deren Wände so dicht mit den allerverschiedensten Bildern berühmter Meister behängt sind, mit Bildern jeder Größe, jeden Farbentons, religiösen, mythologischen, landschaftlichen Inhaltes, mit der großen Bilderausstellung der Natur draußen unter dem blauen Zelt des Aprilhimmels vergleichen. Ein Wort Jean Pauls (im »Hesperus«) kam mir in den Sinn: »Draußen rollt die Natur ihr meilenlanges Altarblatt auf.« Das Auge schweift in der Natur vom Berg zum Tal und womöglich aus der Nähe in die Ferne hinaus; es umfaßt große Linien und kleine Punkte zugleich. Die bildende Kunst stellt abgeschlossene Werke vor uns hin. Eine Gemäldesammlung bietet allerdings auch eine Reihe von Einzelbildern, aber ohne Zusammenhang. Die goldenen Rahmen kommen mir wie Mauern vor, die jedes einzelne Stück Welt, das uns im Bild geboten wird, vom anderen abschließen wollen. Nur ein Bilderzyklus, in dem eine Darstellung mit der anderen durch einen gleichen Gedanken ver-

bunden ist, scheint mir dem Genuß einer schönen Landschaft näher zu kommen. Die zeitliche Folge der Szenen eines Dramas oder der Sätze einer Symphonie kann ebenfalls mit dem Zusammenhang der Bilder in einer Landschaft verglichen werden. Aber ich kann nicht, wie draußen, in jedem Augenblick jede Szene auf mich wirken lassen; und wo sind die schönen Brücken der Übergänge von einer zur andern, die die Natur baut? Und die unmerklichen Entwicklungen, die ein Bild ins andere leiten?

Jeder Blick fordert uns hierzulande auf, die Kunst mit der Natur zu vergleichen. Von dem Kamme eines Ausläufers der apuanischen Alpen, auf dem ich stehe, sehe ich im Süden und Westen den weiten Boden der Bucht, an der Spezia und Viareggio liegen. Mit einem dunkelblauen Rande, in dem Millionen von Diamanten funkeln, ruht dort der Himmel auf der Erde. Im Norden ragen alpine Höhen auf, zum Teil felsenhaft schroff, die über etwa 1500 Meter noch ihr glänzendes Schneegewand tragen, das unendlich erfrischend herübergrüßt. Man meint die kühlen Lüfte zu fühlen, die jetzt von dort hinauswehen, und die Bächlein eiskalten Schmelzwassers zu hören, die heute von dort hinabrieseln müssen. Im Osten aber ziehen die langen Kämme des Apennin, die an einigen Stellen zu etwas kräftigeren Erhebungen anschwellen. Spät im Frühling und früh im Herbst leuchten von ausgedehnten Schneefeldern auch diese flacheren Höhen, die über die vorgelagerten hinausragen; doch sind ihre Umrisse so mild, so ausgezogen, daß sie nur wie ein Hügelland jenen schroffen Bergen im Norden gegenüberliegen. Wie nun mein Bergvorsprung mit seinem Kirchlein und seinen Zypressen sich zwischen diese beiden Landschaften legt, die schroffe und die milde, das kommt mir so eigenartig bekannt, so befreundet vor. Das ist ein Anblick, dessen gleichen ich nicht bloß öfters schon, sondern den ich oft mit Liebe gesehen habe. Trennt nicht auf Tizians »Himmlischer und Irdischer Liebe« ein großblättriger dunkler Baum die beiden Landschaften, die symbolisch die beiden Frauengestalten umgeben? Hinter der irdischen Liebe ist ein heiteres Meer im Fernblick, freundliche Dörfchen, Herden, Wanderer, kurz blühendes Leben unter einem tiefen Himmel mit wagerecht ziehenden oder ruhenden Wolken; den Hintergrund der himmlischen bildet ein rauhes Gebirge mit bleichem Schloß vor klarem Himmel und blasser Dämmerung.

Die Hügelberge im Osten rufen mir auch Perugino und Francia zurück, die eigentlichen Maler des Apennins unter den Älteren. Ihre Szenen sind in breite Täler hineingezeichnet, deren Wiesengrün sich von Gelbgrün zu Braungrün abstuft. Dem milden Grün entsprechen weiche Linien, und im Hintergrund schweift über einer flachen Talsenkung weg der Blick in weite, lichte Fernen. Nur auf einer Kreuzigung läßt Francia schroffe Felsen auf beiden Seiten hervortreten. Diese Maler haben zwar auch ihre Heiligen vor sehr regelmäßige Architekturen plaziert; aber sie haben weniger Scheu gehabt, sie auch ganz

ins Freie zu stellen, dessen Grün und Blau dem mannigfaltigen Rot der Gewänder zugute kam. Und wenn mich nun meine Erinnerung zu Werken herabführt, die im Vergleich mit diesen modern zu nennen sind, wirkt nicht ein Guido Reni wesentlich dadurch, daß er der Landschaft eine selbständige Größe gibt, die der seiner Heiligen und Menschen entspricht? Seinen Simson, der aus dem Eselskinnbacken trinkt, stellt er in eine große, starre und öde Landschaft, wo unter Felsen die Leichen der Erschlagenen ruhen. Nur eine durchleuchtete Wolke erhebt sich wie ein Symbol siegreichen Aufschwungs zum Himmel. Guido Reni braucht sie, um den goldenen Ton für den nackten Leib seines Helden zu gewinnen. Dagegen sein leidender S. Sebastian steht in der Wildnis vor grauem Himmel; Nebel steigen auf und verdichten sich zu dräuend grauen Wolken über dem harten Felsboden. Der nackte Leib des Märtyrers ist fahl. Das sind zwei glänzende Beispiele von der »Hineinstimmung« einer Handlung in ihre Landschaft. So sieht man bei der Kreuzigung die dunkle Nacht mit dem [3] »Es ist vollbracht« aus schweren Wolken zur Erde sinken; nächstens wird sie das grause Schauspiel ganz zudecken.

Warum kehrt man nun von so großen Werken dennoch immer wieder froher zur Natur zurück? Genügt uns ihr Abbild auf der Leinwand doch nicht ganz? Genügt das, was eine große Künstlerseele hineinlegt, nicht voll, um zu ersetzen, was an Licht und Luft, an Größe und Fülle und Grenzlosigkeit notwendig dem Abbild abgehen muß? Der dies Werk schuf, war ein Mensch, und eine Art von Verwandtschaftsgefühl, eine tiefere menschheitliche Sympathie müßte es in uns hervorrufen. Wir dürften im Grund alle stolz sein auf das, was die Größten von uns geleistet haben. Wir sind es auch. Aber wir stehen doch auch mitten in der Natur, deren Eindrücke uns auf allen Seiten und zu allen Zeiten umgeben. Friedrich Th. Vischer nennt in seiner Ästhetik (Zweiter Teil I, Seite 6) das Naturschöne an allen Punkten mangelhaft, weil es nicht als Schönes gewollt sei, weil es von keinem Bewußtsein des Schönen herrühre. Ihm ist und bleibt das Naturschöne dasjenige, was von Kräften hervorgebracht wird, welche die Schönheit als solche nicht wollen und bezwecken, eine zufällige Schönheit, entstanden, wo ihr der Zufall unverkümmerter Entwicklung günstig war. Ich weiß wohl, daß Vischer einer theistischen Auffassung entgegentreten wollte, die in der Natur den ersten, frischen Abglanz der wahren und ganzen Schönheit Gottes, den zweiten und schwächeren aber in der Kunst sah. Was nun den Ursprung des Naturschönen anbetrifft, so würde heute wohl selbst Friedrich Th. Vischer dessen Nichtgewolltsein nicht so schroff aussprechen, denn in der Zwischenzeit ist der Gedanke der Entwicklung mächtig gewachsen; und wer weiß, wie weit zurück und wohin der uns führen wird, wenn wir nach dem Ursprung des Schönen in der Natur forschen? Unsere eigene Stellung zur Natur hat die Entwicklung verschoben. Ein Goethe hat übrigens schon vor mehr als 100 Jahren (in den Apho-

rismen »Natur« aus dem Jahre 1780) gesagt: »Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten . . . Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder . . . Sie spricht ununterbrochen mit uns und verrät ihr Geheimnis nicht.« Was bedeutet gegen solche Innigkeit des Naturgefühls das philosophische Bedenken von dem Nichtgewolltsein des Schönen in der Natur, das nur auf dem Grund eines Naturfremdgefühls erwachsen konnte, dem wir glücklicherweise für immer entrückt sind? Wenn nur ausgesprochen werden sollte, daß wir im Naturschönen die Menschenseele vermissen, die uns in der Kunst die Natur vermenschlichend erklärt und deutet, so möchte ich noch eine Erfahrung mitteilen, die allerdings nicht neu ist: Unter allen Kunstwerken, unter denen ich in der schönen alten Arnostadt gewandert bin, haben mir den tiefsten Eindruck jene gemacht, die von dem Wollen des Künstlers gar nichts verraten, die in heiterer Ruhe, absichtslos, unbekümmert, ob sie uns erfreuen oder nicht, wie Blüten oder klare Kristalle, so recht naturmäßig ungewollt, in die Welt schauen.

---

2. Biographisches.



[555] # Ernst Häckel.

Meyers Deutsches Jahrbuch. Herausgeg. von Otto Dammer. Erster Jahrgang. Hildburghausen 1872. S. 555—558.

Der Zoologe, dessen Bild wir hier in kurzen Zügen entwerfen wollen, gehört zu den reformierenden Geistern. Weit über denen stehend, die reformieren helfen, weil Reformieren Mode geworden, ist er das wirksamste Werkzeug eines neuen und großen Gedankens, weil er dessen Mangel in seiner Entwicklung um so tiefer empfand, je bedeutender die Lehrer, die ihn auf alten Bahnen in die Wissenschaft einführten, weil er, nachdem das lösende Wort einmal gesprochen worden, sich mit mehr als Überzeugung, mit einer Art begeisterter Kühnheit, mit mehr als treuer Schülerschaft, mit schöpferischer Tat, mit mehr als Zustimmung, mit sofortigem Handanlegen in konsequentem Ausbau und ausgedehnter Anwendung zu dessen Apostel machte, weil er endlich damit nichts anders tat, als wozu seine eigene Natur ihn mit Notwendigkeit trieb. Wäre Darwin, dessen bedeutendster und eifrigster Schüler Häckel ist, nicht aufgetreten, so hätte Häckel ganz sicher unmittelbar an dessen Vorgänger, vorzüglich an Lamarck angeknüpft; und wäre ihm auch der geniale Gedanke der natürlichen Zuchtwahl nicht aufgegangen, er würde doch — dessen sind wir sicher — auf irgend einem anderen Wege die schon [556] vor Darwin unvermeidlich gewordene Lehre von der Entwicklung organischer Wesen durch allmählich fortschreitende und sich anhäufende Abänderungen haben fordern müssen. Diese Kongenialität, neben ihr die eigene schöpferische Kraft, die seltene Kühnheit des Entwurfs, die Ausdauer in der Verwirklichung und nicht zuletzt eben dies nach und nach schon seltener werdende Vorrecht, die Zeit geistig mitgelebt zu haben, in der jener Gedanke der Entwicklung in der Luft lag und doch teils nicht anerkannt werden wollte, teils nicht zur Verwirklichung gebracht werden konnte — diese sind es, die Häckel zum hervorragendsten Träger der Reformation unserer Wissenschaft stempeln.

Ernst Heinrich Häckel ist am 16. Februar 1834 zu Potsdam geboren und verlebte seine Jugend bis zum 18. Jahre in Merseburg. Seine Neigung zur Naturbetrachtung und Naturforschung entwickelte sich schon hier und machte den Knaben bald zum genauen Kenner der umgebenden Pflanzenwelt, so daß derselbe noch als Primaner den Plan zur Herausgabe einer *Flora Merseburgensis* fassen konnte. In der Vorrede seiner generellen Morphologie erzählt er, wie ihm schon frühe jene »schlechten Arten« der von Goethe als »die charakterlosen oder liederlichen Geschlechter« bezeichneten *Rubus, Rosa, Salix* etc.

viel Kopfzerbrechen machten; es waren die Zwischenstufen, die Varietäten, die sich nicht in die Arten- und leider oft selbst nicht in die Varietätendiagnosen einfügen wollten und darum von den systematischen Botanikern nicht selten mit großem Mißvergnügen betrachtet wurden. Häckel legte für sie ein eigenes Herbarium an, damit sie, die Böcke, von den sogenannten guten Arten, den Schafen, gesondert blieben. Durch diese Beschäftigung mit Naturgegenständen erwachte in ihm bald die Lust zu eingehenderer Kenntnis derselben, und beim Abgang vom Gymnasium (1852) war er entschlossen, bei Schleiden in Jena sich dem Studium der Botanik zu widmen, als »Nebenfach« aber Medizin zu treiben. Äußere Umstände vereitelten diesen Plan und ließen ihn erst in Berlin, dann in Würzburg Anatomie, Histologie und Botanik studieren. War er schon in Würzburg, wo Kölliker, Leydig und H. Müller seine Lehrer waren, der letzteren etwas untreu geworden, so vollzog die mächtige Einwirkung, welche in Berlin seit 1854 Johannes Müllers vergleichend anatomische und physiologische Vorträge auf ihn übten, seinen Übergang zur vergleichenden Anatomie, zu der er, nach Würzburg zurückgekehrt, als Assistent R. Virchows durch eingehende histologische Studien den besten Grund legte. Im Herbste 1856 machte er mit Kölliker und H. Müller eine Studienreise nach dem Mittelmeer, als deren mittelbare Frucht wir seine wertvolle Arbeit über die Gewebe des Flußkrebses (1857) zu betrachten haben. Nach einem Semester medizinischer und physiologischer Studien in Wien machte er im Frühjahr 1858 sein medizinisches Staatsexamen; er hat darauf ein Jahr lang als Arzt in Berlin praktiziert; da er aber seine Sprechstunden auf Morgens 6—7 ansetzte, hat er seine Kunst nicht eben an zahlreichen Patienten zu üben gehabt.

Ein 1¼jähriger Aufenthalt in Italien und speziell in Messina (1859—1860) machte ihn vollends zum Zoologen; hier begann er seine klassische Arbeit über die Radiolarien, die, der Anregung Joh. Müllers entsprungen, das vollendetste Werk aus der Schule dieses Meisters und das Muster einer zoologischen Monographie ist; dieselbe erschien 1862 in Berlin. Zurückgekehrt, [557] hatte sich Häckel in Jena neben seinem Freunde Gegenbaur habilitiert, und wurde 1862 zum außerordentlichen und 1865 zum ordentlichen Professor der Zoologie ernannt. Er gehört der kleinen Universität noch heute an und macht mit C. Gegenbaur dieselbe zu einer zoologischen Schule, die gegenwärtig ihresgleichen nicht findet. Er hat glänzende Rufe nach Würzburg und Wien abgelehnt. 1872 würde er jedoch einer an ihn ergangenen Berufung an die Reichshochschule Straßburg Folge gegeben haben, wenn er gleichzeitig mit seinem Freunde Gegenbaur berufen worden wäre.

In Jena entfaltete sich diejenige Seite der wissenschaftlichen Tätigkeit Häckels, welche sich den Ausbau der von Darwin in dem epochemachenden Buch »Über die Entstehung der Arten« (1859 zuerst erschienen) neubegründeten Entwicklungstheorie der Schöpfung, des »Darwinismus«, zum Ziele setzt. Häckel hatte das Darwinsche Buch

von Anfang an mit wahrer Begeisterung aufgenommen; wir erinnern uns seiner Schilderung von dem mächtigen Eindruck, den es auf ihn machte, als er nach seiner Rückkehr aus Italien, den Kopf voll von den Problemen, die seine Mittelmeerstudien ihn hatten aufwerfen lassen, dasselbe zum erstenmal las, wie er es im Anfang Tag und Nacht nicht aus der Hand brachte, es wieder und wieder durcharbeitete und endlich nicht anders konnte, als rückhaltlos sich für die neue Idee der Entwicklung der Schöpfung durch Erhaltung der passendsten Individuen im Kampf ums Dasein zu erklären. Schon 1862 sprach er sich offen für dieselbe in seiner Monographie der Radiolarien aus; am 19. Sept. 1863 plaidierte er für sie in schwungvoller Rede vor dem Plenum der Naturforscherversammlung zu Stettin. Dies war die Zeit, in der man in zoologischen Kreisen dem Darwinismus noch sehr allgemein mit Mißtrauen ins Gesicht sah, und in seiner so unbedingten Verfechtung stand Häckel damals noch fast allein. Aber im Jahre 1865 begann er eine Arbeit, die ihm bald genug Beifall und Bundesgenossen, freilich zugleich auch erbitterte Feinde bringen sollte; es war dies die »Generelle Morphologie der Organismen«, die 1866 zu Berlin in zwei Bänden erschien. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, die gesamte organische Formenlehre, der Pflanzen sowohl als der Tiere, aus den Prinzipien der Entwicklungstheorie herzuleiten, die Morphologie aus dem genetischen Gesichtspunkt zu betrachten. Die Arbeit mußte fast an allen Punkten eine von Grund aus neue sein, denn auf dem Gebiet der tierischen Morphologie sowohl als der pflanzlichen gab es wenig wirklich noch zu verwertende Vorarbeiten, niemals aber war auf einem von beiden der Entwicklungsgedanke konsequent durchgeführt worden; Häckel tat hier in Einem die Arbeit, welche auch ohne den Darwinismus notwendig geworden wäre und schon seit lange entbehrt worden war, indem er die organischen Formen systematisch gliederte, sowohl die der fertigen Organismen als die der sich entwickelnden benannte und nach den natürlichen Verwandtschaften ordnete, die Entwicklungsvorgänge in den Individuen, den Arten etc. begrifflich bestimmte, und im System der organischen Wesen dem Prinzip der natürlichen Klassifikation endlich zu entschiedenem Durchbruch verhalf. Er tat aber außerdem die Arbeit, welche die mehr und mehr anerkannte unbedingte Berechtigung der Entwicklungstheorie erheischte: er zog die Grenzen zwischen den verschiedenen Formen und den formbildenden Prozessen nicht als von [558] Natur vorhandene Scheidewände, sondern als Ausdruck der Unterschiede, die in divergenten Entwicklungen hervortraten und die aus praktischen Gründen in unserem Denken schärfer betont zu werden pflegen als die vermittelnden Übergänge; er suchte diese Übergänge und Zusammenhänge ans Licht zu stellen und in der Systematik in Gestalt der Stammbäume zu versinnlichen. Wo die fließende Grenze zwischen Pflanzen und Tieren sich einst vielfach schwankend hingezogen, gründete er das Reich der Protisten als ein zwischen Pflanzen und Tieren mitten inne stehendes, und wir

glauben, daß dasselbe, trotzdem seine Berechtigung von anderen Biologen bis jetzt meist nur sehr bedingt anerkannt zu werden pflegt, unter den Neuschöpfungen Häckels mit die sicherste Gewähr der Dauer in sich trage. Der Raum gestattet uns nicht, selbst nur die hervorragendsten der neuen Gesichtspunkte, die Häckel in der Systematik der Organismen, in der Umschreibung fast noch unbearbeiteter Wissenschaftszweige, in den scharfsinnigen und präzisen Bestimmungen vorher gar nicht oder nur schwankend bekannter Begriffe entwickelte, zu geben; sagen wir mit einem Worte, was nicht unser, sondern eines der hervorragendsten Biologen, Huxleys, Urteil ist: Häckels generelle Morphologie ist das weitaus bedeutendste biologisch-morphologische Werk, das wir besitzen. Die Fehler dieses Buches liegen teils in dem Charakter einer Pionierarbeit, teils in dem stürmischen, oft rücksichtslosen Wesen der reformierenden Persönlichkeit seines Verfassers, teils in persönlichen Umständen, die es allzu hastig vollenden ließen; sie sind aber, wie bereits die Erfahrung zeigt, nicht von der Art, um auf die Dauer der praktischen Bedeutung desselben entgegen zu wirken.[1]

Eine unmittelbare Anwendung der Darwinschen Theorie auf die Erklärung des Werdens der organischen Welt stellt Häckels »Natürliche Schöpfungsgeschichte« dar (zuerst 1868, in 3. Aufl. 1872 erschienen[2]); es ist wohl dasjenige Buch, das in Deutschland am gründlichsten für die Verbreitung dieser Theorien gewirkt hat; es ist allgemein verständlich, repräsentiert aber dabei den heutigen Standpunkt der Schöpfungsgeschichte, der zu einem guten Teile Häckels Werk ist, auch für die Wissenschaft am vollständigsten und gediegensten.

Als spezieller Zoologe und vergleichender Anatom gilt Häckel gegenwärtig neben Gegenbaur als die bedeutendste Kraft, die wir in Deutschland haben. Seine einschlägigen Arbeiten zeichnet neben denkender, scharfsinniger Betrachtung des Stoffes die größte Gewissenhaftigkeit und außerordentlicher Fleiß in Verarbeitung desselben aus. Wir nennen neben dem erwähnten Radiolarienwerk die »Monographie der Geryoniden« (1865), die »Monographie der Moneren« (1867), die »Entwicklungsgeschichte der Siphonophoren« (1869); ein großes Werk über die Kalkschwämme wird von ihm in Kürze erscheinen.[3] Paläontologische Arbeiten hat er über fossile Medusen ausgeführt. Zur Nennung zahlreicher kleinerer, teils auch populärer Arbeiten fehlt hier der Raum.

[1 Vgl. den Schluß der Vorrede zu: Dr. Fritz Ratzel, »Sein und Werden der organischen Welt«, Leipzig 1869. — Es bedarf eigentlich nicht erst der Feststellung, daß sich Friedrich Ratzels spätere Ansichten von den Wegen, die Häckel in seinen letzten Werken betreten, namentlich von der monistischen Weltanschauung, wie er sie in seinen »Welträtseln« vertreten hat, mehr und mehr entfernen mußten. Der Herausgeber.]

[2 Zehnte Auflage 1902. D. H.]

[3 In drei Bänden tatsächlich noch 1872 erschienen. D. H.]

[3209]

Zu Karl Ritters hundertjährigem Geburtstage.[1]

Von **Friedrich Ratzel.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Augsburg (7., 9., 11., 15. und 19. Aug.) 1879. Nr. 219, 221, 223, 227 und 231. S. 3209—3211. 3241 und 3242. 3265—3267. 3329—3332 und 3385—3387.

[Abgesandt am 4., 6. und 10. August 1879.]

I.

Nicht alle wissenschaftlichen Verdienste sind gleich leicht wägbar. Die Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Forschung werden nie mit gleichem Maße zu messen sein, und werden auch niemals mit voller Gerechtigkeit beurteilt werden können, d. h. gerecht gegenüber dem Einzelnen, aus dessen Arbeit sie hervorgingen. Nicht nur die Menge schätzt bloß nach den Wirkungen, die sie sieht, die Kräfte ab, die bei irgend einer Erscheinung ins Spiel kommen, sondern es herrscht dieselbe Neigung auch bei denen, welche als sachverständig gelten. Nur die Kraft, welche der sichtbaren Wirkung entspricht, wird in Betracht gezogen, nicht diejenige, welche aufgewandt wurde. Was von derselben ohne Schuld des Arbeitenden verloren ging in notwendigen Vorarbeiten, deren Zweck manchmal nur der negative der Wegräumung verjährter Irrtümer, oder in Umwegen, zu denen die Unerfahrenheit des geraden Weges zwischen Versuch und Ziel führt, oder in Wiederholung dieses Weges zur Sicherstellung seiner Richtigkeit oder in Reibungen mit gleichstrebenden Genossen, die aber leider sehr selten auch gleichfühlende sind, das bleibt dem Urteil der Außenstehenden fast immer ganz verborgen. Man kann die Arbeit der Forscher auf irgend einem Gebiete der von Maurern vergleichen, die hinter einer langen Wand nebeneinander ihre Bauten aufführen. Das Publikum weiß nichts von allem, was hier geleistet wird, solange nicht die Bau-

[1 Vgl. hiermit die am 15. Juli 1888 an Rochus von Liliencron gesandte Lebensbeschreibung in der leichter zugänglichen Allgemeinen Deutschen Bibliographie, Bd. XXVIII, S. 679—697. Der Herausgeber.]

werke über die Mauer hervorragen. Die Räumarbeit, das Beifahren von Material, das Grundgraben, die Breite und Stärke des Fundaments kennt es nicht. Es weiß nur, wie diejenigen Stücke der Bauwerke beschaffen sind, welche hoch genug gedeihen, um über die Mauer weg gesehen zu werden. Nur danach wird geurteilt. Man begreift die Ungerechtigkeit, welche hierbei gegen die einzelnen Arbeiter geübt wird. Aber dieselbe ist unvermeidlich und gleichzeitig so allgemein, daß sie als etwas besonderes gar nicht mehr empfunden oder angesehen wird. Man kann sie fast schon zu den angeborenen Beschränkungen unserer geistigen Sehfähigkeit rechnen. Meist ist es erst eine späte Zukunft, welche zu gerechterer Würdigung Anlaß gibt, indem sie eines verfallen läßt, während das andere Bestand gewinnt. Erst dann erkennt man, wer für den Augenblick und wer für die Dauer gebaut hat. Aber es ist nicht geraten, abzuwarten, bis dieses Gottesurteil der Geschichte sich kund tut; denn wenn es dazu kommt, ist es oft zu spät, einem verblichenen Namen wieder Glanz zu verleihen in den Augen einer Nachwelt, die vollauf beschäftigt ist mit der Aufnahme dessen, was um sie her sich vollzieht. Will man dafür sorgen, daß ein Verdienst, welches der Erhaltung wert ist, nicht vergessen werde oder in ungerechtem Maße dem natürlichen Schicksal der Verkleinerung bei wachsender Entfernung verfalle, so muß man es nicht so weit kommen lassen, sondern so früh wie möglich die Bande wieder schlingen, welche den Mann mit der Zeit verknüpften, der er angehörte. In einer Menschheit von idealem Gerechtigkeitssinn müßte es einen eigenen Stand der Biographen geben, der geistigen Abstäuber und Reinhalter, dem die Funktion zufiele, die wahren Verdienste immer wieder vom Staube der Vergessenheit zu befreien. Da wir aber einer Epoche angehören, in der die Menschen im ganzen viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, um sich groß zu kümmern, wenn etwas Vergangenes rasch noch vergangener wird, als es seinem Alter und Verdienst nach sein sollte, so dürfen wir an einen so hohen Anspruch nicht einmal denken. Wir sind froh, wenn man uns gestattet, an einem Tage, der nach allgemeinem Gebrauche bedeutsam im Leben eines Menschen gehalten wird, die Erinnerung an diesen zu erneuern, und glücklicherweise sind die meisten von uns noch nicht so weit aufgeklärt, daß sie unempfänglich wären für den Reiz, der darin liegt, gerade mit einer bestimmten Zahl der Jahre die Idee einer besonderen Feier zu verknüpfen. 99 sind im Grunde so gut wie 100, nur um eins kleiner; aber an die 100 knüpft sich der Begriff, einen Punkt erreicht zu haben, an dem man sich gern umwendet und Rückschau hält. Die Zahl ist willkürlich; aber der Gebrauch ist schön und notwendig, und man sollte an ihm festhalten wie an einer Pflicht.

Am 28. Sept. 1859 starb in Berlin der Professor der Erdkunde Karl Ritter im Reifealter von 80 Jahren. In ganz Deutschland beklagte man seinen Tod als den einer der Größen der Nation, des größten Geographen der Neuzeit, der zusammen mit dem kurz ihm im Tode

vorangegangenen A. v. Humboldt die wissenschaftliche Erdkunde für einige Generationen zu einer Schöpfung und Domäne deutschen Geistes gemacht habe und der nie dem Gedächtnis der Nation entschwinden werde. Auch aus dem Ausland erschollen Stimmen, die Zeugnis ablegten von der Würdigung, die man dort den Verdiensten Karl Ritters widerfahren ließ, und die, wenn's nötig war, die Deutschen überzeugen konnten, daß ihre Hochhaltung dieses Mannes nicht ausschließlich eine häusliche Angelegenheit sei, sondern in der weiten Welt begriffen und geteilt werde. Zum bleibenden Andenken an ihn gründete die Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Karl-Ritter-Stiftung, aus welcher Forschungsreisende Unterstützungen erhalten sollten, und es sind z. B. die in der Entdeckungsgeschichte Afrikas zu den bedeutendsten zu zählenden Reisen Schweinfurths im Nilgebiete wesentlich durch Beiträge dieser Stiftung ermöglicht worden. In anderer Richtung ist in wissenschaftlichen Kreisen sein Andenken erneuert worden durch die Herausgabe einiger Reihen von Vorlesungen, welche er über Allgemeine Erdkunde, Geschichte der Erdkunde und Erdkunde von Europa gehalten hat.[1] Diese Ausgaben sind zwar nicht mit der Sorgfalt veranstaltet, welche man bei so wichtigen Werken für selbstverständlich halten sollte; aber sie genügen, um die geistvolle Behandlung erkennen zu lassen, welche Ritter den Aufgaben seiner ausgebreiteten Lehrtätigkeit angedeihen ließ. Übrigens haben sie uns mit keinen anderen Grundsätzen oder Ausführungen bekannt gemacht als denen, welche man aus früheren Schriften kannte. 1864 trat auch bereits eine Lebensbeschreibung ans Licht, 2 Bände, die mit vielen Originalmitteilungen aus Briefen und Tagebüchern ausgestattet sind, und in denen man sich freut, einem liebevollen Verständnis der Persönlichkeit Ritters zu begegnen, wie sie nur einem nahen Verwandten oder Befreundeten[2] möglich ist. Aber durch Verständnis für die wissenschaftlichen Leistungen ihres Helden zeichnet sich dieses Werk nicht aus, und man verläßt es mit dem Bedauern, daß das Bild des Forschers und Denkers sich nicht in demselben Maße vor unserem geistigen Blick geklärt hat, wie das des Menschen. Auch würden ausführlichere Mitteilungen aus Tagebüchern und Briefen zur Kenntnis der inneren Entwicklung des bedeutenden Mannes noch viel haben beitragen können. Das Ganze macht einen liebevollen, aber skizzenhaften oder vielmehr unbewältigten Eindruck. Etwas vollständigeres oder durchgearbeiteteres über Karl Ritters Leben ist leider nicht mehr erschienen. Auch was an einzelnen Beiträgen und Erinnerungen veröffentlicht worden ist, hält sich in sehr engen Grenzen, so daß man wohl sagen kann, daß von seiten der biographischen Würdigung nicht so viel geschehen ist, wie man wünschen mußte, um das Andenken dieses Mannes klar und unveränderlich in die Seelen der Nachlebenden einzuprägen.

[[1] 1862. 1861. 1863. Der Herausgeber.]

[[2] Gustav Kramer war der Schwager K. Ritters. D. H.]

Dafür schien die Anerkennung seines wissenschaftlichen Verdienstes um so rückhaltloser und jedes Zweifels bar zu sein. Aber sie schien nur so. Dem ruhig Erwägenden mußten Worte wie: »größter Geograph der Neuzeit«, »Erneuerer der Erdkunde«, »Schöpfer der wissenschaftlichen Erdkunde« und dergleichen doch fast verdächtig vorkommen. Es gibt in der modernen Wissenschaft überhaupt wenige Verdienste, denen solche absolut höchste Ruhmestitel beigelegt werden können, und diese hier klingen in ihrer Allgemeinheit etwas hohl. Wo so viele nach demselben Ziel streben und auf denselben Wegen, da vermag selten einer wie ein König über die anderen hervorzuragen; die Werke der Höchsten sind bedingt durch die Arbeiten der Vor- und Mitlebenden, und eigentlich gehört kaum mehr eine Leistung dem ganz an, der sie tatsächlich vollführt. Mancher schon hat ähnliches geplant, die Idee ist jenem irgendwie angeflogen, ein anderer hat dasselbe gemacht, aber nicht veröffentlicht usf. In der Tat wird heute kaum eine bemerkenswerte Entdeckung gemacht, ohne daß ihr Schöpfer Gefahr läuft, in seinem Schöpfer- und Erstlingsrechte bestritten zu werden. An der Erdkunde, die eine alte, nie ganz ungepflegte Wissenschaft ist, haben nun so viele hochbedeutende Forscher gearbeitet, daß man vorsichtig sein muß, ehe man Lob austeilt, das so unüberbietbar ist. Daß es sich aber gerade in diesem Fall um Übertreibung aus mangelnder Sachkenntnis handelt, das erkennt man aus den näheren Ausführungen, die solchen Trompetenstößen zu folgen pflegen; sie sind unklar und widersprechen sich selber, sie hantieren mit mißverstandenen Begriffen und wissen nach langen Reden doch kein klares Resultat zu bieten. Daß in einer französischen »Histoire de la Géographie« von neuem Datum und aus der Feder eines so tüchtigen Gelehrten, wie Vivien de St. Martin, Ritter gar nicht einmal genannt wird, ist neben solchen großen Worten einigermaßen erstaunlich. Doch könnte man sagen, daß das Dinge sind, die bei den Franzosen, wenn es sich um fremdes Verdienst handelt, öfters vorkommen, und daß damit noch gar nichts entschieden ist. Zugegeben. Welche Stellung weist aber dann unser bedeutendster deutscher Geschichtschreiber der Erdkunde, O. Peschel, dem großen deutschen Geographen an? Peschel kennen wir als eben so gerecht wie sachkundig, und sein Urteil wird jedenfalls ein reifes, ein sehr wohl überlegtes sein. Er widmet in seiner »Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander v. Humboldt und Karl Ritter« dem letzteren in dem Schlußabschnitt über Vergleichende Erdkunde (2. Auflage 804) einen im Verhältnis zu anderen Größen der Wissenschaft ziemlich großen Raum, auf welchem er in seiner wahrhaft lieblichen, aber vor lauter Politur manchmal etwas unklar schillernden Sprache das eine große Verdienst Karl Ritters zu schildern versucht, »die Eingriffe der örtlichen Natur in das Schicksal der Völker zu ermitteln«. Der Leser nimmt von dieser Schilderung den Eindruck mit, daß hier gesprochen werde von einem Mann von großen, aber nicht immer [3210] neuen Ideen, der vorzüglich fruchtbar gewirkt habe dadurch, daß er mit Entschieden-

heit und Geist auf die Bedeutung hinwies, welche der Naturumgebung im weitesten Sinne, d. h. den Naturgrenzen, der Bodengestalt, Bewässerung, dem Klima, der Vegetation, dem Landschaftscharakter usf. in der geschichtlichen Entwicklung, in dem Leben der Völker beizulegen sei. Auch erfährt er, daß Karl Ritter diesen Gedanken in einem großen, leider unvollendet gebliebenen Werke auf die Länder und Völker Afrikas und Asiens selber angewandt habe. Aber er gewinnt doch zugleich die Vorstellung, daß derselbe Gedanke von anderen, sogar vom alten Strabo, schon gehegt, wenn auch nicht so gründlich erfaßt und mit solchem Bewußtsein von seiner Bedeutung auf die Erscheinungen angewandt worden ist. Ferner liest er aus der ganzen Darlegung deutlich genug heraus, daß man sich hüten müsse auf diesem Wege zu weit zu gehen; denn »mit dem Erstarken der Gesittung werde aller Zwang der Natur gemildert«.

Derselbe Forscher, der nach Ritters Tod als der bedeutendste Vertreter der Wissenschaft der Erdkunde in Deutschland anerkannt ward, ist später noch mehrmals in seinen gelegentlichen geographischen Übersichtsartikeln im »Ausland« auf Karl Ritters Auffassung des Verhältnisses von Erdkunde und Geschichte zurückgekommen, und diese Aufsätze sind in dem 2. Bande seiner »Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde« neuerdings zusammengestellt worden. Leider ist diesem jüngeren Meister unserer Wissenschaft das Schicksal des älteren nicht erspart geblieben, daß Arbeiten, die er veröffentlicht hatte, ohne jede Absicht, sie jemals in dieser Form zu einem dauernden Werke zusammenzustellen, daß solche Arbeiten in verständnisloser und unkritischer Weise herausgegeben worden sind. Es fehlt daher nicht an Widersprüchen, Wiederholungen und Ungleichheiten in denselben, und gerade in den Urteilen über Karl Ritter vermißt man das tiefe Eindringen bis auf den Grund der Sachen, während gewisse Einwürfe, die an sich berechtigt genug sind, bis zur Einseitigkeit wiederholt werden. Wir haben auf diese kritischen Aufsätze zurückzukommen.[1] Hier wollten wir nur darauf aufmerksam machen, daß Ritter nicht das Glück gehabt hat, von dem bedeutendsten Vertreter seiner Wissenschaft eingehend gewürdigt zu werden. Nachdem nun auch in den weiteren Kreisen der minder hochragenden Pfleger der Erdkunde Karl Ritter zwar sehr oft genannt, aber nie nach der Gesamtheit seiner Leistungen eingehend dargestellt und beurteilt worden ist; nachdem im Gegenteil seine erdkundlichen Ansichten und Ziele so grundverschiedene Auffassungen erfahren haben, daß sie noch heute den Gegenstand lebhafter Meinungskämpfe bilden; nachdem endlich die wissenschaftliche Erdkunde in den Händen ihrer jüngeren Pfleger sich von den Wegen, die Ritter ging, fast gänzlich abgewendet hat und größtenteils in entgegengesetzter Richtung fortschreitet, stehen wir am hundertjährigen

---

[[1] Vgl. unten, S. 416, und weiter hinten die Lebensbeschreibung Oskar Peschels. D. H.]

Geburtstage des Meisters, der mit Worten so hoch gepriesen wurde, vor der Tatsache, daß seine Hauptverdienste um die Wissenschaft noch nicht gründlich und klar genug dargelegt sind, um weitgehende Zweifel und Mißverständnisse auszuschließen. Bei solcher bedauerlichen Sachlage kann unser Tribut zu diesem Tage nichts anderes sein wollen als der einfache Versuch, durch einen gedrängten Überblick des Lebens und der Leistungen des berühmten Geographen sein Bild vor den Augen der Mitlebenden zu erneuern und dabei, so viel als möglich, es freizuhalten von den Verzerrungen, welche durch einseitiges Loben und Tadeln ihm zugefügt worden sind.

Karl Ritters Leben ist, trotz der achtzig Jahre, die es währte, ein sturmloseres gewesen als das der meisten von seinen Zeitgenossen. Teils sein eigener ruhiger und praktischer Charakter, teils der glückliche Umstand, daß er schon als Jüngling sich ganz verschwisterte mit einer in jeder Beziehung lohnenden Erzieheraufgabe, welche bis in das Mannesalter ihn immer in denselben nach außen sehr geschützten, ja sogar von Wirkungen nach außen abmahnenden Verhältnissen zurückhielt, ließ ihn die stürmischste Zeit unseres Jahrhunderts, die Jahre 1806—15, verhältnismäßig unberührt, äußerlich wenigstens, und von vorwiegend geistigen Interessen umfangen verleben. Auch später ist er mehr Mann der Studierstube und des häuslichen Herdes gewesen als des Marktes.

Es hat ihm nie das Herz gemangelt für die Geschicke seines Volkes, er zeigte sich in allen Lagen als ein guter Deutscher und hat nicht nur sein Vaterland, in erster Linie Preußen, sondern zeitlebens sogar sein »gutes altes« Berlin über alles Fremde gestellt, was auf Reisen nach Paris, Wien, London usf. sich seinem regen Beobachtungssinn aufdrängte. Aber er empfand nicht den starken Trieb, der anderen Menschenkindern natürlich ist und uns Modernen immer mehr, seine Meinungen in weiten Kreisen zur Geltung zu bringen und damit ins Große wirken zu wollen. Als echter Pädagog begnügte er sich, mit seinen Urteilen und Bestrebungen auf einzelne Nahestehende, auf Freunde und Schüler, zu wirken. Als frommes Gemüt, das er zeitlebens und später noch viel mehr als früher war, glaubte er den Gang aller Dinge weise vorgeordnet zu sehen, und wie er sich selbst stets von einer höchsten und weisesten Hand geleitet sah, konnte er auch ruhig zusehen, wie die Geschicke der Völker sich entwirren und entfalten mochten. Aber keineswegs war darum sein Leben ein ereignisloses. Es konnte dies nicht sein; denn der Mann selbst war zu ungewöhnlich. Er konnte wohl ein ruhiges, aber niemals ein gewöhnliches Leben führen. Dem Grundzuge nach eine ruhige, aber höchst kräftige, selbständige Natur, tragen seine Taten und Schicksale den Stempel des über die Alltäglichkeit hoch Hinausragenden, das nur den Lebensgängen eigenartiger, tiefer Menschen eigen ist, jener höheren Gattung von Menschen, welche so viel von ihrem Leben, wie in ihre Hände gegeben ist, selbst gestalten, statt von Umständen sich erziehen zu

lassen oder vielmehr in Umstände sich hineinzumodeln. Das Meer dieser Seele war kein stürmisches, aber auch kein träges; sein Wellenschlag ist von wohltuender Kraft und Frische.

Die an sich einfachen Züge des Lebens dieses Mannes sind in der Tat der Betrachtung sehr wohl wert. Karl Ritter wurde am 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg als der Sohn des fürstlichen Leibmedikus Dr. Friedrich Wilhelm Ritter geboren. Dieser treffliche, von seinen Zeitgenossen in weiteren Kreisen hochverehrte Mann starb schon in seinem 38. Jahre, als Karl, sein jüngstes Kind von sechs, erst fünf Jahre zählte. Aber seine Witwe, die aus einem guten Bürgerhause zu Calbe a. d. S. stammte, war eine Frau von seltenem Charakter und Verstand, den sie in der Erziehung ihrer Kinder in einer Weise bewährte, die selbst in jener in Erziehung sich schwer genugtuenden Zeit auffallend war. Ihr Gatte hatte schon früh den Gymnasiasten Guts Muths als Erzieher in das Haus aufgenommen, und dieser eifrige und begabte Pädagog führte auch nach dem Tode des Vaters die Erziehung, unter reger Teilnahme und Unterstützung der keineswegs mit reichen Mitteln gesegneten Mutter, fort. Es sind uns Stücke des Briefwechsels erhalten, welchen sie mit diesem hervorragenden Mann über ihre Kinder und deren Erziehung unterhielt. Dieselben sind ein bemerkenswertes Denkmal einer frommen, idealgestimmten Seele, deren ganzes Trachten in dem einzigen Wunsch aufging: »daß meine Kinder einmal der Welt nützliche Menschen und Gott wohlgefällige Christen werden möchten«. Ritter verlor diese Mutter in seinem 21. Jahre. Sie hatte lange genug gelebt, um Keime in sein Gemüt zu pflanzen, die nicht mehr untergehen konnten, solang er lebte. Seine echte Frömmigkeit, seine vom idealsten Sinne getragene Lebensführung bezeugten bis an sein Ende die Vortrefflichkeit der Frau, die bis in sein Jünglingsalter hinein nicht bloß den erziehenden Einfluß der Mutter, sondern auch den veredelnden, zum Höchsten leitenden der Freundin auf ihn geübt hatte. Guts Muths, der oben erwähnte Erzieher, war lange Zeit der einzige, der in diesen Einfluß mit der Mutter sich teilte. Neben ihr hat er den größten Anteil an der Erziehung Karl Ritters.[1] Er fühlte sich den Naturen verwandt, in die er sich eingelebt hatte, und ein familienhafter Zug verband ihn mit denselben. Ein merkwürdiges Schicksal wollte es, daß der junge Karl der Fürsorge dieses Erziehers mehr als die anderen Kinder anheimgegeben werden mußte. Als nämlich Salzmann 1784 das kleine Landgut Schnepfenthal am Fuße des Thüringer Waldes gekauft hatte, um hier in ländlicher Einsamkeit eine Erziehungsanstalt nach Grundsätzen der Naturgemäßheit zu gründen, und es sich darum handelte, die ersten Schüler zu gewinnen, vernahm er zufällig den Tod des Leibmedikus Ritter in Quedlinburg, und daß derselbe eine Witwe mit sechs unmündigen Kindern hinterlassen habe.

[[1] Vgl. »Guts Muths — Karl Ritter« von Friedrich Kupfer: S. 217—224 des Sammelwerks »Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis«, Leipzig 1904. D. H.]

Er sandte im folgenden Jahre zwei seiner Freunde, um zu prüfen, ob der jüngste von den Knaben geeignet sein möchte, in den Grundstock der Schüler aufgenommen zu werden, die er um sich zu versammeln gedachte. Er erhielt günstigen Bericht, wandte sich an die Mutter, die mit dem Kinde Karl und seinem Erzieher sich selbst nach Schnepfenthal begab, wo jener aufgenommen und dieser, an welchem Salzmann außerordentliches Gefallen fand, als Lehrer für dieses junge Philanthropin gewonnen wurde. Auch ein älterer Sohn der Witwe Ritter kam später in diese Anstalt, und nach dem dort herrschenden Gebrauche, der jedem Lehrer ein paar von den Schülern zu besonderer Erziehung überwies, erhielt Guts Muths auch hier wieder seine früheren Zöglinge.

Karl Ritter ist in Schnepfental geblieben bis zu seinem Abgang an die Universität und hat sich hier all das erworben, was Erziehung und Unterricht — die erstere war jedoch hier die Hauptsache — in dieser vielbewunderten Musterschule zu bieten vermochten. Er wurde ein körperlich hervorragend kräftiger und gewandter Jüngling, gewann Fertigkeit im Rechnen und Zeichnen, Kenntnisse in der Geschichte, den neueren Sprachen und vor allem in der Geographie. Guts Muths stellt in seinen Berichten ihm mehrmals scherzhafter Weise das Prognostikon: daß er einmal Professor der Geographie werden müsse. Aber er lobt überhaupt bei jeder Gelegenheit seinen »ungemein glücklichen Kopf«. 1787 im Sommer schreibt er z. B. über ihn: »Karl ist fleißig, behält ungleich leichter als sein Bruder, ist sehr achtsam in den Lektionen, für seine Jahre schon weit in guten richtigen Urteilen, sehr teilnehmend, lustig und munter, gefällig, aber wenn's drauf ankommt, auch wohl unordentlich. Die Erwerbungslust schlummert noch tief in ihm (es gehörte zu den Erziehungsgrundsätzen Schnepfenthals, die Knaben durch Gewöhnung an kleine Handelsgeschäfte mit Papier, Federn, Bleistiften usf. möglichst früh in die Praxis des Lebens einzuführen), und darüber kann ich nun eben nicht böse sein, denn er ist noch zu jung, zu unschuldig, zu flatterhaft dazu. Er macht unter vielen, selbst großen Zöglingen die besten Landkarten.« In der Geographie, meint er, sei es eine Freude, ihn zu unterrichten.

Als es darauf ankam, für den 1794 durch die Konfirmation gegangenen Knaben einen Beruf zu wählen, zeigte es sich, daß Salzmann ihn zum Maler oder Kupferstecher bestimmt sehen wollte, während er selbst, in Übereinstimmung mit seinem treuen Mentor Guts Muths, zum Studieren viel mehr Lust empfand. Salzmann sprach ihm aber die geistigen Fähigkeiten dazu rundweg ab, und es bedurfte langer Auseinandersetzungen, bis Karl das Studium des Lateinischen wieder aufnehmen durfte. Nun schwebte ihm das Ideal vor, sich zum Erzieher auszubilden und gleich mit diesem Ziel seine Universitätsstudien aufzunehmen, und da fügte es ein glücklicher Zufall, daß er 1795 in Gotha mit dem Frankfurter Kaufmann Bethmann-Hollweg zusammentraf, auf den er einen so vortrefflichen Eindruck machte, daß derselbe

beschloß, ihn zum Erzieher seiner Knaben ausbilden zu lassen. Dem Jüngling war damit der Weg gewiesen, den er mit gleicher Sicherheit vielleicht nicht selbst beschritten haben würde. Er ging 1796 nach Halle, um seine Ausbildung zum Erzieher zu vollenden.

Man darf behaupten, daß ein Jugenderzieher, der seinen Beruf ernst erfaßt, dadurch die größte Aussicht hat, Vielseitigkeit des Wissens ohne jene Mängel zu erwerben, welche mit demselben scheinbar fast unzertrennlich verbunden sind. Die Vorteile, welche er in dieser Richtung hat, sind verschiedener Art. Ritters Bildungsweg läßt sie sehr gut erkennen, und es möge erlaubt sein, sie an demselben hervorzuheben. Denn das ist immer in die erste Linie zu stellen, wenn man sein Wesen und seine Wirksamkeit in der Wissenschaft verstehen will, daß der große Geograph Ritter aus dem sehr bedeutenden Pädagogen Ritter, dem Schüler, Freund und Mitarbeiter der Salzmann, Guts Muths und Pestalozzi, ganz naturgemäß sich herausentwickelt hat. Vor allem betrachte man den langen, nach so vielen Seiten hin sich bewegenden Bildungsgang, der allerdings immer zurückkehrt zu den Lieblingswissenschaften der [3211] Erdkunde und Geschichte. Aber nach welchen bereichernden Abschweifungen! Mit seinen Schülern und im Interesse derselben, aber eben so stark auch immer getrieben durch eigenen Wissensdurst, verbringt er die Jahre von 1798 bis 1820, wo er den Ruf an die Universität nach Berlin erhielt, in fast ununterbrochenem Lernen. Wenn man ihn auf diesem langen empfangenden Lebensabschnitt bis zum Beginne der großen schöpferischen Lehrtätigkeit in Berlin begleitet hat, sagt man sich: ein solcher Mann war zum Geographen herangewachsen wie keiner seiner Zeitgenossen in Deutschland.

Auf die Universität Halle kam Ritter ohne gründliche philologische Vorbildung, aber mit jener guten allgemeinen Schulung und Charakterbildung, wie sie damals den Schülern Schnepfenthals gern nachgerühmt wurde. Er hat jenem Mangel späterhin mit einer wahren Begeisterung abzuhelfen versucht, die ihn noch mit fast 30 Jahren auf die Schülerbänke des Frankfurter Gymnasiums führte. In Halle wurde sein Studiengang von Anfang an kein fachgemäßer durch das pädagogische Ziel, welches ihm gesetzt war. Er wurde als Kameralist inskribiert der Form nach; aber er hörte bei dem bedeutendsten damaligen Lehrer dieser Hochschule, F. A. Wolf, Vorlesungen über griechische und römische Literaturgeschichte, bei Niemeyer Moral und Pädagogik, bei M. C. Sprengel Geschichte und Statistik, bei anderen logische, mathematische, chemische, physikalische Vorlesungen, auch welche über Ästhetik. Reinhold Forster las zu seiner Zeit nicht mehr: er starb, noch ehe Ritter von Halle wegging. Man begreift bei Ritters regem Interesse für Geographie den Kummer, den er darüber empfand, daß er die berühmten Kollegien dieses bedeutenden Weltreisenden und Geographen nicht mehr hören konnte.

Als Ritter 1798 Halle verließ, um in Frankfurt a. M. seinen vorherbestimmten Erzieherposten anzutreten, hatte er, wie man sieht, eine

nichts weniger als enge oder einseitige Bildung genossen. Es war ebensowohl die Vorbildung eines Weltmannes als eines Lehrers und Erziehers, die er sich erworben hatte. Auch ließ er keinen von den Fäden fallen, die er hier aufgenommen. Man fand ihn späterhin für künstlerische und ästhetische Interessen stets eben so offen wie für naturwissenschaftliche, geographische und geschichtliche, und er war ein eben so guter Turner wie Zeichner, ein leidenschaftlicher »Naturmensch«, wie er sich selber nennt, tief durchdrungen von dem Rousseauschen Satze, der damals vielen wie ein pädagogisches Evangelium erschien: »*A tout âge l'étude de la nature émousse le goût des amusements frivoles, prévient le tumulte des passions, et porte à l'âme une nourriture qui lui profite en la remplissant du plus digne objet de ses contemplations.*« Dabei war sein Sinn dem Schönen der Kunst weit aufgeschlossen. Als er Köln zum erstenmal besuchte, erschien es ihm wie »ein deutsches Herculanum und Pompeji, wo sich plötzlich ein Schatz offenbart hat, der für echte deutsche Kunst und Geschichte nicht wichtiger sein konnte«. In Vogt und Weitzels »Rheinischem Archiv für 1810« ist von ihm ein Aufsatz »Die Ruinen am Rhein. Über die Altertümer von Köln« abgedruckt, der Zeugnis ablegt von seiner Begeisterung und seinem feinen Verständnis für mittelalterliche Kunst. Er war unter den Ersten, die damals die Augen der zeitgenössischen Deutschen auf die Herrlichkeiten ihres Kunstaltertums zu richten suchten, welche in den Gemäldesammlungen von Wallraf, Boisserée und Bertram vereinigt waren. Wie bezeichnend, daß Ritter es war, welcher in einem feinsinnigen Nekrolog die Frankfurter jener Zeit, ein nach seinen Schilderungen wenig anmutendes, einerseits in reichsbürgerlichem Egoismus erstarrtes, anderseits dem Franzosentum charakterlos entgegenkommendes Geschlecht, auf den vortrefflichen Maler C. Prestel, einen alten Mitbürger von ihnen, aufmerksam machen mußte. Als auf Ritters Nachruf hin der Fürst-Primas den Kindern des Verstorbenen für 1200 Taler Bilder abkaufte, »ward es nun auch Mode, von dem guten alten Prestel und von seinem Werte zu sprechen, indes man ihn hier fast hatte verhungern lassen«. Beiläufig gesagt, müssen Ritters ausführliche Tagebücher aus der Frankfurter Zeit ein sehr interessantes Bild der Geistes- und Charakterverfassung in den höheren Kreisen einer der bedeutendsten deutschen Städte bieten. Sie sind nicht veröffentlicht. Das wenige, was sein Biograph Kramer z. B. über die Bewegung mitteilt, welche dort in der »Gesellschaft« die Anwesenheit der Kaiserin Josephine hervorrief, über die Panik nach der Waffenstreckung Macks bei Ulm, über den bei Männern und Frauen herrschenden Unglauben usf., ist ebenso lehrreich, als es wenig rühmlich und erfreulich ist. Ritter fand in Frankfurt Anklänge für alle Seiten seines geistigen und gemütlichen Lebens; aber mit seinem Vaterlandsgefühl, das etwas vom preußischen Nerv in sich hatte, stand er vereinsamter als mit jedem anderen. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Jean Pauls Friedenspredigt, Schleiermachers und Villers' Schriften

über die deutschen Universitäten klangen hohe Töne in seiner Seele an. Nach dem Zusammenbruch Preußens war er beschämt, aber nicht hoffnungslos. Als man ihm eine glänzende Stellung in Weimar anbietet, die er ablehnt, schreibt er seinem Bruder: »Ich erwarte nämlich in unserer gegenwärtigen Lage von den Fürsten und Obrigkeiten gar nichts — durchaus ist die Zeit ihrer Wirksamkeit für das Gute vorüber. So wenig es ein Recht ist, wenn die Gewalt das Recht einsetzt, so wenig kann da etwas Edles entstehen, wo alles vom Gemeinen, vom Unwürdigen, vom Erniedrigten ausgeht. Ich werde mich nie als ein Werkzeug in der Hand der Unwürdigen zu den Zwecken des Tages gebrauchen lassen und alles abschlagen, was mit diesem Glauben streitet. Mein Vertrauen ist auf den Adel des Privatmannes gerichtet; ich selbst glaube, daß von dem Privatmann die Veredlung des Geschlechts ausgehen, daß der Baum des Guten von neuem von der Wurzel aus bis zur Krone sich gestalten muß. Eine alte Zeit ist vorüber, und eine neue beginnt.«

[3241] II.

Die Schule, welche der Knabe Ritter in Schnepfenthal durchlief, ist von eingreifender Wirkung auf die Richtung gewesen, welche sein Geist späterhin nahm, sobald er zu selbständigem Denken gereift war. Die Art, wie Geographie dort gelehrt wurde, hat die natürliche Neigung und Befähigung zu dieser Wissenschaft in ihm genährt, und der Geograph Ritter hat in der Salzmann'schen Schule seine ersten Wurzeln. Anderes, was er hier gelernt, ließ er später fallen, als seine Gesinnung in andere Bahnen lenkte; aber an der Geographie, die er hier betrieben, hielt er fest, und die Methode, nach der sie gelehrt ward, gab ihm den Stoff zu seinen ersten literarischen Arbeiten, welche gleichzeitig auch seine ersten geographischen sind.

Es ist die Reform des geographischen Unterrichts gewiß eines der reinsten, unanzweifelbarsten Resultate, welche der auf den Rousseau'schen Ideen fortbauende Philanthropismus Basedows und Salzmanns für die pädagogische Praxis gehabt hat. In Schützs Methodenbuch (1783), das aus dieser Richtung hervorging, findet sich die erste ausführliche Anleitung zu einem naturgemäßen geographischen Unterricht. Bis dahin war Geographie, wenn überhaupt, in erstickend trockener Manier gelehrt worden. Man forderte nun an Stelle der seitherigen Gedächtnisüberladung gründliches Erfassen vor allem des Nächsten, von dem aus dann in die Ferne gegangen werden sollte; »denn alles Plaudern eines Kindes,« sagt Salzmann, »das noch keine Begriffe hat von der natürlichen und politischen Verfassung der Provinz, in der es erzogen, von dem karpathischen Gebirge, der Regierungsform und den Einkünften in Frankreich oder China, ist weiter nichts als Starengeschwätz und noch weit weniger; der Star denkt sich gar nichts, wenn er spricht, ein solches Kind aber etwas ganz falsches.« Dem entsprechend wurde in

Schnepfenthal der geographische Unterricht belebend und praktisch betrieben; man lernte die Grundbegriffe in der Natur selbst auf Spaziergängen und größeren Fußreisen; man beschrieb und zeichnete das Gesehene; man prägte sich durch Kartenzeichnen und durch häufiges Aufsuchen auf Karten und Globus die fremden Länder, Gebirge usw. ein, hörte Interessantes von ihren Bewohnern und Erzeugnissen, und das Lesen der Reisebeschreibungen, die ja erst durch die Philanthropisten der Jugend recht zugänglich gemacht worden sind (man denke an Campes Robinson), brachte spielend noch manche Kenntnis und Anregung herbei. Die Jugend wurde so von einem der ertötendsten Unterrichtsgegenstände befreit und dafür mit einem anregenden und erfrischenden beschenkt, und diese Neuerung war eine sehr große Wohltat, die nicht vergessen werden darf. Leider ist sie aber später verloren gegangen, um erst in unserer Zeit wieder gefunden zu werden. Das erste und festeste Band, welches Ritter an diese neuernden Bestrebungen knüpfte, war J. C. F. Guts Muths, sein Erzieher in früheren Jahren und sein Anreger und Förderer in späteren, sein Freund solang er lebte. Guts Muths ist von nicht geringer Bedeutung gewesen für Ritter, den Pädagogen, und von sehr großer für Ritter, den Geographen. Bei einem Mann, der schon in frühen Jahren das Glück hatte, mit so guten und hervorragenden Menschen zu verkehren, und dessen ganze Natur guten Einflüssen sich mit kindlicher Offenheit hingab, wird man nicht leichthin zu behaupten wagen: der oder jener aus seiner Umgebung habe hauptsächlich bestimmend auf ihn gewirkt. Aber von allen ist Ritter keiner so früh nahe getreten und so lange nahegestanden wie Guts Muths. Ritter war eine so stetige Natur, daß er noch im Mannesalter von sich selbst rühmen konnte, nie einen Freund verloren zu haben; aber mit einer besonders innigen Liebe hing er an dem Freund seiner Jugend. Aber es muß auch eine liebenswerte Natur gewesen sein, dieser biedere »Naturmensch«, der in gestähltem Körper ein vortreffliches Herz und in seinem gediegenen, breitstirnigen Kopfe Geist und Wissen in reichem Maße hegte; der begeisterte Philanthropist, dessen technologischen und geographischen Unterricht die Schüler Schnepfenthals immer mit am höchsten gehalten haben von allem, was sie dort gelernt hatten, der von der Drechselbank sie zum Landkartenzeichnen und von der Baumzucht zu topographischen Aufnahmen führte, in dessen Unterricht die Anschauung nie unbeschäftigt blieb; der einfache Mann des natürlichen Lebens, dessen Dasein zwischen dem Umgang mit »seinen Kindern« und dem mit der Natur bei der Bearbeitung eines idyllischen Landgütchens verfloß, das er bei Schnepfenthal aus eigenem geringen Ersparten sich erworben; der »Groß- und Erzvater« der deutschen Turnkunst, der das unvergängliche, nie genug gewürdigte Verdienst hat, den ersten deutschen Turnplatz (in Salzmanns Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal) gegründet zu haben. Fürwahr, es war ein Glück für Ritter, von früher Jugend an einen solchen treuen, tapferen Mann zum Lehrer und Leiter zu haben.

Vor allem ist Guts Muths, der selbst ein tüchtiger Geograph war, sein geographischer Lehrer geworden. Man kann sagen, daß zunächst Ritters Anschauungen über die Methode des geographischen Unterrichts ganz in dem wurzeln, was er von dieser Schule her mitbekommen. Er hat sie, schon lang ehe man ihn als Geographen nannte, so bestimmt und klar ausgesprochen, daß er selbst noch ein halbes Jahrhundert später in seiner Lehrtätigkeit sich genau nach den Grundlinien richten konnte, die er dort gezogen. Auf dieselben baute sich auch im wesentlichen die Methode auf, welche die Jugend von heute in einer anregenderen und zugleich weit fruchtbareren Weise in die Geographie einführt, als es den meisten von uns beschieden war, welche dieses schöne Weideland nie anders als im Zustand dürrer Heide, im Staube langweiligsten Gedächtniskrames erblicken durften. Es sind in geläuterter, von manchem Spielenden und Zufälligen befreiter Form die Ansichten der Philanthropisten, welche Ritter hier darlegt. Sie sind keine eigene Schöpfung, diese Ideen, die freilich damals der Mehrzahl der Lehrer noch fremd waren, die aber, so maßvoll und durchdacht wie sie hier vorgetragen werden, dem gesunden Menschenverstand ebenso, wie jeder philosophischen Auffassung der Erdkunde sich sofort von selbst empfehlen mußten. Teilweise waren sie sogar schon in die Praxis des Unterrichts übergegangen, aber nur in beschränkten Kreisen. Doch fand Ritter, als er im Jahre 1807 Iferten [Yverdon] selbst besuchte und in mehrwöchigem Aufenthalt tiefe Blicke in die Erziehungs- und Unterrichtsmethoden Pestalozzis und seiner Gehilfen gewann (seine zwei »Briefe über Pestalozzis Methode, angewandt auf wissenschaftliche Bildung,« die in Guts Muths' neuer Bibliothek für Pädagogik 1808 veröffentlicht wurden, gehörten ihrerzeit zu den klarsten und treuesten Darstellungen des berühmten Unterrichtssystems), in dem geographischen Unterricht, wie Tobler, der Jünger Pestalozzis, ihn erteilte, im ganzen und großen die Ideen verwirklicht, welche er in jenem Aufsatze ausgesprochen, soweit derselbe das Elementare berührt. Beide, er und Tobler, mögen gemeinsame Anregungen von der Salzmannschen Seite her empfangen haben; aber ebensoviel von der Übereinstimmung ihrer Ideen über den erdkundlichen Unterricht ist ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß dem denkenden Geist eines Pädagogen damals wie jetzt keine andere Methode als die vom Gegenwärtigen, Greifbaren ausgehende und von diesem in den Reichtum der fernerliegenden Erscheinungen allmählich sich ausbreitende möglich erschien. So wie alles Pestalozzische Lehren von dem Grundgedanken getragen ward: »Nicht der Stoff, wenn auch in der größten Mannigfaltigkeit, nicht die Masse in ihrer größten Ausdehnung sind es, welche jedem Menschen zum Bewußtsein seines geistigen Lebens verhelfen, sondern die Gestaltung dieser Mannigfaltigkeit zum Eigentümlichen, die Kraft, mit der er durch das Ergreifen des Wurzelbegriffes auch das ganze Gebiet in sein Eigentum zu verwandeln strebt, welches dieser mit allen seinen Wurzeln und Ranken und Schößlingen durchwuchert« (Ritter in seinen Briefen über Pesta-

lozzis Methode), so war auch der geographische Unterricht in Iferten darauf angelegt, durch Selbstbeobachtung des Nächsten zur Erkenntnis des Ferneren vorzudringen. Im engen Raume der eigenen Erfahrung wurde der Geist geschult, um das außerhalb liegende Weite und Ferne erfassen zu können. Übrigens hat Ritter sogar einen nahen Anteil an der Ausgestaltung der Lehrmethode der Geographie im Sinne Pestalozzis; denn das treffliche Werk von J. W. Henning über diesen Gegenstand (Iferten 1812) ist unter dem Einfluß und der Beihilfe Ritters entstanden, der einen Entwurf einer Elementargeographie für dasselbe ausgearbeitet hatte.

Es ist bedauerlich, daß die erste Arbeit Ritters über diesen Gegenstand, welche er in Guts Muths' Bibliothek der pädagogischen Literatur (Jahrgang 1806, Bd. 2, 198—219) veröffentlicht hat, von unseren Mitlebenden fast vergessen ist. Sie trägt den Titel: »Einige Bemerkungen über den methodischen Unterricht in der Geographie.« Ritter hat sich niemals klarer als hier über diesen wichtigen und interessanten Gegenstand ausgesprochen. Er geht von dem Grundsatz aus: »Geographie gehört zu den historischen Wissenschaften im weiteren Sinne. Das Wesen dieser historischen Wissenschaften besteht darin, daß sie sich auf einzelne in der Erfahrung vorkommende Gegenstände beziehen. Sie teilen zwar mit den Vernunftwissenschaften das Feld der Erkenntnis, sind aber empirisch, jene rational. Geographie ist eine aus der Erfahrung geschöpfte Erkenntnis, und hierauf gründet sich die Behauptung, daß ihre Unterrichtsmethode durchaus den Methoden rationaler Wissenschaften entgegengesetzt sein muß.« Für die Geographie ergibt sich der Zweck: »den Menschen mit dem Schauplatz seiner Wirksamkeit im besondern und im allgemeinen bekannt zu machen;« darum ist sie Beschreibung dieses Schauplatzes nicht an sich, sondern in bezug auf den Menschen. Dies ist nun die ganz natürliche Ursache, warum sie in das Gebiet fast aller praktischen Kenntnisse eingreift. Ihr dies zum Vorwurf machen, heißt ihr Wesen vernichten. Solange nicht geleugnet werden kann, daß Lokalität den entschiedensten Einfluß auf alle drei Reiche der Natur hat, auf Gewinn der Naturprodukte, Verarbeitung und Verbreitung derselben, ebenso [3242] wie auf den Körperbau und die gemütliche Anlage der Menschen, auf ihre mögliche oder wirkliche Vereinigung als Völker, Staaten; den entschiedensten Einfluß auf Beschleunigung oder Verzögerung ihrer physischen, intellektuellen und moralischen Kultur hat — solange, sage ich, dies nicht geleugnet werden kann, so lange wird der Geographie durchaus kein beschränkteres Feld angewiesen werden können. Im Gegenteil, sie ist das Band der Natur- und Menschenwelt, unzertrennbar von beiden, da sie für die Charakterisierung beider die notwendigste und erste Bedingung ist. Ich behaupte: es sei ganz unmöglich, irgend einen dieser drei Gegenstände, Geographie, Naturgeschichte und Geschichte nebst Völkerkunde, abgesondert von den übrigen, befriedigend darzustellen. Bei jedem Schritte, den man auf dieser klösterlich beschränkten Bahn

wandelt, würde man tausendmal sich nach freierer Bewegung des Geistes sehnen. Und wird dieser sehnliche Wunsch nicht erfüllt, so geht man seinen Weg wie einen Botengang, dessen Ziel das Ende ist; man wandelt nicht mit Lust in der Natur, wo Herz und Geist sich dem sie umgebenden Reichtum öffnen, und wo man den Weg selbst als Zweck betrachtet, das Ziel aber mit jedem Schritt weiter hinausrückt. Diese Wissenschaften müssen wir uns nicht als Göttinnen denken, die auf drei abgesteckten Heerstraßen, eifersüchtig auf ihr Gebiet, in gemessener Weite neben einander voranschreiten; sie sind gleichsinnige Schwestern, die Arm in Arm nach einem Ziele, dem Universum, wandeln, die nur mit vereinigten Kräften dieses hohe Ziel zu erreichen vermögen.«[1]

Die Folgerungen, welche sich aus dieser Grundanschauung für die Methode ergeben, sind nun folgende: Die natürlichste Methode ist diejenige, »welche das Kind zuerst in der Wirklichkeit orientiert und zu fixieren sucht, auf der Stelle, wo es lebt, auch sehen lehrt. Sei es nun Stadt oder Dorf, Berg oder Tal, wo das Kind seine ersten geographischen Kenntnisse, nicht in der Stube, auf der Landkarte und aus dem Buche, sondern in der Natur erhalten kann; dies bleibt immer gleich. Diese Elementarmethode vereinigt alle Forderungen der Wissenschaft und der Methode und ist darum die einzige. Hier lernt das Kind das Land in allen seinen Verhältnissen kennen, lernt im selbst davon verzeichneten Bilde die Karte aller anderen Länder verstehen. Ist diese Elementarbildung beendet, so sind auch die meisten Schwierigkeiten, welche die Geographie als fernerer Unterricht darbietet, gehoben.«

Wir folgen Ritter nicht ins Einzelne der Darlegungen, wie er den ferneren Gang der geographischen Unterweisung gestalten möchte. Hier nur die größten Züge: Zwei Kurse. I. Natürliche Erdbeschreibung. Die einfachsten propädeutischen und notwendigsten Lehren aus der mathematischen Geographie und mathematische Vorübungen mit Kreisen, Kugeln und Kuben. »Alle anderen Teile des mathematischen Lehrgebäudes würde ich dem angewandten Teile der Mathematik, welcher sich *ex professo* damit abzugeben hätte, überlassen.« Anstatt der Fixierung des Topischen durch ein mathematisches Netz würden bloß die natürlichen Abteilungen der Erdoberfläche hervorzuheben sein. »Das Orientieren auf der Erdfläche nach den natürlichen Abteilungen, welche sie uns selbst darbietet, ist überaus fruchtbar für Geographie und alle mit ihr verwandten Wissenschaften und ein Geschäft, welches von der Erde selbst das bestimmte Bild in der Seele hervorbringt. Die natürlichen Abteilungen, welche wir genau dadurch kennen lernen, machen zugleich die Basis der ganzen politischen Geographie aus,

---

[[1] Vgl. hierzu S. 377—380 des dem Sommer 1880 entstammenden Schlußabschnitts »Der Mensch« zu Friedrich Ratzels vierundzwanzig Vorträgen über »Die Erde«, Stuttgart 1881. D. H.]

welche, auf sie angewandt, erst einer pragmatischen Behandlung fähig wird.« Man lehrt also den Schüler die Festländer und Inseln und die Meere mit ihren Teilen unterscheiden, dann die Wasserscheiden und Gebirgsgrenzen. Man erhält dadurch »natürliche Ländergebiete«, wo Ähnlichkeit des Klimas und der Nahrung, ähnliche Bedingungen der Gewerbe, Landeskultur und Schiffahrt Gemeinsamkeiten der Kulturverhältnisse und des Charakters erzeugen, die von der Örtlichkeit abhängen. Selbstzeichnen von Karten muß neben dieser Unterweisung beständig hergehen. K. Ritter hat seine »Sechs Karten von Europa« (1806) wesentlich zu dem Zweck herausgegeben, um zu zeigen, wie dieses Kartenzeichnen den Unterricht erläuternd begleiten soll. Nun erst: Kursus II. Politische Erdkunde. »Jetzt lerne der Schüler die Königreiche, Herzogtümer, die Provinzen und Kreise, ihre Namen und Grenzen auf die wirkliche Oberfläche der Erde eintragen. Er wird nun einen Begriff von dem erhalten, was die Natur, was die Menschen taten; er wird leicht die Ursachen der Formen auffinden und da, wo diese nicht mit der Naturbeschaffenheit übereinstimmen, sie in besonderen Verhältnissen und Umständen (man versuche es nur auf Karten; unzählige Kriege, Friedenstraktate, politische Einrichtungen usf. haben darin ihren Grund) aufsuchen. Das ganze Königreich wird in seinen Hauptverhältnissen mit allen Einteilungen und der Verschiedenheit seines Bodens, seines Klimas und somit auch seines Anbaues, seiner Kultur, seiner Bewohner, seiner Städtezahl, seinen Hauptkräften usf. klar vor ihm liegen. Der Schüler wird sich an den philosophischen Gesichtspunkt gewöhnen, daß nicht das Land an den Staat, sondern der Staat an das Land gebunden ist. Kurz, die große Weltansicht, das Detail nicht als Detail, sondern in bezug auf das Ganze zu denken, der Blick in das Universum wird durch diesen Gang vorbereitet, und nicht der engherzige, den Geist tötende Sinn, statt der höheren Weltordnung alles für Menschenwerk zu halten.« Der Unterricht soll sich nun weiter auch über den Menschen als das letzte Ziel jeder Wissenschaft verbreiten und mit Völkerkunde schließen.

Denen, welche der Zusammenfassung so vieler Dinge im geographischen Unterricht widersprechen, ruft er zu: »Das Trennen liegt nur in uns; in der Wirklichkeit steht alles in einem notwendigen Zusammenhang, und diesen Zusammenhang können wir nie durch Trennung des Mannigfaltigen begreifen.« Und diejenigen, welche in den beschreibenden und erzählenden Wissenschaften kein Mittel zur formalen Geistesbildung anerkennen wollen, weist er hin auf die Bedeutung, welche neben der Begriffsbildung das Auffassungsvermögen in unserem Verstande beansprucht. Er erklärt dasselbe für eben so notwendig zum Denken wie das Abstraktionsvermögen und erklärt, daß seine formalen Bildungsmittel die darstellenden Wissenschaften sind. Soll der Mensch nicht ausschließlich in der Ideen- oder in der empirischen Welt leben, so müssen ihm »die rationalen und darstellenden Wissenschaften, beide Unterrichtsmittel, Hand in Hand zur harmo-

nischen Ausbildung seiner selbst verhelfen.« Den Gang der Methode dieser Wissenschaften faßt er aber zum Schlusse zusammen nicht als »eins neben dem andern«, sondern »eins durch das andere«, oder als den pragmatischen, worunter zu verstehen: Darstellungen des Mannigfaltigen zu einem kontinuierlichen und stetigen Ganzen in Hinsicht des Umfangs und Inhalts.

In seinen vorhin erwähnten »Sechs Karten von Europa. Mit erklärendem Text« (1806) gab Ritter den Lehrern und Jüngern der Geographie ein Hilfsmittel an die Hand, durch dessen Anwendung jene fruchtbaren Gedanken leichter in die Praxis des Unterrichts übergeführt werden konnten. Er zeichnete die Gebirge in ihren großen Hauptzügen, daneben die Verbreitungsgrenzen der Kulturgewächse, der wilden Bäume und Sträucher, der wilden und zahmen Säugetiere, die Vegetationsgrenzen an den Gebirgen und die Verbreitungsverhältnisse der Volksstämme in Europa. Im wahren Sinne des Wortes eilte er mit diesem Versuch seiner Zeit voraus; denn die Wissenschaft der Pflanzen- und Tiergeographie, auf welche derselbe sich naturgemäß hätte stützen müssen, war noch gar nicht vorhanden. Erst 1807 und 1813 erschienen die Arbeiten Alexander v. Humboldts und Wahlenbergs, welche den Grund zu derselben legten. Also kann es nicht fehlen, daß der Verlauf der Grenzlinien, welche Ritter hier für Pflanzen und Tiere Europas zog, ein vielfach zu schematischer ist, der mehr auf eine allgemeine Idee, wie es wohl sein sollte oder möchte, als auf die unentbehrliche Summe von zahlreichen Einzelbeobachtungen sich stützte. Ebenso sind die Anschauungen manchmal ganz falsch, auf welche sich die Anordnung der Tiere oder Pflanzen in gewisse große, geographisch bestimmte Wohngebiete (Floren und Faunen) gründet. So wenn fünf große »Blumenflore« für Europa angenommen werden nach den fünf wichtigsten Gebirgsgruppen, von welchen die Pflanzen sich zuerst hauptsächlich verbreitet haben sollten. Nicht minder waltet in der Zeichnung der Gebirgszüge noch die Idee vor, daß Wasserscheide und Gebirge eigentlich in e i n e s zusammenfallen, und daß das Wichtigste im Gebirgsbau die Zentralknoten seien, von welchen mächtige Höhenzüge nach den verschiedensten Seiten hin ausstrahlen. Zwar gehörte die Idee von einem weltnabelartigen Gebirgsknoten in Innerasien, auf welchen alle Gebirge der alten Welt mehr oder weniger bestimmt zurückzuführen sein sollten, zu dieser Zeit bereits zu den geographischen Mythen, wenigstens in den Büchern, wenn auch nicht schon in den Köpfen. Aber es fehlte eben doch hier, so gut wie auf jedem anderen Gebiete der Erdkunde, die Durcharbeitung des Stoffes im Einzelnen. Die Worte, die man gebrauchte, waren die Hüllen von ganzen Bündeln verschiedenster Begriffe, die anstandslos unter der gemeinsamen Firma eines bequemen, umfassenden, unklaren Sammelwortes hinausgesandt wurden. Kein Wald von sorgfältig festgestellten Einzeltatsachen, auf die man beständig achten muß, hemmte die freischaltende Bewegung auf diesen Gebieten. Man sprach mit einer gewissen Vorliebe Sätze aus,

die zu unklar sind, um scharf und gründlich durchdacht werden zu können; aber so, wie der Lehrer sie nicht ganz verstand, entging auch ihr Sinn dem Schüler. Waren sie doch auch gar nicht dazu da, um denkend ergründet zu werden, sondern vielmehr nur um einen gewissen Eindruck zu machen, der stark sein konnte, aber nicht bestimmt sein sollte. Wenn Ritter in seiner Erklärung zur Tafel der Kulturgewächse an hervortretender Stelle den Grundsatz aufstellt: »Das Reich der Gewächse ist von der Natur über die ganze Erde nach den eigenen Gesetzen der Pflanzenwelt verbreitet,« so klingt dies groß und bedeutsam, aber wo liegt der Begriff? Es ist kahler, wenn der heutige Pflanzengeograph sagt: »Die Verbreitung der Gewächse über die Erde ist die vereinte Wirkung ihrer geologischen Geschichte und der äußeren Bedingungen, unter denen sie stehen;« aber man kann sich etwas dabei denken, was eben doch die Hauptsache bleibt. Dankenswert bleibt immer dieser erste Versuch, der dem Gesagten zufolge nach der wissenschaftlichen Seite nicht befriedigend sein konnte, während er in pädagogischer Beziehung als Verkörperung der oben dargelegten Gedanken einen wesentlichen Fortschritt bedeutete.

Nur beiläufig sei eine frühere Arbeit hier erwähnt, sein Erstlingswerk »Europa. Ein geographisch - historisch - statistisches Gemälde« (2 Bde., 1804), das auf dem Grunde derselben Ideen aufgebaut ist, die offenbar tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hatten. Er wollte, wie er im Vorwort sagt, »den Leser zu einer lebendigen Ansicht des ganzen Landes, seiner Natur- und Kunstprodukte, der Menschen- und Naturwelt erheben, und dieses alles als ein zusammenhängendes Ganzes so vorstellen, daß sich die wichtigsten Resultate über die Natur und die Menschen von selbst, zumal durch die gegenseitigen Vergleichungen, entwickelten.« Er habe keine bloße Sammlung für das Gedächtnis geben wollen, er habe alles, soviel wie möglich, in Zusammenhang bringen und als Ursache und Folge darstellen wollen. Die Geographie sollte, so zu sagen, pragmatisch gemacht werden. Die Erde lasse sich nicht ohne ihre Bewohner und diese nicht ohne jene denken; beide wirken beständig aufeinander, und Geschichte und Geographie bleiben darum immer unzertrennlich. Deswegen gibt er bei jedem Staat eine historische Einleitung, dann die Darlegung der Naturverhältnisse, endlich das, was man als den Gegenstand der Kulturgeographie zu bezeichnen pflegt, und endlich in Tabellenform die Bevölkerungszahlen. Der Plan ist gut und schön; aber es ist dem jungen Geographen nicht gelungen, den weiten Stoff ihm gemäß zu gliedern. Alles ist nach guten Quellen vollständig und in richtigem Verhältnis aneinander gereiht; aber vergeblich sieht man sich nach den verbindenden Gliedern um. Es ist eine echte Erstlingsarbeit, voll von gutem Willen und Fleiß; aber das Können reicht noch nicht bis zur Erfüllung des Ideals hin, das dem Verfasser vorschwebte.

[3265] III.

Was Ritter zwischen 1798 und 1818 auf dem Felde der Wissenschaft geleistet hat, ist alles nur Episode seines eigentlichen Berufs, der in der Erziehung der ihm anvertrauten Kinder einer tonangebenden Frankfurter Familie bestand. In diesem Berufe ging Ritter ganz auf. Man kann sagen, daß er zwanzig Jahre lang Erzieher und fast nichts anderes war, und daß alles, was er an Geistesbildung und Erfahrung in sich aufnahm, ebenso wie alle seine literarischen Leistungen, ihren Mittelpunkt in der Erziehertätigkeit fanden. Es ist nicht zuviel behauptet: er lebte um zu erziehen, er lernte um zu lehren, und was er von den Früchten seiner Studien hinausgab, war ausnahmslos auf dem Boden dieser Tätigkeit erwachsen. Er war mit Leidenschaft Erzieher und gab sich diesem Berufe so ganz hin, daß in seinen Jünglings- und früheren Mannesjahren selbst die glänzendsten Rufe ihn nicht auf ein weiteres Wirkungsfeld hinauslocken konnten. Er sagt freilich einmal: »Zuweilen ergreift mich eine ganz unnennbare Sehnsucht nach einem größeren Wirkungskreis. Es ist mir wie einem Gefangenen, der seine Kräfte zu einem weiteren Marsche fühlt und auf wenige Schritte beschränkt ist.« Aber bald setzt er hinzu: »Die Überzeugung, daß ich hier auch an wenigen die innere Kraft erhöhe, und daß ich hier nicht unter der äußeren Last von Geschäften erliege und dabei sorgenfrei in meiner mir selbst gebildeten Welt mir selbst doch leben kann, dies führt mich immer zur Ruhe zurück.« Nun gehörte allerdings die Charakter- und Geistesfreiheit schon des Jünglings Ritter dazu, in dieser immerhin beschränkten Stellung nicht seine höheren Kräfte verkümmern zu lassen, durch allzu gemessene und einförmige Arbeit zu früh für große Leistungen unfähig zu werden, wie es das Schicksal der meisten Erzieher ist. Nicht als ob er es leicht mit diesen Aufgaben genommen hätte. Das wäre für seine Natur unmöglich gewesen. Gerade seine Pflichttreue hat ihm den Boden bereitet, auf dem er seine Erziehungsgrundsätze frei zur Wirkung kommen lassen konnte. Wiewohl dieselben in vielen Beziehungen den Ansichten widersprachen, welche von den Eltern seiner Zöglinge gehegt wurden, so ließ man ihm doch mehr und mehr Freiheit, sie zur Geltung zu bringen. Die Kämpfe, die er aber zu bestehen hatte, ehe er zu diesem Ziele durchdrang, sind ein sehr interessanter und fesselnder Abschnitt seines Lebens. Sie lassen in dem Jüngling eine Charakterstärke und eine Reinheit der Absichten hervortreten, welche im höchsten Grad achtunggebietend sind und so denn auch, wie die Ergebnisse ausweisen, auf seine Umgebung wirkten. Mit 19 Jahren, in den ersten Monaten seiner Erziehertätigkeit, schreibt er: »Man respektiert mich, und meine Hauptabsicht ist, mich durch mein er[n]stes Betragen darin festzusetzen, denn dann hat man gewonnen Spiel. Ich werde mich nicht verstellen, aber zeigen, daß ich nicht bloß um Brot arbeite, daß mir Achtung, die ich mir wünsche, gebührt, und daß ein so schweres Amt als das des Erziehers nicht durch Geld,

sondern durch Freundschaft und Liebe belohnt werden muß.« Aber freilich, wie ernst nahm er es auch mit seinen Pflichten, der ernste, sich selbst prüfende Mann, der elf Jahre später, als alle ihn um seiner schönen Resultate willen beglückwünschten und das Vertrauen der Angehörigen seiner Zöglinge längst ganz rückhaltlos ihm zuteil geworden war, noch an Sömmering, den Freund, dessen Sohn er mit erzog, schreiben konnte: »Beide Jünglinge sind von so echtem Adel und mit so viel Charaktergröße und Erkenntniskraft ausgerüstet, daß ich, was meine eigene Naturgabe betrifft, unter ihnen stehe. Diese lebendige Überzeugung hat mir oft viel inneren Kampf verursacht und spornt mich zugleich zu der größten Anstrengung. Ich habe öfter mit mir angestanden, ob ich nicht lieber ein Geschäft, dem ich nicht völlig gewachsen bin, aufgeben und einem anderen überlassen soll, und dann, wenn ich mich umsah nach einem anderen Verhältnis, so fand ich doch keins, selbst keinen Mann, der erfüllte, was ich für diesen Fall suchte. Dachte ich dann wieder an das aufrichtig wohlwollende, einfache, ernste und freudige Verhältnis, in dem wir drei zusammenstehen, so sah ich in meinem reinen Sinn für das Wahre und Gute wieder ein Gegengewicht, das jenes subordinierte Verhältnis ausglich, und in meinem Weiterstreben auch für sie ein ermunterndes Prinzip. Wie wenig die Lage, in der ich bin, geeignet macht, Ansprüche auf den Namen eines Eingeweihten in irgendeiner Wissenschaft zu erwerben, ist Ihnen bekannt, und doch kann der Führer, der selbst auf der Oberfläche steht, nicht in die Tiefe führen.«

In dieser Gesinnung hat Ritter drei Söhne des Bethmann-Hollwegschen Hauses und einen von Sömmering erzogen, und man begreift, daß bei solcher Auffassung seines Berufs die Frankfurter Jahre für die Entwicklung seines Geistes und Charakters gleich wichtig geworden sind. Schon damals war es nicht vieler Sache, sich so ruhig und bis in den Kern auszureifen. Aber es sind vorzüglich die Wirkungen in der geistigen Richtung, die wir hier hervorheben müssen. Jeder Erzieher lernt mit seinen Schülern; aber Ritter hat es nicht bei dem bewenden lassen, was ungefähr hinreichen mochte, sondern er suchte tief einzudringen in jede Wissenschaft, in der er seine Zöglinge zu unterweisen hatte, und diese Lehrjahre wurden für ihn Lernjahre in ungewöhnlichem Maße. Hier hat er nicht nur die Lücken seiner Universitätsbildung ausgefüllt, sondern allmählich sich eine allgemeine Breite der Bildung gewonnen, welche für seine spätere wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Erdkunde vom förderndsten Einflusse gewesen ist. 1805 besuchte er mit seinen Schülern das Gymnasium, wo Mosche, Matthiä und Grotefend seine wie ihre Lehrer wurden, und von da an ruhten seine philologischen Studien nicht mehr, bis er sich vollkommen zum Meister des Lateinischen und Griechischen gemacht hatte. »Fast kein Studium hat mich so sehr gefesselt wie dieses,« schreibt er 1808 beim Lesen des Homer und Herodot, »aber leider bin ich doch schon zu alt. Indes lerne ich so viel, um immer

höheren Wert darauf zu setzen.« Und ein andermal meint er: daß er zwar den Vorwurf verdiene, kein kritischer Philolog zu sein; er sei aber nichts weniger als ein Verächter der Philologie, sondern vielmehr ihr warmer Verehrer, jedoch immer noch nicht um des Buchstabens, sondern um des Geistes willen, zu dem sie führt. Mein Plan, fährt er fort, ist also: meine Zöglinge, sobald sie mit der Sprache der Griechen und Römer so vertraut sind, daß sie ihre Philosophen lesen und mit Interesse und Erfolg lesen können, von dem Zwange der kritischen Schule zu befreien, welche nur scheidet und spaltet und zersplittert, sie dagegen zu der ewig schaffenden Natur zu führen, um ihre Gesetze, nach denen sie schöpferisch wirkt, verstehen zu lernen.« In derselben Zeit (1809) hatte er alte Lieblingsneigungen so wenig vergessen, daß er sich mit Mineralogie und Geologie beschäftigte, Karten entwarf, physikalische Vorlesungen hielt und an einem ausführlichen »Handbuch der physischen Geographie« arbeitete. Das letztere ist nicht ans Licht getreten; es scheint aber so, wie es im Manuskript an Freunde mitgeteilt ward, einige Wirkungen auf die Gestaltung des geographischen Unterrichts bei Pestalozzi geübt zu haben, und eigentlich ist es der Keim der späteren großen Erdkunde. Daneben gingen bedeutende Anregungen von den Männern aus, mit denen er in Berührung trat. A. v. Humboldt, v. Buch, Sömmering, Oelsner, Ebel, v. Beyme traten damals in die Kreise, denen er angehörte, und er konnte eingehend mit ihnen verkehren. Mit Buch sprach er seine geographischen Entwürfe durch, mit Sömmering las er Goethes Farbenlehre und ließ sich von ihm in physiologische Probleme einführen, bei Ebel bereitete er sich für die Alpenreisen vor, von denen er seit 1807 mehrere ausführte. In pädagogischer Beziehung wurden seine mehrmaligen Besuche und Aufenthalte bei Pestalozzi in Iferten von großem Einfluß, und auch für die geographischen Arbeiten hat er hier Anregungen empfangen, doch allerdings vielleicht mehr noch gegeben. Einige von diesen Berührungen waren vorübergehend, andere dauerten an und schlugen Wurzeln. Er selbst hat den größten persönlichen Einfluß auf seine geographischen Ansichten und Pläne den Freunden Sömmering und Ebel zugeschrieben. Von jenem sagt er selber in der Einleitung zur 2. Ausgabe der Erdkunde: »Wenn in dem Verständnis der Gesetze des geographischen Verhältnisses der ganzen belebten Natur etwa hier und da in gegenwärtiger Anordnung eine interessante Ansicht hervortreten sollte, so verdankt der Verfasser diese ganze Richtung seiner Aufmerksamkeit dem vieljährigen, belehrenden und, mit Stolz sei es gesagt, vertrauten Umgang mit einem edlen Manne, S. Th. Sömmering.« Und von Ebel ebendort: »Die gegenwärtige Arbeit verdankt dem mehrjährigen Umgang mit diesem Edeln bei ihrem ersten Entstehen das, was sie an Leben und Wärme besitzen mag.«

In Genf, wo Ritter mit seinen Zöglingen 1810—12 lebte, traten neue Anregungen hinzu. Man fühlte sich hier damals von Deutschland fast ganz abgeschnitten; aber um so kräftiger konnten sich die

bildenden Einflüsse geltend machen, denen in dieser für geistige Völkervermittelung glücklich gelegenen und trefflich gearteten Stadt damals und früher aufnahmefähige Menschen viel [3266] von ihrem Besten verdankten. Ritter schlug in dieser gastfreundlichen Erde rascher Wurzeln, als er es selber gedacht, und zwar trotz seiner zeitlebens gehegten entschiedenen Abneigung gegen französisches Wesen, die selbst auf die Sprache sich erstreckte. Aber er fand bedeutende, liebenswürdige und lehrreiche Menschen und sah sich inmitten einer großen Natur, die ihn bald wieder zum eifrigsten Pflanzen- und Mineraliensammler, zum Bergwanderer und Panoramenzeichner machte. Bei Sismondi hörte er Vorlesungen über die Literaturen der südeuropäischen Völker, mit Pictet trieb er physikalische und geologische Studien, in den Salons der Staël diskutierte er literarische und politische Fragen, daneben durchwanderte er die Montblanc-Gruppe und später die ganzen Zentralalpen bis an den Rhein, in einer Ausdehnung, die damals noch sehr selten war, und fertigte von bemerkenswerten Aussichten Panoramen an, die von einem Kenner wie Pictet für die besten der zu dieser Zeit vorhandenen erklärt wurden. Eine Episode in seinem wissenschaftlichen Verkehr in den Genfer Kreisen verdient Erwähnung als interessanter Beitrag zur Geschichte einer großen deutschen Entdeckung. Er demonstrierte dort zuerst den von Sömmering 1809 erfundenen elektrischen Telegraphen, welcher eine Zeit lang großes Aufsehen selbst in weiteren Kreisen erregte, und von dem Pictet damals die Hoffnung hegte, daß der Mensch dadurch selbst den Raum und die Zeit auf nichts werde zurückführen können. — Er hat die Bedeutung dieses Genfer Aufenthaltes am treffendsten selbst bezeichnet, wenn er an Guts Muths schrieb: »Wir sind in Genf, um uns zu Herren und Meistern der französischen Sprache und Form in ihrem ganzen Umfange zu machen; aber wir sind schon weit genug, um einen völligen Widerstreit in uns mit allem diesem zum lebendigsten Bewußtsein erhoben zu haben, und wir nehmen, was uns Land und Leute bieten, als einen Zehrpfennig, wie reisende Handwerksburschen, kaum mit einem Dank an, und ohne den Glauben, daß es uns viel weiter führen wird. Indes ist unser Leben in Genf außerordentlich reich an vielen neuen Erfahrungen. Die Natur hat uns ihre heilige Werkstätte mit allen ihren Schätzen aufgetan und uns schon mit ihrer Herrlichkeit überschwenglich gesegnet. Die Menschen haben sich uns nach ihren zwei Seiten hingegeben, wir werden von ihnen geliebt und belehrt . . . Aber mehr als alles dies ist mir das Studium der Menschen in ganz neuen nationalen und lokalen Verhältnissen ein Interesse, das ich durch die vertrautere Bekanntschaft mit der französischen Sprache und Literatur, die mich übrigens bis jetzt noch kalt läßt, zu erhöhen suche.«

Auf diesen Aufenthalt folgten eine italienische Reise und nach der Rückkehr von derselben ein neues Vertiefen in Studien, diesmal fast ausschließlich geographische, dem Ritter in Göttingen und mit Unterbrechungen in Berlin sich widmete. Sein Zögling war bereit,

die Universität zu beziehen, Ritters Aufgabe damit zu einem großen Teil gelöst, und eigene Pläne, lang zurückgehaltene, drängten nun von selbst wieder hervor. Doch hatte er, ehe diese sehr fruchtbare Arbeitszeit begann, schwere Kämpfe mit sich selbst und seinen Pflichten durchzufechten; denn Mitte Sommer 1813, als er in Göttingen ankam, war die Begeisterung für den Befreiungskrieg in vollem Wehen, und kein wahres deutsches Herz konnte länger dem Sturme widerstehen, der das ganze waffenfähige Volk Preußens damals trieb, »fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehn«, und dessen unlöschbar glühende Funken auch schon nach dem noch von den Franzosen besetzten Westdeutschland flogen.

Auf der Schwelle stehend vom Jüngling zum Mann — er war 34, und das war damals und vor allem gerade bei dieser Natur wohl um ein gutes jünger, als es heute wäre und bei anderen war —, der jugendfrischen Begeisterung noch ebenso zugänglich wie fähig, mit männlich reifem und erfahrenem Denken die ganze Schwere der Entscheidung zu ermessen, die damals für oder wider sein Vaterland schwebte, konnte Ritter am wenigsten zweifeln, was jetzt geboten sei. Und sein Zögling glühte nicht weniger als er für den Gedanken, die Waffen zu ergreifen und in den Krieg zu ziehen. Aber es gab Erwägungen, die aus dem Gedanken hervorgingen, daß eine durch 15 Jahre treu erfüllte Pflicht nicht noch an ihrem Ziele verletzt werden sollte. Er stand frisch unter dem Eindrucke, den der jähe Tod seines älteren Zöglings im vorigen Jahre auf ihn gemacht, und mehr noch des Schmerzes, den die Mutter um ihn getragen. Nun durfte er das Leben des Jünglings, der seiner Sorge anempfohlen war, nicht in Gefahr bringen. Mit blutendem Herzen entschied er sich für die nähere Pflicht. Man fühlt aber den ganzen Ernst dieses Kampfes aus einem Briefe, den er im Dezember 1813 an seine Schwester richtete und der für den deutschen Mann Ritter ein hoch wertvolles Zeugnis ablegt.

Ritter wandte sich in Göttingen und Berlin endlich mit voller Entschiedenheit der Ausarbeitung seiner Erdkunde zu, deren Plan er seit acht Jahren in sich getragen, wachsend mit der Erweiterung und Reife seines Denkens, die ihn merklich größer und tiefer gestaltet hatten. Er hörte zwar nicht auf, zu lernen, und suchte besonders seine naturgeschichtlichen Kenntnisse bei Schrader und Hausmann in Göttingen zu bereichern; aber sein Hauptziel war, nun abzuschließen mit der Darstellung einer Idee, von der er schreibt: »Sie läßt mir keine Ruhe, treibt mich viel zu sehr Tag und Nacht, als daß ich sie noch lange bei mir beherbergen könnte.« Besonders das Physikalisch-Geographische wollte er zu Ende bringen, um dann sein ganzes Studium »auf die innere geistige Tätigkeit des Menschen zu wenden, mehr historische, philosophische und Sprachstudien zu treiben«. Im Sommer 1817 erschien der 1. Band. Das Werk erregte allgemeine Aufmerksamkeit, trotzdem es wahrhaft abschreckend ausgestattet war

und im ganzen keineswegs in die herrschenden Geistesrichtungen einging. Es fand weite Verbreitung und lenkte die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf den Verfasser. Die Besprechungen waren durchgehends günstig. Wenn man über Einzelheiten streiten konnte, so war doch ohne Zweifel zuzugeben, daß das Ganze weitaus besser [war] als alles, was man bisher an Versuchen zusammenfassender Betrachtung der Erde und ihrer Völker besessen. Das erkannten die Kritiker der verschiedensten Richtungen bereitwilligst an, und das war nicht wenig. Wenn aber die Freunde meinten, daß damit die Wissenschaft der Erdkunde erst begründet sei, so sagten sie zuviel; denn das Werden und Leben einer Wissenschaft ist viel weniger an die zusammenfassenden, aus großen Gesichtspunkten entworfenen Werke als an die Einzelforschungen geknüpft, und es sind diese früher als jene auf der Welt. An diesen hatte es auch nie gefehlt, wie zersplittert sie immer sein mochten. Ritters größtes Verdienst in diesem Werk und den späteren, die nun alle in derselben Richtung dem Ziele zustrebten: »die Gesetze und Bedingungen zu erkennen, unter deren Einfluß sich die große Mannigfaltigkeit der Dinge und der Völker und der Menschen auf der Erde erzeugt, verwandelt, verbreitet und fortbildet,« ist, daß er das Suchen nach Gesetzen in die allgemeinen Teile der Erdkunde einführte, während sie bisher nur in den Sondergebieten verfolgt worden waren. Die Erdkunde hatte für sich die Astronomie, Geologie, die physikalischen und naturgeschichtlichen Wissenschaften, die Anthropologie, die Geschichte arbeiten lassen; aber sie hatte selten, und dann gewissermaßen nur ahnungsweise, denselben Weg selber betreten, und es war noch niemals der ganze, dort mit soviel Fleiß erarbeitete Reichtum an Tatsachen und Anschauungen mit hinreichender Beherrschung all dieser Einzelgebiete unter großen Gesichtspunkten vereinigt worden. Zum erstenmal geschah das nun hier in einer Weise, die dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit Genüge zu leisten vermochte. Wir wollen übrigens Karl Ritters Verdienst nicht an dieser Stelle einschaltungsweise erörtern, sondern haben notwendig, darauf zurückzukommen. Hier sind vielmehr die sehr günstigen Folgen zu nennen, welche die Veröffentlichung dieses Werkes für ihn hatte. Man sprach ihm von Rufen nach Berlin, Göttingen, Frankfurt, Bremen. Nach Iferten hatte man ihn schon früher als Helfer oder vielmehr Nachfolger Pestalozzis, nach Weimar als Prinzen-Erzieher gewünscht. Beides hatte er ausgeschlagen. Jene guten Absichten aber wuchsen, wie das eben in Sachen dieser Art die Regel ist, langsamer, als sie zum Keimen gekommen waren. Ritter hatte sich im Herbst 1818 verlobt und wünschte, nach irgend einer Seite Sicherheit zu gewinnen. Er nahm endlich die Stelle eines Professors der Geschichte am Frankfurter Gymnasium an, verließ dieselbe aber, die ihm wenig Freude machte, schon nach nicht 2 Jahren, um dem Rufe zu folgen, der von Berlin an ihn erging. Unter Bedingungen, die für jene Zeit glänzende waren, ging er 1820 als Professor der Erdkunde an die Universität und als Lehrer derselben

an die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin und eröffnete noch in demselben Jahre seine Vorlesungen, die im Anfange wegen der Ungewohntheit des Gegenstandes entmutigend schwach besucht waren, in Kürze aber zu denen zählten, die gehört zu haben nahezu zu den Forderungen der höheren wissenschaftlichen Bildung gezählt ward. Ritter ist von da an in denselben Stellungen in Berlin geblieben bis zum Ende seines Lebens. Es ist bemerkenswert, daß dieser Abschluß des äußeren Lebensganges durch die Erreichung der hervorragendsten Lehrstellung, die einem deutschen Geographen geboten werden konnte, zusammenfällt mit der Vollendung des bedeutendsten unter den wissenschaftlichen Werken, die Ritter hervorgebracht und vollendet hat. Die erweiterte »Erdkunde« ist bekanntlich Bruchstück geblieben. Das gründliche Heranreifen des Menschen und Gelehrten Ritter krönt sich in dieser Erreichung eines so hohen Doppelzieles gerade in diesem Zeitpunkt seines Lebens. Ein reifer, vielerfahrener Mann und ein Gelehrter, der das Werk seines Lebens schon fertig bieten kann, tritt er seine neue Tätigkeit an. Er war daher imstande, ihren Anforderungen bald nach allen Seiten hin in einer Vollständigkeit gerecht zu werden, welche ihn schon binnen wenigen Jahren zu den anerkannten Größen des wissenschaftlichen Berlin zählen ließ.

Da es uns darauf ankam, das Hervorwachsen des berühmten Gelehrten aus den weitverzweigten Wurzeln einer bei aller äußeren Ruhe innerlich höchst erfahrungsreichen und langen Lern- und Werdezeit nachzuweisen und damit einen Entwicklungsgang zu verfolgen, der für die Richtung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und für den ganzen Charakter seiner wissenschaftlichen Stellung von größtem Einfluß gewesen ist, so kann es wohl gestattet sein, die ferneren Lebensschicksale nur in den hervortretendsten Punkten zu markieren. Der Ernte des längst Gepflanzten und Gehegten und der inneren Vollendung eines fertigen Charakters gewidmet, bietet Ritters Leben von 1820 an wenig, das für das Verständnis der Persönlichkeit und Bedeutung Ritters unentbehrlich wäre.

Ritter, der sich in Berlin oder vielmehr unter den Berlinern früher nie ganz zu Hause gefühlt hatte, lebte sich doch erstaunlich schnell in die neue Wirksamkeit ein, die hier sich eröffnete. Abgesehen von den sehr angenehmen gesellschaftlichen Beziehungen, deren einfacher, anspruchsloser Charakter, wie er in dem damaligen Berlin herrschte, Ritters Neigungen mehr zusagte als jede großstädtische Üppigkeit, waren die Berufspflichten, welche er hier vorfand, von solcher Art, daß sie ihm einen angemessenen Wirkungskreis eröffneten, ohne seine wissenschaftlichen Arbeiten allzusehr zu erschweren. Dies war ihm nach der Unklarheit und Überhastung der letzten Jahre in hohem Grade wohltuend. Dazu kam, daß man seine Verdienste willig anerkannte und seine im Anfang ärmlich belohnte Stellung mit Bereitwilligkeit wenigstens nach der formellen Seite verbesserte, als sich die Gelegenheiten dazu boten. 1822 wurde er zum Mitglied der

Akademie der Wissenschaften gewählt, 1825 zum ordentlichen Professor und in demselben Jahre zum Studiendirektor an der Kriegsschule ernannt. Als 1828 gelegentlich des 50 jährigen Dienstjubiläums des durch seine Karte rühmlich bekannten Hauptmanns Reymann ein Verein von Freunden der Erdkunde zusammentrat, wurde Ritter zum Vorstande für das erste Jahr gewählt, und bekanntlich hat seine Tätigkeit diesen Verein außerordentlich gefördert. Es war hauptsächlich Ritters Verdienst, wenn er, trotz der wenig günstigen Lage Berlins, sehr bald seine Stellung in der vordersten Reihe der geographischen Gesellschaften Europas einnahm. Daneben hielt er fast jeden Winter bei Hof Vorträge über geographische Gegenstände und hatte am Ende nur zu sorgen, daß seine Tätigkeit sich nicht in »Häckselarbeit« zersplittere. 1830 mußte er aus diesem Grunde sein Amt als Studiendirektor an der Kriegsschule niederlegen und widmete sich nun mit der ganzen eisernen Arbeitskraft, die ihm zur Verfügung stand, der Neubearbeitung seiner Erdkunde von Asien. Der Raum einer deutschen Studierstube war nun freilich eng für die Ausarbeitung eines so ins Weite gehenden Werkes. Aber Ritter behagte sich ganz darin. Er war sehr gut mit Büchern und Karten versorgt und besaß die Arbeitskraft und Arbeitsgewohnheit eines echten deutschen Gelehrten. Zu-[3267] dem lebte er, alter Neigung folgend, mit Vorliebe im engen Verwandten- und Freundeskreis und gab sich sogar noch mitten in seiner angestrengten wissenschaftlichen Tätigkeit mit Freude der Erziehung einiger Söhne von Verwandten oder Freunden hin, die man seiner vielerprobten pädagogischen Erfahrung anvertraute. Er besaß nicht die Fähigkeit seines kosmopolitischen Kollegen A. v. Humboldt, sich selbst im damaligen Berlin und sogar in Potsdam stets mitten in der großen weiten Welt zu fühlen. Trotz der Reisen, welche er 1824 durch die Niederlande nach Paris, 1834 nach Wien und den Ostalpen, 1837/38 nach Griechenland, der Türkei und Ungarn, 1840 nach Skandinavien, 1841 nach England, Irland und Schottland, 1845 nach Süd-Frankreich und 1847 nach Ober-Italien machte und denen fast alljährlich kleinere sich anschlossen, mußte unter diesen Verhältnissen sein wissenschaftliches Arbeiten ein im engeren Sinne gelehrtes, den Interessen und Anregungen der Zeit fernstehendes werden. Er wurde immer mehr im ehrenvollsten Sinne das, was man einen »gelehrten Geographen« nennt. Sehr glücklich ergänzte er sich darin mit A. v. Humboldt, dessen weite Selbsterfahrung und lebendigen Zusammenhang mit der ganzen Welt er bei Gelegenheit mit einer Wärme pries, welche den hohen Wert zeigt, den er selbst ihr beilegte. Ein »Büchergeograph« konnte er freilich nicht werden: davor schützten ihn die reichen Erfahrungen, die er früher gesammelt, und der praktische Blick des Erziehers, den sein Beruf einst so nahe und in so belehrender Weise mit vielen Menschen und Sitten bekannt gemacht hatte. Aber immerhin ist es ein Grundzug seiner Tätigkeit in der zweiten Hälfte seines Lebens, daß die an die Bücher und Karten gebundenen ge-

lehrten Arbeiten und die treue, hingebende Erfüllung seines Lehrberufes keine Zeit übrigließen, um ein geographisches Problem in der Natur selbst ohne die Vermittelung der gedruckten oder gezeichneten Berichte anderer zu lösen.

Ich nenne den Lehrberuf und berühre damit eine Seite der Wirksamkeit Ritters, die man genau kennen muß, um seine Stellung in der Wissenschaft recht würdigen zu können. So wie er in seinen jungen Jahren aus Herzensneigung Erzieher wurde und, man möchte sagen, mit Leidenschaft dieses Amtes waltete, so ist er seinem Beruf als akademischer Lehrer in einer Weise gerecht geworden, welche nicht weniger rühmlich ist als seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit. Seine Vorlesungen waren ihm nicht Anhängsel oder Nebenprodukt der wissenschaftlichen Arbeit, sondern viel eher konnten sie als Hauptsache gelten, an welche die letztere sich anschloß, indem sie die Lücken ausfüllte, die zwischen jenen blieben. So ziemlich das Gegenteil von dem Verhältnis, in dem diese beiden Richtungen gerade bei manchen größten Gelehrten und Forschern zu stehen pflegen! Im höchsten Alter erst, wo das Sprechen ihm manchmal schwer fiel, zog er sich von seiner Lieblingstätigkeit mehr zurück, wie er denn 1853 sich von seinem Lehramt an der Kriegsschule hatte befreien lassen, um seine Kräfte, deren Abnahme er zu fühlen glaubte, ganz auf die Vorlesungen an der Universität und die wissenschaftlichen Arbeiten zu verwenden. Aber bis ans Ende war seine Lehrfreude immer eine große. Freilich lag ihr eine ungewöhnliche Lehrfähigkeit zugrunde. Ritter galt für einen der besten Lehrer an der Berliner Hochschule, und seine manchmal mehrere 100 Köpfe zählenden Auditorien bekräftigten dieses Urteil. Er sprach ruhig, ungekünstelt, aber sehr ausdrucksvoll mit wohltönender Stimme; der Schwung stand seiner Rede wohl zur Verfügung, aber der Gebrauch, den er davon machte, war ein mäßiger. Die Wärme, die sich äußerte, wenn er von den geweihten Stätten der heiligen Geschichte, vom alten Griechenland oder vom eigenen Vaterland sprach, ging zu Herzen, weil sie von Herzen und von einem warmen und starken Herzen kam. Eine ungewöhnliche Fertigkeit im raschen Hinwerfen von Karten und anderen Skizzen stand ihm hilfreich zur Seite; er erkannte in ihr ein wichtiges Werkzeug der Verdeutlichung und pflegte sie nach Kräften. Lange Übung im Unterricht hatte ihm den sicheren Takt angeeignet, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden und die Gefahr der Überladung mit toten Massen äußeren Gedächtnisstoffes voll zu würdigen, welcher gerade in der Geographie so leicht den geistigen Gehalt und Wert überwuchert. Endlich ist seine Persönlichkeit, nach einstimmigem Urteil aller, die ihn kannten, auch solcher, die ihn bloß vom Katheder her kannten, eine so gewinnende, man darf sagen überzeugende gewesen, daß schon durch sie die Gemüter der empfänglichen Zuhörer entschieden gewonnen, zu ihm hingezogen wurden. »Seine hohe, würdige Gestalt, welcher der Adel sittlicher Reinheit aufgeprägt war, sein Blick, in welchem

sich ebensoviel Ernst als Milde, ebensoviel Ruhe des Denkers als tiefe Begeisterung des Forschers aussprach, fesselte unwillkürlich. Es lag etwas überaus Gewinnendes und zugleich Imponierendes in seinem ganzen Auftreten und Wesen«, schreibt sein Biograph Kramer. Keine sichtliche Hinfälligkeit störte selbst in späten Jahren den Eindruck seiner gesunden, frischen, ganzen Persönlichkeit. Er und Humboldt — welches Paar jugendfrischer Greise! Und wie erfreulich dieser Anblick gerade in Deutschland, das außerhalb seiner Armee nicht eben ausgezeichnet ist durch Jugendfrische seines Greisentums, vor allem nicht in seinen gelehrten Kreisen! Von der äußeren Erscheinung und dem Gehaben des Greises noch in den allerletzten Jahren gibt der ungenannte Verfasser einer Lebensskizze Ritters in den »Preußischen Jahrbüchern« (V. 1860) eine Schilderung, die so plastisch und zugleich so liebenswürdig, so erfreulich ist, daß es wirklich schade wäre, wenn wir sie hier übergingen. Derselbe traf mit ihm am Iselberg im Herbst 1856 zusammen. »Die Tür öffnete sich,« sagt er, »und es trat ein Fremder ein, im langen braunen Überrock, die schwarze Tuchweste bis oben zugeknöpft, schwarzes Halstuch mit kleinem umgeklapptem Kragen. Die ganze Erscheinung mußte sogleich ehrende Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Eine große, kräftige Gestalt, durch ein offenbar hohes Alter kaum merklich gebeugt, unter dem Schnee der Haare ein prächtiges Greisenantlitz, gleich geeignet, Ehrfurcht wie [Zutrauen und] Liebe hervorzurufen. Imposante Würde und milde Freundlichkeit mischten sich in den bedeutenden Zügen: das klare Auge blitzte Geist und schaute doch auch wieder so kindlich einfach und heiter drein. »Offenbar ein geistlicher Herr, ein Pfarrer, ein Konsistorialrat«, meinte der eine. »Behüte! — ein Schulmann, ein Direktor«, war die Antwort. Er trat näher; bald entspann sich das Gespräch«. Usf.

Wir wollen mit diesem Eindruck zum Schluß eilen. Ritters Leben, das vor vielen anderen ein glückliches zu nennen war, erfuhr den ersten tief störenden Eingriff 1840 durch den Tod der Gattin. Ganz leise markiert sich von diesem Wendepunkt ein Abwärtsneigen der Lebensbahn. Jahre bedurfte es, um den Eindruck dieses Verlustes zu verschmerzen. Aber andere kamen hinzu, und der Neugewinn an Familiengliedern, Freunden und Ehren füllte schon nicht mehr die Lücken aus, die der Tod im engsten Kreise riß. Von 1850 an machten sich auch körperliche Störungen geltend. Aber zwei der größten Verluste waren für seine letzten Lebensjahre aufbehalten: Friedrich Wilhelms IV., dem er nahe getreten war und den er treu verehrte, Erkrankung und A. v. Humboldts Tod. Des letzteren Sarg begleitete Ritter, am Stabe wandelnd, noch zur letzten Stätte. Fünf Monate später, am 28. September, verschied er selbst in seinem achtzigsten Jahre. Noch 12 Tage früher hatte er rüstig für seine Erdkunde gearbeitet und in jenem Sommer den zweiten Band von Kleinasien ganz vollendet.

[3329] IV.

Nach seinen Jugendarbeiten hat Ritter keine Werke mehr geliefert, welche mit dem elementaren Unterricht der Geographie sich ausschließlich befassen oder für denselben bestimmt sind. Aber er hat noch immer Zeit und Anregungen gefunden, sich mit diesem Zweige zu beschäftigen, und einige kleinere Arbeiten aus späteren Jahren sind kaum minder wichtig für die Entwickelung der Methodik der Geographie als jene ersten Versuche, die aus seiner praktischen Unterrichtstätigkeit auf elementaren und mittleren Stufen hervorgegangen sind. Außer methodologischen Bemerkungen in Vorreden zu geographischen Schriften anderer, wie z. B. zu dem bekannten Roonschen Lehrbuch, und in kleineren Zeitschriftaufsätzen, sind in dieser Richtung hervorragend zwei Arbeiten, welche in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen sind, die eine »Über geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdteile« (1829), die andere »Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei graphischen Darstellungen durch Form und Zahl« (1831). Mit Recht hat man gesagt, daß in diesen beiden zusammengehörigen Aufsätzen die Elemente der Theorie einer konstruktiven Methode für den geographischen Unterricht gegeben sind. Aber sie haben das Schicksal der anderen methodologischen Schriften Karl Ritters erfahren: sie sind viel genannt, aber wenig gelesen worden. Man würde nicht so leicht, fast wegwerfend, über Ritters Verdienste um die Methodik des geographischen Unterrichts gesprochen haben, wenn man diese und die beiden früheren Arbeiten genügend beachtet hätte. Unfruchtbar sind sie nicht geblieben; aber die Undankbarkeit und die Unkenntnis derer, welche später in derselben Richtung mit ähnlichen oder weitergehenden Vorschlägen hervorgetreten sind, machen es schwer, die Fäden zu verfolgen, welche von jenen Anregungen Ritters zu neueren Bestrebungen herüberführen. Niemand hatte vor Ritter die teils tief begründeten, teils zufälligen Regelmäßigkeiten in der scheinbar ganz willkürlichen Verteilung der Ländermassen über die Erdkugel hin mit Bewußtsein zusammengefaßt und verglichen. Gewisse auffallende Erscheinungen dieser Art, wie z. B. die Verschmälerung und Zuspitzung der südlichen Landmassen nach ihren Südenden zu, sind allerdings schon im 17. Jahrhundert hervorgehoben worden. Nicht etwa von Geographen von Fach, sondern von scharfsichtigen Männern, denen derartiges manchmal früher auffällt als solchen, die täglich sich damit zu befassen haben. Kant und Reinhold Forster unter unseren älteren deutschen Geographen haben sich mit Scharfblick der Aufsuchung ähnlicher Übereinstimmungen gewidmet. Ritter hat dieselben gesondert von Übertreibungen, welche solchen Versuchen ja sehr leicht sich anhängen, hat sie bereichert durch einige neue Anschauungen, hat sie in ein System gebracht, und so

sind sie eigentlich durch ihn dauerndes Besitztum der wissenschaftlichen Erdkunde geworden. Gleichzeitig hat er die Beziehungen, die zwischen einigen dieser Verhältnisse und den Schicksalen der Menschheit obwalten, angedeutet. Er hat auch für manche Erscheinungsformen, die aus der höchst verschiedenen Verteilung von Land und Wasser hervorgehen, neue praktische Ausdrücke erfunden. Aus dem pädagogischen Gesichtspunkt aber ist höchst wichtig die Betrachtung, die er über die Verwertung anstellt, welche manche derartig regelmäßigen oder an Regelmäßigkeit sich annähernden Erdformen für den Unterricht gewinnen könnten. Er sagt in der zweiten jener Abhandlungen: »Der richtige Gebrauch und die besonnene vergleichende Anwendung geometrischer Figuren für physikalische Räume wären in einer geographischen Verhältnislehre ganz dazu geeignet, auf eine sehr einfache und verständliche Weise zu bestimmteren Vorstellungen zu führen. Man würde durch deren sichere Verknüpfung zu neuen Anwendungen derselben gelangen, die zu einer dem Wesen nach zusammengedrängten, gleichsam verdichteten Reihe einander deckender Anschauungen erheben und dadurch unmittelbar in das Licht setzen würden, was eben in den Länderräumen, allen Erscheinungen nach, von ihrer geometrischen Figur abhängig werden mußte. . . . In der noch nicht gewonnenen Herrschaft der Form über den Stoff, sowohl im allgemeinen als im besonderen, bis in die untergeordnetsten und kleinsten Verhältnisse hinab, scheint ein Hauptgrund des scholastischen und kompendiarisch so unfruchtbaren allerersten Zuschnitts der Geographie als Schulwissenschaft zu liegen, und jenes Mittel der geometrischen Figuren, auf die mannigfaltigste Weise bei ihr in Anwendung gebracht, würde, wie leicht vorauszusehen ist, zu freierer Bewegung und besserer Handhabung schon eines bedeutenden Teils ihres solcher geometrischen Konstruktion fähigen Stoffes führen.«

Es ist sicherlich nicht Ritters Schuld, daß diese fruchtbaren Gedanken nicht früher in ausgedehntestem Maße zu pädagogischer Verwertung gelangt sind. Daß dies nicht geschah, nimmt ihnen nichts von ihrem Werte, um so weniger, als Ritter in seiner eigenen Lehrtätigkeit, soweit Gelegenheit dazu sich bot, dieselben immer anwendete. Aus seinem Hörsaal heraus ist der Gebrauch des konstruktiven Zeichnens beim geographischen Unterricht von manchem Schüler in die Schulstube übertragen worden und hat dort fruchtbar gewirkt, ehe man eine sogenannte neue Methode darauf mit Entschiedenheit begründete.

So, wie durch diese Abhandlungen der theoretische, ist er durch seine eigene Unterrichtsweise der praktische Begründer der sogenannten konstruktiven Methode geworden. Daß einige der fruchtbarsten Gedanken, die Ritter hier äußert, von anderen schon früher vorgebracht oder wenigstens angeregt worden sind, ändert daran nichts. Für die Entwicklung von Zahlenverhältnissen aus der vergleichenden Betrachtung der Gebirgsteile (Kammhöhe, Paßhöhe, Gipfelhöhe) verweist er selbst auf die Arbeiten A. v. Humboldts, der hierin alles

getan hatte, was damals zu tun war. Auch hat Ritter seinen Nachfolgern noch genug zu tun gelassen. Sind ja diese Arbeiten gewissermaßen nur Programme, die andeuten, was zu tun wäre, und dazu manchmal, aber nie sehr eingehend, auch die Art und Weise angeben, wie es zu tun sein möchte.

Es gehört, beiläufig gesagt, zu den Eigentümlichkeiten Ritters, daß er gern in dieser Art die großen Züge einer Aufgabe skizzierte. Gewöhnlich trat er ihr dann nicht selbst als Detailforscher näher, sondern er ließ es bei dieser Andeutung der großen Umrisse bewenden, um sich zu dem Werke seines Lebens, seiner Erdkunde von Asien, zurückzuwenden. Gerade in diesem Falle tritt uns die Verschmähung der Detailforschung in den allgemeinen geographischen Fragen in sehr bemerkenswerter Weise entgegen; denn die Folge hat gezeigt, daß z. B. auf dem, was A. v. Humboldt schon geleistet hatte in dem Ausdruck der Verhältnisse der Gebirgsteile durch Zahlen, noch in verschiedenen Richtungen weiter zu bauen war. Ja, sogar noch heute, wenn ich mich nicht täusche, bleibt hier Erhebliches zu tun und sind Aussichten vorhanden auf schöne Ergebnisse von vielleicht nicht geringer Tragweite. Ist Ritter, der die Alpen so oft durchwandert hat, einer Frage der Gebirgsgliederung mit den Meßinstrumenten in der Hand nähergetreten, um die Berechtigung jener Ausdrücke zu prüfen, die A. v. Humboldt eingeführt hatte, oder um, was näher lag, zu versuchen, ob nicht eine Vermehrung oder Erweiterung derselben tunlich sein möchte? In seinen Werken und in der Beschreibung seines Lebens von Kramer findet sich keine dahin gehende Andeutung. Um so bemerkenswerter ist dies, als Ritter ein so geschickter Zeichner von Gebirgspanoramen war, dem diese eigentümlichen Verhältnisse gerade durch solche Beschäftigung deutlich genug entgegentreten mußten.[1] Auch das Problem der richtigsten Bestimmung der Küstengliederung, für das er den lösenden Gedanken zuerst fand, griff er nicht näher an, ebensowenig die Berechnung der Flächenräume von Ländern und Meeren, die Zahlenausdrücke für die Natur der Ströme — alles Dinge, deren Grundzüge er in jenen Abhandlungen entwickelt und deren Notwendigkeit er nachweist. Er hat eben offenbar die ganze Kraft, die er für die Lösung von einzelnen besonderen Aufgaben übrig hatte, auf die zahllosen Detailschwierigkeiten verwandt, welche mit der Ausarbeitung seiner großen Erdkunde verknüpft waren. Nur schade, daß dies für Ritter, der Asien nicht kannte, immer nur Aufgaben der Büchergelehrsamkeit waren! Man begreift aber unter diesen Umständen, daß einer unserer jüngeren Geographen die Äußerung wagen konnte, die vielen geradezu blasphemisch klingen muß und in der Tat übertrieben und ungerecht ist: Karl Ritter habe kein einziges Problem der vergleichenden Erdkunde gelöst. Und doch soll er der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde sein? Es erklärt sich dieser

[1 Vgl. oben, S. 301. D. H.]

Zwiespalt aus der Vorliebe Ritters für die Aufstellung großer Gesichtspunkte, die wir vorhin andeuteten, und aus der Beschlagnahme seiner ganzen Kraft durch die Ausarbeitung seines Hauptwerkes. Eine tiefere Ursache aber, die der Möglichkeit zugrunde liegt, daß letzteres geschehen konnte, suchten wir schon bei der Schilderung der zweiten Hälfte seines Lebens klarzulegen. Er war keine grübelnde, zerfasernde, sondern eine beschauliche, konstruierende, aufbauende Natur, mehr für geschichtliches Darlegen als für naturwissenschaftliches Zerlegen geartet. Statt die einzelnen Bausteine wohlgelöster Aufgaben zu dem großen Bau der vergleichenden Erdkunde herbeizubringen, hat er es vorgezogen, die Pläne für diesen Bau in den größten Linien hinzuzeichnen, seine Notwendigkeit und seinen Nutzen nachzuweisen und seine Schönheit mit beredten Worten zu preisen. In dieser eigentümlichen Begabung und Richtung konnte er recht wohl Begründer der vergleichenden Erdkunde sein, auch wenn er ein eigentliches Problem dieser Wissenschaft selbst nie gelöst haben würde. Der kritischste Zergliederer seiner Wirksamkeit muß eben doch zugestehen, daß, wenn man ein Mann wie Ritter ist, man Baumeister sein kann, und zwar ein ganz bedeutender, ohne zugleich auch Steinmetz sein zu müssen. In der Regel ist es gut, erst das letztere und dann das erstere zu sein; doch gibt es Menschen, für die man Ausnahmen gelten lassen kann! Übrigens vergesse man nicht, daß Ritter einer mit Vorliebe aufbauenden Zeit angehörte, einer konstruktiven Epoche, in welcher seine ganz nach dieser Richtung neigende Natur die beste Förderung ihrer Lieblingsneigungen fand.

[3330] Ehe wir uns nun zur Erdkunde wenden, die als Hauptwerk Ritters unsere Aufmerksamkeit schon öfters auf sich lenkte, mögen hier in Kürze noch einige Arbeiten angeführt sein, welche, wenn auch gegen diese zurückstehend, doch als Zeugnisse wichtiger Seiten seiner Tätigkeit ein Recht haben, hier genannt zu werden. Zunächst noch eine an die zwei vorigen Abhandlungen sich anreihende Akademieschrift: »Der tellurische Zusammenhang der Natur und Geschichte in den Produktionen der drei Naturreiche oder über eine geographische Produktenkunde« (1836). Auch dies ist eigentlich wieder nur ein großes Programm, eine Platform, wie der Amerikaner sagen würde. Es sollen da die Grundlinien gezogen werden für eine geographische Produktenkunde, die folgendermaßen bestimmt wird: »Die Kenntnis der gesonderten Produktionen der Erde, nach ihrer räumlichen Verbreitung über die Formen des Festen und Flüssigen, in ihren quantitativen und qualitativen, absoluten wie relativen Verhältnissen zu den einzelnen Ländern und Völkern der Erde, wie zum ganzen System des Erdballs«. Die Stellung der Tier-, Pflanzen- und Mineralgeographie zur allgemeinen Erdkunde, die Rückwirkung der Naturprodukte auf das Leben der Menschen, der Einfluß der Naturumgebung auf Geist und Gemüt der Völker, letzteres in deutlicher Anlehnung an Herder, sind hauptsächlich die Gegenstände, welche hier ihre Erörterung finden.

Für die moderne Wissenschaft der Handelsgeographie finden sich hier schon sehr gute Winke; die Arbeit ist überhaupt eine der ideenreichsten, anregendsten unter den kleineren. Aber auch sie ist fast ohne Wirkung geblieben; sie hat nicht einmal Mißverständnisse ihres Zieles verhütet. Wenigstens wüßte ich nicht, daß einer von den Neueren, die man als Schöpfer einer wissenschaftlichen Handelsgeographie bezeichnen könnte, Karl Andree und K. v. Scherzer in erster Linie, sich jemals auf diese Abhandlung bezogen hätten. Wie anders hätte sie freilich einschlagen müssen, wenn der Meister uns, statt des Planes, gleich ein Gebäude, wenn auch zunächst nur einen Notbau, hingestellt hätte, etwa einen Entwurf einer Produkten- oder Handelsgeographie oder eine vergleichende Untersuchung über die Rückwirkung der Naturumgebung auf das Leben und den Geist der Völker. In einzelnen monographischen Artikeln seiner Erdkunde, wie z. B. über das Kamel, das Zuckerrohr, die Baumwolle u. dgl., hat er gezeigt, wie er solche Aufgaben faßte; aber es sind eben nur Stücke. Über die Beziehungen zwischen Naturumgebung und Menschengeist gibt es eine prächtige kleine Arbeit von K. E. v. Baer, und es haben Th. Waitz und H. Th. Buckle diese Frage in ihren großen Werken ziemlich eingehend behandelt. Keiner weist auf Ritter zurück, bei dem sie doch so manchen guten Wink hätten finden können. So vergeßlich ist die Welt gegenüber großmütigen Denkern, die ihr nur die besten ihrer Ideen in kurzer gedrängter Form darbieten, statt gleich eine große Büchersuppe daraus zu kochen, die natürlich ganz andere Anerkennung gefunden haben würde! In die Reihe der akademischen Abhandlungen gehören noch mehrere, die hier nicht einmal alle genannt werden können. Am bemerkenswertesten sind »Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft« (1833) und »Über räumliche Änderungen auf der Außenseite des Erdballs und ihre Funktionen im Entwicklungsgang der Geschichte« (1850).

Es sind uns auch einige öffentliche Vorträge aufbewahrt, welche Ritter zu einer Zeit gehalten hat, in der diese Art der belehrenden Mitteilung noch selten war, so besonders einer über die Kolonisation von Neuseeland (1842) und ein späterer, »Ein Blick auf Palästina und seine christlichen Bewohner« (1852). Beide lassen jene schöne Lehrgabe erkennen, die auch an seinen gewohntesten und in ihrem Gegenstande trockensten Vorlesungen so sehr gerühmt wurde. Aber sie sind auch interessant als Belege für seine weite, weltkundige Auffassung der Verhältnisse in fernen Ländern. Der erstere ist in dieser Beziehung besonders wertvoll; denn hier ist nichts von den phrasenhaften Übertreibungen, die sonst mit Vorliebe an derartig junge, zukunftsreiche Gemeinwesen anknüpfen; nichts von den starken Farben, mit denen ferne Länder damals noch gern geschildert wurden. Es geht ein Zug durch das Schriftchen, den man nicht anders als weltkundig nennen kann: ein ruhiges, verständiges Abwägen der Dinge, wie sie sind, kein Vordrängen der eigenen Ansichten, keine Zukunfts-

träume — eine Gabe, die bei der geographischen Lehrtätigkeit oder Schriftstellerei doppelt wert zu halten ist!

Eine Art von Nebenprodukt der asiatischen Vorstudien zur »Allgemeinen Erdkunde« ist »Die Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodotus, um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus. Eine Abhandlung zur Altertumskunde« (Berlin 1820) — das einzige Werk Ritters von ausschließlich geschichtlicher Natur. In der Einleitung wird als das Ziel desselben bezeichnet: »Aus den ältesten Denkmalen, welche die alte Geographie, die Altertumskunde, die Mythologie, die Architektur und die Religionssysteme darbieten, soweit es für jetzt tunlich war, zu zeigen, daß altindische Priesterkolonien mit dem alten Buddhakultus, welche von Mittelasien ausgingen, noch vor der historischen Zeit der Griechen schon die Länder am Phasis, am Pontus, in Thrakien, am Ister und viele Gegenden des westlichen europäischen Erdteils, ja ganz Griechenland selbst, mittelbar oder unmittelbar besetzt und einen religiösen Einfluß darauf ausgeübt hatten, und daß dieses Verhältnis nicht allein aus asiatischen Berichten, sondern vorzüglich aus den ältesten Geschichtsfragmenten der Griechen, der Kleinasiaten und aus den Herodotschen Erzählungen über die Scythen im vierten Buche seiner Geschichten hervorgehe« (S. 8). Dieses Werk, soweit ich es verstehen kann, steht ganz allein unter allem anderen, was Ritter geschaffen hat. Insofern gibt es einen schönen Beweis für die Vielseitigkeit seines Verfassers. Man muß ja gewiß schon sehr viel wissen, um 500 Seiten mit Erörterungen zu füllen über Probleme, welche so weit im Nebel der Vorzeit zurückstehen, daß die meisten sie überhaupt gar nicht zu sehen vermögen. Fast möchte ich sogar die Behauptung wagen, daß man zuviel wissen müsse, um so etwas schreiben zu können. Die Tatsachen und Meinungen, die ein so fleißiger Gelehrter in seinem Geiste zusammendrängen muß, wollen nicht immer ruhig aufeinandergepackt liegen bleiben, zumal wenn ein reges geistiges Leben durch die Zellen pulsiert, in denen sie lagern, oder gar etwas von frischer Phantasieluft darin sich regt. Ohne geheißen zu sein, fangen sie an, aufeinander zu reagieren, wechseln ihre Plätze, schließen und lösen völlig autonome Verbindungen und hören gewöhnlich damit auf, daß sie in Gärung geraten, wonach das Ganze, wie ein voller Topf Honig, sich einen Ausweg sucht und überquillt. Diesen Eindruck, aus Überfülle übergegoren zu sein, macht dieses Werk Ritters. Er ist übrigens später selbst nicht ganz damit zufrieden gewesen und fühlte gut genug die Mängel, die ihm besonders nach der philologischen und etymologischen Seite anhaften. Indessen waren zu jener Zeit, welche u. a. ja auch die Zeit Creuzers war, derartige geistige Gärungsprodukte nur von vereinzelten Abkömmlingen der Aufklärungsperiode scheel angesehen, die noch auf kräftige Tatsachenkost und Maß im Denken hielten, z. B. von Heeren. Bei der Mehrzahl fanden dieselben hingegen Beifall. Schon der langsätzige, ahnungsvolle, durch viele unnütz herumtreibenden Eigenschaftswörter und Schachtel-

sätze getrübte Stil mußte damals Gefallen erwecken, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Arbeit einen günstigen Einfluß auf die Berufung Ritters nach Berlin geübt habe.

Welch anderer Wurf in der Erdkunde! Man empfindet etwas wie Ehrfurcht, wenn man vor ein Werk hintritt, das ein bedeutender Mensch 48 Jahre seines Lebens im Geiste getragen, an dessen Erzeugung er seine besten Jahre und die Blüte seiner Kraft gesetzt hat. Es ist gewiß nicht zuviel gesagt: was Ritter in seiner Wissenschaft Großes, Originales gedacht, was er mit seiner seltenen Energie und Arbeitskraft verarbeitet, all sein Bestes ruht in diesen Bänden. Seine kleineren Sachen sind Bruchstücke davon, mehr oder weniger ausgeführt, aber Bruchstücke oder auch Nebenprodukte. Dieses dagegen ist sein Lebenswerk, an dem denn freilich auch die Lebensalter ihren Ausdruck finden, welche der Meister durchlaufen hat. Die ersten zwei Bände, an deren Stelle bald eine neue Ausgabe trat, sind nach dem in die Jahre 1809 und 1810 zurückreichenden Entwurfe gearbeitet, welcher eine Art vervollkommnetes Handbuch von mäßiger Größe im Sinne hatte. Die ersten drei oder vier Bände der neuen großen Ausgabe, von welcher der erste Band 1822 und der zweite 1832 erschien, sind die reifsten; sie sind die Arbeit des Mannes. Der Rest gehört dem Greis an, der noch in Jugendfrische schafft, aber gern in die Breite geht, und dem manchmal der Sinn für das Maß und die Verhältnisse über dem Genuß der unbeschränkten Darlegung abhanden kommt. Doch lag das reine stoffaufhäufende Kompilieren seinem Sinne so fern, daß er auch in den letzten Bänden immer noch die geistige Leitung und Übersicht behielt und sein Werk selbst beim massenhaften Überwuchern des Stoffes doch nie in einen Notizenkram ausarten ließ.

Der Aufbau des Ganzen wie der Teile ist mit Bewußtsein durchaus naturgemäß angelegt, und so ist er auch durchgeführt. Darin ruht ein großer Vorzug. Aber wie viel Arbeit liegt eben darin! Schon die Überschriften der Bände, Abschnitte und Kapitel haben eine Masse neuer Ausdrücke für große und kleine Naturgebiete entweder geschaffen oder wenigstens in allgemeinen Kurs gesetzt. Das Werk ist eine der geistig durchdrungensten und verarbeitetsten Kompilationen, die es gibt. Man nehme sein Afrika in der zweiten, 1822 erschienenen Ausgabe in die Hand, lese das Inhaltsverzeichnis und erwäge dabei, daß dieser sogar für uns noch immer nur eben dämmerhafte Erdteil damals ein nachtbedecktes Stück Erde war, nur an den Rändern des Südens und Nordens dürftig angestrahlt. Im übrigen war die Nacht höchstens von einem da und dort, weit voneinander, aufglimmenden Fünkchen einer sagenhaften Notiz, der Mitteilung eines Arabers, einer unglaubwürdigen Sklavenerzählung u. dgl. weniger erhellt als vielmehr nur noch kenntlicher gemacht. Und doch, wie naturwahr die Auffassung Ritters! Seine erste Abteilung ist Hochafrika, oder, wie er es auch nennt, das Gebirgsganze, dessen erster Abschnitt der Südrand, welcher zerfällt in die 1. Terrasse, Gebiet des Oranje, die 2. oder die Karru

und die 3. oder das Küstenland. Der zweite Abschnitt behandelt den Ostrand, der zerlegt wird in die Kaffernküste und die Küsten von Sofala und Mozambique. An der letzteren wird eine 1. Terrasse der Zambesiquellen und eine 2. des halb fabelhaften Hochlandes von Monomotapa eigentlich nur instinktiv angenommen, denn bekannt war ja damals nichts davon; aber die geniale Ahnkraft des großen Geographen hat sich glänzend hier bewährt, denn als eines der großen Ergebnisse der neuesten Afrikaforschungen kann auch die Erkenntnis der beiden Terrassen, Nilquellen-Terrasse und Zambesiquellen-Terrasse, genannt werden. Dann folgt der dritte Abschnitt: Nordrand auf der Ostseite: 1) 1. Terrasse, Äthiopisches Hochland, 2) 2. Terrasse, Habessinisches Alpenland, 3) Alpenland Habesch, 4) Abfall des Habessinischen Alpenlandes gegen die Meeresküste und gegen das Flachland von Nordafrika. Im vierten Abschnitt, Westrand von Hochafrika, wird 1) die Küste südlich vom Äquator oder Südguinea und 2) die Küste nördlich vom Äquator oder Nordguinea behandelt. Ein besonderes Kapitel in der letzteren Abteilung wird dem nordwestlichen Vorsprung von Hochafrika oder dem Hochsudan gewidmet. Im fünften Abschnitt kommt endlich der westliche Nordrand von Hochafrika in zwei Kapiteln, Mandingoterrasse und Konggebirge, zur Sprache. Darauf folgt die zweite Hauptabteilung »Übergangsformen vom Hochlande zum Niederlande in Afrika: die Wassersysteme und Stufenländer«: 1) Oranje, 2) Senegal, Gambia, Rio Grande, 3) Niger, 4) Nil. Mit dem Niger ist dabei die Betrachtung des mittleren und westlichen Sudan, mit dem Nil die des östlichen und natürlicherweise auch Ägyptens verbunden. In der dritten Hauptabteilung folgen »die getrennten Gebirgsglieder in Afrika«: 1) Atlas, 2) Umsäumungen des Plateaus, 3) Plateau von Barka. Endlich behandelt die vierte »das Tiefland von Afrika«: 1) Ostsahara, 2) Westsahara.

Diese Gliederung ist durchaus naturgemäß und zugleich überall richtig, wo der Stand damaliger Kenntnis nicht unvermeidbare Irrtümer mit sich brachte. In den meisten modernen Geographien finden wir viel weniger naturgemäße Gliederungen dieses und überhaupt aller Erdteile als hier. Auch ist sie klar. Zuerst werden in jedem Kapitel die großen Grundzüge der Bodengestalt und Bewässerung des betreffenden Erdabschnitts, dann Klima und Produkte, dann die Bewohner besprochen. Historisch oder kulturell Bedeutsames, wie [3331] z. B. die Geschichte der portugiesischen und anderer Entdeckungen an der Westküste, die Mekkakarawane, der Goldreichtum des Inneren, ferner Sagenhaftes oder Unklares, endlich kurze Angaben der wichtigsten Forschungsreisen werden in »Erläuterungen« gegeben, deren öfters eine große Zahl um den Kern des eigentlichen Kapitels sich gruppiert. Endlich schließt ein Rückblick auf den Erdteil (in anderen Fällen auf den Erdteilabschnitt) die lange Darlegung der Tatsachen, indem er sich nochmals aufschwingt zu einem höheren Standpunkte der vergleichenden Betrachtung und in kurzen Sätzen das allgemein Bedeut-

same der gewonnenen Resultate, vorzüglich für allgemeine Erd- und Völkerkunde, zusammenfaßt. Die Einleitungen und Schlußworte dieser Bände stehen in der geographischen Literatur noch heute hoch durch den Geist, der in ihren Vergleichungen und Schlüssen waltet, durch die Fülle von schlagenden Wahrheiten, die sie für jedes größere Gebiet aussprechen. Man nehme die besten unter den größeren Geographien, welche wir haben, und man wird erstaunt sein, wie wenig von dieser geistvollen und vergeistigenden Betrachtungsweise in dieselben übergegangen ist. Man bekommt den wahrhaft betrübenden Eindruck, daß eine solche Lebensarbeit eines solchen Mannes nicht die Früchte getragen hat, die man erwarten durfte.

Nun sind allerdings nicht alle Bände von derselben Klarheit der Anordnung wie der afrikanische. Vortrefflich sind noch die von Ost- und Nordasien handelnden; aber bei West- und Südasien erhält man schon den Eindruck eines Überwucherns des massenhaften und doch in sich selber so sehr ungleichartigen Stoffes. Die sogenannten Erläuterungen, welche in den ersten Bänden noch maßvoll auftraten und besonders bei Afrika eine höchst dankenswerte Zugabe sind, werden breiter und breiter und zersetzen am Ende ganze Kapitel, die auf diese Art zu Bündeln von Wegbeschreibungen oder Itinerarien werden. Recht kraß tritt zum erstenmal diese Neigung in dem Kapitel »Gobi, die Wüste der Mongolen« im Bd. II von Asien hervor. Dieselbe nimmt 63 volle Seiten ein, und davon sind zuerst $1^1/_2$ Seiten Bemerkungen über den Namen dieser Steppe, dann folgt Timkowskis Wegbeschreibung Tag für Tag, 30 Seiten, in welche auf 16 sehr engen Seiten noch drei Berichte von P. Gerbillon, ebenfalls Wegbeschreibungen, eingeschaltet sind; nun kommt als Erläuterung Nr. 2 die allgemeine Beschreibung der Sache selbst, die eigentlich den Kern des Kapitels ausmachen sollte, auf 12 Seiten, endlich die Schilderung der Mongolen und Mandschuren auf 21 Seiten. Dieses Übel der ewigen Anhängsel und Einschaltungen, die mit jedem Bande länger werden, überwuchert das ganze schöne und große Werk in einer Weise, welche ganz gewiß das Ihrige dazu beigetragen hat, seine Verbreitung und noch mehr seine rechte praktische Benutzung zu erschweren. Bei Kleinasien ist es so weit gediehen, daß eigentlich das ganze von Natur so sicher hingestellte, wohlbegrenzte Land auseinanderfällt. Hier, möchte man sagen, fehlten dem alternden Gelehrten die geistige Perspektive und mit ihr die Möglichkeit der Selbstbeschränkung. Die Gliederung, meist noch sehr naturgemäß, wird ganz so scharf bis ins Kleine durchgeführt, als ob es sich um einen ganzen Erdteil handle, die Wegbeschreibungen häufen sich bis zur Verwirrung, und in demselben Verhältnis treten die allgemeinen Übersichten zurück, welche natürlich bei einem so kleinen Gebiete nicht in demselben Maße wachsen konnten wie das rein Stoffliche. Dies ist um so mehr auffallend, als Ritter die natürlichen Schranken der Wirksamkeit eines solchen Werkes deutlich genug erkannte. Sagt er doch selbst einmal: »Bei einem Felde von

so ungemessenem Umfange kann das Interesse nur erregt, nicht befriedigt werden; darum die Nachweisung der Quellen.« Aber er hat sich durch den Wunsch, möglichst vollständig und genau zu sein, verleiten lassen, nicht bei der Nachweisung zu bleiben, sondern einen guten Teil des Inhalts der Quellen auszuschöpfen und in den bauchigen Krügen breiter Kapitel uns zu kredenzen. Und doch, zu wessen Bestem dient das? Der Gelehrte muß doch selbst wieder hinabsteigen, wenn er trinken will, und der Laie mag es nicht bewältigen und versteht es auch gar nicht, was ihm hier Gutes geboten werden will. Wie könnte man jedoch anders als erkenntlich sein für die Riesenarbeit, welche Ritter in diesen 17 Bänden niedergelegt hat! Aber wären der Nutzen, den die Wissenschaft und die Welt von derselben zog, und vielleicht selbst der Ruhm, den er selber für sie erntete, nicht größer gewesen, wenn er beim engeren Rahmen des ersten Entwurfs geblieben wäre? Ich wage die Frage zu bejahen. In der ersten und zweiten Vorrede zu Afrika (Allg. Erdk. Bd. I) spricht er von 12 Büchern, in denen die ganze Erdkunde umschlossen sein solle, und Afrika mit einem Buche machte also den Anfang. Dieses Verhältnis beibehalten, hätte dann Asien 4, vielleicht auch 5 Bände füllen können. Und noch 1832 glaubte Ritter, daß dies möglich sein würde. Aber es ist auf deren 16 ausgewachsen, ohne selbst in dieser Ausdehnung vollendet zu sein. Und was für Klötze von Büchern sind das, wenige davon unter 1000 Seiten! Es ist ja ganz schön, von einem Riesentorso zu reden oder einen Vergleich mit dem unvollendeten Kölner Dom zu ziehen, zu welch letzterer Seifenblase ein neuer Methodiker seine Backen in Bewegung gesetzt hat; aber ein wissenschaftliches Werk ist gerade in der Hinsicht einem Kunstwerke höchst unähnlich, daß ein sehr großer Teil seines Wertes sich nach dem Grade seiner Vollendung bestimmt. Es ist für den Nutzen gemacht und nicht für den Genuß. Wer ein Werk wie diese Erdkunde bloß der ästhetischen Wirkung halber in seiner Bücherei stehen hat — und ich möchte keineswegs leugnen, daß dies sogar recht oft vorkommt —, dem mag bei dem Gedanken ganz wohl sein, daß sie ein Torso ist. Für das bloße Ansehen ist es ja besser, daß es nur anderthalb Dutzend Bände sind, statt der 30, die es bei der vollen Vollendung etwa hätten werden können; denn die Schönheit einer Bücherreihe gewinnt nicht durch ihre Länge, und bekanntermaßen sind die Bibliophilen am versessensten auf ganz kleine Bändchen. So wie dem leidenschaftlichen Kunstkenner die Zehe von einer berühmten Statue lieber ist als ein vollendetes, aber minder seltenes Werk, so könnte es auch diesem ästhetischen Freunde des Gedruckten einerlei sein, wenn der Torso der Ritterschen Erdkunde sich auf einen einzigen Band beschränkte. Im Gegenteil: je mehr Torso, desto besser; denn die Hauptsache ist doch nur, daß man's hat.

Aber der ernste Zweck eines solchen hochwissenschaftlichen Werkes leidet entschieden unter der Unvollendetheit. Unsere Wissen-

schaft hätte außerordentlich gefördert werden können durch eine umfassende Zusammenstellung alles bis 1800 oder 1820 über die Länder der Erde und ihre Bewohner Erforschten. Es wäre dies ein Abschluß gewesen, an den dann Späteres sich leicht hätte angliedern lassen. Mit Ritterschem Geist und Fleiß wäre dies höchstwahrscheinlich ein Werk von sehr großem und dauerndem Nutzen geworden. Ritter erkannte das Praktische, oder man darf wohl sagen Notwendige, eines solchen Unternehmens sehr gut und meinte, wenn man für sein Afrika das Jahr 1820 und für Ostasien 1830 gewissermaßen als Normaljahr annehme, werde es möglich sein, diese Bände nie mehr umzuarbeiten, sondern man könne dann die Resultate der neueren Forschungen einfach in Ergänzungen und Nachträgen ihnen anreihen (Vorrede zu Asien I, 1832). Da er selbst ursprünglich einen viel geringeren Umfang für dasselbe möglich erachtete, als es später beanspruchte, hat man wohl das Recht, anzunehmen, daß es in eine geringere Zahl von Bänden hätte zusammengedrängt werden können, und daß also seine Vollendung möglich war. Um so mehr bleibt zu bedauern, daß es doch nicht so weit gelangt ist. Und selbst aus dem rein menschlichen Gesichtspunkt ist es betrübend, zu sehen, wie ein Werk, so reif begonnen und mit solcher Hingebung durchgeführt, doch Stückwerk bleiben mußte, und wieviel ungenutzt blieb von den Schätzen, die es bot.

Durch einen Grundgedanken, der sie durchzieht, ist die Erdkunde, abgesehen von ihrer stupenden Gelehrsamkeit, vielleicht am berühmtesten geworden. Ich meine die Annahme von der weitgehenden Beeinflussung der Völkergeschicke durch die äußeren Umgebungen, durch ihren Schauplatz.

»Vielleicht,« sagt Ritter einmal, »rückt einst die Zeit heran, in welcher starke Naturen, indem sie mit ihrem Scharfblick zugleich die natürliche wie die sittliche Welt umspannten, aus der Totalität der welthistorischen Begebenheiten vor- und rückwärtsblickend, imstande wären, aus diesem allgemeinen Gegebenen den selbst zu setzenden notwendigen Entwicklungsgang jedes Volkes auf der bestimmten Erdstelle vorherzuweisen, welcher genommen werden mußte, um die Wohlfahrt zu erreichen, die jedem treuen Volke von dem ewig gerechten Schicksale zugeteilt ist« (Einl. der Allgem. Erdkunde I). Es gibt kein Werk Ritters, in dem er nicht zurückkehrte zu diesem Gedanken. Mehrfach spricht er aus: daß die Erde gleichsam zum Wohn- und Erziehungshause der Menschheit bestimmt sei, und daß ein Hauptziel der vergleichenden Erdkunde darin liege, die hohe Weisheit zu erkennen, die in dem Einfluß der Naturumgebung auf die Entwicklung der Völker sich kundgebe. Aber niemals hat er, wie eine mißverständliche Auffassung ihm unterlegt, dies als das einzige Ziel der Erdkunde hingestellt. Einzelne Aussprüche mögen solche Deutung zulassen; denn nicht immer war die Sprache Ritters klar genug, um jedes Mißverständnis auszuschließen. Um so mehr muß man sich dann aber hüten, auf einzelne Worte große Schlüsse zu bauen. Mehr

als mancher andere darf er, ein so treuer und konsequenter Forscher, als sein Recht verlangen, daß man ihn nur beurteile nach dem Gesamtcharakter seines Strebens und nach den Äußerungen, in denen er das Programm seiner Arbeit mit Bewußtsein niederlegen wollte. Wenn jene Stellen in seinen Schriften, in welchen sein religiöser Sinn durchleuchtet, uns Modernen nicht gefallen wollen, so müssen wir gerecht genug sein, anzuerkennen, daß diese selbe Gesinnung bei zahlreichen Naturforschern jener und noch einer späteren Zeit zum Ausdruck kommt. Fällt es uns ein, anzunehmen, es seien dieselben darum nicht imstande gewesen, echt wissenschaftlich zu forschen? Bezieht sich doch das Religiöse, wo es sich in die Wissenschaft mengt, nur auf die letzte Ursache. Was zwischen dieser und der Erscheinung liegt, welche wir untersuchen, bleibt Domäne der Wissenschaft. Wenn also Ritter in den Beziehungen, die zwischen der Geschichte eines Volkes und seinen Wohnsitzen zu erkennen sind, Zeugnisse höherer Schöpferabsichten erblickt, so braucht seine Erforschung dieser Beziehungen sich darum doch in keiner Weise auf falschem Wege zu befinden. Existieren diese Beziehungen, so mögen sie erforscht werden, ob man nun Zufall oder Absicht in ihnen erblicke. Höchstens ist man berechtigt zu sagen: »Indem er überall höhere Absichten vermutet, sucht und sieht er mehr derartige Beziehungen, als in Wirklichkeit vorhanden sind.« Das ist etwas ganz anderes. Hier, das muß man zugeben, kann eine Fehlerquelle liegen, und in der Tat lassen sich bei Ritter ihre Wirkungen verfolgen.[1] Wer möchte aber den schönen und ungemein fruchtbaren Gedanken, daß innige Beziehungen zwischen Geschichte und Naturverhältnissen eines Volkes zu erkennen sind, deshalb geringer schätzen, weil Ritter und noch mehr seine Nachfolger ihm eine zu weittragende Anwendung gaben? Ritter ist nicht der Schöpfer dieser Idee; aber er hat sie aus dem Bereich der Ahnungen in das der wissenschaftlich beweisbaren Tatsachen gehoben und zur Anwendung gebracht, und man kann sagen, daß er dadurch ihr zweiter, ihr wissenschaftlicher Vater geworden ist. Es ist billig, dem Vater die Freude zu lassen, an seinem Kinde etwas mehr zu finden als andere. Jedenfalls ist erst durch Ritter in die Geschichtschreibung das Element des Schauplatzes geschichtlichen Geschehens, überhaupt der Naturbedingungen, als ein notwendiges eingeführt worden, und jene hat durch die aus dem Gebiete der Erdkunde ihr zugeführte Bereicherung zweifellos an philosophischer Vertiefung gewonnen. Was man dagegen gesagt hat, bezieht sich nur auf die unvermeidlichen Übertreibungen, die viel mehr auf der Schüler als des Meisters Rechnung fallen. Jedenfalls war es nicht mehr als ein Schlag in die Luft, wenn Peschel und einige, die ihm nachgesprochen haben, Ritter beschuldigten: er habe das Ziel der vergleichenden Erdkunde

---

[[1] Vgl. O. Richters Dissertation »Der teleologische Zug im Denken Carl Ritters«, Leipzig 1905. D. H.]

nur in dem Nachweis dieses Zusammenhanges zwischen der Geschichte und ihrem Schauplatz erblickt, und seine vergleichende Erdkunde verdiene daher den Namen nicht, sondern sei nichts als »geographische Teleologie.« Ganz im Gegenteil hat Ritter seine vergleichende Erdkunde deutlich in Parallele gestellt mit der vergleichenden Anatomie und anderen ähnlich vergleichenden Wissenschaften. Er hat auch Vergleiche nach der Methode der letzteren zu ziehen versucht, vorzüglich in der ersten seiner akademischen Abhandlungen. Ich habe bereits die Gründe hervorgehoben, warum er wohl auf diesem Wege nicht weiter gegangen ist. Er ist — um diesen bestimmenden Grund- [3332] zug zu wiederholen — eben in erster Linie eine historisch angelegte Natur gewesen, und historische Luft atmete seine ganze Zeit, deren wissenschaftlichen Bestrebungen, im großen betrachtet, man recht wohl den Wahlspruch vorsetzen könnte: »Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.« Was Wunder, wenn durch die ganze Erdkunde Ritters, vom ersten Entwurf bis zum letzten Schlußworte, die historische Anwendung der vorherrschende Zug ist? Darum hat aber Ritter nie vergessen, daß die Geographie zwei Seiten hat, eine historische und eine naturwissenschaftliche, und als vollständig gleichberechtigt hat er beide noch in seiner Abhandlung über die geographische Produktenkunde (1836) unmißverständlich hingestellt. Übrigens vergesse man nicht, daß zu Ritters Zeit die Völkerkunde noch nicht von der Erdkunde getrennt war. Schon dies bedingte eine stärkere Betonung des Völkerkundlichen und Geschichtlichen.

[3385] V.

Es ist eine ganz natürliche Forderung, daß man die Wirksamkeit eines Mannes nicht kurzweg nach dem bemesse, was man glaubt, daß er ist und hat, sondern nach dem, was Zeit und Umstände ihm zu entfalten erlauben. Nicht um zu entscheiden, was ihm angehört und was Sache der Zeit und der Umgebung ist, in die er hineingestellt ward, soll dieses Zweite in Betracht gezogen werden, sondern um das Bild der vollen Wirksamkeit zu gewinnen. Bei Ritter muß diese zwiefache Betrachtung in keiner Weise vernachlässigt werden; denn viel von seiner Bedeutung beruht darauf, daß er mit den Kräften, die ihm gegeben waren, gerade an diesem Ort und zu dieser Zeit zur Wirkung gelangte. Die Erneuerung der Erdkunde lag in der Luft. Von allen Seiten erscholl der Ruf nach einer wissenschaftlicheren Behandlung derselben. Die Ära der wissenschaftlichen Reisen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle der Länder und Meere entdeckenden, die großen Züge der Erde enthüllenden Expeditionen getreten war, hatte eine Masse Resultate aufgehäuft; die Kartographie lieferte bessere Bilder als je vorher, weil die Messungen genauer und ungemein viel zahlreicher und die Darstellungsmittel vervollkommnet worden waren; die Geologie hatte die Gebirgskunde und die Lehre von den Vulkanen

in Angriff genommen; die Meteorologie war zur Entwerfung graphischer Darstellungen der größten Resultate fortgeschritten; die Pflanzen- und Tiergeographie waren als besondere Zweige der betreffenden naturgeschichtlichen Disziplinen bearbeitet worden; endlich war die Bevölkerungsstatistik zur Wissenschaft geworden, und die Anthropologie strebte demselben Ziele zu. Rechnet man dazu, daß die Pädagogik, zu keiner Zeit lebendiger und für Verbesserungen empfänglicher, gerade zu dieser Zeit auf Reform des geographischen Unterrichts mit Eifer ausging, so versteht man, wie gerade nun ein bedeutender Mensch Großes wirken und werden konnte, der die alte Geographie dadurch erneuerte, daß er sie mit den Fortschritten all dieser Hülfswissenschaften in Beziehung zu setzen vermochte. Im einzelnen und bruchstückweise war das ja schon angestrebt worden. Reinhold Forster, Gatterer, Playfair, Pallas u. a. hatten größere geographische Werke geschrieben, und wir wissen, daß unter Kants Vorlesungen die über physikalische Geographie eine der populärsten war. Hat doch selbst v. Zedlitz, der geistvolle Minister des Alten Fritz, sich das Manuskript derselben mit einiger Mühe zu verschaffen gewußt. So weit war das Interesse für dieselbe vorbereitet! Aber das waren nebensächliche Arbeiten, die nicht genügten zur Neubegründung einer wahrhaft wissenschaftlichen Erdkunde. Keiner von diesen hatte die Aufgabe seines Lebens daraus gemacht, und doch war dies unumgänglich nötig. Keiner von ihnen nahm eine Stellung ein, welche ihn auch nach außen hin und formell zum Vertreter der Erdkunde machte. Indem Ritter Professor der Erdkunde an der Berliner Universität wurde, verkörperte er schon durch diese eine Tatsache die Erneuerung der Erdkunde als Wissenschaft. In der Geschichte derselben würde ihn dies historisch merkwürdig machen, auch ohne jede hervorragende Leistung von seiner Seite.

Indem diese Stellung, an und für sich eine reine Äußerlichkeit, ihm zufiel, wurde sein Auftreten zu einem Markstein in der Geschichte unserer Wissenschaft. Die bisher auf die niederen und mittleren Schulen verwiesene und selbst dort stark vernachlässigte Erdkunde wird damit auf gleiche Höhe erhoben mit den Schwesterwissenschaften. Damit wurde Ritter allerdings auch eine große Verantwortlichkeit auferlegt; denn es kam darauf an, diesen jungen Ankömmling in dem würdigen Kreis auch würdig zu vertreten. Wird derselbe doch heute noch von nicht wenigen Seiten als Eindringling und Emporkömmling angesehen. Manchmal gewinnt man den Eindruck, als ob Ritter ein lebhaftes Gefühl davon gehabt habe, noch viel gelehrter sein zu müssen als seine Kollegen von der Historie und Naturwissenschaft, nur um dieser repräsentativen Stellung in keiner Weise etwas zu vergeben. Er kann sich manchmal in Gründlichkeit nicht genug tun, und wenn Arago von dem so viel weltmännischeren, von derartigen Rücksichten freieren A. v. Humboldt sagte, daß er kein Buch zu machen vermöge, so findet dieser Satz auf Ritter in der erweiterten Form Anwendung,

daß er, seitdem er die autoritative Stellung in Berlin einnahm, vor lauter sich selbst nimmer genugtuender Gründlichkeit keinen Entwurf und kein Programm mehr vollendete. Hier mag allerdings auch die Neigung zur Aufstellung von Programmen in großen Zügen hereinspielen, die oben als ein Merkmal seines Geistes bezeichnet wurde. Aus seinen eigenen Äußerungen wissen wir jedoch, daß die möglichste oder, sagen wir besser gleich, die unmögliche Vollständigkeit und Genauigkeit in der Abfassung der Erdkunde sein höchster Ehrgeiz war.

Wie dem auch sei, wir können uns beglückwünschen, daß der erste Vertreter unserer Wissenschaft an höchster Stelle deutscher Gelehrsamkeit gerade dieser Mann gewesen ist. Man hätte keinen bessern wählen können, wenn man den Beweis führen wollte, daß in der Erdkunde ebensoviel Gründlichkeit möglich und ebensoviel Geist mit Erfolg aufzuwenden sei wie in irgendeiner anderen Wissenschaft. Wir haben versucht, in dem kurzen Überblick seines Lebens- und Bildungsganges zu zeigen, wie der Geograph gewissermaßen in ihm geworden ist, und wie schwerlich ein anderer, ähnlich bedeutender Deutscher jener Zeit in gleichem Maße für diese Wissenschaft vorbereitet war. Dies ist von Wichtigkeit. An den Geographen werden ja von vornherein ganz andere Anforderungen hinsichtlich der Befähigung gestellt als an jeden anderen Gelehrten. Die Universalität, aus welcher die anderen Wissenschaften durch immer weitergehende Zerspaltung in Spezialfächer herauszukommen suchen und welche abzulehnen als ein Zeichen von Gründlichkeit und Tüchtigkeit in der Sonderwissenschaft angesehen wird, der man sich widmet, — diese Universalität, von der man als sicher annimmt, daß sie nur da möglich sei, wo man sich vor der größten Oberflächlichkeit nicht scheue, wird vom Geographen verlangt. Nun ist es zwar, wenn man die einzelnen Forscher ins Auge faßt, auch auf anderen Gebieten nicht so schlimm mit der Einseitigkeit bestellt, wie man oft behauptet. Allerdings, das Arbeitsgebiet oder, besser gesagt, das Forschungsgebiet des Einzelnen wird immer enger. Aber in seiner Heranbildung muß er nichtsdestoweniger auch die Nachbargebiete durchwandert haben, und manchmal recht entlegene, wenn er endlich auf einem oder dem anderen sich mit Nutzen festsetzen will. Immer bleibt eine breite Vorbildung geboten, wenn das wissenschaftliche Arbeiten nicht handwerksmäßig werden soll. Beim Geographen ist es nun insofern anders, als bei ihm die Vielseitigkeit nicht bloß für die Vorbildung, sondern auch für seine wissenschaftliche Arbeitsleistung Grundlage bleibt, und als die Gebiete, die er zu umfassen hat, ungemein verschieden voneinander sind. Die Breite des Bodens, auf dem er sich zu bewegen hat, und die Verschiedenartigkeit der Erscheinungen, die derselbe bietet, sind nur noch in der Philosophie zu finden, d. h. in derjenigen Philosophie, welche Wissenschaft der Wissenschaften sein will. Man hat gesagt: die Philosophie sei unmöglich, weil sie ihr Gebiet nicht mehr beherrschen könne. Man würde wahrscheinlich diese Behauptung nicht

so scharf hingestellt haben, wenn die Philosophie in dieser weiten Auffassung für irgendeine Seite des praktischen Lebens unentbehrlich wäre. Bei der Geographie wenigstens ist es niemand eingefallen, die Unmöglichkeit der Beherrschung des weiten Stoffes zu behaupten, trotzdem daß hier die Aufgabe vielleicht noch schwerer wird, weil diese merkwürdige Wissenschaft sehr umfassend und gleichzeitig ungemein ins Detail eingehend ist. Aber man braucht sie eben, und zwar recht notwendig, und wenn man ihr auch die Lebensfähigkeit abspräche — aus der Welt schaffen könnte man sie nicht. Aber das muß jeder zugeben, der sie kennt, daß ein eigenartiger Bildungsgang dazu gehört, auf einem so ausgedehnten Felde heimisch zu werden. Nicht umsonst haben die meisten Geographen anderen Forschungsgebieten angehört, ehe sie auf dieses übertraten. Mehrmals haben wir im Vorangehenden darauf hingewiesen, von welcher Bedeutung gerade der lange Bildungsgang Ritters für seine Entwicklung zum Geographen gewesen sei. Seine 22jährige Erzieher-Laufbahn, in der er, teils aus äußerem teils aus innerem Antrieb, alle Wissenschaftsgebiete durchmaß, die mit der Geographie in Beziehung stehen, hat ohne Zweifel den Grund zu der hohen Stellung gelegt, die er später als Meister dieser Wissenschaft sich errang. Die Geographie, sein Lieblingsfach von den Knabenjahren an, verlor er dabei nie aus den Augen; von allen Abschweifungen kehrte er zu ihr zurück, und alles anderswo Gelernte suchte er für ihre Förderung zu verwerten. Freilich gehörte seine gründlich ernste Auffassung von Erziehung und Wissenschaft dazu, um die Vielseitigkeit nicht in Flachheit ausarten zu lassen. Er war eine tiefe Natur, die sich irren, aber nie, in keiner Frage, auf der Oberfläche bleiben konnte. So wurde ihm diese Laufbahn zur besten Vorbereitung für seine spätere Stellung in der Wissenschaft, die er ganz ausgereift, im Besitze eines ungeheueren Schatzes von Wissen und Erfahrung, antrat. Ist es ein Zufall, daß der bedeutendste unter seinen Nachfolgern eine fast gleich lange Laufbahn auf tagesschriftstellerischem Gebiete durchlief, die ähnlich vielseitig machen mußte, ehe er zur Pflege der geographischen Wissenschaft auf dem Lehrstuhle [3386] einer deutschen Universität berufen ward?[1] Es würde kühn sein, zu behaupten, daß man sich nicht in die Geographie »hineinstudieren« könne wie in eine andere Wissenschaft; aber niemand wird bezweifeln, daß bei so starken Anforderungen an Vielseitigkeit des Wissens eine Vorbildung wie diejenige Ritters die denkbar beste ist.

Dem Vorzug eines so überaus ausgedehnten, zur möglichsten Reife hinführenden Bildungsganges gesellte Ritter den weiteren einer durch Anlage vielseitigen, weitblickenden Natur. Er hat ganz als Gelehrter, und zwar als deutscher Gelehrter im Besitze von 9000 Bänden

---

[[1] Oskar Peschel gehörte sechs Jahre der Redaktion der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« an und redigierte dann von 1854 ab das »Ausland«, bis er Ende 1870 den Ruf nach Leipzig erhielt. D. H.]

und 2600 Karten gearbeitet; aber eine Gelehrtennatur im engeren Sinn ist er nie gewesen. Ritter war keiner von den Forschern, welche sich darauf beschränken, Wahrheiten nur zu suchen. Es ist dies wohl eine sehr hohe Aufgabe, aber noch lange nicht die höchste. Darüber steht die größte Leistung, die einem Gelehrten zugewiesen werden kann, nämlich die Inslebenführung der Wahrheiten, die er selbst gefunden. Wer die Fähigkeit zu beidem in hoher Ausbildung verbindet, erreicht die höchste Stufe wissenschaftlicher Tätigkeit. Denn die Fähigkeit zu forschen, verbunden mit der Fähigkeit zu lehren, macht den wahrhaft großen Gelehrten. Aber dabei ist Lehren nicht im Sinne von Unterrichten oder Vortragen zu nehmen. Das ist in diesem Sinn eine nebensächliche Fähigkeit. Sondern es gehört zum Lehren in weiter Fassung alles, was dazu nötig ist, wissenschaftliche Wahrheiten zum Wohle der Menschen in solcher Weise zu verwerten, daß sie eine wirkliche, dauernde Bereicherung des geistigen Besitztums der letzteren bilden. In diesem Sinne spricht man von Lehrern der Menschheit. Man ist aber sparsam mit der Zuteilung dieser Würde, und mit Recht. Die dazu notwendige Vereinigung von Kräften in einem Menschen kann nicht häufig sein. Es ist eine reich ausgestattete Persönlichkeit dazu nötig, welche vermöge vielseitiger Gaben des Verstandes, der Phantasie und des Charakters imstande ist, nicht nur Schätze des Wissens aufzuhäufen, sondern dieselben auch in Umlauf zu setzen und andere zu gleicher Arbeit anzuregen. Indem Ritter die Aufgabe zufiel, einer bisher kaum anerkannten Wissenschaft Achtung und Einfluß zu schaffen und ihr Jünger zu werben, kam außer der pädagogischen Neigung und Bildung auch eine andere Seite seiner Begabung und Erziehung, welche wir eben zu charakterisieren suchten, zu reicher Betätigung. Er konnte in dieser Richtung so Bedeutendes leisten, weil er Gelehrsamkeit und Forschungstrieb mit Lebenserfahrung und regem Interesse für die Welt und das Leben verband und nicht im Wissen, sondern im Schaffen sein höchstes Ziel sah.

Was er einmal in seinem ersten Brief über Pestalozzis Lehrart von der Wirkungsweise dieses von ihm innigst verehrten Mannes und seiner Freunde geschrieben, war nicht nur der Reflex einer Erscheinung außerhalb seines Wesens, sondern kam aus seiner eigenen Seele und begleitete ihn in all seinem Tun und Trachten: »Ihre Wirkungsweise lebt in der Welt, welche nicht im Gebiete des Wissens, sondern des Seins, nicht wie eine neue Welt in der Ferne jenseit des großen Weltmeeres liegt, zu der der Mensch nur durch Philosophie gesteuert werden oder mit dem Ballast der Gelehrsamkeit versehen hinübersegeln kann.« Und dieselbe Anschauung, die tief in seinem Wesen wurzelte, spricht sich noch deutlicher und bewußter in einem Bericht an den Vorstand der Allgemeinen Kriegsschule aus, in welchem er die Einrichtung von Vorträgen über Kulturgeschichte befürwortet. Er sagt dort: »Allerdings gehören außer einer klassischen Bildung auch gewisse ernste Gesinnungen des Charakters und außerdem in Kunst

und Völkerleben erworbene innere Anschauungen dazu, um dergleichen Mitteilungen wirklich lebendig und fruchtbringend zu machen. Diese Grundlagen mit dem Sinn für Wahrheit, dem Trieb der Forschung, dem Scharfsinn für Unterscheidung, der Gabe des gewissenhaftesten Eindringens gepaart, sind es, welche hier statt der Masse des Wissens vorherrschen müssen, ohne daß dieses in quellenmäßiger Gründlichkeit fehlen dürfte, um auch in Anderen das höchste Interesse für die Ideen in Religion, Wissenschaft, Kunst, für das Wahre und Schöne zu erregen.« Man kann diesen Zug in einem hohen Sinne praktisch nennen. Sogar in der Einleitung zum ersten Bande der »Allgemeinen Erdkunde« (1818 geschrieben), welche dann 1852 von neuem, zusammen mit »Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde«, wieder abgedruckt worden ist, findet er Ausdruck gewissermaßen als ein Wahlspruch des großen Werkes. Ehe er sich zu Plan, Methode und Quellen der Arbeit wendet, will er nicht »den menschlichen Gesichtspunkt umgehen, um dessentwillen überhaupt sie nur als wünschenswert erscheint«. Zuerst legt er dann dar, daß, wie jeder einzelne, so auch jeder Verein von Menschen, jedes Volk seine eigenen Kräfte und die der Nachbarn kennen müsse und seine Stellung gegenüber allen von außen hereinwirkenden Verhältnissen, wenn es sein wahres Ziel nicht verfehlen wolle. Das blinde Streben und das bewußtlose Wollen geben keine Kraft, die zum rechten Sein und Tun führt. »Wenn die Idee des ganzen Menschengeschlechts,« fährt er fort, »durchaus ohne den Erdteil gar nicht gedacht werden kann, so können auch der einzelne Mensch, ja das ganze von der Erde noch weit minder unabhängige Volk, wie der an die Landesnatur gefesselte Staat, ohne das Bewußtsein der rechten Stellung zu ihr nie zum vollen Einklang mit sich selber gelangen . . . Und wo dieser Einklang nicht mehr, wie vielleicht in einer jugendlicheren Periode der Vorzeit, bewußtlos zugleich mit der organischen Entwicklung der Völker hervorquillt, da muß, wie in unserer Gegenwart, das Gesetz dieses Einklangs als der unsterbliche Quell aller Harmonie durch ernste Wissenschaft erforscht und in das Bewußtsein eingetragen werden . . . Mit diesem Glauben kann jedes Streben nach Übersicht der Naturwirkungen in ihrem Zusammenhange, wie schwach es auch sein mag, wenn es nur von dem Geiste der Wahrheit geleitet wird, ersprießlich werden, und in dieser Hinsicht nur kann ein Versuch wie der gegenwärtige von den Zeitgenossen mit Liebe aufgenommen werden, wodurch sein Inhalt erst lebendig gemacht wird.«

Ein tiefer, ruhiger Lebensernst, der ihn charakterisierte, ist in derselben Richtung von hoher Bedeutung für seine ganze Wirksamkeit geworden. Derselbe gab ihm die Kraft, sich großen Aufgaben mit einer Einzigkeit des Vorsatzes zu widmen, einer Vertiefung, die in seiner bedeutsamen Stellung höchst fruchtbar war. Mit ihm hängt die Tatsache innig zusammen, daß Ritter einer von den wenigen Gelehrten unserer Zeit war, die einer einzigen Lebensaufgabe unentwegt

ihre ganze Kraft widmeten. Er war nicht bloß Forscher mit dem Geiste, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit. In letzterem ähnelte er A. v. Humboldt, und doch wie verschieden wieder sind beide!

Karl Ritter und A. v. Humboldt, das »Dioskurenpaar deutscher Wissenschaft«, wie man sie in ihren letzten Jahrzehnten, der Zeit ihres höchsten Ruhmes, in der Phraseologie des Tages zu nennen pflegte, verbinden sich unwillkürlich in unseren Gedanken zu einer verschwisterten Vorstellung. Die Gleichzeitigkeit ihres Lebens und Wirkens an einem und demselben Ort, ihre annähernde Gleichaltrigkeit, ihre ähnliche autoritative Stellung in der Wissenschaft, vor allem aber die Tatsache, daß sie beide unter so ähnlichen Umständen auf demselben Wissenschaftsgebiete, dem der Erdkunde, arbeiteten, hat sie so oft zusammen nennen lassen, daß einem halbwegs enthusiastischen Kopfe sogar die Idee eines Doppeldenkmals nicht fern liegen mußte. Es ist deshalb auch nicht ohne Interesse die Frage zu beantworten: Wie verhielten sich die beiden Größen zueinander? Ihre Naturen sind so verschieden gewesen, daß von einer innigen Freundschaft zwischen beiden keine Rede sein konnte. A. v. Humboldt war ja überhaupt keine von den Seelen, welche warme Freundschaftsverhältnisse mit einer gewissen Bewußtheit pflegen. Die geradezu unzähligen Beziehungen, in welche ihn sein langes Leben brachte, haben alle, selbst die dauerndsten, etwas Äußerliches. Er ist von der Gefühlsseligkeit seiner Zeit nur im Stil seiner Schriften, sonst nirgends, angesteckt worden. Ritter war in dieser Hinsicht und in vielen anderen entgegengesetzt geartet. Die grundverschiedene Richtung der beiden in religiöser Beziehung würde übrigens von Anfang an eine Annäherung auf anderem als wissenschaftlichem Gebiete kaum haben möglich werden lassen. Auf diesem neutralen Boden konnte sie sich allein vollziehen. Ritter hat nie gezaudert, die wissenschaftlichen Verdienste A. v. Humboldts hochzuschätzen; ja, man möchte manchmal bei seinen Ausdrücken von Bewunderung meinen: er habe sich selbst viel kleiner gefühlt. Allerdings war er zehn Jahre jünger, und bei dem ersten Zusammentreffen der beiden Männer 1807 in Frankfurt war Humboldt schon der große berühmte Reisende, während Karl Ritter damals nichts als Erzieher und anfangender pädagogischer Schriftsteller war. Aber daß Karl Ritter die Anregung zu seiner wissenschaftlichen Richtung einem Gespräche mit A. v. Humboldt verdankt und dies selbst bekräftigt habe, wie Peschel in seinem zweiten Aufsatz über den letzteren behauptet (»Abhandlungen« I, 312), ist übertrieben. Ritter hat nie die Förderung verschwiegen, die er u. a. auch A. v. Humboldt verdankte; aber seine Richtung hatte er eingeschlagen, ehe dieser mit ihm zusammentraf, und unter den Männern, welchen gegenüber er sich am meisten für wissenschaftliche Anregungen verpflichtet fühlte, hat er manche anderen vor A. v. Humboldt genannt. Man muß sich nicht irreführen lassen durch gelegentliche Übertreibungen, in denen die geistigen Größen des Berlin vor 40 und 50 Jahren zu schwelgen

pflegten, wenn sie einander erst zu loben begannen. Das gehörte damals zum guten Ton; sie sprachen miteinander wie Harthörige, immer mit gehobener Stimme und starkem Ausdruck; und wenn man auch etwas ganz Unbegründetes zum Lob eines bedeutenden Menschen sagte — wenn es nur von Begeisterung getragen wurde, galt es für vollkommen zulässig. Karl Ritter war sicherlich der natürlichen Anlage nach einer der wahrhaftigsten Menschen, die man sich überhaupt vorstellen kann, und brachte es doch dazu, bei einem Feste zu Ehren A. v. Humboldts (1844) dessen Reisen als »eine wissenschaftliche Wiederentdeckung der Neuen Welt« zu feiern. Aber aus privatesten Äußerungen kennen wir die große Hochachtung, welche er den wissenschaftlichen Leistungen, ja der ganzen Stellung A. v. Humboldts in der Wissenschaft entgegenbrachte. Dieser hat seinerseits mit seinem Lobe gleichfalls nicht gespart, und gerade für die Erdkunde hat er mehrmals sehr schöne und große Worte, aber auch fast etwas zu große, gehabt. Im Anfang scheint er das Werk nicht ganz so schmackhaft gefunden zu haben. Wenigstens hat er sich in einem Privatbriefe, der vor einigen Jahren veröffentlicht ward, sehr ungünstig darüber ausgelassen. Aber der Tadel, den er hier ausspricht, ist bitter ungerecht, und wir möchten ihn gerade hier an dieser Stelle nicht wiederholen. Wenn neuerlich auf diesen Brief sogar von seiten wissenschaftlicher Geographen hingewiesen wurde, wie um vor Überschätzung Ritters zu warnen, so möchte doch zu bemerken sein, daß A. v. Humboldt, unbeschadet seiner wissenschaftlichen Verdienste, offen gesagt, ein Médisant ersten Rangs sein konnte, mit dessen guten und bösen, oft bitterbösen Urteilen man das glücklicherweise wenigstens doch von Persönlichkeiten freiere Urteil einer späteren Zeit nicht zu korrigieren suchen sollte. Auch in diesem Verhältnis steht der gediegene, edelherzige, offene Ritter als der reinere Charakter vor uns. Von Doppelzüngigkeit war keine Spur in ihm, keine Möglichkeit, darf man sogar sagen.

Wie wägt aber die Nachwelt ihre Verdienste um die Wissenschaft der Erdkunde ab, der sie beide dienten? A. v. Humboldt wird immer die größere und glänzendere Erscheinung sein. Seine großen Reisen mit den herrlichen Früchten ihrer Prachtveröffentlichung, seine in weite Kreise wirkende literarische Wirksamkeit, die bedeutenden Einzelfortschritte, welche an seinen Namen sich knüpfen, die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, vor allem aber seiner Forschertätigkeit, werden ihn immer als eine der Größen auf diesem Gebiet erscheinen lassen. Reisender, Schriftsteller, Forscher in der Natur und den Bibliotheken, Welt- und Hofmann von förderndem Einfluß auf Wissenschaftspflege jeder Art, und das alles in ungewöhnlichem Maße. Solche Männer finden sich nicht oft wieder. Neben ihm ist Ritter mehr der unscheinbare Gelehrte und Lehrer, die weniger glänzende, aber bei ihrer einfacheren Anlage und Entwicklung keineswegs weniger hoch zu stellende Natur. Während er an Vielseitigkeit und Gründlichkeit der

Kenntnisse nicht hinter Humboldt zurücksteht, fehlt ihm allerdings die Beweglichkeit, die Phantasie-Anlage, die Leichtigkeit der Auffassung und Bewältigung irgendeines Neuen, die Produktivität, die glückliche Form. Dafür hat er in höherem Grade die Fähigkeit der Vertiefung in eine Aufgabe, der er sich ganz und gar hingibt, der er Jahrzehnte widmet und die ihn so nur ein einziges Werk erzeugen läßt, ein Werk aber, das als größtes der neueren geographischen [3387] Literatur anerkannt ist. Humboldt konnte unzählige Anregungen geben; aber er hatte nicht die Stetigkeit, um für eine bis dahin nur nebenher betriebene Wissenschaft wie die Erdkunde neue Grundlagen zu legen, ihr in dem Kreise der übrigen Wissenschaften eine dauernde Stelle zu sichern, durch unermüdliche Lehrtätigkeit ihr eine große Anzahl von Schülern zuzuführen und mit Ausdauer an dem Ausbau ihrer Lehrmethode zu arbeiten. Das konnte aber Ritter. Als Persönlichkeiten ragten beide weit über das mittlere Maß des deutschen Gelehrten hinaus: beide waren, wenn auch in ganz verschiedenem Sinne, Männer der Welt und des Lebens. Aber Ritter stand über seinem viel glänzenderen und wirkungsreicheren Genossen durch die Wahrheit seines gediegenen Charakters und die Stetigkeit seines Wesens und Wirkens.

Was wird an Ritters literarischer Wirksamkeit dauernde Anerkennung finden, auch wenn man absieht von der Bedeutung und Wirkung seiner Persönlichkeit und den äußeren Bedingungen seines Wirkens? Es ist begreiflicherweise sein Hauptwerk, die »Erdkunde«, welches immer am meisten genannt und berühmt sein wird. Vorzüglich im Auslande, wohin weniger von seinen kleineren Arbeiten gedrungen ist, und wo seine Gesamterscheinung und Gesamtwirksamkeit nicht leicht verstanden werden konnte.

Vielleicht ist das Lob, welches der Earl Grey als Vorsitzender der Londoner Geographischen Gesellschaft Ritter zollte, der treueste Ausdruck dessen, was dort diejenigen an ihm preisen, welche weiter nichts als seine »Erdkunde« kennen. Die Arbeiten Karl Ritters sind bezeichnet durch großen Fleiß und das treue Bestreben nach Sammlung und systematischer Anordnung jeder Tatsache, die in Beziehung steht zu den Ländern, welche er behandelt, und durch den Wunsch, keine Quelle unbenützt zu lassen, aus der irgendeine Kunde gewonnen werden kann. Sein großes Werk umfaßt nicht bloß die Geographie jedes Landes im engeren Sinne, sondern auch die Geschichte, Politik, Völkerkunde, Altertümer, Naturgeschichte und einen Bericht aller Reisen in demselben, welche auf ihre Zustände ein Licht zu werfen imstande sind. *(Journal R. Geogr. Soc. 1860.* CXX.*)* Genau in derselben Richtung bewegte sich die Anerkennung, welche Elie de Beaumont ihm als dem Mitgliede der Pariser Geographischen Gesellschaft zollt, und diese Übereinstimmung ist gewiß nicht zufällig. Wir glauben unserseits den Wert der »Erdkunde« bereits genügend gekennzeichnet zu haben, um der Wiederholung ihrer Vorzüge uns hier entschlagen

zu dürfen. Nur das möge dem oben Gesagten hinzugefügt werden, daß auch bei uns schon die Neigung vorherrscht, bloß ein gelehrtes Sammelwerk in der »Erdkunde« zu sehen. Das ist aber nur da möglich, wo man sie nicht von innen kennt. Sie ist im Gegenteil, ich wiederhole es, ein Schatz von geistvollen Untersuchungen und Ausführungen, zu dessen Hebung und Verwertung für das Bedürfnis unserer Zeit vielleicht der 100 jährige Geburtstag Karl Ritters den Anlaß geben wird. Es wäre ein höchst dankenswertes Beginnen, wenn einer von den jüngeren deutschen Geographen zurückgreifen und eine Darstellung der allgemeinen Resultate uns geben wollte, zu welchen Ritter in seinem Hauptwerk und in den kleineren Schriften gelangt ist. Die Handbücherschreiber aber mögen es sich geraten sein lassen, aus den Bänden der Ritterschen »Erdkunde« zu lernen, wie man die Länder und Völker der Erde betrachtet, und aus dem, was dort geboten ist, die Lücken zu ergänzen, welche man bei ihnen unter einer notdürftigen Phrasenverkleidung überall da klaffen sieht, wo der Geist seine tatsachenverknüpfende Funktion erfüllen sollte

Unsere Nationalliteratur betrachtet Ritter kaum als einen der Ihrigen. Für sie ist er zu viel Gelehrter und zu wenig Schriftsteller. Man wird zwar nicht vom geistigen Leben unserer Nation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprechen können, ohne mit Stolz seinen Namen zu nennen; aber man wird seine Werke nicht lesen, wie man etwa G. Forster oder A. v. Humboldt liest. Und doch hat er einzelnes geschrieben, das jeder, der für geistige Genüsse empfänglich ist, mit Freude lesen würde, so z. B. die Darlegung der Beziehungen zwischen der geographischen Lage und der geschichtlichen Stellung Palästinas u. ä. Aber die besten Sachen dieser Art liegen wie Blumen zwischen den verstaubten Blättern der »Erdkunde«, und man findet sie nur zufällig.

Der Stil Ritters ist oft dunkel und verworren gescholten worden; aber dieser Vorwurf ist nicht berechtigt, wenn er so ganz allgemein ausgesprochen wird. Es gibt sehr klar geschriebene Abhandlungen aus seiner Feder und dann allerdings auch solche, die jenen Tadel vollauf verdienen. Indessen gehört diese Zwiespältigkeit jener Epoche an. Die Zeit, deren Stempel Ritters Geist am unverkennbarsten trägt, die ersten zwei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, ist unter anderem auch dadurch charakterisiert, daß viele ihrer Schriftsteller und Gelehrten zwei- oder mehrstilig waren. Ich meine damit, daß sie sich mit Vorliebe in ihren Werken bald einer einfachen, der gewöhnlichen Verkehrssprache gleichen oder ähnlichen Schreibweise bedienten, bald einer künstlichen, die von der Gesprächssprache des normalen Menschen möglichst weit entfernt war und durch Häufung der Bilder und Eigenschaftswörter, zahlreiche Partizipien, Schachtelkonstruktionen u. dgl. gleichsam ausgepolstert oder aufgeblasen erschien. Es würde ein interessantes Problem der Zeiten- und Völkerpsychologie sein, die

Gründe dieser Mehrstiligkeit zu entwickeln, die endlich geradezu Mode geworden und selbst bei den bedeutendsten Schriftstellern zum Durchbruch gekommen war. A. v. Humboldt und Karl Ritter gehören zu ihren hervorragendsten Vertretern. Von beiden haben wir sehr klare, sogar durchsichtig schöne Aufsätze, besonders in Gelegenheitsschriften und Briefen, von beiden aber auch Arbeiten, von denen man geradezu sagen kann, daß sie in einem Zopfstil gehalten sind. Bemerkenswerterweise sind es immer die am sorgfältigsten ausgearbeiteten Sachen, die in diese letztere Klasse fallen. Es ist, als habe man sich in jenen einfach menschlich gehen lassen, während hier offenbar einem Zeitgeschmack gehuldigt werden wollte, der gebieterisch genug war, um solche Opfer zu verlangen und alle guten und noch so nahen Muster von Lessing bis auf Schiller und W. v. Humboldt vergessen zu machen. Diese Mode herrschte in Deutschland, wie es scheint, am stärksten; aber auch hervorragende Franzosen und Engländer fielen unter ihren Bann. Ihre Wurzeln scheint man einerseits bei Herder und G. Forster, anderseits bei Rousseau und Chateaubriand suchen zu müssen. Schleiermacher und Johannes Müller haben aber vielleicht am meisten dazu beigetragen, sie bei uns in weite Kreise zu verbreiten, und zu guter Letzt kam noch Goethes »dritte Manier« als Muster hinzu.

Daß ein lebhafter, vielseitiger Geist wie Karl Ritter sich einer solchen und von diesen Größen getragenen Strömung nicht verschloß, würde gewiß kein gerechter Mensch ihm zum Vorwurf machen wollen, wenn es sich nicht eben gerade um wissenschaftliche Werke handelte, in denen dieselbe zum Durchbruch kommt. Aber hier ist allerdings eine Sprache gefährlich, welche über die Grenzen des Notwendigen hinausschweift, bloß um mit Worten und Wendungen Luxus zu treiben. Die Sprache der Wissenschaft ist ihrem Wesen nach sachlich und darum einfach. »Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen — ist's nötig, Worten nachzujagen?« Diese mahnende Frage richtet sich an die wissenschaftlichen Schriftsteller in erster Linie. Von ihnen hat man das größte Recht, die unverkünstelte Sprache der Tatsachen zu verlangen; denn wenn sie uns etwas zu sagen haben, soll es nur die Wahrheit sein, und dem Wesen der Wahrheit widerspricht der Faltenwurf des »künstlichen« Stiles. Aber auch hierin zeigt Ritter seine historische Anlage und Neigung, daß er in der Regel die geschmückte und gekünstelte Darstellung vorzieht. So sehr er sich in die naturwissenschaftliche Seite der Erdkunde hineinzuleben suchte — die menschliche, geschichtliche blieb ihm doch näher. Er kann sehr ruhig und abgewogen schreiben; aber wenn er auf sie zu sprechen kommt, nimmt seine Darstellung einen gehobenen Ton an, und die Einleitungen und Rückblicke der »Erdkunde«, in welchen er die geographische und geschichtliche Betrachtung zu allgemeinen Bildern verbindet, sind manchmal prächtige Muster des feierlichen, großfaltigen Stiles. In seinen Jugendarbeiten herrscht merkwürdigerweise eine

viel nüchternere, einfachere Darstellung, während er geradezu schwülstig in manchen Sachen aus dem 2. Jahrzehnt des Jahrhunderts wird. Es ist, als ob die Romantik ihn damals etwas angehaucht hätte. Übrigens bleibt zu bedenken, daß so tief religiöse Naturen wie Ritter der Gehobenheit und Wärme ihres Gefühls in Rede und Stil unbewußt Ausdruck verleihen müssen. Es ist in dieser Beziehung merkwürdig, daß dieser Zug bei Ritter auch in den Privatbriefen sich ausspricht, während bei den meisten seiner Zeitgenossen die Zweistiligkeit für die offiziellen und zum Druck gelangenden Erzeugnisse vorbehalten war.

---

[416]

Oskar Peschel.[1]

Allgemeine Deutsche Biographie. Fünfundzwanzigster Band. Leipzig 1887. S. 416—430.

[Abgesandt am 4. April 1887.]

Peschel: Oskar Ferdinand P., hervorragender Geograph und Publizist, geb. am 17. März 1826 zu Dresden. † am 31. August 1875 zu Leipzig. Peschels Vater war Offizier und Lehrer an der Kadettenschule in Dresden, ein Mann von hoher Bildung, seine Mutter, eine geb. Steinacker, stammte aus Leipzig. P. genoß nur bis zu seinem 14. Jahre den Unterricht des Gymnasiums und trat dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus ein, welches er nach drei Jahren verließ. Zweijährige Privatstudien befähigten ihn, 1845 das Absolutorium der Kreuzschule zu Dresden zu erlangen. In Heidelberg und Leipzig widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und bestand schon am 19. August 1848 bei der Leipziger Juristenfakultät das Examen *pro praxi juridica et notariatu.* Bezeichnend ist es, daß er nur wenige Wochen später, am 8. September desselben Jahres mit einer Dissertation »Über den Begriff des Tragischen im modernen Drama. Eine Kritik der Aristotelischen Poetik« bei der Universität Jena *in absentia* promovierte. In der Tat liegt mehr in dem damit gewonnenen philosophischen Doktor als in der durch die juristische Prüfung erlangten Befähigung zum Richter oder Anwalt der Abschluß der Universitätsstudien des in vielseitiger literarischer Betätigung schon in den ersten Semestern sich ergehenden Jünglings. P. war nicht nur als »Raketen und Sternschnuppen sprühender« Dichter von Polterabendscherzen im Kreise seiner Freunde bekannt, sondern hatte schon 1846 in Kurandas Grenzboten Novellen veröffentlicht und sich außerdem im Lustspiel versucht. Auch scheint nicht erst das Sturmjahr 1848 ihm die Feder des politischen Schriftstellers in die Hand gedrückt zu haben; denn er tritt uns in einer Korrespondenz der Allgemeinen Zeitung aus Berlin vom 9. November 1848 als ein ausgesprochenes publizistisches Talent ent-

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot in Leipzig.

gegen. Dieselbe bespricht das historische Ereignis dieses Tages, die Vertagung der preußischen Nationalversammlung und ihre Verlegung nach Brandenburg, in dem Stile eines sehr wohl informierten und über den Parteien stehenden Berichterstatters, welchem tiefere Farben, als die journalistische Palette zu tragen pflegt, für das Große dieses folgenreichen Wendepunktes in Preußens Geschichte zur Verfügung standen. P. war am 22. Oktober nach Berlin gekommen, hatte hier durch einen glücklichen Zufall, der ihm einen Abgeordneten der Nationalversammlung zum Zimmernachbar gab, rasch Verbindungen in den politischen Kreisen gefunden und in einigen Korrespondenzen so sehr zur Zufriedenheit der [417] Allgemeinen Zeitung gearbeitet, daß deren Redakteur G. Kolb ihm Ende Dezember eine Stellung bei der Redaktion anbot. P. war um die Jahreswende selbst nach Augsburg gekommen, wo er eine Zeitlang den »deutschen Artikel« besorgte — von Berlin aus hatte P. auch gelegentlich über sächsische Verhältnisse geschrieben —, um dann ein Jahr lang von Wien aus zu korrespondieren. Er kehrte 1850 nach Augsburg in die Redaktionsstube zurück und verweilte in derselben bis zum August 1854. Das Cholerajahr hatte in den Stab der Allgemeinen Zeitung Lücken gerissen. P. harrte aus und leitete eine geraume Zeit die Redaktion des großen, wichtigen Blattes. Freiherr von Cotta vergaß ihm nie die Opfer, welche er in dieser schweren Zeit gebracht, und als die Redaktion des mit der Allgemeinen Zeitung eng verschwisterten »Ausland[s]« im August 1854 durch den Tod des verdienten Dr. Eduard Widenmann erledigt wurde, übernahm P. die von Männern berühmteren Namens umworbene Stellung des Leiters der zu jener Zeit einzigen deutschen Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Die Nummer 48 des 1854er Jahrganges ist die erste, welche er mit seinem Namen zeichnete. In diese Zeit der rein publizistischen Tätigkeit fällt Peschels Vermählung mit Karoline Freiin v. Könitz im Herbst 1852 und damit die Gründung eines Hausstandes, dessen Segen in dem damals noch kleinen, an äußeren Anregungen armen Augsburg doppelt wohltätig empfunden ward. Eng befreundet mit den geistvollen und vielseitigen Leitern der Allgemeinen Zeitung, in regem Verkehr mit den Mitarbeitern des »Auslands«, von welchen die meisten im Laufe der Jahre (denn Augsburg war damals noch ein Mittelpunkt des norddeutsch- und österreichisch-süddeutschen Verkehres) die Gastfreundschaft des vielgepriesenen Peschelschen Hauses genossen haben, die eifrigen Studien durch jährlich wiederkehrende Reisen in die Alpen, an den Rhein, nach Frankreich, England, Italien und durch die behagliche Arbeit im Hausgarten unterbrechend, führte P. in Augsburg ein schönes Leben, dessen idyllischen Frieden in den ersten zehn Jahren nur die Sorge um die niemals sehr kräftige Gesundheit des arbeitsamen und bis zur Erregung lebhaften Mannes einige Male umwölken wollte. Vergessen wir nicht nachzuholen, daß P. ein tieferes Interesse für Volkswirtschaft hegte, das in der kaufmännischen und industriellen Entwickelung Augsburgs manches Anziehende fand. P. war ursprünglich

Schutzzöllner, ließ sich 1852 in England durch Dönniges zum Freihandel bekehren und gehörte zu den Verteidigern des Zollvereins in der schwierigen Zeit des drohenden Zerfalles. P. erlebte den Triumph, daß die zähesten Gegner des Zollvereins ihn am Ende des Kampfes um seinen Rat bei der Abfassung einer Petition um Erhaltung des Zollvereins baten. Dasselbe Interesse wie für die politischen Angelegenheiten betätigte P. zeitlebens auch für die volkswirtschaftlichen. Als er bereits das Ausland leitete, schrieb er noch oftmals Aufsätze über das Gold, über Fragen des Weltverkehrs, der Auswanderung u. ähnl. Als er dann 20 Jahre später in Leipzig Vorlesungen über europäische Staatenkunde hielt, kamen auch diese Vorstudien seiner praktischen und weitsinnigen Auffassung und Behandlung der politischen Geographie zugute.

Die Leitung einer Zeitschrift, welche so umfassende Gebiete wie Länder- und Völkerkunde nicht bloß wissenschaftlich gründlich, sondern auch klar und in anziehender Form zu behandeln hat und ebendeshalb nicht auf sie sich beschränken darf, sondern auf alle jene Nachbargebiete übergreifen muß, auf denen die Voraussetzungen der Beurteilung länder- und völkerkundlicher Fragen liegen, erfordert die ganze Arbeit eines Mannes. Peschels Vorgänger in der Redaktion des Auslands waren Gelehrte von großem Rufe gewesen, und besonders Dr. Widenmann, dessen Erbschaft P. antrat, galt für einen der meistwissenden Männer [418] des literarischen Deutschlands jener Tage. Peschels geographische Bildung war, als er die Redaktion des Auslands übernahm, erst im Werden. Aus der Zeitgeschichte hatte er die Anregung zum Studium der Geschichte der vergangenen Geschlechter geschöpft, und schon 1852 sammelte er Material zu einer Geschichte der Entdeckung Amerikas. Die Publizistik hatte ihn zu den Problemen des Wirtschaftslebens hingeleitet. Sein schöpferischer Geist ließ ihn sehr frühe die Wichtigkeit der Stellung würdigen, welche die wirtschaftlichen Fragen jederzeit im Leben, in der Geschichte der Menschheit eingenommen haben. Hier baute sich die Brücke, auf welcher P. den Schritt auf das eigentlich geographische Feld wagte. Er selbst bezeichnete die Übernahme des Auslands als den wahren Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Nichts ist instruktiver als die Herausgabe des Auslands, schrieb er an seinen Nachfolger v. Hellwald. P. besaß den Fleiß und den Wissenstrieb, welche notwendig waren, um diese Zeitschrift selbständig zu leiten. Seine Freunde rühmen als ein »Element in seinem Grundcharakter« die Liebe und den Ernst, die er auf jedes Studium verwendete. »Wenn er durch irgendeinen Zufall darauf kam, daß ihm die Kenntnis dieses oder jenes Wissens fehlte, sofort stürzte er sich mit aller Macht darauf. Bei großen Ereignissen und Zeitfragen suchte er stets auf die Anfänge zurückzukommen, daher sein in jeder Beziehung klares Urteil« (Familienaufzeichnungen). Bei der Redaktion des Auslands liefen zu jener Zeit alle geographischen Erscheinungen der deutschen Literatur und viele der französischen, englischen u. a.

ein. Die Reisebeschreibungen, welche eine ganz andere wichtigere Stelle einnahmen als jetzt, da viel mehr wissenschaftliches Material in ihnen verarbeitet wurde, lieferten in langen Auszügen einen großen Teil des Stoffes, der die Spalten dieser Zeitschrift füllte. P. legte sich die, wenn sie gut ausgeführt werden soll, nicht leichte Arbeit der Auslese und Verdichtung großer Tatsachenmengen großenteils selbst auf, und die 16 Bände des Auslands, welche unter seiner Leitung erschienen, werden bis heute gerade wegen der kondensierten Reisebeschreibungen, welche sie darbieten, besonders geschätzt. Diese Arbeit führte den jungen Herausgeber unmittelbar in die beste geographische Literatur seiner Zeit ein. Ihr dankte er einen großen Teil des reichen Wissens, auf welchem seine wissenschaftlichen Arbeiten ruhen. Glücklicherweise war indessen das Ausland zu jener Zeit noch weit entfernt, eine geographische Zeitschrift im engeren Sinn zu sein. Es schloß politische, volkswirtschaftliche, selbst schönwissenschaftliche Beiträge und Betrachtungen nicht aus. Bei diesen mochte P. in den ersten Jahren seiner Redaktion Ruhepunkte finden. In den »Politisch-geographischen Rückblicken« fühlt man die Liebe durch, mit der der einstige politische Schriftsteller zum Leitartikel zurückkehrte, der freilich unter seiner Hand zum Ideal weitblickender publizistischer Erörterung sich erhob. Wenn wir nicht irren, so ist der erste selbständige Beitrag, welchen P. seiner Zeitschrift zuwandte, der Rückblick auf die österreichische Politik im Jahre 1854, ein glänzender Aufsatz, der viel Aufmerksamkeit erregte. Aber einige Nummern später finden wir die neue Redaktion schon bereit, zu einem Aufsatze über die alte Geschichte Mexikos, aus der Feder Karl Andrees und Hermann E. Ludewigs, einige kritische Anmerkungen zu geben, welche Zeugnis ablegen, daß dem jungen Geographen eines der schwersten Probleme der Völkerkunde nicht fremd geblieben war. Eine gleichzeitige Darstellung der geographischen und politischen Lage Rußlands und Englands in Asien ist von einer Auffassung der politischen Geographie eingegeben, wie sie so tief und geistvoll keinem der damaligen deutschen Fachgeographen eigen war. Diese Rückblicke waren nicht die einzige Neuerung, welche P. im Ausland einführte. Viel einschneidender war die sehr viel ausgedehntere Mitarbeit des Redakteurs, deren Spuren man im Jahrgang 1855 in einer großen [419] Anzahl der verschiedenartigsten Aufsätze begegnet und welche auch in zahlreichen Anmerkungen zu den eingesendeten Arbeiten sich kundgibt. Bis zu seinem letzten Redaktionsjahr schrieb P. einen großen Teil seiner Zeitschrift selbst. Und seine Beiträge, große und kleine, waren für die Leser der Zeitschrift nie zu verkennen. Die Klarheit der Darstellung, die imponierende, doch oft vielleicht zu weitgehende Sicherheit der Behauptung, die Eleganz der Sprache stechen hell hervor. P. war sein fleißigster und erfolgreichster Mitarbeiter. Die Redaktion des Auslands und diejenige der Allgemeinen Zeitung waren seit lange eng miteinander verbunden. Während jene Aufsätze herübernahm, welche

für die Allgemeine Zeitung zu geographisch gehalten waren, war der Redakteur des Auslands Ratgeber und Helfer der großen Zeitung in Angelegenheiten, die seinem Ressort nahe lagen. In dieser Verbindung hat P. bis zu seinem Weggang von Augsburg politisch geschriftstellert. Aber die Aufregung dieser Tätigkeit ließ ihn die ruhigere beim Ausland auch gegenüber lockenden Anerbietungen vorziehen, wie sie öfter an ihn herantraten. Am wenigsten verführte ihn das 1855 ergangene Anerbieten, ein in Paris geplantes offiziöses deutsches Blatt zu leiten.

Die »Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen« (1858) ist in tieferem Sinne die erste wissenschaftliche Arbeit Peschels; denn an ihr hat er seine Kraft nicht bloß bewährt, sondern auch geschult. Die Vorarbeiten zu diesem Werke zeigen uns weit über die Tagesschriftstellerei hinausreichende Interessen, welchen schon im Jahre 1852, also lange vor der Übernahme des Auslands, der vielseitig beschäftigte Redakteur seltene Mußestunden widmete. Die Bibliotheken von Augsburg und München wurden von ihm mit einem Fleiß und einer Sorgfalt durchgearbeitet, welche in zahlreichen sauberen Exzerptenheften unsere Bewunderung erregen. Dafür, daß er dem damaligen preußischen Gesandten Minutoli am spanischen Hofe in der Besorgung von Korrekturen behilflich gewesen, besorgte dieser ihm Abschriften in spanischen Archiven. Mit dem Aufwande eines gewaltigen Fleißes zusammengetragenes Material fügte sich der in einzelnen Abschnitten schon früh versuchten Ausarbeitung immer von neuem an und schob die Veröffentlichung des Werkes um so mehr hinaus, als Peschels Sorge für stilistische Reinheit, womöglich Schönheit ein leichtes Einschieben oder Angliedern nicht zuließ. Der große Vorzug dieses Werkes, einheitlich angelegt und nach einem sehr klaren Plane in jedem Abschnitt harmonisch durchgebildet zu sein, tritt bei dem naheliegenden Vergleiche mit A. v. Humboldts *Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent* rasch in die Augen. Hier ist nichts von den Abschweifungen in hundert Fragen, welche dieses letztere Werk ebenso belehrend im einzelnen wie überschüttend, ja fast verwirrend im ganzen erscheinen lassen. Peschels Geschichte wirkt als historisches Kunstwerk, und so wollte er es auch angesehen wissen. Als Historiker, nicht als Geograph hat er diesen großen Abschnitt der Weltgeschichte behandelt. So faßte er selbst sich auf, und als die Historische Kommission ihm den Auftrag erteilte, eine Geschichte der Erdkunde in Deutschland zu schreiben, zweifelte er, ob die Annahme zulässig sei, da er sich doch nur als Historiker, nicht als Geograph bewährt habe. Dieses Buch hat das weitere Verdienst, die Persönlichkeiten der Entdecker und vor allem des Kolumbus selbst unbefangener zu zeichnen, als es bisher meist geschehen war. Nicht überall gefiel es, daß einige Helden um einige Stufen herabstiegen; aber die Wahrheit der Geschichtsauffassung hat durch Peschels Arbeit endgültig nur gewonnen.

P. empfand nach jedem neuen Werk, auf dessen Vollendung er zurückblickte, eine Schwächung seines Körpers, eine Erlahmung seiner

Spannkraft. Es war [420] ihm, als ob im Streben und Arbeiten sein Geist an der schwachen Hülle zu viel gerüttelt habe und als ob nach jeder großen Anstrengung beide nur in tiefer Ruhe ins Gleichgewicht wieder kommen könnten. Jedes der vier Hauptwerke Peschels zeichnet nicht bloß eine neue Stufe seiner wissenschaftlichen Entwicklung, sondern scheint mit immer größerer Anstrengung dem schwachen Körper abgerungen. Im Frühjahr 1859 stellte sich zum erstenmal Blutspeien ein, das nach einer Kur im Appenzeller Bad Weisbad vollständig schwand. Kaum nach Augsburg zurückgekehrt, empfing P. die Kunde vom Tode seiner Mutter und seines Schwiegervaters. Die Gattin schreibt: »Das gab uns beiden das Gefühl des Alterns.« In dasselbe Jahr fällt die durch Leopold Ranke übermittelte Aufforderung, die Geschichte der Erdkunde in dem Sammelwerke »Geschichte der Wissenschaften in Deutschland« zu schreiben. Die Redaktion des Ausland stellte gleichzeitig erhöhte Ansprüche. 1855 waren durch August Petermann die Geographischen Mitteilungen, 1862 durch Karl Andree der Globus gegründet worden. Beide machten mit Karten und Illustrationen dem Ausland eine so starke Konkurrenz, daß P. zu Neuerungen im Äußeren seiner Zeitschrift und in der Auswahl und Behandlung des Stoffes sich gedrungen fühlte. Da indessen die besten Zeiten für diese Zeitschrift schon vergangen waren, fand er nicht das gehoffte Entgegenkommen bei der Verlagshandlung. Es kam zu einer Kündigung und zu dem Gedanken der Begründung eines Konkurrenzunternehmens unter Einsetzung eigener Mittel. P. reiste nach Leipzig, um seinen Plan mit Geschäftsmännern zu besprechen. Endlich entschloß er sich, das Ausland in der Weise fortzuführen, daß er aus einer vom Verlage gestellten Pauschalsumme die Honorare für Aufsätze und Illustrationen bestritt. P. war aber zu großmütig und zu optimistisch, um in eigenen Angelegenheiten ein guter Finanzmann zu sein; er setzte nur zu und kehrte endlich zu der alterprobten Form der Leitung des in manchen Beziehungen verjüngten Blattes zurück. Aber er hat von dieser Zeit an das Gefühl nicht überwunden, in dieser ebenso geachteten wie gealterten Zeitschrift eine schwer zu bewegende, noch schwerer umzugestaltende Masse vor sich zu haben. Als die flatterigen, grünen Umschläge beseitigt, Papier und Druck verbessert, Illustrationen beschafft worden waren, machte P. die Erfahrung, daß die Erneuerung eines in alten Geleisen sich bewegenden Unternehmens oft schwerer und unfruchtbarer sei als eine Neuschöpfung. Und doch, was machte er auch nach dieser Zeit aus dem Ausland! Dasselbe war 1828 gleichzeitig mit einem Parallelunternehmen gegründet worden, welches den Namen Inland trug. Dem Titel entsprechend, den es bis 1865 führte, widmete es den größeren Teil seiner Aufmerksamkeit dem »geistigen und sittlichen Leben der Völker«. Es verschmähte auch Beiträge belletristischer Natur nicht ganz und war ursprünglich mehr der Unterhaltung als der Belehrung gewidmet. Als P. die Leitung übernahm, war der geographische Charakter schon ziemlich deutlich

ausgesprochen. Die Zeitverhältnisse waren dazu angetan, ihn zu verstärken; denn die Erforschung Afrikas und der Nordpolarländer nahm mit ihrem Wechsel von hohen Erfolgen und erschütternden Niederlagen die Teilnahme weiter Kreise in Anspruch. Eine bändereiche Literatur populärer Darstellungen folgte den Spuren Franklins, Livingstones, Barths. Eine wachsende Zahl von populären Zeitschriften setzte sich das Ziel, geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Es herrschte eine gewisse Begeisterung für die realistischen Studien. Das war die Geburtszeit des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, aber auch der neumaterialistischen Aufklärung. Für Peschels Zukunft war es von der größten Bedeutung, daß er gerade jetzt an der Spitze eines Blattes stand, welches diesen Strömungen sich nicht entziehen durfte. Er begann die Fortschritte der Naturwissenschaften zu verfolgen, vertiefte sich in einzelne Zweige derselben, wie Geo- [421] logie und Anthropologie, mit der ganzen Energie seines Willens und überraschte durch die Klarheit seines Überblickes und die Ruhe seines Urteils. Er legte damit den Grund zu seiner selbstforschenden Tätigkeit auf dem physikalisch-geographischen Gebiete, welche kraft dieser Vorbereitung sich mit der Zeit auf eine nicht viel weniger ausgedehnte Literaturkenntnis stützen konnte, als ihm für historische Arbeiten längst zur Verfügung stand. P. zeichnete vor vielen Fachgelehrten der Blick für das geistig Bedeutende auch in der naturwissenschaftlichen Literatur aus. Bekanntlich überwiegt in dieser das Produkt gelehrter Handwerksarbeit an Masse gewaltig die geistig hervorragenden Erzeugnisse. Hellwald behauptet, daß das Ausland unter allen deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften zuerst gründlich Notiz von Darwins *Origin of Species* genommen habe. Jedenfalls ist es erstaunlich zu sehen, wie der gerade mitten in den Vorarbeiten zur Geschichte der Erdkunde stehende Mann Zeit fand, sich in die neuen Anschauungen dieses Werkes zu vertiefen, welches mehr als irgendein anderes in unserem Jahrhundert umgestaltend und fruchtbar auf die Meinungen vom Werden der Welt, von der Schöpfung gewirkt und neue Wege der Forschung geöffnet hat. P. würdigte vollkommen die Bedeutung der neuen Theorie, ließ sich aber weder zur Befehdung noch Anerkennung verleiten, sondern sprach das wahre Wort, welches bis heute Geltung bewahrt hat: »Sie wird sich schwer beweisen lassen, weil dazu eine fortgesetzte Beobachtung durch Jahrtausende nötig wäre. Sie läßt sich auch nicht völlig widerlegen, weil dazu Hunderttausende von Jahren gehören würden.« P. hat diese vorsichtige Haltung gegenüber der einflußreichsten naturwissenschaftlichen Hypothese unseres Jahrhunderts nie aufgegeben. Würde er am Leben geblieben sein, so hätte er die Genugtuung gehabt, ruhig Denkende auf seine Seite zurückkehren zu sehen.[1] P. nahm dieselbe ruhige Haltung auch anderen Richtungen und Bestrebungen gegenüber ein.

[[1] Vgl oben, S. 376, Anm. 1. Der Herausgeber.]

Um so bemerkenswerter ist es, daß sein geographischer Sinn ihn die große Bedeutung der Migrationstheorie Moritz Wagners voll würdigen ließ.

Die Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander v. Humboldt und Karl Ritter ist das gelehrteste der Bücher, welche P. der Wissenschaft geschenkt hat. Es enthält die größte Fülle von Stoff, es ruht auf der Basis der breitesten und mannigfaltigsten Vorarbeiten und erschwerte die künstlerische Abrundung mehr als jedes andere. Es liegt das in der Sache selbst. Dazu kommt aber eine Stellung der Aufgabe, welche den Keim des Zwiespaltes in sich selbst trägt. Eine Geschichte der Erdkunde vermag deutsches Verdienst noch viel weniger von nichtdeutschem zu trennen als die Geschichte irgendeiner anderen Wissenschaft. Man erinnere sich an die Expedition, welche Hornemann im Auftrag der britischen Afrikanischen Gesellschaft ausführte, oder an die gemeinsame Reise von Barth, Overweg und Richardson. Man kann nicht Alexander v. Humboldts und Moritz Wagners Forschungen im nördlichen Südamerika voll würdigen, ohne des zeitlich zwischen beiden stehenden Boussingault zu gedenken. P. empfand lebhaft die unwissenschaftliche und zugleich unkünstlerische Beschränkung, welche ihm auferlegt werden wollte. Er hat sich derselben so wenig wie möglich gefügt; sein Band zeigt in der langen Reihe der Genossen die umfassendste, kosmopolitischste Darstellung und ist der lesbarste von allen geworden. Man tritt wohl keinem einzigen der berühmten Männer, die mit P. zugleich am Werke waren, zu nahe, wenn man sagt, daß Peschels Band der im Sinne des hohen Förderers dieser »Geschichte der Wissenschaften in Deutschland« wirksamste geworden ist. Es ist ein schwerwiegendes Zeugnis für den Einfluß eines so wenig an das große Publikum sich wendenden Werkes, wenn dasselbe nach zehn Jahren in zweiter Auflage erschien. Man darf behaupten, daß die Mittelpunktstellung der Geographie in der Wissenschaft unserer Tage sich seit dem [422] Erscheinen des Kosmos nicht mehr so praktisch bewährt habe wie in dem lebendigen Interesse, welches von allen Seiten dieser geschichtlichen Darstellung entgegengebracht ward. Da dieselbe sich auch im Zeitraum, den sie umspannt, keine Schranken auferlegt — denn der Beisatz Neuere Zeit auf dem Titel gewinnt erst von S. 230 ab praktische Bedeutung —, ersetzt sie nahezu eine Geschichte der allgemeinen Erdkunde, deren die deutsche Literatur damals noch entbehrte. P. wußte am besten, wie viele Vorstudien noch zu machen waren, ehe die Grundlagen einer solchen Darstellung für gegeben erachtet werden durften. Er verfolgte, was an bedeutenderen Veröffentlichungen zur Geschichte der Erdkunde erschien, er hat auch die Umarbeitung des ersten Drittels seines Buches für die zweite Auflage noch selbst besorgt; aber selbstforschend war er seit dem ersten Erscheinen desselben nicht mehr auf diesem Felde tätig gewesen. Was ein einzelner Mann zu seiner Zeit mit dem Aufwande von sehr viel Kraft leisten konnte, hatte P. vollendet. In

unabsehbare Weiten zog sich das zum Teil sehr öde Feld, das durchzupflügen gewesen wäre, wenn dem Ideal einer Geschichte der Erdkunde hätte nähergekommen werden sollen. Fehlt doch allein schon für die Geschichte der Reisebeschreibungen die nötigste bibliographische Unterlage, und ist selbst an provinziellen Vorarbeiten für die Geschichte der Landesaufnahmen und [der] Kartographie deutscher Gebiete fast absoluter Mangel zu konstatieren. Es ist vollkommen gerechtfertigt, wenn P. nach Abschluß dieses Werkes mit scharfer Wendung der Geschichte den Rücken kehrt, um der Natur der Erde und der Völker selbst sich zuzuwenden. Seine Geschichte der Erdkunde leidet an Unvollkommenheiten, welche z. B. in der Darstellung der wissenschaftlichen Hilfsmittel, die das 16. Jahrhundert zur Ortsbestimmung aufwenden konnte, in der lückenhaften Behandlung der Tätigkeit eines Ortelius, im Übergehen so hervorragender Reisenden wie Georg Marggraffs und Peter Kolbs sich empfindlich geltend machen. Vielleicht ist selbst einem Karl Ritter nicht genau die Stelle angewiesen, welche er in der Entwicklung der Geographie einnimmt. Größere Unvollkommenheiten liegen im Plan, dem P. sich anbequemen mußte. Aber trotzdem gibt es in keiner Kultursprache ein auf gleich engem Raum gleich inhaltreiches, das Wesentliche aus richtigen Gesichtspunkten erörterndes, den weltgeschichtlichen Zusammenhang geistvoll durchschauendes und, trotz des kondensierten Charakters, an den bedeutsameren Stellen formvollendet darstellendes Werk wie dieses. In pietätvoll durchgeführter, vielfach verbesserter zweiter Auflage erschien dasselbe 1877. Sophus Ruge in Dresden, welchen P. selbst zum Vollender dieser Neuausgabe bestimmte, hat dieselbe besorgt.

Eine Frucht der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften sind die 1869 zuerst erschienenen und seitdem mehrmals aufgelegten »Neue[n] Probleme der vergleichenden Erdkunde, als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche«. Die Anregung zu den einzelnen Aufsätzen über Fjorde, Ursprung der Inseln, Geographische Homologien, Deltabildungen, Hebungen und Senkungen der Küsten, welche seit 1867 in den Spalten des Auslands veröffentlicht wurden, empfing P., wie er selbst berichtet, zwar bei den Vorarbeiten zu seiner Geschichte der Erdkunde, besonders den Kartenvergleichungen, welche ihn auf die Naturwidrigkeit vieler Länderformen in den Kartenbildern früherer Jahrhunderte hinführten. Aber der Geist, aus dem heraus sie geschrieben sind, ist im Studium der Geologie und physikalischen Geographie geschult, und man erkennt vorzüglich den Einfluß von Lyell, Dana, Darwin. Auch Bernhard v. Cottas Arbeiten, die auf der Berührungsgrenze von Geologie und Geographie stehen und von denen manche im Ausland erschienen waren, mochten nicht ohne Einfluß geblieben sein. In zwei Richtungen haben allerdings jene Vorbereitungen auf die Neuen Probleme hinführen müssen. P. mußte die ganze Weite des brachliegenden Ge- [423] bietes der Morphologie der Erdoberfläche überschauen, mit dem die Geologie in landläufiger

Beschränkung ebensowenig sich abgab wie die Geographie Ritters. Letztere nannte sich zwar vergleichend, war es aber doch nur in dem Sinne der Vergleichung der Bedeutung der Erdräume für die Geschichte des Menschen, nicht in dem genetischen wie die vergleichende Morphologie, welche nun P. aufzubauen unternahm. Ferner mußten aber die ausgedehnten Studien, welche in der älteren geographischen und Reiseliteratur zu machen waren, auf eine Fülle einzelner Versuche zur Lösung geomorphologischer Probleme führen. Rennells Arbeiten über das Gangesdelta, Danas geistvolle Bemerkungen über die Fjordküsten in der halbvergessenen Bändereihe der Wilkes-Expedition waren sicherlich einem Kenner der Literatur wie P. nicht verborgen geblieben; eingehend hatte er J. R. Forsters und Pallas' Ansichten über das studiert, was er dann treffend geographische Homologien nannte. In der Tat konnten denn auch die Grundgedanken der Neuen Probleme als ganz neue Entdeckungen nur von solchen bezeichnet werden, denen die eigene Erfahrung der Tatsache mangelt, daß auf allen Gebieten der Wissenschaft die überraschendsten, geistvollsten Ansichten einzeln in Fülle vorgetragen worden sind, so daß Späterkommenden immer mehr nur das Verdienst der Ausprägung oder Legierung übrigbleibt. Peschels Verdienst an den Neuen Problemen liegt denn auch mehr in der sicheren Fragestellung und dem klaren methodischen Vorgehen. Daß in den Untersuchungen, welche wesentlich auf dem Vergleiche der ähnlichen Erscheinungen an der Erdoberfläche beruhen, nicht die Erscheinungen selbst in der freien Natur eingehend geprüft, sondern ihre immerhin doch nur schematischen Abbilder in Karten und Büchern zugrunde gelegt wurden, hat minder geistvolle Nachahmer dazu verführt, überhaupt bloß auf der Karte vergleichende Erdkunde treiben zu wollen. Die Ergebnisse solchen Mißverstehens einer an sich vollberechtigten Methode P. zur Last zu legen, wie es in verständnisloser Weise von übereifrigen Kritikern versucht ward, ist ganz unberechtigt. Dem Bahnbrecher auf diesem Gebiete konnte es gestattet sein, zu zeigen, daß die Karten eine Sprache reden, welche der physikalische oder vergleichende Geograph verstehen soll. Er gab diese Neuen Probleme nicht für schwerwiegende und abschließende wissenschaftliche Untersuchungen aus, sondern erkannte ihnen nur den Wert von anregenden essayartigen Betrachtungen zu. Ihre Form, die geradezu elegant ist, vermeidet es, in Einzelheiten sich zu vertiefen, kann aber wohl dazu dienen, zahlreiche geistvolle Ansichten in raschem Wechsel zum Ausdrucke zu bringen. P. ist in anderen Fällen vor schwierigen Rechnungen und eindringenden Darlegungen nicht zurückgeschreckt; hier wollte er mehr anregen und hinweisen, als selbst Schächte anlegen. Nur ungeschickten Nachfolgern können diese schöngeformten, fesselnden Essays gefährlich werden; nur geschmacklose Lobredner können dieselben als Muster wissenschaftlicher Monographien anpreisen. Man sollte sich freuen, daß ein geistvoller Forscher seine Gedanken, mit deren Ausarbeitung er Bände füllen konnte, in

so gedrängter Fülle und so anziehender Form dargeboten hat. Das Büchlein wird in unserer Literatur seinen Platz behalten, wenn es längst wissenschaftlich antiquiert sein wird. Indessen wird es aber immerhin noch für eine Reihe von Jahren auch den Schülern und Freunden der Erdkunde zum gewinnreichen Studium dienen können.

Ende der sechziger Jahre machte sich an verschiedenen deutschen Hochschulen der Wunsch, Lehrstühle der Geographie zu gründen, lebhafter geltend. Die Teilnahme weiter Kreise an den geographischen Forschungen, von der wir oben gesprochen haben, war nur gewachsen. Es war die Zeit der nationalen Afrika- und Polarexpeditionen, zu welchen Tausende guter Deutschen ihre Scherflein zusammentrugen. Seitdem Alexander v. Humboldt und Karl Ritter aus dem [424] Leben geschieden waren, empfand man das Vorhandensein einer Lücke im geistigen Leben der Nation und besonders an jenen Anstalten, wo künftige Geographielehrer herangebildet wurden. Die deutsche Kartographie stellte sich entschieden an die Spitze — wo blieb die Wissenschaft? Es gab einige Professoren der Geographie an deutschen Hochschulen, aber keinen entfernt ebenbürtigen Nachfolger Karl Ritters. Die Geschichte der Erdkunde und die Neuen Probleme zeigten, daß P. an Geist und Vielseitigkeit alle anderen Geographen überragte, die zu dieser Zeit in Deutschland tätig waren. Mit Recht schloß man aus seiner Darstellungsweise, daß er ein anregender Lehrer sein werde. Eine ganze Reihe gelehrter Gesellschaften, darunter die Münchener Akademie der Wissenschaften und die von Madrid, hatten ihn mit ihrer Mitgliedschaft belehnt. Mit dem damals neu begründeten Polytechnikum zu München knüpften sich zuerst Verhandlungen, denen die Universität derselben Stadt sich anschloß; es kamen eine vertrauliche Anfrage aus Berlin, dann ein Ruf nach Graz, der abgelehnt ward, und endlich der Ruf nach Leipzig, den P. im Spätjahr 1870 annahm. Von München aus wurden auch, nachdem P. um Ostern 1871 nach Leipzig übergesiedelt war, noch Versuche gemacht, ihn zu gewinnen; aber nun vergebens. Vorher würde P. München vorgezogen haben; denn ihm ruhte seit kurzem das liebste Kind auf dem dortigen südlichen Kirchhof. Nun blieb er, von der sächsischen Regierung mit dem Titel eines Geheimen Hofrates geehrt, bis an sein frühes Ende der gerade damals herrlich aufblühenden Universität Leipzig erhalten.

P. trat in die akademische Lehrtätigkeit, die ihm weitere Bahnen öffnete und zugleich ihn wesentlich entlastete, nicht mit triumphierenden Gefühlen ein. Es klingt wie Resignation aus seinen Briefen, die er zu dieser Zeit an Freunde richtete. Seine körperlichen Kräfte waren seit der Veröffentlichung der Geschichte der Erdkunde gesunken. Ein Sturz, den er im März 1858 tat und der ihm eine mehrere Wochen andauernde Gehirnerschütterung zuzog, blieb vielleicht nicht ohne Einfluß auf ein Leiden, das seit 1864 in zunehmender Gereiztheit des Nervensystems sich ankündigte. Der Krieg des Jahres 1866 brachte ihn, den entschiedenen Anhänger kleindeutscher Politik, in scharfen

Gegensatz zu vielen Freunden. Eine ganze Reihe naher Anverwandten waren im bayerischen Heere ins Feld gezogen, und die Familie seiner Gattin hatte Gefallene zu betrauern. Dazu kam die Verstimmung über die inneren Verhältnisse Bayerns. Ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung, welchen er zur Verteidigung des arg beschuldigten Prinzen Karl schrieb, war ein Ausfluß der Erregtheit seines ritterlichen Gefühles über die schmähliche Verurteilung, welche hoher und niederer Pöbel den Führern der besiegten Armee zuteil werden ließ. Der Prinz berief ihn ins Hauptquartier nach Ansbach, wo ihm Einsicht in sämtliche Operationsjournale und Depeschen verstattet wurde. Feldmarschall v. d. Tann, damals Generalstabschef, bewahrte ihm lebenslang treue Freundschaft. 1867 und 1868 ließen in emsiger Arbeit den Grund zu den Neuen Problemen und der Völkerkunde legen. P. war sicher, daß in nicht ferner Zeit die Berufung in ein akademisches Lehramt an ihn ergehen werde, und suchte wohl mit im Hinblick darauf, seine wissenschaftliche Basis besonders nach der naturwissenschaftlichen Seite hin mit aufreibendem Fleiße zu verbreitern. Im Frühling 1869 besuchte er Venedig, Florenz, Rom und Neapel, um Studien über ältere Karten zu machen. Und im darauffolgenden Sommer empfing er den schwersten Schlag durch den Tod seines jüngsten achtjährigen Töchterleins, mit welchem besonders seit dem stürmischen Sommer 1866 ein inniges Verhältnis, das man fast Freundschaft nennen konnte, ihn verband. Die Witwe schreibt: »War Oskar recht aufgeregt, so nahm ihn das noch nicht sechsjährige Mädchen an der Hand, und [425] sie wanderten miteinander in den Garten, und der Vater wurde durch ihr kluges Geplauder und ihre Aufmerksamkeit auf jedes Blatt erheitert und beruhigt.« Als dieses Kind im August 1869 gestorben war, erholte sich P. niemals mehr ganz von seinem tiefen Schmerze. Er schrieb an Hellwald: »Der harte Schlag hat mich tief gebeugt und mächtig umgewandelt. Man wird sehr ernst, wenn das Liebste auf Erden unwiederbringlich verloren ist. Mit dem seltsam begabten Kinde bestand ein ganz eigener Verkehr, so daß mir ist, als hätte ich obendrein mein jüngstes Schwesterchen nicht mehr.« Der Ort, wo dieses Liebste ihm entrissen worden war, blieb für P. nicht mehr derselbe. Er wartete nur die Gelegenheit ab, um Augsburg zu verlassen, und hatte die Leiche seines Kindes in ein Familiengrab zu München legen lassen. Weder die Reihe ehrenvollster Berufungen noch die Freude über die Siege Deutschlands im folgenden Jahre hoben seine Zuversicht. Er schrieb von der trüben Stimmung, welche ihn überwältige, wenn eine Pause in der geschichtlichen Spannung eintrete, weil der Verlust, den er erlitten, noch unverschmerzt sei.

Der Antritt des akademischen Lehramtes brachte neue Aufregungen. Für die pädagogische Seite des neuen Berufes hatte P. seine Vorbereitung in einem Aufsatze »Die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand«, der 1868 in der deutschen Vierteljahrsschrift erschien, glänzend bezeugt. Aber die Vorlesungen, deren erste über physische

Erdkunde P. im Sommer 1871 hielt, mußten ganz neu geschaffen werden. P. schrieb keine ausführlichen Kollegien nieder, bereitete sich aber zu einem kurzen Diktat der Hauptpunkte jeder Vorlesung, welches er dann frei erläuterte, so sorgfältig vor, daß Klarheit und Sicherheit als Vorzüge seiner Vortragsmethode allseitig gerühmt werden. Sein Vortrag war nicht schwungvoll, hatte aber hinreißende Momente, die Schüler Peschels heute noch nicht vergessen haben. »Da war kein Wörtchen zuviel, keins zuwenig, wie Kristalle schloß alles scharf aneinander; es war leicht, ihm zu folgen, das Gesagte zu behalten.« (J. Löwenberg.) In den späteren Semestern arbeitete P. mit seinen Schülern im ersten geographischen Seminar, das an einer deutschen Universität errichtet wurde. Seine Vorlesungen waren stark besucht; seine Zuhörer und Schüler verehrten ihn und empfingen einen tiefen Eindruck von seinem Wissen, seinem liebenswürdigen, offenen Charakter. Sie waren bewundernde und ergriffene Zeugen eines aufopfernden Pflichtgefühles, mit welchem sich P. in den letzten drei Semestern, in denen sein Rückenmarksleiden zum Ausbruch gekommen war, zur Universität fahren und zum Katheder führen ließ. Der Vervollständigung der Kollegienhefte waren die letzten Arbeiten Peschels gewidmet. Dem Tode nahe, besorgte er noch die Ankündigung der Vorlesungen für das Wintersemester 1875/76, welches seinen Lehrstuhl verwaist sah. Bis zu seinem Tode blieb er vollständig und mit der gewohnten Sorgfalt angekleidet. Er hatte den Tod kommen sehen, seitdem alle Kuren in Gastein, am Vierwaldstättersee, mit Elektrizität den Fortschritt der vom Rückenmark ausgehenden Muskelatrophie nicht hatten aufhalten können. Er starb bei Bewußtsein gegen Mittag des 31. August 1875.

Das Werk der letzten Jahre Peschels ist die »Völkerkunde«, welche 1874 erschien und heute in sechster Auflage vorliegt. Auch die Anfänge dieser Arbeit reichen in die Auslandzeit zurück, und ein großer Teil derselben war bei der Übersiedlung nach Leipzig vollendet. Die ersten Vorläufer waren jene Aufsätze über die »Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung«, welche seit 1867 bei ihrem Erscheinen in jener Wochenschrift nicht geringeres Interesse erregten als früher die Neuen Probleme. In diesen hatte P. der physikalischen Geographie neue Wege gewiesen; nun versuchte er die sog. Rittersche Auffassung der Geographie an den völkerkundlichen Tatsachen zu prüfen. Es war [426] viel Mißbrauch mit der Auffassung der Erde als einer Schule des Menschengeschlechtes getrieben worden. Karl Ritter war zu seiner stark zur Teleologie neigenden Richtung in der Zeit der Herrschaft der deutschen Naturphilosophie gekommen; es klebte ihr manches Unklare an.[1] Gerade dieser Seite der Ritterschen vergleichenden Erdkunde bemächtigten sich die Nachtreter, welche nicht sehr weit von der Behauptung hielten, daß der Mensch das Er-

[1 Vgl. oben, S. 416. D. H.]

zeugnis des Bodens sei, auf dem er aufwachse. Die Volneysche Anschauung, daß die charakteristischen Züge der mongolischen Rasse im Kampf der Gesichtsmuskeln mit dem Steppenstaub und der Wüstensonne sich ausgebildet hätten, schien ihnen nicht unbegründet. Daß Einflüsse der äußeren Natur auf die Natur unseres Körpers nicht den Geographen, sondern den Physiologen zur Erforschung zuzuweisen seien, fiel ihnen nicht ein. Die schwierigsten Probleme wurden durch Behauptungen im Stile der Carusschen Unterscheidung der Menschen in Tag-, Dämmerungs- und Nachtvölker erledigt. So kam es, daß nach Karl Ritter das fruchtbare Gebiet der Naturbedingtheit geschichtlicher Erscheinungen zu verwildern drohte. Peschels kritisches Eingreifen geschah etwas rasch und einseitig. Mit Unrecht befehdete er Karl Ritters Teleologie als die Hauptursache der Ergebnislosigkeit dessen, was man heute anthropogeographische Studien nennen würde. Er drang nicht bis zur Unterscheidung der geographischen und physiologischen, der mechanischen und statischen Momente in der Rückwirkung der Natur auf die Völker vor, sondern blieb wesentlich auf dem Boden seines Vorgängers stehen, suchte jedoch diesen Boden einzuengen und zugleich schärfer zu begrenzen. Man erkennt hier die Grenzen seines im höchsten Sinne formalen Talentes, dem zwar manche tiefsten Probleme verschlossen sind, das uns aber gleichzeitig durch das selbständige kombinierende Vorgehen auf den allerentlegensten Gebieten in Erstaunen setzt. P. gab die erste klare, umfassende Darlegung der Ergebnisse der anthropologischen Studien in dem Abschnitte über die Körpermerkmale der Menschenrassen. In dem Streit über Arteinheit, Alter und Urheimat des Menschengeschlechtes nimmt er nach keiner Seite Partei, sondern legt die Tatsachen unbefangen vor den Leser. Diese beiden Abschnitte hätte unter den damaligen Anthropologen so nur K. E. v. Baer schreiben können. Es ist auch nichts Besseres seitdem erschienen. Das negative Resultat, daß nichts in den Körperm[erkm]alen zu einer scharfen Zerlegung der Menschen in Rassen zwinge, gilt bis heute. In den Abschnitten, welche von den ethnographischen Merkmalen der Völker, Sprachen, Tracht, Wirtschaft, Hüttenbau, Waffen, gesellschaftlicher Gliederung handeln, tritt P. energisch der Annahme entgegen, daß in der Menschheit der Gegenwart Urzustände fortdauern. So wie er den Affenmenschen auf dem anthropologischen Boden zurückwies, bekämpfte er die Persistenz des Urmenschen auf dem ethnographischen. Die nur scheinbar geistreichen, im tiefsten Grunde dilettantischen Arbeiten Lubbocks, welche damals, wie alles derartige, rasch Schule machten, fanden an ihm einen strengen Richter. Der Abschnitt über die Entwicklung der Religionen enthält eine fesselnde, geistvoll und schön geschriebene Übersicht der geistigen Entwicklung der Menschheit. Er ist, auf dem Boden der Annahme zahlreicher selbständigen Götzen-, Götter- und Mythenschöpfungen stehend, vielleicht nicht der tiefste, aber jedenfalls der anziehendste Abschnitt des Buches, das in der die Schilderungen der einzelnen

Völker enthaltenden zweiten Hälfte nicht ganz so gleichmäßig gearbeitet ist. Schmerzlich fühlt man bei den unvermutet sich auftuenden Lücken, wie die sorgfältig vollendende Hand ermattete, und erinnert sich der Klage des Erkrankten über das schwere Buch, wie es auf ihm laste.

P. stand nach Anlage und wissenschaftlicher Richtung A. von Humboldt näher als Karl Ritter. Den Spuren eines eindringenden Studiums der naturwissenschaftlichen und entdeckungsgeschichtlichen Schriften des ersteren begegnet [427] man bei P. überall. In der überreichen Literatur des 100jährigen Geburtstages des großen Geographen überragt Peschels Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste A. v. Humboldts weitaus alles, was von geistvoller und wissenschaftlich berechtigtster Seite sonst vorgebracht wurde. Kein Zeitgenosse war an vielseitigem Wissen und literarischem Können A. v. Humboldt so nahe verwandt wie P., der daher unter den Gelehrten, welche sich 1869 unter Führung von Karl Bruhns zur Herausgabe einer dreibändigen Humboldtbiographie vereinigten, sicherlich der berufenste war. Es ist zu bedauern, daß ihm nur ein kleiner Anteil an diesem Werk verstattet war, welcher 1872, also bereits in der Zeit der abnehmenden Kräfte, erschien. Was aber P. über A. v. Humboldts Verdienste um Erd- und Völkerkunde, Staatswirtschaft und Geschichtschreibung auf dem engen Raum von drei Bogen sagt, zeigt ihn als einen gewiegten Kenner gerade dieser Seiten der Tätigkeit A. v. Humboldts. Man empfindet so recht die tiefere Ähnlichkeit der wissenschaftlichen und literarischen Richtung, welche beide Männer wie Meister und Schüler verwandt erscheinen läßt, wenn man sieht, mit welcher Sicherheit sich P. auf den Forschungswegen des großen Reisenden und Schriftstellers bewegt. Ihm war vermöge seiner publizistischen Vergangenheit auch die staatenkundliche Richtung des vielseitigen Geistes, welche in den halb statistischen Werken über Mexiko und Kuba Ausdruck fand, vertrauter als allen anderen Beurteilern. Vorzüglich hat aber P. über die Bedeutung des Kosmos Worte gesprochen, die nur aus der tiefsten Selbsterfahrung geschöpft werden konnten.

Wir nennen zum Schluß einige hervorragenden Arbeiten Peschels, welche in der bisherigen Darstellung noch keine Erwähnung gefunden haben. Gemeinsam mit Richard Andree und unterstützt von seinen Schülern Krümmel und Putzger gab P. den »Physikalisch-Statistischen Atlas des Deutschen Reiches« heraus, dessen Erscheinen (1876) er nicht mehr erlebte. In gesunden Tagen hatte er den Plan entwerfen helfen; die Krankheit drückte aber seinen Anteil an der Ausarbeitung auf ein Minimum herab, und er konnte nur einige der Karten selbst noch prüfen. Die 1869 bei Münster in Venedig erschienene Sammlung der Karten des Andrea Bianco versah er mit eingehenden Begleitworten in der bescheidenen Form einer Vorrede. An den großen Serien von Volks- und Jugendschriften, welche der Buchhändler Otto Spamer herausgab, teilweise auch selbst verfaßte, beteiligte sich P. mit einigen

Beiträgen zu dem »Buch berühmter Kaufleute«. Seine akademische Antrittsvorlesung »Die Teilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II.« erschien 1871 in Druck. Erst nach seinem Tode erschien eine Auswahl größerer Aufsätze Peschels, welche J. Löwenberg als »Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde« in drei Bänden herausgab. Die im ersten Bande stehende größere Abhandlung »Der Ursprung und die Verbreitung einiger geographischer Mythen im Mittelalter« ist eine Vorarbeit zur »Geschichte der Erdkunde«, welche schon 1854 in der Deutschen Vierteljahrsschrift erschienen war. Von Schülern Peschels nach Kollegienheften bearbeitet sind die »Physische Erdkunde«, welche G. Leipoldt in zwei Bänden, und die unvollendete »Europäische Staatenkunde«, welche O. Krümmel herausgab.

Peschels Geist war fein, schöpferisch, kritisch und geduldig. Seine Bedeutung lag, wie bei jedem großen Gelehrten, in der Vereinigung so heterogener Eigenschaften. Es ist sehr bezeichnend, daß P. lange zwischen der belletristischen und publizistischen Tätigkeit schwankte und daß vielleicht nur der zufällig bei ihm sehr früh auftretende Wunsch nach einer festen Lebensstellung zugunsten der letzteren entschied. In den frühesten Arbeiten, die wir kennen, der Doktordissertation und jener ersten wohl bezeugten Korrespondenz in der Allgemeinen Zeitung, deren wir bereits Erwähnung zu tun hatten, durchglüht das Feuer [428] einer jungen Dichterseele den gehobenen und oft kühnen Ausdruck. Die Welt- und Menschenkenntnis, die überlegene Beurteilung von Ereignissen, welche den reiferen Sinn ergrauter Männer zu umwölken vermochte, würde uns noch mehr erstaunen, wenn wir nicht daran dächten, daß ein intuitiver Geist diese Korrespondentenfeder lenkte. Seine Freunde glaubten, daß P. recht daran getan habe, sich nicht der Dichtkunst in die Arme zu werfen, da seine Begabung ihnen zu deutlich nach der anderen Seite zu weisen schien. Er hat selbst keinen Wert auf seine dichterischen Gaben gelegt; denn er bewahrte kein Erzeugnis seiner Muße auf, und es fand sich gar nichts der Art in seinem Nachlasse vor. Aber wir verfolgen bis in sein letztes großes Werk hinein, in die Völkerkunde, zwei Ausstrahlungen dieser schönen Gabe, welche ebensowohl den spröden Stoff zahlloser Tatsachen kühn umzuschaffen und zum Fruchtboden blühender Gedanken zu machen, als denselben in eine anziehende, ja gewinnende Form zu bringen vermochte. Wenn diese poetische Anlage nicht genügte, um große Werke der Dichtkunst auszugestalten, so belebte oder verlebendigte dieselbe den scharfen Verstand des Denkers und gab seinen wissenschaftlichen Hervorbringungen eine Form, welche glauben lassen konnte, daß auch nach Alexander von Humboldt ein großer Geograph die Nationalliteratur mit gelehrten und schönen Arbeiten bereichern werde. Peschels Bedeutung für die Geographie liegt daher nur teilweise auf der wissenschaftlichen Seite: ein nicht geringer Teil derselben führt auf die literarischen Verdienste zurück. Die rasch hintereinander folgenden Auflagen, welche einige

von seinen Werken erlebten, sprechen es deutlich aus, daß nicht bloß das wissenschaftliche Publikum sich durch dieselben angezogen fühlte. P. hat nichts Unlesbares geschrieben und pflegte die Form, wie er selbst öfter betont hat, mit Bewußtsein, im Gegensatz zu den meisten deutschen Gelehrten, die nach Goethes Ausspruch die Gabe besitzen, die Wissenschaften unzugänglich zu machen. Damit ist aber auch schon ausgesprochen, daß Peschels wissenschaftliche Tätigkeit hauptsächlich auf jenen Gebieten der Geographie sich bewährte, welche dem Verständnis des Publikums näherliegen, weil sie wenig Voraussetzungen machen und nicht in Sprachen voll dunkler Formeln und Zahlen reden: den geschichtlichen, völkerkundlichen, politischen und wirtschaftsgeographischen. Wo er auf das Gebiet der physikalischen Geographie überging, bot er keine tief eindringenden, zu endgültigen Ergebnissen kommenden Untersuchungen, sondern er schritt anregend, anbahnend vor. Auch beruhen diese Arbeiten alle nicht auf unmittelbarer Beobachtung der Natur. Sie sind im Studium der Literatur und der Karten entstanden. Keine von ihnen ist bloß für den Fachmann geschrieben, und es legt keine einen Schacht an, der dann von Nachfolgern in direkter Richtung auf die tiefste Stelle des Problems fortgegraben werden konnte. Es prägt sich überhaupt in allem, was P. geschrieben hat, eine andere Auffassung von gelehrter Tätigkeit aus, als sie in Deutschland und besonders an den Universitäten in Geltung steht. Nie wird die Fühlung mit dem gebildeten Publikum ganz aufgegeben, und als die größte Kunst gilt, gründlich zu sein, ohne langweilig oder gar unverständlich zu werden. Nur ein vielseitiger, scharfsinniger, durch tiefe und ausgedehnte Studien genährter Geist konnte auf dieser Grenze sich bewegen, ohne seicht zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß P., wenn er das Leben behalten hätte, immer mehr dem Reize, Wahrheit zu suchen, nachgegeben und auf die Form der Darstellung nur den Wert einer Eigenschaft zweiten Ranges gelegt haben, daß er zuletzt doch mehr der Wissenschaft als der Literatur angehört haben würde.

P. schrieb in den ersten rein publizistischen Jahren seiner Tätigkeit einen Stil, den man blühend nannte. Die Schätzung einer ausgeschmückten Schreibweise war damals eine allgemeinere als heute. In den Spalten der Allgemeinen [429] Zeitung erschienen auch sehr inhaltreiche und klar gedachte Abhandlungen gern in einer stilistischen Toilette, der man ein wenig die Absicht, zu gefallen, anmerken durfte. Die brutalen Tatsachen hatten die kleinen Verschönerungskünste nicht ganz verdrängen können. Ja, man gewinnt den Eindruck, als ob nach 1848/49 auch im Stil eine Periode der Restauration eingetreten sei. Peschels Ideen waren jedenfalls in der ersten Hälfte der 50er Jahre moderner als ihre Einkleidung. Und doch gewann ihm zunächst diese mehr Beifall, als jene allein es vermocht hätten. Der Mann, welcher in ein angesehenes Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, schrieb, stand in immer sich erneuernden Beziehungen mit dem Publikum. Erschien

einer von Peschels glänzenden Aufsätzen, so liefen Briefe von allen Seiten ein, welche Beifall und Zustimmung in oft enthusiastischen Lobesreden aussprachen, hauptsächlich aber neugierig nach dem Namen des Verfassers sich erkundigten. Auch abgehärtete Tagesschriftsteller verschmähen nicht die Reize eines solchen Rapportes mit dem Publikum, und wir begreifen, daß es P. wohltat, als der erste selbständige Aufsatz, welchen er im Ausland nach Übernahme der Redaktion erscheinen ließ, eine derartige Beifallssalve hervorrief. Ein großer Teil der Vorzüge des Stiles von P. ruhte indessen auf der geistigen Seite. Die klaren, scharf umrissenen Gedanken schufen sich eine entsprechende Form des Ausdruckes. Ein anderer Teil gehört der nervös feinen Empfindung an, der die Hypothese einer asiatischen Abstammung der altamerikanischen Kultur »widerwärtig« erscheint, die »mit Unwillen« den Gedanken eines Herabsteigens der Urarier vom Pamir zurückweist, dagegen die Wahl Turkestans als Urheimat arischer Völker »verführerisch« findet, auch mit Vorliebe Worte wie geographisches »Verhängnis«, »geheimer Sinn« der Uferlinien u. dgl. anwendet. Daß das genaue Maß bei diesem Hervortreten der Empfindung leicht verloren geht, ist kaum zu verwundern, und man gewöhnt sich an die leichte Übertreibung des Ausdrucks, mit welcher die südlichen Nordseeküsten als der Schauplatz der heftigsten Verwüstungen bezeichnet werden, welche gegenwärtig die Geschichte unseres Planeten kennt u. dgl., als notwendiges Zubehör dieser individuellen, jederzeit lebhaft gestimmten, pulsierenden Schreibweise.

Mit alledem hat P. das große Verdienst, die Stellung der Geographie als Wissenschaft neben den Schwesterwissenschaften befestigt zu haben. Von seinen Neuen Problemen ging die Anregung zur Gewinnung des an die Geologie verlorenen Gebiets aus, und daß P. die historische und naturwissenschaftliche Seite mit gleichem Geiste vertrat, ist vorbildlich für seine hervorragendsten Nachfolger geworden. P. hat eine im Vergleich zu der Kürze seiner Lehrtätigkeit große Anzahl von Schülern ausgebildet, und eine ganze Reihe derselben ist wissenschaftlich tätig geworden. Dennoch kann man nicht von einer Schule im üblichen Sinne dieses Wortes sprechen; denn eine so eigenartige Individualität kann gerade ihr Bestes, das, was sie auszeichnet, nicht übertragen. Auch hatte P. noch keine eigenen Methoden ausgebildet, die er wie fertige Werkzeuge seinen Schülern hätte übergeben können. Schriften wie die Leipoldts über die mittlere Höhe Europas oder Krümmels Morphologie der Meeresräume deuten indessen an, daß P. planvoll vorgegangen sein würde, um seine Schüler an die Lücken der geographischen Forschung hinzuführen, und in den Neuen Problemen wie in der Völkerkunde waren Wege beschritten, welche über A. v. Humboldt und Ritter hinausführen mußten. Peschels Lehrwirksamkeit war nicht zu kurz bemessen, um zahlreiche Anregungen auszustreuen und um die begeisterte Anhänglichkeit einer großen Zahl von Schülern sich zu sichern; aber es war ihm nicht

vergönnt, die Früchte seiner Unterweisung im Heranreifen zu überwachen. Es trat einiges Unreife zutage, was zusammen mit den ungemessenen Lobesergüssen von nicht ganz Urteilsfähigen, die sich auf eigene Faust unter Peschels Anhänger ein- [430] gereiht hatten, bald nach seinem Tode eine teilweise entsprechend sich übernehmende Kritik hervorrief. Leider fand diese auch in der nicht immer ganz gelungenen Art der Herausgabe von Peschels hinterlassenen Schriften einigen Anlaß, sich zu äußern. Diese Schwankungen sind vorübergegangen, und P. steht heute als der nächst Karl Ritter um die Entwicklung der wissenschaftlichen Geographie in Deutschland verdienteste Gelehrte und als der würdige Nachfolger A. v. Humboldts auf dem Gebiete geographisch-literarischer Tätigkeit da.

Wir haben P. als eine fein empfindende, sanguinische, bewegliche Natur kennen gelernt. Dieser Grundton schloß die Kraft nicht aus. Bei aller Liebenswürdigkeit konnte dieses Herz auch herbe sein und schrak nie vor dem Ausdruck der Überzeugung zurück. Ein hervorragender Zug war die deutschpatriotische Gesinnung, welcher P. bei jeder Gelegenheit Ausdruck verlieh. Geborener Sachse, in Bayern lebend, durch Geist und Wissenschaft gerecht gegenüber dem Individuellen in Staaten, Provinzen, Städten, wie er denn für sein Adoptivvaterland Bayern und besonders Augsburg stets ein auf tieferer Kenntnis begründetes Verständnis bewies, ist P. unter die frühesten und entschiedensten Vertreter des deutschen Reichsgedankens in Süddeutschland zu rechnen. Ohne mit dieser Gesinnung auf den Markt zu treten, hat er für dieselbe gewirkt und gestritten. Peschels Formen waren im persönlichen Verkehr und in der Schrift verbindlich, und es ist bezeichnend, daß, so offen er auch seine wissenschaftlichen und politischen Ansichten vertrat, literarische Fehden ihm fast ganz erspart blieben.

Mitteilungen und Aufzeichnungen der Witwe Peschels, von J. Löwenberg und aus dem Kreise der Augsburger Freunde und der Leipziger Schüler und Freunde. — Oskar P., sein Leben und Schaffen von Friedrich v. Hellwald. 1876. — Nachruf von Georg Ebers. Mitt. d. V. f. Erdkunde zu Leipzig. 1875. — Oskar P. und die Erdkunde. Von Heinrich Pahde (Progr. Mülheim a. d. Ruhr. 1879). — Kürzere Lebensbeschreibungen von Richard Andree im Daheim XII. Jahrg., von F. v. Hellwald im Ausland 1875, Nr. 41, und der Allgemeinen Zeitung 1875, Nr. 265 (Beil.), von W. in der Deutschen Rundschau f. Geographie, VII. Jahrg. H. 12. — Zur Würdigung seiner Wirksamkeit finden sich wertvolle Beiträge in F. v. Richthofen, China I. und in den methodologischen Berichten H. Wagners im Geographischen Jahrbuch seit 1878. In den letzteren ist die mit Peschels Anregungen sich beschäftigende Literatur bis zur Gegenwart herab zusammengestellt. Bildnisse Peschels finden sich in den Biographien von F. v. Hellwald, R. Andree, G. Ebers und J. Löwenberg.

Friedrich Ratzel.

3]

Eduard Pöppig.

Von **Friedrich Ratzel.**

Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1887. Leipzig 1888. S. 3—15 der »Wissenschaftlichen Mitteilungen«.

In der Geschichte der Erdkunde geht eine Zeit zur Neige, welche unseren Nachkommen als eine sehr schöne und erfreuliche erscheinen wird. Gleichzeitig damit verdorrt ein Zweig der Nationalliteratur, der heute schon nicht mehr so frisch und grün und blütenvoll ist wie vor 80 und vor 50 Jahren. Die Reisen in die Nähe und Ferne bringen immer weniger reiche Ernten wahrhaft neuer, überraschender Ergebnisse. Vor 100 Jahren waren selbst die Alpen und Pyrenäen noch zu entdecken; wieviel mehr durfte ein Mann zu finden erwarten, der die Grenze Europas überschritt! Er mußte gerüstet sein, daß die unbekannten Dinge von allen Seiten auf ihn einströmten; er mußte mannigfaltig vorgebildet sein und mußte seinen Blick nach allen Seiten mit derselben Bereitwilligkeit der Aufnahme richten können. Eben deshalb war er auch sicher, daß er seinen Reisebericht nicht an die Spezialisten des Bruchteiles eines Wissenschaftsfaches zu erstatten haben würde, sondern weil er vieles brachte, durfte er erwarten, jedem etwas zu bringen. Das frohe Gefühl, mit ungeahnten Reichtümern überschüttet zu werden, wollte zum Ausdruck gelangen; denn die Freude ist mitteilsam. Unwillkürlich verklärte sich der Reisebericht, es hallte in ihm etwas von den frohen Rufen der Entdecker wieder. Seit Georg Forsters schwungvoller Schilderung der Cookschen zweiten Reise versuchten immer mehr Gelehrte, Reisebeschreibungen von literarischem Werte zu verfassen. Rufen sie auch manchmal ein viel zitiertes Wort eines Wachtmeisters aus Wallensteins Lager ins Gedächtnis, wenn sie, von der Naturschwärmerei Rousseaus oder Bernardins de St. Pierre angesteckt, sich in einer offenbar ganz ungewohnten Sprache ergehen, so entwickelte sich doch aus solchen Anfängen der Stil, in welchem Alexander von Humboldt Werke schrieb, welche hoffentlich in Deutschland nie veralten werden. Heute reist und forscht man ganz anders,

und damit hat sich auch die Darstellung der Reiseergebnisse gründlich geändert. Die Reisebeschreibungen sind entweder fachmäßig trocken oder suchen [4] durch starke Betonung des Subjektiven, sei es in der Form des Witzes oder der Sentimentalität oder der wissenschaftlichen, politischen und anderen Reflexionen, sich eine literarische Qualität beizulegen. Im günstigen Falle überwiegt das wissenschaftliche das künstlerische Element. Findet ein Verweilen statt, so beschäftigt es sich mit zergliedernder, statt mit schöpferischer Tätigkeit. Allein nicht alle schreiten glücklicherweise mit der Zeit von Mode zu Mode fort oder, wie man sich beschönigend auszudrücken pflegt, wenden sich von einer Richtung zur anderen. »Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.« Tiefempfundene Naturschilderungen, allseitig teilnehmende, mit freudigem Ernst an die Arbeit tretende Darstellungen des Völker- und Staatenlebens behalten nicht bloß ihren Wert für Literatur- und Kulturgeschichte, sondern werden Freunden wahrer Bildung stets ein erwünschter Genuß sein. Dieselben werden dann auch ihr Interesse den Schöpfern derartiger Werke nicht ganz versagen. Möge der folgende Versuch, das Leben und Wirken eines der großen Reisebeschreiber der humboldtischen Zeit in die Erinnerung seiner Mitbürger und der Fachgenossen zurückzurufen, freundliche Aufnahme finden.[1])

Eduard Friedrich Pöppig wurde geboren den 16. Juli 1798 zu Plauen und starb den 4. September 1868 zu Wahren bei Leipzig. Pöppigs Vater war ein Handelsherr der voigtländischen Hauptstadt,

---

[1]) Das Material zur Biographie Pöppigs, welche eine Erweiterung des in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. XXVI von uns veröffentlichten Artikels ist, verdanken wir den freundlichen Mitteilungen seiner in Leipzig lebenden Tochter Marie Pöppig, welche in der dankenswertesten Weise Briefe, Tagebücher und andere Familienpapiere zur Verfügung stellte und dazu aus der eigenen Erinnerung manche wertvolle Aufklärung zu geben vermochte. Der Güte dieser Dame verdankt der ›Verein für Erdkunde‹ ferner die Möglichkeit, die in diesem Hefte abgedruckten Mitteilungen aus Pöppigs Nachlaß seinen Mitgliedern vorzulegen. Ferner konnten wir den einzigen hinreichend vollständigen Nekrolog benutzen, welchen Herr Dr. Whistling in Leipzig in der Illustrirten Zeitung vom 10. Oktober 1868 veröffentlichte. Auch diesem Herrn sei herzlicher Dank für verständnisvolles Entgegenkommen gesagt. Den Fortgang der chilenisch-peruanischen Reise lassen endlich Bd. XX u. f. der Froriepschen Notizen mit etwas mehr persönlichem Detail verfolgen als die Reisebeschreibung selbst, in welcher übrigens das Vorwort von erheblicherem autobiographischem Werte ist. D. H.

[Hier spricht Friedrich Ratzel als Herausgeber einiger Stücke ›Aus Friedrich Pöppigs Nachlaß‹, denen er unsere biographische Einleitung vorausschickte. In seinen handschriftlich mir vorliegenden Aufzeichnungen ist kein Eintrag über sie zu finden; doch fällt ihre Niederschrift zwischen den 24. Sept. 1887, wo der Artikel an die ADB. abgesandt, und Ende Mai 1888, wo der Jahresbericht des Vereins für Erdkunde abgeschlossen worden ist. Helmolt.]

seine Mutter gehörte dem wohlhabenden Bürgerstand der Stadt Leipzig an. Nach dem frühen Tode des Vaters sorgte diese für die Erziehung ihres Sohnes in Leipzig, wohin sie übergesiedelt war, erst durch Bürgerschulunterricht und auf der Thomana; dann besuchte derselbe die Landesschule zu Grimma, in deren Matrikel wir ihn unterm 3. Mai 1810 eingetragen finden. Er verließ dieses Gymnasium am 18. März 1815 und bezog die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren und daneben Naturgeschichte zu treiben. Den Grund zu seinen [5] botanischen Kenntnissen hatte er vor dieser Zeit schon zu legen begonnen und erweiterte dieselben auf einer Reihe von Fußreisen, welche sich immer weiter ausdehnten, indem sie ihn erst nach dem Rhein, dann nach Österreich und Ungarn, nach Südfrankreich bis zu den Pyrenäen, in die Schweiz, nach Tirol und Kärnten führten. Mit dem bekannten Botaniker Karl Schubert, der später schöne Reiseschilderungen aus Norwegen herausgegeben hat, bestieg er den Großglockner. Ein Tagebuch der ersten größeren Fußwanderung, welche er 1816 von Leipzig nach Heidelberg unternahm, ist erhalten; dasselbe ist sorgfältig stilisiert, zeugt von guter Beobachtung und einem frischen, ehrlichen Jugendsinn. Im Anfang des Jahres 1822 erlangte er die Doktorwürde der Universität Leipzig und schiffte sich schon im April desselben Jahres in Hamburg nach Kuba ein, wo er am 1. Juli landete und volle zwei Jahre dem Studium der Pflanzenwelt der damals trotz Humboldts Essai sur l'île de Cuba noch wissenschaftlich fast unbekannten Insel widmete. Freunde der Naturwissenschaften und Sammler seiner Heimat, unter ihnen besonders Professor Schwägrichen in Leipzig, unterstützten ihn mit Instrumenten und Geldmitteln und erhielten dafür die gesammelten Naturalien zugesandt. Pöppig war botanisch gründlich vorgebildet, scheint auch in den ersten Jahren nur botanisch gesammelt zu haben und konnte als ein vorzüglicher Zeichner gelten. Sein erster Versuch im Zeichnen für Reproduktion sind die Tafeln, welche er für seinen Freund Justus Radius zu dessen Dissertation De Pyrola 1821 auf Stein zeichnete.

Pöppig verließ Deutschland im Frühling 1822. Der Paß, welchen er auf seiner ganzen Reise mit sich trug, war Februar 1822 in Merseburg ausgestellt. Er verließ Hamburg am 9. Mai und kam am 1. Juli in Havana an, von wo er sich nach ganz kurzem Aufenthalte nach Matanzas begab. Von dieser Stadt aus trat er die ersten Reisen ins Innere an, welche schon Ende Juli ihm Material zu einer Pflanzensendung nach Europa lieferten. Diese pflanzenarme Küstenregion war jedoch bald erschöpft, und der Reisende verlebte in der reichen Umgebung des Cafetal Adventura, wo er als Plantagenarzt Volontärdienste tat, den Winter unter viel ergebnisreicherem Sammeln. Im Herbst und Winter 1823 befand sich Pöppig in Sa. Elena (bei Cahova) in gleicher Stellung und besuchte von hier aus die Südküste. Es ist wenig, was Pöppig über Kuba hinterlassen hat: eine »Schilderung der Insel und ihrer Bewohner« im Amerikanischen Korrespondent von

Philadelphia für 1825, die Beschreibung von Matanzas in den Landschaftlichen Ansichten, endlich die später näher zu erwähnenden Bruchstücke über Kuba im Ausland von 1839. Hauptsächlich ist zu bedauern, daß die reichen Sammlungen zur kubanischen [6] Flora nicht eine zusammenfassende Verarbeitung fanden. Vom 24. April 1824 datiert Pöppigs Paß für die Reise von Matanzas nach Philadelphia. Über sein Verweilen in Nordamerika fließen die Nachrichten ebenfalls spärlich. Frorieps Notizen Nr. 233 (August 1825) bringen eine Korrespondenz aus [Mac] Connelsburgh im südlichen Pennsylvanien, wo Pöppig den Winter 1824/25 verbrachte, der durch seine Milde im Norden und die bis nach Jamaika sich ausdehnenden Schneefälle im Süden Nordamerikas ausgezeichnet war. Befreundet mit dem Buchhändler Ritter aus Reutlingen, dem Herausgeber des damals in Philadelphia erscheinenden Wochenblattes »Amerikanischer Korrespondent für das In- und Ausland«, schrieb er in dessen Spalten im Winter 1825/26 eine maßvoll gehaltene und geistreiche Übersicht der Geschichte des Jahres 1825 und einige Erinnerungen an Kuba. Er scheint in dieser Zeit fleißig gesammelt zu haben; denn im Sommer 1825 konnte sein Freund Dr. Radius in Leipzig das Eintreffen von 12000 getrockneten Pflanzen, kubanische und nordamerikanische Arten, welche Pöppig gesandt hatte, ankündigen. Dieselben wurden 200 Exemplare zu 18 Tlr. sächs. abgelassen.

Pöppig weilte in Baltimore, das durch seine für die ganze Geschichte der südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe so folgenreiche Stellung als Ausgangspunkt zahlreicher Munitions- und Proviantexpeditionen nach der südamerikanischen Westküste der günstigste Ort für den Antritt einer Reise in diese damals wenig besuchten Gebiete genannt werden durfte, als im August 1826 Briefe eintrafen, deren Inhalt den Antritt einer früher geplanten größeren Reise in das Innere von Südamerika ermöglichte. Er verließ diesen Hafen am 26. November. Folgender Brief spiegelt in anziehender Weise die Stimmung, in welcher Pöppig die wichtige Reise antrat:

Dr. *Radius* und Dr. *Kunze*, Leipzig.

Baltimore, Novbr. 22. 1826.

Der Lieblingstraum, der mir alle bisher bestandene Noth erträglich gemacht, geht in Erfüllung, und ich dreimal Glücklicher darf nun in wenig Monaten auf dem undurchforschten Boden Chiles zu wandern hoffen. Die Mitternacht findet mich am Schreibtisch, der Morgen an Bord der Gulnare, denn endlich sind wir segelfertig, und in einem einzigen Tage schwimmen wir die Bai hinab und wiegen auf dem Ocean. Ich komme weiter nach Osten als je, näher zu Euch! Dann aber wieder ferner, und ich will aller theueren Freunde dabei denken. Denke, theuerer lieber Freund, in Ende März botanisire ich in Chile! ist das nicht ein Gedanke, der alles andere überwiegt, was alltägliches Leben bieten kann? Dank, nochmals den herzlichsten aufrichtigsten Dank den Freunden, die mir ihre Hülfe liehen — der Himmel lohne es besser, als meine armen Worte vermögen.

Die Reise wird stürmisch, schon ist es sehr kalt. Doch sieht es auch in der Natur hier spätherbstlich aus, so erblüht doch der herrliche Frühling der Hoffnung und Freude im Herzen. Ich tausche jetzt mit keinem König, so entzückt bin [7] ich, seit die Gulnare vom Lande ab, ihren majestätischen Bau auf der blauen Welle des Patapsco wiegt, und der Nordwind uns die baldige Begrüßung des Oceans verheißt.

Leb wohl, mein theuerer Freund — bald mehr von mir aus dem Lande des ewigen Frühlings, und dort wo tausend ungesehene Wunder mich erwarten, dort will ich beweisen, daß ich des Zutrauens werth war — oder mein Ende freudig finden im Beruf, im Schooße der herrlichen Mutter.

O, Nature! all sufficient, over all!
Enrich me with the knowledge of thy works,
— — — — — — — — — —
— — — — — —
And let me never, never sway from thee!

Grüße die Meinen; Dr. Kunze, Dr. Pohl.
Lebe wohl und der Himmel segne Dich!
Immer Dein Edw. Pöppig.

Die letzten Wochen seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hatten ihm die dortige Natur noch einmal in ihrem schönsten Gewande, dem des farbenreichen Indian Summer, gezeigt, mit dessen kaum übertroffener Beschreibung das erste Kapitel seiner Reiseschilderung in der anziehendsten, versprechendsten Weise anhebt. Am 9./10. Januar 1827 wurde der Äquator gekreuzt, bei stürmischem Wetter die Magalhães-Straße durchfahren und am 15. März bei Valparaiso die Westküste gesichtet. Den Aufenthalt in dem erst aufblühenden, damals noch mehr als heute reizlosen Valparaiso verschönerte das Zusammentreffen mit den deutschen Naturforschern von Kittlitz und Mertens, die an Bord des »Seniavin« auf jener Reise um die Welt begriffen waren, deren Schilderung durch den Erstgenannten in bezug auf Vielseitigkeit und Tatsachenfülle, keineswegs aber an stilistischer Feinheit mit derjenigen Pöppigs wetteifert. Pöppig war glücklich, im Spätsommer 1827, dem Frühling dieser Halbkugel, die für den Sammler wenig ergiebige nächste Nachbarschaft Valparaisos gegen das vom Rio de Aconcagua durchströmte Tal von Quilota vertauschen zu können, welches sich ein paar Meilen nördlich von Valparaiso öffnet. Als er Ende September eine erste Sendung seiner Sammlungen persönlich in Valparaiso zu Schiff gebracht hatte, trat er rasch die Reise in die Anden auf der von ihm schon mehrfach beschriebenen Route über San Jago und Sa. Rosa de los Andes nach Mendoza an. Er fand Gelegenheit, in San Jago und unterwegs seine, wie die Schilderungen des 3. Kapitels[1] zeigen, schon sehr gründlichen Kenntnisse Chiles zu vertiefen und zu erweitern. Pöppigs Beschreibungen des jungen Freistaates und seiner gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse stehen nur an

[1 von: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—1832 von Eduard Pöppig; 2 Bde., Leipzig 1835. D. H.]

Ausführlichkeit hinter denen der Zeitgenossen und jüngsten Vorgänger, wie besonders Miers, zurück, übertreffen dieselben aber alle an Plastik und Durchdachtheit. In unserer Literatur [8] fanden sie ihresgleichen nur in Humboldts Essais politiques über Neuspanien und Kuba, welche indessen beide, rein literarisch betrachtet, hinter Pöppigs höchst abgerundeter, sicherer Darstellung noch zurückbleiben. Pöppig verweilte zum Zweck des Sammelns, nachdem er den Cumbre überschritten, längere Zeit in einer Hütte nahe bei S. Felipe de Aconcagua und verließ erst in den ersten Tagen 1828 seinen stillen Aufenthalt, um die Reise nach Mendoza fortzusetzen. Der Verlust eines Teiles seiner wissenschaftlichen Ausrüstung beim Versuch der Kreuzung eines reißenden Sturzbaches zwang ihn jedoch schon nach dem ersten Reisetag zu schleuniger Umkehr und Änderung der Route. Am 14. Januar in Valparaiso angekommen, begab er sich schon nach zwei Wochen nach dem südlichen Chile, um auf neuem Boden und doch nicht zu fern vom Ausgangspunkt weiterer Reisen die Erneuerung seiner Ausrüstung abzuwarten. Nachdem er den chilenischen Winter in Talcahuano verbracht, ging er Ende Oktober in das gebirgige Hinterland, wo die Anden von Antuco ein dem Sammler jungfräuliches Gebiet verhießen. Mitten in den Fehden zwischen Indianern und Weißen und friedlichen und wilden Indianern, welche nur schwerbewaffnete Expeditionen zuließen, gelang es Pöppig, reiche Sammlungen anzulegen und die erste wissenschaftliche Ersteigung des Vulkans von Antuco durchzuführen. Pöppigs Angaben über das Vorhandensein einer Gletscherhülle an diesem Berge, mit deren Spalten er um ein Haar nähere Bekanntschaft gemacht hätte, ist wohl die erste bestimmte Hindeutung auf Gletscher der Anden, der wir in der südamerikanischen Reiseliteratur begegnen. Als der erwartete Ersatz an Instrumenten und Büchern angekommen war, fuhr Pöppig am 13. Mai 1829 von Valparaiso nach Callao. In Lima angekommen, ergab sich die Unausführbarkeit des schönen Planes, über Guayaquil nach Choco und Esmeraldas zu reisen. Ohne langes Zaudern wurde daher gegen Huanaco vorgedrungen, die Inka-Ruinen auf der Hochebene von Diezmo untersucht, der Bergbau von Cerro de Pasco und das Leben der Indianer in der Puna genau studiert, die Gegend von Huanaco sammelnd durchstreift und endlich mitten im Urwaldgebiet des Ostabhanges in der Hacienda von Pampayaco ein höchst ergiebiger Aufenthalt genommen, der vom Juli 1829 bis zum April 1830 dauerte. Hier entstanden die reichsten Sammlungen, hier die herrlichen Schilderungen der Tropennatur, welche das 4. Kapitel des 2. Bandes des Reisewerkes zum glänzendsten des ganzen Buches machen. Im Mai 1830 wurde auf drei kleinen Flößen aus dem korkleichten Holze der Ochroma die Talfahrt auf dem Huallaga angetreten, welche nach dem verlassenen Missionsdorf Tocache führte, wo Pöppig allein mit seinem Diener mehrere Monate zubrachte. Die Weiter- [9] reise, immer durch die Gebiete der halbwilden oder wieder verwilderten Cholones, führte dann auf

Kähnen nach der Jibitos-Mission Sion und dem damals in unfriedlichen Zuständen befindlichen Juanjuy. Auf einsamen Waldwegen wurde am 6. Dezember das erste Maynadorf Yurimaguas erreicht, welches ein neuer Mittelpunkt von Sammelexkursionen bis in den Juli 1831 ward. Das ganze 6. Kapitel des 2. Bandes ist der an Einblicken in tropisches Natur- und Menschenleben reichen Schilderung dieses zweiten längeren Aufenthaltes in südamerikanischer Urwaldwildnis gewidmet. Am 31. Juli 1831 schiffte sich Pöppig zu seiner letzten Reise auf einem Floß ein, das ihn durch das Gebiet der Aguanos an die Ucayalemündung und von da an ohne lange Aufenthalte nach Para brachte, welches am 22. April erreicht ward. Die Reise war durch die politischen Unruhen in Nordbrasilien zuletzt noch in unangenehmer Weise erschwert und bald zu fluchtartiger Schnelligkeit beschleunigt, bald verzögert worden, und wir ahnen, daß Pöppig in hohem Maße reisemüd war, als er im Spätjahr desselben Jahres europäischen Boden in Antwerpen wieder betrat.

Die ersten Originalberichte über Pöppigs Reisen hatten vom März 1828 bis November 1832 Frorieps Notizen gebracht. Dieselben beginnen wie das Reisewerk mit der Abfahrt von Baltimore und schließen mit der Schilderung der Anarchistenkämpfe, die 1832 auch die Gegend des unteren Amazonenstroms erschütterten. Ihnen fügte Froriep die Note bei, daß im Oktober 1832 Pöppig zurückgekehrt sei, einige Tage in Weimar sich aufgehalten habe und glücklich dann in Leipzig eingetroffen sei. Diese Berichte enthalten manche vorübergehenden Beobachtungen, welche in dem großen Reisewerke keine Aufnahme fanden, daneben auch vieles, was in mehr oder weniger erweiterter und veränderter Form dort aufgenommen ist. Man begegnet Mitteilungen über zeitgeschichtliche Ereignisse, kritischen Bemerkungen über die damals zur Verfügung stehenden literarischen und sonstigen Hilfsmittel, praktischen Winken über Kolonisation u. dgl., und dabei sind diese Berichte zwar flüssig und oft schwungvoll, aber doch natürlich viel mehr aus der unmittelbaren Erfahrung heraus als das Reisewerk geschrieben. Auch über die anziehenderen persönlichen Momente der Reise und über Pläne, die leider nicht ausgeführt wurden (darunter ein vergleichendes Werk über die Urbarmachung des Bodens in tropischen und gemäßigten Gegenden, über die dabei zu berücksichtigenden Pflanzen, über die den Kulturen auf Neuboden schädlichen Pflanzen, die sogenannten Unkräuter), findet man Angaben. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reisen Pöppigs sind mannigfaltiger Art. Man muß sie zunächst hauptsächlich in den Sammlungen suchen, welche er mitbrachte; denn [10] der Wunsch, ausgedehnteste Sammlungen von Naturerzeugnissen anzulegen, hatte ihn ja in die Weite geführt. Dieselben wanderten zum größten Teile bald in die verschiedensten Herbarien und Museen, wo sie nun zerstreut liegen. Die reichste, vollständigste Sammlung Pöppigscher Pflanzen, die noch kaum ganz ausgebeutet ist, besitzt das Herbarium der Universität Leipzig. Nur die

chilenischen Pflanzen hat Pöppig gemeinsam mit Endlicher monographisch bearbeitet. Nach eigener Angabe hatte Pöppig 17000 getrocknete Pflanzen, viele Hunderte von ausgestopften Tieren, 3000 an Ort und Stelle gemachte Pflanzenbeschreibungen, 30 Tafeln ausgeführter landschaftlicher Ansichten, 70 Zeichnungen im größten Formate von Aroideen und Orchideen, Samen, welche die botanischen Gärten mit neuen Pflanzen bereicherten, und endlich »eine botanische Privatsammlung von dem außerordentlichsten Umfange« mitgebracht.

Sollen einzelne Beobachtungen hervorgehoben werden, die allerdings Pöppig auch leider niemals eingehender behandelt, sondern immer etwas zu aphoristisch im Text seiner Reisebeschreibung gegeben hat, so würden seine Mitteilungen über die Hebung der chilenischen Küste, vor Darwin angestellt und veröffentlicht, seine von Alexander von Humboldt besonders gewürdigten Angaben über die eigentümlichen Wasserergüsse bei Eruptionen des Antuco, seine genauere Bestimmung der Palmen- und Araukariengrenzen im südlichen Südamerika zu nennen sein. Zahlreiche kleine zerstreute Angaben zur physikalischen Geographie und Ethnographie zeigen, daß Pöppig ein scharfer Beobachter von vielseitigem, beständig regem Interesse war. Zu den hervorragenden botanischen Funden Pöppigs gehört die Euryale amazonica, welche er 1832 in Frorieps Notizen S. 131, nachdem er sie im Solimas-Gebiet an der Mündung des Teffé entdeckt hatte, eingehend beschrieb. Erst 1837 hat dann Schomburgk sie als Victoria regia beschrieben.[1])

Pöppig war noch nicht lange zurückgekehrt, als er den ihm erwünschtesten Lohn so angestrengter, opfervoller Tätigkeit in der Ernennung zum Professor an der Universität Leipzig empfing. Mit einem »Fragmentum Synopseos Plantarum [11] phanerogamarum«, welches die von 1827—1829 in Chile gesammelten Pflanzen beschreibt, lud Pöppig zu dem am 18. Oktober 1833 stattfindenden Antritt seiner außerordentlichen Professur ein. Im folgenden Jahre wurde er zum Direktor des Zoologischen Museums ernannt (Min.-Rescr. vom 29. November), welches damit zum ersten Male einen ganz der Sache sich widmenden Leiter erhielt. Pöppig verachtfachte die Zahl der hier aufgestellten Arten in dem Zeitraume von 1836—1857. Außerdem verwaltete er zeitweilig das Herbarium, welches ihm wesentliche Bereicherungen ver-

---

[1]) Über diese Frage hatte Herr Dr. Alfred Fischer, Privatdozent der Botanik in Leipzig, die Güte, uns folgende Mitteilung zur Verfügung zu stellen: Betreffs der Victoria regia Schomburgks und Euryale amazonica Pöppigs kann ich Ihnen mitteilen, daß von der Mehrzahl der kompetenten Systematiker z. B. Bentham und Hooker die Identität beider Pflanzen angenommen wird. Ich finde weiterhin eine Notiz, daß ein deutscher Reisender Hänke bereits 1801 die Victoria aufgefunden habe. Anderseits hält Planchon (Œtude sur les Nymphaeacées, Annales des scienc. nat. III. Serie 19. Bd.) die Pöppigsche Euryale amazonica für verschieden von der Schomburgkschen und führt sie als Victoria amazonica auf. Die ganze Streitfrage wird sich wohl endgültig niemals entscheiden lassen, da ein Materialvergleich nicht möglich ist.

dankt, die pharmakognostische und mineralogische Sammlung. Bald nach seiner Rückkehr hatte Pöppig mit Erfolg öffentliche Vorlesungen in Leipzig und Dresden gehalten, welche er an der Universität Leipzig bis zu seinem Tode fortsetzte, an welcher er 1846 zum Ordinarius vorrückte. Pöppig neigte von seiner nicht sonnigen Knabenzeit an zur Einsamkeit. Er hatte die meisten seiner Reisewege einsam zurückgelegt und hegte nur einige innigen Freundschaften, diese aber sein Leben lang. So zog er sich frühe schon in den engen Kreis der Familie, in welchem er sehr glücklich war, und einiger Freunde zurück und verzichtete gern auf eine nach außen glänzende, aber aufregende Tätigkeit. Leider dehnte er diese Zurückhaltung auch auf den Charakter seiner wissenschaftlichen Tätigkeit aus und ließ manche Ergebnisse seiner Reisen unveröffentlicht. Die dadurch geschaffene Lücke ist bis heute nicht ausgefüllt. Er trug sich mit dem Plane, die Pflanzenzonen Chiles, die Eigentümlichkeiten der peruanischen Flora zu schildern, die Ergebnisse zahlreicher hypsometrischer und meteorologischer Beobachtungen, nebst geologischen Fragmenten und einer Arbeit über die Temperatur der Dämpfe des Antuco, eine Karte zu seinen Reisen zu veröffentlichen. Nichts von alledem kam zur Verwirklichung.

Mit großem Glück verwertete Pöppig seine eigenen Anschauungen von amerikanischem Natur- und Völkerleben in dem Buche »Landschaftliche Ansichten und erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde«, welches, mit 18 Stahlstichen ausgestattet, 1839 erschien. Da indessen neben Kuba und Peru auch so sehr in sich verschiedene Landschaften und Gebiete wie Kreta, Kurdistan, Baalbek, Antiochia, die Schiffer-Inseln, Libanon, Oman zur Darstellung gelangen, tritt das Originale hinter dem Entlehnten zurück. Das Buch ist merkwürdigerweise rasch vergessen worden, wiewohl es wegen der schönen Form und des Gedankenreichtums mehr Beachtung verdient haben würde. Für die sogenannte Landschaftskunde, die man neuerdings zu einem besonderen Zweig der Geographie erheben wollte, werden einige Abschnitte den Wert trefflicher Muster behalten.

Pöppig arbeitete in den letzten 30er und den ersten [12] 40er Jahren an Ersch und Grubers Enzyklopädie mit, für welche er die größeren Artikel Insel, Panama, Para, Paraguay, Pasco, Peru schrieb. Der Artikel »Peru« gehört, bei aller Gedrängtheit, zum Besten, was über dieses Land gesagt worden. Er ist in der Darstellung des Pflanzen- und Tierlebens und besonders der Kämpfe um die Unabhängigkeit und später mit Kolumbien, deren Zeuge Pöppig noch gewesen ist, von besonderem Werte. Eine eingehende Darstellung des Handels von Chile und Peru von Pöppigs Hand brachte »Das Ausland« 1837 in den Nummern 145 bis 151 und in demselben Jahre in den Nummern 213—215 eine ungemein treffende, in die Tiefe der Schäden spanisch-amerikanischer Gesellschaft gehende Vergleichung des ehemaligen und jetzigen Zustandes des öffentlichen Unterrichtes im spanischen Amerika. Einem

älteren Berichte über kubanische Zustände, der im »Amerikanischen Korrespondent« 1825 erschien, folgten im Jahre 1839 in den Nummern 186—196 des Auslands die geistvollen, schön geschriebenen »Bruchstücke über Kuba. Aus den Papieren eines deutschen Reisenden«. Unsere Literatur über Kuba hat nur in dem kubanischen Abschnitt der Humboldtschen Reise, der übrigens nie in deutscher Sprache erschienen ist, eine hervorragende Arbeit über Westindien aufzuweisen. Ihren statistischen und wirtschaftsgeographischen Charakter ergänzt Pöppigs farbenreiche und stimmungsvolle Darstellung der Landschaft aufs glücklichste, während er in der Schilderung der wichtigsten Kulturen, unter welche damals noch der Kaffee gehörte, genauer verfährt und die Bevölkerung, besonders auch die Sklaven, schärfer charakterisiert als sein großer Vorgänger. Freilich hatte Pöppig zwei Jahre auf Kuba verlebt, während Alexander von Humboldt dieser Insel nur flüchtige Besuche abgestattet hat.[1]) Wenn das Nichterscheinen irgend eines Buches lebhaft zu bedauern ist, so ist es dasjenige der eingehenderen Darstellung der Perle der Antillen, welche Pöppig hätte entwerfen können und müssen.

Von kleineren Arbeiten absehend, die in Frorieps Notizen, im Journal für praktische Chemie, in Clarus' Beiträgen zur Klinik und anderen erschienen, möchten wir noch auf die Besprechungen bedeutenderer Reisewerke hinweisen, welche in den [13] Blättern für literarische Unterhaltung und in der Leipziger Literatur-Zeitung zwischen 1833 und 1842 erschienen sind. Es sind keine leeren Kritiken, sondern größere abgerundete Aufsätze, kleine Essays könnte man sie nennen. Pöppig benutzt die Werke, deren Mängel er in milder, versöhnlicher Sprache rügt und deren Vorzüge er sehr warm hervorhebt, um eigene Gedanken, oft in breiterer Ausführung, in den Bericht über das Werk eines anderen einzuflechten. Ein heute verschollenes Buch, wie Ludecus' Reise durch Tumalipas und Coahuila, bietet ihm den Anlaß zur Entwicklung sehr interessanter Ansichten über die im tropischen Amerika zu findenden populären Unterscheidungen und Benennungen der Höhenzonen[2]), und an Renggers Fragmente über Paraguay knüpft er

---

[1]) In einem Briefe Pöppigs aus Kuba lesen wir: Humboldt war mehrere Wochen in Havana und begann dann die Reise durch das Land mit der Absicht, bis an das Südost-Ende nach San Jago zu gehen, eine Reise von beiläufig 700 englischen Meilen. Allein er kehrte bald um, teils weil er wohl die reiche Beute nicht fand, durch die er in den unerforschten Wäldern des Orinoco zu ungemessenen Erwartungen verwöhnt worden war, teils weil das ausgebrochene gelbe Fieber ihn in Schrecken setzte. Er ging südöstlich von Havana nach Batabano, S. Luis, an die Südküste in die Nachbarschaft von Trinidad und auf demselben Wege zurück.

[2]) Pöppig hat hier in seiner feinen Weise darauf hingewiesen, wie wenig diese populären Einteilungen amerikanischer Stufenländer mit Meteorologie gemein haben, wie sie vielmehr wesentlich auf botanische Merkmale gegründet sind. ›Es ist bekannt, daß in Quito, wo bei größerer Höhe der Gebirge und äquatorialer Lage der Charakter der Vegetationszonen sich un-

den Entwurf eines Naturgemäldes der Übergangszone zwischen tropischem und gemäßigtem Südamerika an, welche durch Ideenreichtum und Formvollendung fesselt. Der schönste dieser Aufsätze, die Selbstanzeige des 1. Bandes seines Reisewerkes (Blätter für literarische Unterhaltung 1835 Nr. 72 f.)[1], ist leider Fragment geblieben, indem vom 2. Bande Pöppig eine ähnliche Anzeige nicht geschrieben hat. Mit dem Jahre 1842 hört diese kleine Schriftstellerei, für welche Pöppig eine unverkennbare Begabung besaß, ganz auf. Pöppig vertiefte sich immer mehr in die Arbeiten, welche sein Museum ihm auferlegte und denen er, bei beschränkten Mitteln jeder bezahlten Hilfskraft beraubt, notwendig einen großen Teil seiner Zeit opferte. Sein früher fleißig geübtes Zeichentalent bewährte sich nun nur noch in der Anfertigung großer Wandtafeln für den zoologischen Unterricht. Die große »Illustrierte Naturgeschichte des Tierreiches« (1851) trug zwar zur Popularisierung der Naturgeschichte Erhebliches bei, enthält jedoch wenig vom Eigensten Pöppigs.

Pöppigs Reisebeschreibung ist jedenfalls diejenige seiner [14] Arbeiten, welcher der größte innere, vom Stoffe unabhängige Wert innewohnt. Die ausführliche Besprechung, welche Martius in drei Nummern der Münchener Gelehrten Anzeigen gab, wies dem Werke seinen Platz mit der Autorität, welche dieser Forscher unter den zeitgenössischen reisenden Erforschern Südamerikas beanspruchen durfte, in der ersten Reihe der Bücher seiner Gattung an. Wenn man einst der Entfaltung der Kunst der Naturschilderung in der deutschen geographischen Literatur mehr Beachtung zuwenden wird, wird man Pöppig neben Alexander von Humboldt als Muster eines klassischen Stiles der Naturschilderung aufstellen. Das ist eine Kunst, in welcher man schwer Schule machen kann; dennoch haben die zwei Bände der Reisebeschreibung Pöppigs besonders unter den jüngeren Naturforschern und Reisenden der 30er und 40er Jahre, wir nennen nur Moritz Wagner, der uns öfter den tiefen Eindruck geschildert hat, welchen er aus der Lektüre dieses Werkes empfing, und Junghuhn, den Sinn

---

gemein deutlich ausspricht, der Eingeborene nach Prinzipien, die kein Botaniker als seiner unwert zurückweisen würde, das Land einteilt. Er nimmt dabei weniger auf die Möglichkeit, europäische Cerealien anzubauen, Rücksicht, indem er die merkwürdige Fähigkeit derselben, sich sehr verschiedenartigen Klimaten anzupassen, erkannt hat, als auf das Vorkommen nicht von einzelnen, sondern von vielen zur Hervorbringung eines neuen landschaftlichen Charakters sich vereinenden Formen des Gewächsreiches. Es ist übrigens wohl nicht wunderbar, daß gerade dieses Einteilungsprinzip das leitende geworden sei; denn ungeachtet kleiner Anomalien bleibt zu allgemeinen Auffassungen des klimatischen Verhaltens großer Landstriche für den Menschen ohne physikalischen Apparat oder ohne wissenschaftliche Bildung immer der Charakter der Pflanzenwelt das leichteste, einzig sichere Mittel.« Blätter für literarische Unterhaltung 1838 Nr. 152 f.

[[1] Abgedruckt auf S. 80—96 derselben »Mitteilungen«. D. H.]

für sachlich richtige und schöne Schilderung wesentlich belebt, und kein anderes Werk dieser Gattung hat neben den Alexander von Humboldtschen Reise- und Naturschilderungen so viel beigetragen, die Reisebeschreibungen aus der dumpfen, niederen Sphäre des handwerksmäßigen Registrierens auf die Höhe zu heben, wo die der ganzen Nation gehörigen Werke tiefen Gehaltes und schöner Form stehen, als diese zwei Bände. Pöppig hat nicht bloß auf Grund seiner naturgeschichtlichen Beobachtungen Schilderungen von wissenschaftlichem und künstlerischem Werte entworfen; er verstand es noch besser als Alexander von Humboldt, in der Seele seiner Leser die feinsten Saiten anzuschlagen, welche zu den Schicksalen und Stimmungen des einsamen oder in Bewunderung versunkenen oder vor dem Erhabenen großer Naturschauspiele sich beugenden[1] Reisenden mitklingen. Seine Darstellung der Gefühle »fröhlicher Unruhe« des nach langer Seefahrt Landenden oder der Stimmung dessen, der aus einer Zone in eine andere übertritt und dem es ist, »als trete er mit dem Eintritte in eine neue Welt auch in ein neues Leben, als könne ihm die verlassene Welthälfte nur noch in der Erinnerung etwas sein«, werden immer auf den gemütvollen Leser seiner Reisebeschreibung eine tiefe Wirkung nicht verfehlen. Spricht er einer neuen Landschaft gegenüber »von dem scharfen Blicke, den man gern anwendet, wenn man auf immer den Eindruck einer neuen und ungewöhnlichen Szene zu erlangen wünscht«, so blicken wir mit ihm schärfer zu; und wenn er uns die Zerstreutheit kleiner bewohnter Oasen in dem Hügelgewirr des Landes hinter Valparaiso dadurch andeutet, daß er die Rauchsäulen zeichnet, welche da und dort über öden Bergrücken aufschweben, so steht das Bild einer merkwürdigen Verbreitung [15] der Kultur greifbar vor uns. Die große Wahrheit der Grundgedanken dieser Mitteilungen wirkt in Verbindung mit der schönen Form der Rede, in welcher sie gegeben sind, zugleich überzeugend und fesselnd. Pöppig verrät zwar gleich allen seinen naturschildernden Zeitgenossen unter den Reisenden in einer gewissen weichen Hingabe und in der Getragenheit der Aussprache noch immer die Schule St. Pierres und Georg Forsters; aber er steht schon viel weiter ab von der wortreichen Gefühlsseligkeit beider als Alexander von Humboldt, von dessen Stil derjenige Pöppigs durch größere Einfachheit bei mehr plastischer Kraft sich vorteilhaft abhebt, oder als der pompöse Martius. Pöppig verfällt seltener in die Manier, durch gehäufte Beiwörter den Leser zu bedrängen und die Schilderungen durch eine Menge fremdartig klingender und zugleich unverständlicher Pflanzen- und Tiernamen aufzuputzen. Oskar Peschel hat seltsamerweise in dem großen Quartformat der Pöppigschen Reisebeschreibung den Grund sehen wollen, warum er als vorzüglicher Stilist nicht ebenso wie Alexander von Humboldt ein Liebling der Nation geworden sei. Wir glauben, daß ein triftigerer Grund in der eigenen Zurückhaltung Pöppigs gelegen habe,

[[1] Vgl. »Über Naturschilderung«, S. 165. D. H.]

der zu früh sich aus der Öffentlichkeit der Literatur zurückzog und der daher zu bald schon zu den Halbvergessenen gehörte.

Mit seinem großen Vorgänger in der Erforschung Südamerikas, der ihn gerne als den »Geistreichen« auszeichnete, teilt Pöppig das vielseitigste Interesse, den weitesten Blick. Die Grenzen seiner Teilnahme und seines Verständnisses reichen von den Einzelheiten der Wirtschaft und der Politik bis zu den Abstufungen der Farben der sinkenden Sonne und den Tönen und Düften, die stimmungerregend aus der Landschaft aufsteigen, sie gleichsam einhüllen. Eine vielseitige Bildung, der die literarische Vollendung nicht fehlen durfte, ist Vorbedingung solch umfassenden Verstehens, dem dann eine weite Erfahrung zu Hilfe kam. Hauptsächlich muß aber in vieljähriger Sammeltätigkeit Pöppig sich eine noch viel reichere Summe von Beobachtungen über die Formen und Lebensvorgänge in der Natur, besonders der Neuen Welt, erworben haben, als in seinen späteren Arbeiten zutage tritt; denn so kann nur schildern, wer sehr vieles genau gesehen und dazu auch treu empfunden hat.

Moritz Wagner.[1]

Allgemeine Deutsche Biographie. Vierzigster Band. Leipzig 1896. S. 532—543.
[Abgesandt am 23. Nov. 1895.]

Wagner: Moritz W., Naturforscher und wissenschaftlicher Reisender, geboren am 3. Oktober 1813 zu Bayreuth, † am 31. Mai 1887 zu München. Der Vater war ein hochgebildeter Mann von unabhängiger Gesinnung. Er wirkte, als ihm Moritz geboren wurde, als Gymnasialprofessor in Bayreuth, von wo er 1820 nach Augsburg versetzt wurde. Seine Familie wurde groß, und seine Mittel blieben klein. Die Mutter war eine energische, tatkräftige Frau, der die Sorgen des Haushaltes zwar den Blick beschränken, aber nicht den Mut niederdrücken konnten. Moritz W. hat beider Eltern noch in späteren Jahren viel und gern gedacht und besonders der Mutter ihre treue Liebe reich erwidert. Er lebte aber unter dem Eindruck, daß der enge Zuschnitt des elterlichen Haushaltes seiner Entwicklung und der seiner Brüder nicht günstig gewesen sei, und beklagte oft die längst hinübergegangene Mutter, daß sie ihre Tage und Nächte in der Sorge und Arbeit für ihre sechs Kinder hingebracht und für edle Lebensgenüsse kaum Zeit und Stimmung übrigbehalten habe. Moritz zeigte früh eine große Neigung zur Beobachtung der Tiere und Pflanzen; er legte Sammlungen aller Art an und gewann bald beträchtliche Kenntnisse in Zoologie und Botanik. Auch literarische Versuche, gereimte und ungereimte, entflossen schon seiner Feder, ehe er mit 15 Jahren die Schule verließ, um in dem Augsburger Bankhaus von Stetten als Lehrling einzutreten. Daß darunter ein politischer Leitartikel war, den ein Augsburger Lokalblatt druckte, vollendet den merkwürdigen Eindruck, daß W. alle Neigungen des späteren Lebens und alle Seiten seiner Begabung schon als Knabe zeigt. Er hielt auch in Nürnberg, wo er ein halbes Jahr in dem Merkelschen Handelshause als Gehilfe arbeitete, literarische Verbindungen aufrecht. Er hat damals einige größere Erzählungen u. dgl. für Almanache und Zeitschriften geschrieben, bildete sich aber auch

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot in Leipzig.

wissenschaftlich weiter und scheint den Plan einer wissenschaftlichen Forschungsreise besonders unter dem Einfluß seines Bruders Rudolf, damals Professors in Erlangen, gereift zu haben. Dieser riet ihm, seine zoologischen Kenntnisse, die auf dem entomologischen Gebiete schon jetzt bedeutend waren, zu vertiefen. W. hatte in Marseille eine kaufmännische Stellung bekleidet und [533] von hier aus Algier flüchtig besucht. Dieser kurze Besuch im Jahre 1835 in Afrika ließ ihn den Plan fassen, als Beobachter und naturwissenschaftlicher Sammler wieder dahin zurückzukehren. Im Frühjahr 1836 war er wieder in Deutschland und arbeitete in den Naturalienkabinetten von Erlangen und München. Es gelang ihm, in Deutschland Unterstützung und in Paris wissenschaftliche Empfehlungen zu finden. Am 23. Oktober 1836 schiffte er sich in Toulon ein. Ich weiß nicht, ob seine Erzählung von einer Fußreise von Paris nach dem Mittelmeer und einem günstigen Zufall, der allein dem Unbemittelten die Überfahrt nach Algier gestattete, sich auf diese zweite Reise bezieht. Jedenfalls fand er in Algier durch seine Pariser Empfehlungen gute Aufnahme, kam besonders mit Adrian Berbrugger in nähere Berührung und wurde von dem General Damrémont einer wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung Algeriens angeschlossen. Er machte die Züge nach Constantine, Belida und Rhegaia mit und besuchte nach geschlossenem Frieden unter dem Schutze des Emirs das Innere von Maskara. Seine Briefe über die algerischen Zustände an die »Allgemeine Zeitung« begründeten seinen literarischen Ruf und zunächst die Verbindung mit dem Hause Cotta, die für ihn folgenreich wurde. Die Briefe verraten den guten, vielseitigen Beobachter und den gewandten Erzähler. Vortrefflich sind die Naturschilderungen. Aber auch den politischen Verhältnissen gegenüber zeigt W. hier schon Scharfblick und Umsicht. Sogar von den militärischen Ereignissen und Zuständen weiß er seinen Lesern wie ein alter Soldat zu erzählen. Es war in seiner mutigen, offenen Natur etwas, was ihn zu den Kriegern hinzog, wenn er später auch den Krieg verabscheute. Kurz vor 1870 hat er seinen letzten militärischen Artikel in die Allgemeine Zeitung geschrieben, eine Vergleichung des Wertes der deutschen und französischen Armeen, in denen er scharfsichtig der Überschätzung des Franzosen als Soldaten entgegentrat. Cotta erkannte die politischen und literarischen Talente Wagners von Anfang an. Nachdem die Berichte Wagners aus Constantine nicht bloß in Deutschland das größte Interesse erregt hatten, erhöhte er seine Honorarbezüge, so daß W. in Algerien sich freier bewegen konnte. Nach der Herausgabe des dem Herzog von Orléans gewidmeten Werkes »Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838« (3 Bde. mit Atlas), das wertvolle Beiträge von Rudolf W. und anderen Gelehrten enthält, trat W. 1838 in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung als zweiter Redakteur ein. Er redigierte bis 1842 den französischen Artikel. Kolb, der damalige Leiter der Allgemeinen Zeitung, führte W. in die Praxis der Journalistik ein

und übte wohl auch einigen Einfluß auf seine politischen Ansichten aus. In dem Kreise, der sich um die geistvolle Gattin Kolbs versammelte, berührte sich W. mit den bedeutendsten Männern der damaligen literarischen und politischen Bewegung, unter denen List ihm einen besonders tiefen Eindruck machte. Das Ehepaar Kolb blieb für W. allezeit ein Gegenstand dankbarer Verehrung. Um Lücken seiner naturwissenschaftlichen Bildung auszufüllen, ging W. nach Göttingen, wohin 1840 sein Bruder Rudolf berufen worden war, und hörte besonders bei Hausmann Geologie. Die Begegnung mit Leopold v. Buch auf einer Harzexkursion im Jahre 1842 war für Wagners Zukunft bedeutsam. Durch Buch gewann er Fühlung mit Alexander v. Humboldt, und beide vermittelten ihm eine Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften für seine Reise in die pontischen Küstenländer. Auch seine letzte Reise nach Südamerika wurde durch Empfehlungen Humboldts und Ritters gefördert. W. ging 1843 über Wien, wo er mit Metternich und anderen österreichischen Staatsmännern zusammentraf, und Belgrad nach Konstantinopel, dann nach Südrußland, in den Kaukasus, wo er in Tiflis und dem damals noch türkischen Lasistan verweilte und die Nordseite des Ararat kennen lernte. Im folgenden Jahre reiste er über Trapezunt nach Türkisch-Armenien, wo er [534] längere Zeit in Erzerum und Bajasid verweilte, die Euphratquelle besuchte, den Ghiaurdhag und den Ararat bestieg. In dem angrenzenden Teil Persiens besuchte er von Täbris aus das Sahautgebirge und den Urmiasee und drang in das kurdistanische Grenzgebirge ein. W. hat über diese Reise vier Werke veröffentlicht: »Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien. Mit einem Anhang: Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien« (1848); »Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—1846« (1850); »Reise nach Kolchis und nach den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens« (1850); »Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. Mit einem Vorläufer: Denkwürdigkeiten von der Donau und dem Bosporus und Beiträge zur Ethnographie und Naturgeschichte Vorderasiens« (1852). Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind nur zum kleinsten Teile diesen trefflichen, lebendigen Schilderungen einverleibt. Jeder Band enthält allerdings einige wissenschaftlich Abschnitte, die aber gewiß von den wenigsten Gelehrten gerade hier gesucht worden sind. Jedenfalls haben die politischen Kapitel neben den erzählenden mehr Beachtung gefunden als diese wissenschaftlichen. Die Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus und die Betrachtung über die politische Stellung Persiens in der »Reise nach Persien« behalten historischen Wert. Sie lassen in W. einen ungemein scharfblickenden, unbestochenen Realpolitiker erkennen, dessen Auffassungen fast ausnahmslos durch die seitherige Geschichte bestätigtworden sind.

Es wird immer zu bedauern bleiben, daß W. die Ergebnisse dieser dreijährigen Reisen in Vorderasien nicht in einer Weise ver-

öffentlichen konnte, die ihm seine Stelle unter den eigentlichen Forschungsreisenden angewiesen hätte. Er schreibt es in einer Anmerkung der Entmutigung des deutschen Buchhandels in den bewegten Jahren nach seiner Rückkehr zu. Später hat er auch seine eigene Ruhelosigkeit dafür verantwortlich gemacht und die Notwendigkeit, fürs Brot zu schreiben. Diese erschien ihm besonders im Rückblick aus seinen letzten beiden Jahrzehnten, die ihm die volle Muße zu wissenschaftlicher Arbeit gaben, als das Verhängnis seines Lebens. Aber die Art, wie er nach einem kurzen Aufenthalt in Italien als Korrespondent der Allgemeinen Zeitung und des Morgenblattes die Wirren der Jahre 1847—1850 zuerst während des Sonderbundskrieges in der Schweiz, dann 1848 und 1849 in Baden, Frankfurt und Wien und von neuem mitten unter den Flüchtlingen in der Schweiz miterlebte und in ungemein lebendigen Schilderungen festhielt, zeigt ihn doch mit Leib und Seele bei der Tagesschriftstellerei. Seine Berichte im Morgenblatt aus dem belagerten Wien des Oktober 1848 gehören zu den wertvollsten Dokumenten jener Zeit. Die Erstürmung schildert W., wie er sie unter Lebensgefahr vom Turm der Stephanskirche aus beobachtete. Die Ereignisse hatten W. mitgerissen und enttäuscht, wie so viele. Die Schwüle nach dem Sturme bedrückte ihn. »Nachdem jene Bewegung ebenso winzig und erbärmlich geendigt hatte, als sie groß und vielverheißend begonnen, wurde der Zug nach dem Westen zur unbezwinglichen Sehnsucht«, schreibt er in der Vorrede zu den »Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853«, die er 1854 mit seinem Reisegefährten Karl Scherzer aus Wien herausgab. Gern erzählte er noch in späteren Jahren, wie er im Frühling 1851 mit dem jungen liebenswürdigen Österreicher in Meran zusammentraf, bald mit ihm befreundet wurde, und wie sie gemeinsam den Plan zu der Reise entwarfen, die sie im Mai 1852 antraten. W. ging vom St. Lorenzstrom und den Niagarafällen gleich nach dem jungen Nordwesten, wo ihn der damals von Deutschen viel aufgesuchte Staat Wisconsin fesselte; er bereiste dann mit seinem Reisegefährten Illinois und Missouri und verbrachte mit ihm den Winter in Louisiana. Wie auf früheren Reisen sammelte, jagte und [535] fischte W. auch hier, was ihn nicht hinderte, der politischen und sozialen Lage des Landes, die das besondere Studium Scherzers bildete, und vorzüglich seiner deutschen Bürger eine lebhafte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit Präsident Fillmore, Daniel Webster, General Scott und anderen hervorragenden Männern traten die Reisenden in persönliche Beziehungen. Sie wollten zuerst Jahre in Nordamerika bleiben, dessen glückliche Bedingungen und freie Einrichtungen W. ganz besonders anzogen. Doch gewann der im Grund noch lebhaftere Trieb, endlich in dem ganzen Reichtum der tropischen Natur unterzutauchen, und die Reisenden fuhren nach Mittelamerika, wo sie die beiden folgenden Jahre verweilten. Wagners lang zurückgedrängte wissenschaftliche Neigungen brachen sich angesichts der Vulkane und der merkwürdigen Ver-

breitungserscheinungen der Organismen breitere Bahn. Man kann diesen Abschnitt der amerikanischen Reise als den Beginn der Verwirklichung seines Jugendideals betrachten. Zwar hat er auch über diese Reise keinen geschlossenen wissenschaftlichen Bericht veröffentlicht; aber aus den Einzelaufsätzen sehen wir, wie er von bestimmten Problemen stärker gefesselt wird, die in den nächsten Jahrzehnten ihn immer mehr beschäftigen sollten. Am Schluß der Reise untersuchten die Gefährten Ruinenstätten in Guatemala und kehrten im Mai 1855 über die Antillen nach Europa zurück. Mit der Ordnung der Sammlungen — W. hatte allein an 40000 Arten wirbelloser Tiere, darunter 300 neue Arten, mitgebracht — und mit Veröffentlichungen beschäftigt, empfing W. 1857 von seinem König die Aufforderung, den Plan zu einer selbständigen wissenschaftlichen Reise vorzulegen, von der zugleich Belehrung über die Probleme deutscher Auswanderung und Kolonisation zu erwarten wäre. Der König hatte ursprünglich W. der österreichischen Novaraexpedition zuteilen wollen, der Plan war aber nicht auszuführen gewesen; und nun schlug W. eine Reise nach Mittel- und Südamerika zwischen 8° N. und 2° S. B. vor, demselben Gebiete, wo er 1855 wegen Mangels an Mitteln hatte umkehren müssen. Sein Plan wurde genehmigt, und er machte sich 1858 mit einer Reiseunterstützung von 8000 Gulden, für die er dem bayerischen Staat seine Sammlungen von der vorigen Reise abtrat, und Empfehlungen der Akademie (vom 14. August 1857) an alle wissenschaftlichen Körperschaften auf den Weg. Er nannte sich zwar einen »alternden Kranich, der zu dem jüngeren Volk in die Lüfte sich schwingt, wenn der Ruf zur Reise ertönt«; aber er führte mit großer Spannkraft seine Aufgabe durch, froh, daß es ihm endlich beschieden war, ohne Sorge für das Reisegeld und deshalb ohne Zwang zur Schriftstellerei wissenschaftlicher Forschung zu leben. Die topographische und geologische Aufnahme des Isthmus von Panama machte den Anfang; dann folgte eine wahre Entdeckungsreise auf den von keinem Naturforscher bisher besuchten Isthmus von S. Blas und eine Reise nach Chiriqui, bei der W. besonders die Kolonisationsfrage im Auge hatte. In Südamerika machte W. in den Vulkangebieten von Quito 1858 und 1859 geologische und geographische Studien, stellte Beobachtungen über Firn- und andere Höhengrenzen an den Abhängen des Cotopaxi und Chimborazo an, wo er als Erster auf die Gletscher der äquatorialen Anden hinwies, und widmete überall der horizontalen und Höhenverbreitung der Organismen besondere Aufmerksamkeit. Eine Reise am untern Pastassa schnitt ein heftiger Fieberanfall zu frühe ab. W. kehrte 1860 nach Europa zurück, ordnete seine ungewöhnlich reichen Sammlungen und arbeitete mit Ruhe, wie nie vorher, seine Ergebnisse aus. Erst 1870 erschienen sie vereinigt in dem reifsten Werke, das ihm zu schaffen vergönnt gewesen ist: »Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika«. Es sind lose aneinandergereihte Monographien, wissenschaftlich, aber in lesbarer Form. Man merkt das Muster der kleineren

Schriften Alexander v. Humboldts. Es ist zu bedauern, daß das Buch [536] zu wenig Leser gefunden hat. Es ist durch Inhalt und Form gleich bedeutend. W. trat nun in die ruhigsten Jahre seines Lebens ein. 1862 war er zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München gewählt, wozu wesentlich der Einfluß des damaligen Präsidenten Justus v. Liebig beitrug, und am 4. Mai 1862 zum Ehrenprofessor der Universität zu München ernannt worden, mit der Ermächtigung, Vorlesungen über Geographie und Ethnographie zu halten. Er hat von diesem Recht, soviel ich weiß, keinen Gebrauch gemacht. Dagegen hielt er in der Akademie am 12. November 1864 seinen ersten Vortrag über die von Boucher des Perthes im Diluvialkies von Abbeville gefundenen Spuren des Menschen; öfters sprach er in den folgenden Jahren über pflanzen- und tiergeographische Dinge und erstattete 1866 den ersten Bericht über die Pfahlbauten an der Roseninsel im Würmsee, die Desor entdeckt und W. seit dem Juni 1864 mit glänzenden Ergebnissen durchforscht hatte. Zu seinen Baggerungen stellte ihm die Akademie 1864 Mittel zur Verfügung. Als 1862 die ethnographischen Sammlungen des Staates vereinigt wurden, gab man W. die Stelle eines Konservators mit 800 Gulden Gehalt. Wesentlich seinen Bemühungen ist der Ankauf Sieboldscher, Schlagintweitscher und anderer Sammlungen zu danken, aus denen seit 1867 das Kgl. Ethnographische Museum hervorgegangen ist. Schade, daß Wagners Aufmerksamkeit gerade in dieser Zeit dauernd auf das biogeographische Gebiet abgelenkt worden ist. Er hat auf das Ethnographische Museum viel Fleiß verwendet, es aber nicht wissenschaftlich ausgenutzt und auch nicht eingreifend wissenschaftlich geordnet.

In den Abhandlungen der Akademie von 1866 steht eine wissenschaftliche Monographie »Über die hydrographischen Verhältnisse und das Vorkommen der Süßwasserfische in den Staaten Panama und Ecuador«, die erste größere rein wissenschaftliche Monographie unter so vielen geplanten und begonnenen. Sie ist von besonderem Interesse, weil in ihr die Migrationstheorie sich ankündigt, die von da an die ganze Forscherarbeit Wagners an sich fesseln sollte. W. hatte schon 1853 im ersten Bande seiner »Reisen in Nordamerika« das Wort Migrationsgesetz von der Ausbreitung der Menschen und der Kultur über die Erde gebraucht. Hier erkennt er aber bestimmt in der Ausdehnung und Abgrenzung der Flußsysteme die Ursache des Vorkommens und der Verbreitung besonderer Arten. Wagners Verdienst ist es, zum erstenmal die Verbreitung einer und derselben Flußfischart an beiden Ozeanufern nachgewiesen zu haben; es ist dort, wo zwischen den Sierras Trinidad und Del Penon die Gebirgskette in niedere Hügel (Cerros) sich zusammenzieht. Der lange schon keimende Gedanke, daß die Wanderung und Absonderung eine ungeahnt große Rolle in der Artbildung spielen, wurde durch diese Arbeit in W. recht zur Entfaltung gebracht. W. hatte als Jäger und reisender Sammler die Standorte und Verbreitungsgebiete der Tiere und Pflanzen von

jeher mit Aufmerksamkeit betrachtet. Das für alle Auffassung der Lebewelt entscheidende Wesen der naturgeschichtlichen Arten, Gattungen usw. war ihm praktisch viel vertrauter geworden als manchem Museumszoologen. Die Art und ihre Verbreitung standen daher allezeit im Mittelpunkt seiner folgenreichen biogenetischen Gedanken und Studien. In seinen »Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens«, 1850 erschienen, spricht er eingehend über »die wichtige Frage, wo ursprünglich Pflanzen- und Tierarten auf der Erdoberfläche entstanden sind und wie sie sich weiter verbreitet haben«. Die stellvertretenden (vikariierenden) Arten stehen ihm dabei merkwürdigerweise im Mittelpunkt, dieselben, von denen er 15 Jahre später bei der Begründung der Migrationstheorie ausging. Schon damals betonte er die Erfahrungen, die ihn Reisen in den Alpen, Pyrenäen, Apenninen, Karpathen, im Atlas, Taurus und Kaukasus hatten machen lassen: [537] »In allen Gebirgen von gleicher Meereshöhe, unter gleichen oder ähnlichen Breitegraden und mit verwandten klimatischen Verhältnissen strebt die Natur auch nach den gleichen Formen der Organismen, erzeugt die gleichen Pflanzen- und Tiergeschlechter, ja zum Teil dieselben Arten.« 1850 glaubte W. noch an eine »Tendenz der Naturkräfte, unter gleichen äußeren Einwirkungen die gleichen Organismen ins Leben zu rufen«. Das war wohl unter dem Einfluß seines Bruders Rudolf. Er bewies aber auch an zahlreichen Fällen die Abhängigkeit der Größe der Verbreitungsgebiete von den Bewegungs- und Verbreitungsmitteln, was er dann in dem »Migrationsgesetz« von 1868 weiter ausgeführt hat. Seine Reisen in Nord-, Mittel- und Südamerika brachten ihm neue Beispiele wiederkehrender und stellvertretender, weit und beschränkt verbreiteter Arten. Aber der verbindende, das Rätsel lösende Gedanke der Abwandlung der organischen Formen unter dem Einfluß der Örtlichkeit und Ortsveränderung ist ihm vor Darwin nicht aufgestiegen. Neidlos hat er den tiefen Eindruck geschildert, den auf ihn und andere Gelehrte das Darwinsche Buch »*On the Origin of Species*« gleich nach seinem Erscheinen gemacht hat. In W. tauchten dann sofort alle die merkwürdigen Erscheinungen der Pflanzen- und Tierverbreitung auf, die er seit so vielen Jahren gesehen, verzeichnet und wieder und wieder überdacht hatte, ohne die unablässig gesuchte Erklärung zu finden. Auf seine allerfrühesten Sammlererfahrungen sah er sich zurückgeführt. Hatte er nicht zuerst auf die Abgrenzung von Verbreitungsgebieten durch Flußrinnen hingewiesen? *Macroscelides Rozeti* und *Mus barbarus,* deren östliche und westliche Verbreitungsgrenze der Schelif in Algerien bildet, tauchten jetzt vor ihm auf, aber in viel hellerem Lichte als je, und er nannte diese kleinen Säugetiere mit Zärtlichkeit die Bringer des Gedankens der durch Absonderung artbildenden Wanderung.

W. widmete die spärlichen Arbeitsstunden seines von immer mehr körperlichen Leiden heimgesuchten Alters dem Studium der Schriften Darwins und der rasch anwachsenden darwinistischen und

antidarwinistischen Literatur. Er tat dies mit fast jugendlicher Frische, die ihn auch noch mehr als einmal auf den literarischen Kampfplatz führte. Er liebte, die bedeutenden literarischen Erscheinungen einiger Jahre in kritischen Übersichten zu behandeln. Dabei leitete ihn sichtlich ein dreifaches Bestreben: die Entwicklungslehre als vollkommen begründet nachzuweisen; die Zuchtwahl einzuengen; und die Wanderung und Absonderung im Sinne der Migrationstheorie als die wichtigste Triebkraft der organischen Entwicklung zu erweisen. Die Erfolge seiner Aufsätze waren unzweifelhaft bedeutend im ersten Punkt. Außer Häckel dürfte kein zweiter deutscher Forscher so viel zum Verständnis der Entwicklungstheorie beigetragen haben. In München gehörte er zu den Wenigen, die ihr schon 1861 rückhaltlos beistimmten. Die Alten und Maßgebenden hielten sich zurück, nur Liebig kam ihr mit Verständnis entgegen; unter den Jüngeren trat zuerst Kollmann entschieden für sie ein. Lange ehe W. am [1]7. März 1868 in der Akademie der Wissenschaften mit seiner ersten Mitteilung des Migrationsgesetzes der Organismen hervortrat, hat er dort und durch kleinere Veröffentlichungen im »Ausland« und in der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« die umwälzende Bedeutung der Entwicklungslehre vertreten. Der Theorie der natürlichen Zuchtwahl stand er jedoch von Anfang an anders gegenüber. Zuerst nahm er sie allerdings an, betonte aber die unzureichende Berücksichtigung der geographischen Verbreitung und erblickte eben darin einen Mangel des Darwinschen Aufbaues. »Ich vermisse eine klare, bestimmte Darlegung des Gesetzes, nach welchem die Natur verfahren, um mittels der Zuchtwahl die merkwürdige Artenverteilung der jetzigen Pflanzen- und Tierwelt zustande zu bringen.« Er suchte diese Lücke durch sein 1868 nach jahrelangem Erwägen zuerst aufgestelltes Migrationsgesetz der Organismen [538] auszufüllen, das auf der Überzeugung beruht, daß die Zuchtwahl ohne eine Wanderung der Organismen und ohne die längere Isolierung einzelner Individuen vom Verbreitungsbezirk der Stammart nicht wirksam werden könne. W. hatte zweifellos eine viel ausgebreitetere Kenntnis, aber auch tiefere Auffassung der biogeographischen Probleme als Darwin und sah daher sofort, daß mit der Darwinschen Theorie allein sie nicht zu lösen seien. Zuerst sollte das Migrationsgesetz die Zuchtwahl nur ergänzen. So tritt es uns in seiner ersten Form in dem am 17. März 1868 in der Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Vortrag: »Die Darwinsche Theorie in bezug auf die geographische Verbreitung der Organismen« entgegen und so auch noch in dem kleinen, inhaltreichen, fesselnden Buch: »Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen«, dessen Vorrede vom Juni 1868 datiert ist. Zwar wird hier die Wanderung und Kolonienbildung als die notwendige Bedingung der natürlichen Zuchtwahl hingestellt, zugleich aber ausgesprochen, daß sie sie bestätige, die wesentlichsten dagegen erhobenen Einwürfe beseitige und den ganzen Naturprozeß der Artenbildung klarer und verständlicher mache. Darwin hatte ihm

nach seinem akademischen Vortrag geschrieben, daß das Migrationsgesetz viele Schwierigkeiten und Einwürfe der Transmutationstheorie in einer Weise beseitige, die ihm gar nie eingefallen wäre. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß Darwin schon damals nicht so weit ging in der Anerkennung der Bedeutung der Migration wie W., der am Ende seiner Schrift folgende Grundgedanken ausgesprochen hatte: Je größer die Änderung der Lebensbedingungen einer auswandernden Art, desto stärker ihre Veränderlichkeit. Je schärfer die Absonderung, desto leichter die Herausbildung einer neuen Abart. Je vorteilhafter die Abänderungen für die Abart und je besser angepaßt an die Umgebungen und je länger ungestört in Absonderung die Abart sich erhält, desto leichter die Entwicklung der Abart zur Art. Auf diesem Wege schritt W. fort, indem er wie bisher besonders die geographische Verbreitung ins Auge faßte und bei scheinbar rätselhaften Erscheinungen mit Vorliebe verweilte. Dabei wandte er sich von der Zuchtwahlhypothese immer mehr ab und schränkte seine Anerkennung der Darwinschen Lehre immer enger auf die eigentliche der geographischen Isolierung und Entwicklungstheorie ein, wie schon Lamarck sie formuliert hatte. In dem akademischen Vortrag vom 2. Juli 1870 »Über den Einfluß der geographischen Isolierung und Kolonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen« ist dieser Fortschritt schon vollzogen. W. faßt seine jetzt als Separationstheorie bezeichnete Lehre in den Satz: Die Natur züchtet nur periodisch neue Formen stets außerhalb des Wohngebietes der Stammart durch geographische Isolierung und Kolonienbildung, ohne welche bei allen höheren Tieren getrennten Geschlechts keine konstante Varietät oder neue Art entstehen kann. Der Gestaltungsprozeß einer neuen Form kann nicht von langer Dauer sein. In diesem Vortrage vertiefte W. den Begriff der Absonderung gegen Einwürfe Häckels und Weismanns, indem er hervorhob, wie die räumliche Absonderung und die Veränderung der Lebensbedingungen durchaus keine großen Räume und gewaltigen Naturschranken verlange, sondern im engen Raum eines kleinen Binnensees durch Änderungen der Bodenform, der Temperatur, auf verschiedenen und doch räumlich einander nahen Nährpflanzen der Raupen u. dgl. sich vollziehen könne. Seine neue Stellung legte er dann in einer Aufsatzreihe »Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus« im Ausland 1871 und in »Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwicklungslehre« in der Allgemeinen Zeitung 1873 eingehend dar. In einer neuen Aufsatzreihe »Der Naturprozeß der Artbildung« im Ausland 1878 faßt er die Ergebnisse seiner immer noch intensiv auf dieses große Problem gerichteten Gedankenarbeit in 21 Thesen zusammen, und 1880 bot er in einer größeren [539] Abhandlung »Über die Entstehung der Arten durch Absonderung« im Kosmos das letzte geläutertste Ergebnis, aus dem alles Nebensächliche ausgeschieden und fast alles Polemische vermieden ist. Es kommt W. in dieser letzten

Aussprache darauf an, einige Einwände zu widerlegen, denen er selbst Gewicht beilegte. Er suchte zu zeigen, daß aus dem Zusammenvorkommen zahlreicher *Planorbis*-Varietäten im tertiären Steinheimer Becken kein Beweis für die Zuchtwahl und kein Widerspruch gegen die Migrationstheorie zu gewinnen sei. Die von Wallace in so fesselnder Weise vorgetragene Erklärung der Mimicry als eines glänzenden Falles vom »Überleben des Passendsten« suchte er durch den Hinweis auf das instinktive Schutzsuchen der Tiere in schützenden Medien zu entkräften. Während er die Mitwirkung des damals übertrieben betonten Kampfes ums Dasein bei der Artbildung auf gelegentliche Anstöße einschränkt, jedenfalls sie nicht entscheidend sein läßt, weist er dem natürlichen Altern der Arten eine viel größere Bedeutung zu. Statt »Überleben des Passendsten« möchte er sagen »Überleben des Jüngeren und daher Lebenskräftigeren«. In einem brieflichen Bekenntnis Darwins aus dieser Zeit, daß er den Hauptfehler seiner Theorie in der zu geringen Berücksichtigung der unmittelbaren Wirkung der äußeren Verhältnisse erkenne, sah er eine willkommene Bekräftigung seiner immer stärker gewordenen Überzeugung, daß »die einfache funktionelle Anpassung isolierter Organismen an veränderte Nahrungsverhältnisse für sich allein schon genüge, eine neue Art unabhängig vom Kampf ums Dasein auszuprägen«.

W. hat trotz alles Scharfsinnes und trotz des Reichtums der beweisenden Tatsachen, zu dem er viel Merkwürdiges aus eigener Beobachtung beibrachte, keinen großen Erfolg mit seiner Migrationstheorie erlebt. Kein namhafter Biolog hat sein Einverständnis mit der Migrationstheorie öffentlich erklärt. K. E. v. Baer schrieb ihm zwar einen langen Brief voll Lob, bezeichnete aber seine Schrift von 1868 doch nur als die beste über die Darwinsche Theorie. Was aber W. tief kränkte, war der Mangel an tieferem Eindringen, der aus den Widerlegungen sprach. Schreiber dieses gab zwar seiner Überzeugung von der hohen Bedeutung der Migrationstheorie warmen Ausdruck, ging aber W. nicht tief genug in die Einzelheiten ein. Den gleichen Mangel beklagte er bei allen seinen Freunden. Er ließ wohl durchblicken, daß sie eben nach Art jüngerer Gelehrten mit ihren eigenen Plänen und Arbeiten zu beschäftigt seien, um seinen so oft wiederholten Argumenten die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am meisten erbitterte ihn aber die Verdächtigung seitens eines namhaften Zoologen: er wolle Darwin von seiner hohen Stelle verdrängen und sich an dessen Platz bringen. Nichts lag W. ferner als die Gelehrteneitelkeit. Als diese niedrige Vermutung ausgesprochen wurde, hatte W. längst Leopold v. Buch die Ehre der ersten Äußerung des Grundgedankens der Migrationstheorie zugesprochen. Er schrieb darüber einen eigenen Aufsatz im Kosmos 1883. Und doch hat Buch in seinem Werk über die Kanarien den Gedanken gleichsam nur hingeworfen. Von einer wissenschaftlichen Begründung, wie W. sie ihm dann gegeben hat, ist dort keine Rede. Wenn W. auf der einen

Seite mit seinem Gedanken immer mehr verwuchs, der ja tatsächlich den ganzen Inhalt seines produktiven Denkens und Schaffens in den letzten 20 Jahren seines Lebens bildete, so sah er ihn doch auch immer gegenständlicher vor sich hintreten. Er erkannte sehr wohl die Unklarheiten in der ersten Form, war für Einwürfe sehr empfänglich und arbeitete rastlos an der Verbesserung. Aus der Tiefe seiner Erfahrung holte er immer neue biogeographische Tatsachen; er verfolgte aber auch die neueste Literatur, und nicht zuletzt bemühte er sich um die Klarheit und Gedrungenheit der Form. Wenn der ersten Veröffentlichung noch einige Unklarheiten angehaftet hatten, so waren die abschließenden Aufsätze, die 1882—84 unter dem Titel »Darwinistische Streit- [540] fragen« im Kosmos erschienen, von vollkommener Durchsichtigkeit. Man fühlte durch, wieviel tiefer W. jetzt alle die einschlägigen Fragen erfaßte, und mit jedem Jahre tritt die philosophische Neigung stärker hervor. W. gehörte zu der Generation, die Moleschotts und Büchners Materialismus durchgekostet hatte, und er war nicht befriedigt. Er wandte sich hoffnungsvoll an Spencer, dessen Prinzipien der Biologie er mit Genuß durchstudierte, war aber sehr unzufrieden mit dessen dürftiger Definition des Lebens, die er in der angezogenen Reihe von Aufsätzen durch eine vorzügliche ersetzte. Um den schwerwiegenden Einwurf zu entkräften, daß seine Theorie die Zweckmäßigkeit der Organismen nicht erkläre, vertiefte er sich auch in dieses schwierige Problem, ohne es doch wesentlich zu fördern. Es ist doch sehr bezeichnend, daß er in dem letzten und dritten, 1884 veröffentlichten Aufsatz der »Darwinistischen Streitfragen« auf den Ausgangspunkt, die räumliche Trennung der vikariierenden Arten und die kettenförmige Anordnung ihrer Wohngebiete als einen der stärksten Beweise für seine Theorie zurückkommt und noch eine Menge von Tatsachen dafür ins Feld führt, die die Zuchtwahllehre nicht zu erklären weiß. Seine Zusammenfassung der auf Grund der Variabilität und Vererbungsfähigkeit die morphologischen Veränderungen hervorbringenden Ursachen, als: »Kreuzungsverhinderung und gesteigerte Fortentwickelung persönlicher Merkmale durch Inzucht und veränderte äußere Lebensbedingungen, welche in jeder neuen Ansiedelung besonders durch veränderte Übung der Organe auf die Kolonisten und ihre Nachkommen umbildend wirken«, kann als die letzte Fassung seines Grundgedankens angesehen werden. Auf ihn wird sicher die Wissenschaft zurückkommen, zuerst die Biogeographie, die schon jetzt durch eine Reihe von berufenen Vertretern ihre Zustimmung erklärt hat. Während W. sich an dem Streite über die Anwendung der Entwicklungslehre auf den Menschen nur gelegentlich beteiligte, verfolgte er doch alle einschlägigen Versuche mit dem regsten Interesse. Dem Studium der geographischen Verbreitung des Menschen, das [den] Schreiber dieser Zeilen zur »Anthropogeographie» führte, wandte er in allen Stadien eine lebendige Teilnahme zu. Zuletzt vertiefte er sich aber ganz in einen originellen Gedanken, mit dessen Darlegung

er 1885 überhaupt seine schriftstellerische Tätigkeit schloß: Die Kulturzüchtung des Menschen. Er ging von der auf allen Stufen der Völkerentwicklung festgehaltenen Vermeidung der Blutschande aus, die die Inzucht unmöglich gemacht und damit auch die Schöpfung neuer Rassen ausgeschlossen hat. Daraus leitete er eine Richtung der Entwickelung des Menschengeschlechts ab, die im ganzen Tierreich kein analoges Beispiel findet. Die Menschenrassen als »Dauertypen« aufzufassen, die seit der Diluvialzeit unverändert geblieben seien, hatte damals Kollmann versucht. W. sah in diesem Stehenbleiben der Rassenbildung einen Beweis für die Eigenartigkeit der Entwickelung der Menschheit, die er »Kulturzüchtung« nannte. Wie er die Entstehung der menschlichen Kultur und Sprache in den Beginn der Eiszeit verlegte, die Steigerung der Migrationsfähigkeit mit den ersten Kulturerwerbungen beginnen läßt, den hohen Erwartungen widersprach, die von den Schädelmessungen gehegt wurden, die Entstehung der Scheu vor Blutschande psychologisch begründet und zuletzt das Ergebnis der Untersuchung in vier Thesen zusammenfaßt, das alles zeigt W. noch im Vollbesitz seiner geistigen Kraft. Und doch erklärte er, als er die letzten Seiten dieser wahrhaft ideensprühenden, tiefgedachten Abhandlung diktiert hatte, daß dieses sein letztes Wort sein solle. Und so blieb es. Die körperlichen Leiden allein konnten ihm die geistige Arbeit verleiden, deren Werkzeuge noch frisch und scharf waren. Auch seine Briefe wurden jetzt spärlicher. Er las oder ließ sich vorlesen, saß viele Stunden sinnend in den Isaranlagen, im Hofgarten oder an dem Wasserfall im Englischen Garten und [541] liebte selbst das Gespräch nicht mehr so wie früher, wo es ihm unmöglich erschienen wäre, den Besuch eines Freundes abzulehnen. Nach einem früher regen Briefwechsel war ich Monate ohne Nachricht gewesen, als am Pfingstmontag 1887 ein Telegramm seines Museumsdieners meldete, daß er sich am Vormittag erschossen habe. Quälender Husten, Neuralgien und zuletzt noch ein Blasenleiden und im Gefolge Unfähigkeit, zu arbeiten oder auch nur geistig zu genießen, hatten jetzt den Punkt erreicht, von dem er längst vorausgesagt hatte, daß er sich an ihm berechtigt halten würde, seinen Lebensfaden selbst zu zerschneiden. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er noch bekannt, daß es ihm trotz aller Leiden schwer falle, der süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens zu entsagen.

W. war hoch und schmal gebaut. Er hatte hellblaue, blitzende Augen, eine stark gebogene Nase und schmale Lippen, trug Schnauz- und Knebelbart. Ehe er im Jahre 1870 durch einen unglücklichen Sturz beim Abspringen vom Eisenbahnwagen zum Krüppel geworden war, der an Krücke und Stock gehen mußte, war seine Haltung aufrecht, und man hätte ihn für einen Mann des Schwertes halten können. In der Tat liebte er es, mit Waffen umzugehen, war ein geschickter Pistolenschütze und erfolgreicher Jäger. Mehr als einen Ehrenhandel hat er mit der Waffe auszufechten gehabt. Sein Wort und seine

Feder konnten verletzen. Sich in die lebhafteste Erörterung öffentlicher Angelegenheiten, ohne Ansehen der Person, mit Witz und Ironie zu stürzen, war ihm einst so Bedürfnis geworden, daß er auch selbst in der Periode wissenschaftlicher Vertiefung noch dann und wann einen Zeitungsartikel hinwarf. Doch ist er in allen Diskussionen immer milder geworden. Selbst der Ärger über das seichte Geschwätz mancher sogenannten Naturforscher, die den Darwinismus zur Parteisache machten, hat ihm höchstens noch eine leicht ironische Bemerkung eingegeben. Im Gespräch bewahrte er sich die Neigung, über menschliche Schwächen, zunächst über seine eigenen, liebenswürdig zu spotten. W. hatte die Kämpfe der 30er und 40er Jahre um politische Freiheit und freie Forschung mitgekämpft. Die Reaktion war ihm so zuwider, daß er ihr 1852 nach Amerika auswich. In der Politik kehrte er zwar auf den gegebenen Boden zurück und gehörte nach 1866 zu den wärmsten Bewunderern des alten Wilhelm und Bismarcks. Die Allianz mit Österreich pries er als dessen schönstes und segensreichstes Werk. Zur Kirche, der seine nächsten Verwandten sogar mit Entschiedenheit zugewendet waren, kehrte er aber nicht zurück. Er blieb ein Aufklärer, war aber kein Spötter. Besonders mit Leuten aus dem Volke unterhielt er sich liebevoll über ihren Glauben. Er besuchte manchmal die Vorträge in der Münchener freireligiösen Gemeinde und las seines Freundes Strauß »Der alte und der neue Glaube« mit wahrer Begeisterung; den Freunden, die sie nicht teilten, warf er leicht einen mystischen Hang vor. Er selbst kam aber über den Materialismus bald hinaus. Der angeborene Gegensatz seiner fein organisierten Natur zu der Roheit und Plattheit eines Vogt und Büchner unterstützte ihn dabei. Ich war Zeuge des üblen Eindrucks, den ein Besuch des letzteren in den ersten 80er Jahren bei ihm hinterließ. Mit der Vertiefung in die Schöpfungsprobleme, die die letzten 20 Jahre seines Lebens ihn ununterbrochen beschäftigten, ging eine philosophische Einkehr Hand in Hand, die zum Pantheismus führte. Er beschäftigte sich nun viel mit der Seelenlehre des Buddhismus. Jahre vor seinem Tode dichtete er sich die Grabschrift: Mitleidlos bricht die Natur Ihr Gebild entzwei; Steten Wechsel liebt sie nur, Alles zieht vorbei. Doch wenn auch Vergänglichkeit Treibt ihr grausam Spiel: Ew'ges Schaffen bleibt der Zeit Wie der Kräfte Ziel!

Er war auch immer duldsamer gegen religiös Andersdenkende geworden. [542] Er gehörte zu den Deutschen, an denen Goethe seine erziehende Arbeit bewährt hat; in den letzten zehn Jahren las er von poetischen Schöpfungen wenig anderes als Goethesche, diese aber mit immer noch steigendem Genuß. Früher hatten Jean Paul und Schiller verwandte Saiten in ihm angeschlagen. Seine geschichtlichen Kenntnisse waren überraschend reich, und seine Neigung für geschichtliche Lektüre wuchs, während die für philosophische zurückging. So wie er aus engen Verhältnissen hervorgegangen war und zeitlebens mit wenig zufrieden zu sein wußte, verstand er auch die Sorgen der

kleinen Leute, deren Vertrauen er rasch gewann. Er gab alle seine kleinen Ersparnisse den Armen und hat gerade soviel hinterlassen, wie zur Beerdigung hinreichte. Seine schönste Weihnachtsfreude war die Bescherung in einer armen Familie. Daß ihm die Sorge ums Leben die Gründung eines Hausstandes verboten hatte, pries er zuletzt als ein günstiges Geschick; sie habe ihn gehindert, in die Sklaverei des Familienegoismus zu fallen. Der steigende Luxus war ihm zuwider, besonders wo er in den Kreisen der Gebildeten und geistig Arbeitenden hervortrat, und an der sozialen Bewegung hatte er zuletzt im Grunde nur noch den Mangel nationalen Empfindens auszusetzen. Er dachte in religiösen, politischen und sozialen Dingen zu selbständig, um sich zu einer Partei zu rechnen. Mit seinem Idealismus, seiner Weltbildung, seiner Leidenschaft für das Schöne in Poesie, Kunst und Leben, und nicht zuletzt seiner hohen Auffassung von Ehre und Ritterlichkeit war er einerseits zu viel Aristokrat, um sich einer Volksbewegung rückhaltlos anschließen zu können. Auf der anderen Seite war er viel zu lange in der Schule des süddeutschen und französischen Liberalismus gewesen, um nicht gegen den professionellen Konservativismus, Antisemitismus und Ähnliches einen lebhaften Widerwillen zu empfinden. Stärker als monarchische waren in ihm die Gefühle der Achtung und Dankbarkeit gegenüber Männern von großen Leistungen, sei es auf wissenschaftlichem, künstlerischem oder politischem Gebiete. Hier hörte für ihn jeder Parteiunterschied auf. Das Talent der Heldenverehrung besaß er im höchsten Grade. Mit einer wahren Zärtlichkeit sprach er von Spinoza und Kant, mit grenzenloser Bewunderung von Goethe. Unter den Zeitgenossen standen ihm König Maximilian II. von Bayern, Justus Liebig, Alexander v. Humboldt, Bismarck am höchsten. Auch von weniger hervorragenden, wie dem älteren Cotta und Gustav Kolb, sprach er mit einer Wärme, die wohltuend wirkte. Darin war etwas von der Freudigkeit des Anerkennens, die er vor allem für die Freunde hegte, die ihm nie gefehlt haben. Besonders die letzte ruhigere Hälfte seines Lebens hat ihm der Verkehr mit lieben Freunden und Freundinnen verschönt, an deren Schicksal er einen familienhaften Anteil nahm.

Zum Schluß noch ein Wort über Wagners literarische Stellung.

W. nimmt unter den deutschen Reiseschriftstellern einen hervorragenden Platz ein. An Ideenreichtum, Wissen und Stil übertraf er weit den gerade zu seiner Zeit so hochgeschätzten J. G. Kohl. Er hat aber nie einen Erfolg beim großen Publikum gehabt wie dieser, weil er nicht in platter Umständlichkeit den Lesern entgegenkam. In Wagners produktivste Zeit fällt der unvermeidliche Rückgang der einst so großen Neigung für die mit Betrachtungen durchsetzte, memoirenähnliche und in Schilderungen sich ergehende Reisebeschreibung. Er hat geistvolle Bemerkungen darüber in der Vorrede zu seinem letzten Reisewerk niedergelegt. Doch das nicht allein hat der Verbreitung seiner Bücher geschadet; seine ganze Begabung war zu viel-

seitig. Mit seinen wissenschaftlichen Tendenzen konnte er nie populär sein, und zum packenden Schriftsteller fehlte ihm die plastische Kraft. W. gehörte zu den Glücklichen, zu denen früh die Poesie sich gesellt, und die sie ihr Leben lang nicht verläßt. Er hat von der Erzählung oder Novelle an, die er Anfangs der 30er Jahre preisgekrönt [543] mit stolzen Hoffnungen in einem Almanach abgedruckt sah, bis zu seiner Grabschrift viel gedichtet, Ernstes und Heiteres. In Nordamerika soll er einen Verleger mit nachgeahmten Heineschen Liedern zum besten gehalten haben. In den letzten Jahrzehnten ist nichts mehr von seinen Dichtungen ans Licht getreten, überhaupt wohl nicht mehr, seitdem er sich den Wissenschaften ganz ergeben hatte. Gern las er den Freunden und noch lieber den Freundinnen ein Gedichtchen vor, zu dem ihn eine Naturstimmung, für die er unendlich fein angelegt war, begeistert hatte. Im letzten Jahrzehnt wurde leider immer mehr die Resignation seine Muse, und er variierte stets von neuem das Thema von der Vergänglichkeit im ewigen Wechsel. Aber selbst da brach noch oft sein Humor durch und hing dem tief philosophisch begonnenen Vers einen Schluß voll Selbstironie an. Die politische Poesie, die ihn einst gepackt hatte, ließ ihn (oder ließ er) bald wieder los; aber für die verwandte didaktische Poesie behielt er zeitlebens eine starke Neigung. Als unabhängiger Charakter schätzte W. die üblichen Auszeichnungen nicht hoch. Von seiner Verspottung der Titel und Orden nahm er indessen zwei aus: den Doktortitel, den ihm die Universität Erlangen am 24. März 1838 auf Antrag seines Bruders Rudolf verliehen, und den eines Ehrenprofessors der Universität München, den er 1862 empfangen hatte.

Eigene Erinnerungen. — *Curriculum Vitae* in den Akten der Erlanger Philosophischen Fakultät. — Akten des Kgl. Ethnographischen Museums in München. — Nekrolog von Dr. Karl Scherzer in der Beil. z. Allgem. Ztg. 1887. — Die von einem Neffen mit Einleitung herausgegebenen biogeographischen Schriften u. d. T. »Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Gesammelte Aufsätze«, 1889.

Friedrich Ratzel.

[45] Über den Tod Eduard Vogels in Wadaï.

Von **Friedrich Ratzel.**

Biographische Blätter. Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgeg. von Anton Bettelheim. Zweiter Band. Berlin 1896. S. 45—49.
[Abgesandt am 10. Jan. 1896.]

Das über dem Tod Eduard Vogels aus Leipzig lagernde Dunkel zu lichten, unterfängt sich heute niemand. Wir wissen, daß er im Jahr 1856 in der Hauptstadt von Wadaï, Abesche, getötet worden ist. Die noch lange [46] von vielen gehegten Zweifel, ob er nicht doch am Leben sei, sind schon seit den von Munzinger 1862 aus Kordofan gebrachten Nachrichten erloschen. Nichts Neues von Bedeutung über dieses traurige Ereignis ist seitdem bekannt geworden. Das Wenige, was man weiß, ist jedem zugänglich, der es in den Reisebeschreibungen und geographischen Zeitschriften suchen will. Ich habe also keinen neuen Beitrag zu bringen. Mich veranlaßt zu diesem kurzen Aufsatz über eine scheinbar abgeschlossene Sache[1] nur die Erwägung, daß die letzten eingehenderen Nachrichten über Eduard Vogels Tod von dem ersten aus Wadaï heil wieder zurückgekehrten europäischen Forschungsreisenden, Gustav Nachtigal, erst zu einer Zeit veröffentlicht wurden, wo die Teilnahme für den jungen Leipziger Afrikareisenden nur noch in ganz engen Kreisen lebendig war. Deswegen sind sie kaum beachtet worden. Der posthume dritte Band des Nachtigalschen Reisewerkes, der diese Nachrichten ausführlich gibt, ist erst 33 Jahre nach dem Tode Vogels ans Licht getreten. Es ist wohl diesem Umstand zuzuschreiben, daß niemand die Nachtigalschen Angaben mit den früheren verglichen hat, die zum Teil sehr bald nach dem traurigen Ereignis nach Europa gedrungen waren. Gerade das, was Eduard Vogel einen so großen Platz in der Geschichte der Afrikaforschung einräumt, hat eben die unmittelbare Teilnahme an seinem Schicksal früher erlöschen lassen. Denn es knüpfte sich an seinen lange Jahre

[[1] Vgl. die unterm 11. April 1895 an Rochus v. Liliencron abgesandte Lebensbeschreibung im 40. Bande der ADB., S. 100—108. Der Herausgeber.]

nicht über allen Zweifel festgestellten Tod die erste große Bewegung in Deutschland auf Afrika hin. Der ersten deutschen Afrika-Expedition folgten andere, und jede neue Entdeckung, jede neue Enttäuschung lenkte die Aufmerksamkeit mehr von dem ab, der der Anlaß dieser Bemühungen gewesen war. Man ergab sich darein, nichts mehr zu erfahren. Als endlich der erste Europäer in Wadaï erschien, waren 18 Jahre seit dem Verschwinden Eduard Vogels verflossen. Niemand zweifelte mehr an seinem Tod, und die ganze Gestalt gehörte der Geschichte an. Für uns aber, für die schon die ganze wissenschaftliche Afrikaforschung, wie sie von Barth bis Nachtigal betrieben wurde, geschichtlich geworden ist, gewinnen nun die einzelnen hervorragenden Gestalten dieser abgeschlossenen Epoche unseres nationalen Lebens ein neues Interesse. Wir wollen sie so klar wie möglich erkennen, wollen sie verstehen, und jedes Rätsel, jede Unklarheit wird uns zúr Aufgabe. Vor allem wollen wir aber keine Ungerechtigkeit in ihrer Beurteilung aufkommen lassen.

Eduard Vogel war wahrscheinlich im Frühling 1856 von Kuka, der Hauptstadt Bornus, nach Massena, der Hauptstadt Baghirmis, gegangen. Von Barth, der am 10. Mai 1855 Kuka verlassen hatte, hatte er Ratschläge für seine gefährliche Reise nach Wadaï empfangen, denen folgend er in Massena warten wollte, bis ein nach Wadaï vorausgesandter Diener mit der Erlaubnis zurückgekehrt wäre, dieses Land zu betreten. Munzinger erfuhr, er sei ungefähr einen Monat dort gewesen. Man weiß aber nicht, ob er die Rückkehr seines Dieners abgewartet hat oder vorher schon über [47] Fittri und Midogo, kleine Länder östlich von Baghirmi, nach Wadaï gegangen ist. Von Nachtigal wird berichtet, Vogel sei von Mohammed Scherif, dem Herrscher Wadaïs, gut aufgenommen worden, und aus einem Bericht des Scheich von Bornu scheint hervorzugehen, daß Boten Mohammed Scherifs ihn im nördlichen Wadaï getroffen und nach der Hauptstadt geleitet hätten. Wir wissen auch, daß ein hilfreicher Freund Vogels, der damalige englische Konsul in Tripolis, Oberst G. F. Hermann, schon 1854 einen Brief an Mohammed Scherif mit der Empfehlung Vogels gesandt hatte. In Abesche scheint in der Tat nicht von Anfang an eine feindselige Stimmung gegen ihn geherrscht zu haben. Vogel wurde bei einem dem Hofe nahestehenden hohen Beamten, dem Aquîd (Heerführer) der Mohâmid, Dscherma mit Namen, einquartiert. Er bewegte sich frei, wenn auch beobachtet, in der Stadt und ihren Umgebungen. Leider war seine Kenntnis des Arabischen so gering, daß er sich nicht gut verständigen konnte. Allmählich scheint es Verdacht erregt zu haben, daß er so rastlos umherstreifte, Messungen machte und »mit einem Stab« aufzeichnete. Niemand machte ihn auf kleine Verstöße gegen die Sitten dieses Volkes aufmerksam, und so scheint er selbst durch das Essen von Hühnereiern Anstoß erregt zu haben. Ein Gewährsmann Nachtigals betonte, daß das dort »kein anständiger Mann zu tun pflegt«. Verständlicher wäre der Anstoß durch die unbewußte Verletzung heiliger Gräber auf einem

Berge, den nur ein neuer Fürst vor der förmlichen Thronbesteigung besucht. Vogel soll den Berg bestiegen haben. Wahrscheinlich waren das die Ahnengräber bei der kurz vorher verlassenen Hauptstadt Wara, die Nachtigal in Trümmern fand. Der früh verstorbene Baron Neimanns, der Vogels Spuren folgen wollte, erfuhr das in Dscheddah von Pilgern, die aus Wadaï kamen, und das Gleiche berichtete ein über die Reisen von Barth, Overweg und Vogel gut unterrichteter Gesandter des Herrschers von Dar For an den ägyptischen Vizekönig.

Noch wichtiger ist aber die in einer ganzen Anzahl von Berichten wiederkehrende Erzählung, daß in Wadaï seit der Mitte der 50 er Jahre ein leidenschaftlicher Haß der Weißen um sich griff, dessen Ursache die Plünderung einer wadaïischen Handelskarawane in der Nähe der Oase Audschila gewesen sein soll. Angeblich sollen dabei dreißig Leute des Herrschers von Wadaï zu Sklaven gemacht worden sein, und der Paschah von Tripolis sollte sogar seine Zustimmung zu diesem Friedensbruch gegeben haben. Mohammed Scherif aber soll, als er davon erfuhr, geschworen haben, keinen Christen lebendig aus seiner Hand entkommen zu lassen. Allerdings sind auch Vorgänger von ihm ohne so schweren Anlaß fremdenfeindlich gewesen, und Gewalttaten gegen Fremde sind in Wadaï auch früher vorgekommen. Es ist jedenfalls Tatsache, daß, als Moritz von Beurmann 1862 von Benghasi nach Wadaï den einst viel betretenen Wüstenweg gehen wollte, man ihm sagte, seit 6 Jahren seien aus diesem Grund alle Verbindungen mit dem Norden abgeschnitten. In die von jener Nachricht erzeugte Auf- [48] regung mitten hinein scheint der unglückliche Vogel geraten zu sein. Wahrscheinlich kam vor ihm jene Empfehlung aus Tripolis, die ihn vielleicht noch verdächtiger machte. So ist erklärlich, daß Mohammed Scherif entweder die Ermordung Vogels geradezu befahl oder doch duldete. Daß sein Sohn, der später Nachtigal freundlich aufnahm, bei dessen vorsichtiger Frage nach dem Umgekommenen voll Scham über die Untat seines Vaters das Bedürfnis zu haben schien, die fast verschollene Tat in keiner Weise wieder aufzurühren, begreift man unter dieser Voraussetzung recht gut. Auch Nachtigal berichtet von einer gefährlichen Stimmung, in der Vogel den Herrscher von Wadaï fand, gibt aber andere Tatsachen dafür an. Mohammed Scherif wird von ihm als blutdürstiger Tyrann geschildert, der besonders den Arabern feindlich gewesen sei und mit dem Blut zahlreicher Fessaner und Tripolitaner seine Hände befleckt habe. Kurz vor Vogels Ankunft habe er einen Scherif aus Benghasi töten lassen. Man könnte annehmen, daß auch Vogel, gleich diesem, für einen Spion der Türken gehalten wurde, da er ja aus dem türkischen Tripolis gekommen und wahrscheinlich von dort her empfohlen worden war. Sein Tod sollte verhindern, daß Nachrichten über die Untaten Mohammed Scherifs nach Norden gelangten. Nachtigals weitere Erzählung, daß ein liebedienerischer Hofmann, der Aquîd (Heerführer) Dscherma, dem König den Verdacht gegen den Fremdling eingeflößt habe, er werde wohl nur

nach Wadaï gekommen sein, um die Umstände der Ermordung des Mannes aus Benghasi auszukundschaften, paßt in diese Stimmung. Der unglückselige Fremdling ahnte nichts von dem Verdacht, der ihn begleitete und argwöhnisch ausspähte. Sein Benehmen mußte also den Eingeborenen doppelt auffallend erscheinen, und man begreift, daß noch bis auf Nachtigals Zeit das Staunen über das ungezwungene Benehmen des Mannes, der nicht einmal Arabisch sprach, bei älteren Bewohnern Abesches lebendig war.

Woher nimmt unter solchen Umständen Nachtigal das Recht zu sagen: »Er wurde vom König Scherif nicht unfreundlich aufgenommen, benahm sich indessen so unklug, trug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingeborenen so wenig Rechnung, daß diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist«? Sein trauriges Los war, in einer so gefährlichen Zeit nach Wadaï gekommen zu sein, wo der gewandteste, der Sprache und [der] Sitten mächtigste Fremde gegen den Fremdenhaß nicht hätte aufkommen können, der von der mächtigsten Person des Landes ausging und das Volk ohnehin durchdrang. So wie andere vor ihm in Wadaï diesem Haß zum Opfer gefallen waren, so wurde nach ihm Moritz von Beurmann von wadaïischen Beamten an der Grenze von Kanem ermordet. Soll man das allzu große Maß von Kühnheit tadeln, das den jungen Reisenden in eine solche Löwenhöhle führte? Dann könnte man ja vielleicht auch den mit Vogel befreundeten Scheich Omar von Bornu tadeln, daß er, dem die Verhältnisse von Wadaï nicht fremd sein konnten, den ihm Anempfohlenen unter so bedenk- [49] lichen Umständen dahin ziehen ließ. Aber wenn dieses nachträgliche Fehlerfinden mindestens überflüssig genannt werden muß, wie sind dann die aus der schwachen Erinnerung und den verzerrten Auffassungen Eingeborener geschöpften Beschuldigungen der Unklugheit und Unvorsichtigkeit zu verstehen, die Nachtigal gegen Eduard Vogel wiederholt? Wie merkwürdig, daß Nachtigal nicht der Gedanke gekommen ist, daß die Wadaïer alles tun mußten, um vor ihm, dem Landsmann des Ermordeten, sich reinzuwaschen. Nachtigal hatte vielen Grund, auf seine den Orientalen abgelernte Diplomatie stolz zu sein, und er war es in nicht geringem Maße. Aus diesem Gefühl der Überlegenheit im Verkehr mit Arabern und Sudanesen schöpfte er sein absprechendes Urteil über Eduard Vogel, von dem er annimmt, daß er weniger von dieser Kunst besessen habe. Daß die Wadaïer, mit denen er über Eduard Vogel sprach, seine Schwäche kannten, verrät Nachtigal selbst ganz naiv, indem er einen Eingeborenen sagen läßt: »Jener Mann war ganz anders wie du. Er war wirklich kein guter Mensch; denn er liebte die Leute nicht, ließ sich nicht gern von ihnen besuchen und konnte mit ihnen nicht sprechen, da er der arabischen Sprache nicht mächtig war.« Nachtigal glaubte das offenbar recht gern. Er vergaß darüber die zwei großen Dinge, die sich dem unbefangenen Betrachter jener Untat zuerst aufdrängen: die erstaunliche Kühnheit, mit der Eduard Vogel die Grenze des verrufenen

Wadaï überschritt, und den unglücklichen Zufall, daß es in einer Zeit geschah, in der der Fremdenhaß dort seinen höchsten Stand erreicht hatte. Wir hoffen, daß trotz Nachtigals Bemängelungen Eduard Vogel auch der Zukunft als ein Opfer seiner bewundernswerten Kühnheit und der hervorragend schwierigen Verhältnisse erscheinen wird, unter denen er als der erste Europäer nach Wadaï vordrang. Was aber Nachtigals Ruhm anlangt, so ist der so groß, daß ihn die bereitwillige Anerkennung der Tatsache nicht mindern kann, es sei schon vor ihm ein europäischer Reisender in der Hauptstadt Wadaï erschienen, der, weniger erfahren und vom Glück weniger begünstigt, den Rückweg in die Heimat nicht fand.

---

[325] Gerhard Rohlfs.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. I. Band [1896]. Berlin 1897. S. 325—332.

[Abgesandt am 24. Juli 1897.]

Rohlfs, Gerhard Friedrich, wurde am 14. April 1831 in dem bremischen Hafenstädtchen Vegesack geboren als das zweitjüngste Kind eines angesehenen Arztes und aus einer seit lange in dieser Gegend ansässigen Familie. Seine Mutter war Osnabrückerin, und so entsproßte Gerhard R. echt niedersächsischem Stamm. Gleich zwei älteren Brüdern sollte Gerhard Medizin studieren, ging aber 1849 unmittelbar vom Gymnasium, das er in Osnabrück und Celle besucht hatte, als Freiwilliger zum bremischen Füsilierbataillon, aus dem er [326] 1850 in schleswig-holsteinische Dienste trat. Er hat bei Idstedt mitgefochten und erhielt bei der Auflösung der kleinen schleswig-holsteinischen Armee die Entlassung als Leutnant. Über seine nachfolgende Studienzeit sind wir sehr unvollständig unterrichtet. Er hat in Göttingen, Heidelberg und Würzburg Medizin studiert, seine Studien aber nicht abgeschlossen. 1855 reist er durch Österreich, Italien und die Schweiz, wahrscheinlich um Kriegsdienste zu suchen, die er endlich in Algier findet. Er ist in demselben Jahr in Algier in die Fremdenlegion eingetreten, in der er die höchste dem Fremden zugängliche Stufe des Sergeanten erreichte und mehrere Medaillen verdiente. Nachdem er seine sechs Jahre abgedient hatte, ging er nach Marokko in der Hoffnung, dort eine Stelle in der zu reorganisierenden Armee zu finden. Sein erster Versuch, in Tanger Erkundigungen einzuziehen, führte ihn mit dem englischen Gesandten Sir Drummond Hay zusammen, der ihm die Schwierigkeiten seines Planes offen darlegte und ihm jede Hoffnung benahm, als Christ eine Stellung in Marokko zu finden. R. erfuhr hier zum ersten Male die Sachkunde und Menschenkenntnis dieses Diplomaten, dem er zeitlebens eine warme Verehrung bewahrte; seine Wanderungen haben ihn noch öfter mit ihm zusammengeführt. R. lebte sich nun in die Formen des Islam ein, lernte Arabisch, wozu er in Algier den Grund gelegt hatte, und trat

die Reise nach Fes zu Fuß an. Der Bauer, der ihn führen sollte, beraubte ihn; R. hatte aber das Glück und das Geschick, sich als Arzt durchzuschlagen und in Uessan bei dem Großscherif Sidi el-Hadj Absalon, einem weithin einflußreichen geistigen Haupt, gute Aufnahme zu finden. R. hat später noch öfter Gelegenheit gehabt, mit Vertretern des Islam in freundschaftlichen Verkehr zu treten, aber diese Beziehung erkannte er selbst als die folgenreichste an; denn in der Nähe des Großscherifs wurde er in Sprache und Haltung Mohammedaner, an dessen Echtheit niemand zweifelte. 1862 trat R. die erste große Reise an, die eine geographische Entdeckungsreise wurde. Er ging von Tanger die Westküste entlang nach Marakesch und bis Agadir, drang ins Wadi Draa ein und kam nach Tafilelt. Auf dem Wege von Tafilelt nach Kenatsa wurde er von Räubern ausgeraubt und für tot liegen gelassen. Marabuts hoben den Schwerverwundeten nach zwei Tagen auf und verpflegten ihn, so daß er nach einigen Monaten Geryville im sw. Algerien erreichen konnte. R. trug die Spuren seines Kampfes mit den Räubern in steifen Fingern einer Hand und einem verkürzten Arm zeitlebens mit sich. Das Tagebuch von dieser Reise kam zuerst an den bekannten Bremer Nautiker Dr. Breusing, von diesem an August Petermann in Gotha, dessen lebhaftes Interesse es erweckte. Petermann erkannte sofort den Wert der in unwissenschaftlicher und ungelenker Form dargebotenen Aufzeichnungen, ermunterte R. zu weiteren Unternehmungen, und wesentlich Petermann sind die Unterstützungen zu danken, die R. von der R. Geographical Society in London und vom Bremer Senat 1863 für eine große Sahara-Reise empfing, deren Ziel Timbuktu sein sollte. R. betrachtete sich damals als ein Schüler und Schützling Petermanns und hat noch in seinem Kufra-Buch anerkannt, daß »vielleicht niemand so gute Ratschläge und so viel moralische Unterstützung von ihm erhalten habe«. Rohlfs dankte durch die Veröffentlichung fast aller seiner ersten Reiseberichte und Karten in den Geographischen Mitteilungen. Im Spätsommer 1863 trat R. seine zweite große Reise an, die ihn über El-Aghuat nach Tuat führen sollte; durch Unruhen in der algerischen Sahara gehemmt, ging er zurück nach Tanger, und es gelang ihm nun, mit Empfehlungen des Großscherifs von Uessan [327] über Tafilelt nach Tuat vorzudringen, wobei er den großen Atlas überschritt. Durch Mangel an Mitteln an der geplanten Reise nach Timbuktu gehindert, schlug er sich in östlicher Richtung über Temassinin und Ghadames nach Tripolis, wo er Ende 1864 ankam. Diese Reise brachte eine Menge von neuen Beobachtungen und Erkundigungen aus Gebieten, die vor R. kein Europäer betreten hatte. Petermann bezeichnete sie sofort als höchst wertvoll und brachte im 1865er Jahrgang der Geographischen Mitteilungen die erste Karte zu R.'s Reise, die marokkanischen Reisewege enthaltend. R. hatte auf dieser Reise nicht nur, wie immer, die Entfernungen genau geschätzt und die Richtungen mit dem Kompaß gepeilt, sondern auch Höhen

gemessen. In Frankreich wußte man seine Leistungen hochzuschätzen; denn sie bildeten die einzige zuverlässige Fortsetzung der bisher in Algerien bestimmten und in Marokko unsicher erkundeten Linien in die Wüste hinein. Zu dem wohlverdienten Rufe R.s, der erste Sahara-Kenner zu sein, hat diese Reise am meisten beigetragen. Von diesen beiden Reisen an ist Rohlfs auch der beste Kenner der Sahara geblieben. Kein anderer hat nach ihm die große Wüste auf so vielen, langen und neuen Wegen durchkreuzt. Der bedeutendste der französischen Saharaforscher, Henri Duveyrier, hat das am neidlosesten anerkannt. Das große Ziel Timbuktu, das er sich auf dieser ersten Reise gesetzt hatte, schwebte ihm auch später vor; er hat es, durch eine tragische Verkettung der Umstände, nicht erreicht. 1865 war er nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland wieder nach Afrika zurückgekehrt, um von Tripolis durch das Hogar-Gebirge nach dem Niger vorzudringen. Mit mäßigen Unterstützungen von deutscher und englischer Seite — von Gotha aus waren ihm die Reste der Geldsammlung für die verunglückte Deutsche Afrika-Expedition von 1860 zugewendet worden — trat er die Reise an. In Ghadames wartete er den ganzen Sommer auf günstige Nachrichten, mußte sich aber endlich sagen, daß er das Land der Tuareg nicht mit heiler Haut betreten würde, und kehrte nach Tripolis zurück. Nun ging er auf einem neuen Wege über das von Hornemann einst zuerst gequerte Harudsch-Gebirge nach Mursuk, um von da nach Wadaï zu kommen. Er hoffte die von Eduard Vogel hinterlassenen Papiere retten zu können. Fünf Monate wartete er in Mursuk auf neue Mittel, die vom König Wilhelm, von Bremer Freunden und von der Londoner Geographischen Gesellschaft endlich ankamen. Die Hoffnung Petermanns, daß er Tibesti durchforschen werde, blieb unerfüllt. R. ging geradeswegs auf betretenen Pfaden über Bilma nach Bornu, wo ihn in Kuka Scheich Omar freundlich aufnahm. Da dessen Anfrage beim Sultan von Wadaï, ob es R. gestattet sei, nach Wadaï zu kommen, keine Antwort fand, ging R. über Jakoba und Keffi an den Benuë und von Lokodja wieder nigeraufwärts bis Rabba und quer durch Joruba nach Lagos. Das Neue, was R. vom zweiten Teil dieser Reise zu melden hatte, entschädigte einigermaßen für die Enttäuschung, daß er weder Timbuktu noch Wadaï erreicht hatte. Immerhin hatte er eine große, beschwerliche Reise gemacht, der Geographie manche neue Tatsache enthüllt, und für das große Publikum erreichte er damit die Höhe seines Ruhmes. Diese Aufsehen erregende »Durchquerung« brachte Ehrenmitgliedschaften und Ehrendenkmünzen in mehrfacher Zahl, Empfänge bei Fürsten, besonders beim König Wilhelm. Das gebildete Deutschland, das damals für Afrika in einer politisch und wirtschaftlich naiv-uninteressierten Weise schwärmte, die wir kaum mehr verstehen, erblickte in R. einen nationalen Helden, und die Vereine bestürmten ihn um Vorträge. Die Geographi- [328] schen Mitteilungen brachten die Schilderung dieser Reise in zwei Ergänzungsheften 1868 und 1872. Die ausführliche

Erzählung »Quer durch Afrika« erschien leider erst 1874/75, als das Interesse sich schon der viel bedeutenderen Reise Nachtigals zuzuwenden begann. Das beständige Ringen mit der Ungenügendheit der Mittel wirft einen Schatten über diese ganze schöne Reise; es hat R. nicht zur Entfaltung aller Kräfte kommen lassen. Da er nun allgemein bekannt geworden war und geschätzt wurde, flossen ihm die Mittel reichlicher zu; aber da lebte in ihm nicht mehr die vorwärtsdringende Energie, die ihn in Marokko und in der westlichen Wüste mit den denkbar geringsten Mitteln die größten Leistungen hatte vollführen lassen. Mit der Durchquerung hören im ganzen und großen die bedeutenden geographischen Erfolge auf. 1868 begleitete er die englische Expedition nach Abessinien und drang mit der Vorhut in Magdala ein; 1869 bereiste er den wenig bekannten Nordrand der Libyschen Wüste von Tripolis bis Alexandrien, 1873/74 führte er im Auftrag des Khedive die große Expedition in die Libysche Wüste, an der Zittel als Geolog, Jordan als Geodät, Ascherson als Botaniker und Remelé als Photograph teilnahmen; 1879 drang er von Benghasi in Begleitung des Dr. Stecker in die bisher unbesuchte Oasengruppe Kufra vor, 1880 ging er nochmals im Auftrag des Deutschen Kaisers nach Abessinien. Damit hören seine Afrikareisen auf, wenn man nicht die kurze Reise hinzurechnet, die er nach Sansibar als Generalkonsul 1885 machte. Die abessinischen Reisen haben uns lesenswerte Aufsätze und Bücher und einige wissenschaftlichen Versuche zur Kenntnis Abessiniens gebracht. Es waren vorübergehende Besuche, deren Hauptzweck nicht die Forschung war. »Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl S. M. des Deutschen Kaisers, im Winter 1880/81 unternommen« (1883), ist das letzte Reisewerk aus R.s Feder. Seine frischen Schilderungen lassen vor allem bedauern, daß R. nach dem Abschluß seiner größeren Reisen nicht Lust und Muße gefunden hat, das zusammenfassende Werk über die Wüste Sahara zu schreiben, zu dem er der geeignetste Mann gewesen wäre. Die Küstenreise von 1868/69 erschien u. d. T.: »Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrag S. M. des Königs von Preußen i. d. J. 1868 und 1869 unternommenen Reise« (2 Bde. 1871). Sie brachte einiges Neue über die schon öfter besuchten Oasen von Djalo, Audjila und Siwa, über Leptis, Kyrene, ist aber besonders wichtig geworden als die Anregung zu der folgenden Wüstenreise durch die Diskussion der Depressionen. R. hatte an seine Entdeckung einer Depression südlich vom Libyschen Plateau kühne Pläne von einer Bewässerung und Verbesserung der östlichen Sahara geknüpft. Die, wie wir jetzt wissen, beschränkten Depressionen zwischen der Großen Syrte und dem Nil waren in Deutschland kritisch, in Frankreich enthusiastisch behandelt worden. R. hoffte auf die Möglichkeit, den Überfluß des Nilwassers hineinzuleiten, und bemühte sich um eine Expedition zur Feststellung der Bodenverhältnisse. Durch den preußischen Generalkonsul erfuhr der Khedive von dem Plan, der die Fruchtbarmachung der Wüste zu verheißen schien,

und bewilligte 80000 M. R. dachte an eine Wüstenexpedition in großem Stil mit zahlreichen Kamelen, Wasserwagen, Wasserdepots, abessinischen Brunnen u. dgl. Hauptpunkte sollten die Erforschung des angeblichen alten Nilflußbettes Bahr-bela-ma, der westlichen Libyschen Oasen, die Verbindung dieser mit Kufra und Fessan bilden. R. war überglücklich, endlich einmal mit ausgiebigen Mitteln arbeiten zu können. »Durch außerordentliche Mittel läßt sich der Eingang in die Libysche Wüste er- [329] zwingen«, hatte R. etwas zu optimistisch ausgerufen. Die Untersuchung des fabelhaften Bahr-bela-ma wurde aufgegeben, von Siut aus der gerade Weg nach Farafrah und Dachel eingeschlagen. Aber das Vordringen durch die Sandzone im Westen der Libyschen Oasen erwies sich als unmöglich. Die Expedition kehrte nach dreimonatlicher Wüstenreise reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, aber ohne die erwarteten praktischen Erfolge und geographischen Entdeckungen zurück. R. hat von dem großen wissenschaftlichen Bericht über diese Reise den ersten beschreibenden Teil verfaßt (1883) und ein kleineres Buch »Drei Monate in der Libyschen Wüste« mit Beiträgen seiner wissenschaftlichen Reisegefährten (1875) vorausgehen lassen. Blieb auch der Erfolg dieser Reise hinter den Erwartungen zurück — der Haupterfolg war doch der negative, daß die Depressionen kleiner und weniger zahlreich waren, als man geglaubt — so war doch die Expedition durch R. energisch und geschickt geführt worden. Als daher 1878 in Deutschland der Plan zu einem Vorstoß in das Gebiet zwischen Kongo und Nil der Reife nahte, beschloß man, ihn mit einer Erforschung der östlichen Sahara zu verbinden und R. die Führung zu übertragen. Der Plan war von R. und Nachtigal ausgegangen. Wir sehen heute, daß er viel zu umfassend war. Er verband zwei grundverschiedene Aufgaben. R. selbst trennte sich schwer von seinem trauten Weimarer Heim. Der junge böhmische Zoolog Stecker, den man R. zur Seite stellte, war eine schwankende Natur und ein Neuling in afrikanischen Dingen. Die Reise stieß von Anfang an auf Schwierigkeiten. R. mußte die beste Zeit in Sokna mit Warten auf die Geschenke verstreichen lassen, die er vom Deutschen Kaiser dem Sultan von Wadaï zu überbringen hatte. Nachdem er im Dezember 1878 Tripolis verlassen hatte, kam er erst im Herbst des folgenden Jahres nach Kufra, wo er von den Suya-Arabern ausgeraubt und bedroht wurde, so daß er entfloh und am 25. Oktober 1879 in Benghasi ankam. Die ganze Ausrüstung blieb in den Händen der Araber, es war ein wahrer Schiffbruch. Die geographischen Ergebnisse dieser Reise liegen in der Ausdehnung unseres Wissens in der Ostsahara und der Festlegung der bisher nur dem Namen nach bekannten Oasen von Kufra; sie sind bedeutend, waren aber mit diesen Opfern zu teuer erkauft. Für Deutschland bedeutete dieser Mißerfolg das Aufgeben der seit Barth und Overweg so rühmlich betriebenen Saharaforschung; für R. war es überhaupt die letzte große Unternehmung. Die zweite Abessinienreise und die Fahrt nach Sansibar

waren nur Episoden. R. lebte, seitdem er sich 1870 mit einer Verwandten Schweinfurths in Riga verheiratet hatte, in seiner Villa in Weimar, anfangs häufig auf Vortragsreisen abwesend, die ihn 1875—76 nach den Vereinigten Staaten führten. Sein Haus war ein Sammelplatz der »Afrikaner«, er selbst bei Hof gern gesehen. Auch als leidenschaftlicher Musikfreund, dem die Bayreuther Blätter bis Sokna nachgesandt wurden, fand er in Weimar seine Rechnung. Bald nach der Rückkehr von Sansibar, 1885, zog sich R. auf ein kleines Gütchen in Rungsdorf bei Godesberg zurück, wo er seltener zu Vortragsreisen ausflog und auch schriftstellerisch nicht mehr so tätig war wie sonst. Es waren nicht bloß die Vorboten der Altersmüdigkeit, die ihn stiller machten. Er fühlte, daß er rasch aus einer Zeit herauswuchs, in die er besser gepaßt hatte. Es gab da äußere Dinge, die ihn verstimmten, und mehr noch wirkte von innen heraus das vielleicht durch die Sansibarer Erlebnisse verstärkte Gefühl, so ziemlich getan und gesprochen zu haben, was nach seiner Anlage ihm zustand. Zu den Vorträgen, die ihm soviel Ruhm und Ehre und [330] einen nicht zu verachtenden Beitrag zu den Einnahmen gebracht hatten, fanden sich die Hörer nicht mehr so zahlreich ein wie sonst und brachten auch nicht die alte Wärme für jedweden afrikanischen Stoff. R.s Ruhm verblich neben dem eines Wissmann und Peters. R. ist am 2. Juni 1896 zu Rungsdorf gestorben.

Für uns wird Gerhard R. immer ein echter Vertreter der heroischen Epoche der deutschen Afrikaforschung bleiben. Sein Entwicklungsgang und seine Leistungen haben etwas Eigenartiges, seine Persönlichkeit wirkte durch ihre Besonderheit und Selbständigkeit; selbst sein Stil hat nichts Schulmäßiges, sondern mutet uns wie die Sprache eines Mannes an, der besser weiß, was er zu sagen hat, als wie es gesagt werden muß. Dieser Stil ist nicht mustergültig, aber deutlich und kräftig. Schweinfurth ist neben ihm der Gelehrte und der sprühende Geist, Nachtigal der orientalische Diplomat und zugleich der sorgsam feilende Stilkünstler. R. hat keinen von diesen Vorzügen in gleich großem Maße, aber er ist die eindrucksvollste Persönlichkeit; und er ist viel populärer geworden, als die beiden anderen, weil er die Menschen gewann und ihnen imponierte. Und immer hatte er doch die ungemeine Fülle der Erfahrungen, dazu, wenn auch nur gemessen an der Länge seiner Reisewege, die räumliche Größe seiner Leistungen für sich. Vergessen wir nicht sein Erzählertalent, das ihm in den Vorträgen und Büchern zustatten kam. R.s Persönlichkeit hat auch nach hoch oben hin ihren Zauber geübt. Er hat sich im Flug die Zuneigung von Königen und Prinzen erobert, und Teilnehmer seiner libyschen Reise waren voll Bewunderung für die Würde, die er in seinen Verkehr mit dem Khedive und dessen Ministern zu legen wußte. Schade, daß er sich als Generalkonsul in Sansibar nicht die Zufriedenheit Bismarcks verdient hat. Über die Gründe seiner Abberufung ist viel geflüstert worden. Der einfache Verstand sagt sich,

daß Deutschland an nicht minder wichtigen Stellen durch Leute vertreten war, die R. weit unterlegen waren. Und die Geschichte lehrt leider, daß in der deutschen Kolonialpolitik Fehler begangen worden sind, zu denen ein R. nie fähig gewesen wäre. Auch die nachträgliche Frage ist gestattet, ob wir Sansibar so leicht verloren hätten, wenn R. dort der Vertreter des Reiches geblieben wäre? Wer Gelegenheit gehabt hat, R. mit Nachtigal zu vergleichen, mußte sich allerdings sagen, daß jenem nicht so viel natürliches diplomatisches Talent eigen war wie diesem. Nachtigal hatte eine ins Orientalische stechende Geschmeidigkeit, die dem aufrechten R. nicht eigen war. Daran ändert die merkwürdige Tatsache nichts, daß R. eine Zeitlang sich sehr gern in Hofzirkeln bewegte, sich bewundern und dekorieren ließ.

Eine strenge wissenschaftliche Schulung hatte R. nicht empfangen; er hat sie auch später nicht in erschöpfender Weise nachholen können. Dazu fand er, der rastlos Tätige, nicht mehr die Zeit. Er hat seine größten Ergebnisse mit Kühnheit und Klugheit erzielt. In den ersten Reisen wog die Kühnheit, in den späteren die Klugheit vor. Dabei hatte er für zwei Hauptaufgaben des Forschungsreisenden von Natur Neigung und Talent. Er hat ein scharfes Auge für die geographische Konfiguration eines Landes schon auf den beiden ersten Reisen gezeigt, wo seine geograpische Bildung sehr gering war; es machte ihm Freude, jene zu bestimmen und zu beschreiben. Daher die trefflichen geographischen Ergebnisse, auch dort, wo er mit wenig Hilfsmitteln arbeiten mußte. Für die rein geographischen Aufgaben hat er auch bei der libyschen Reise, wo er von Fachmännern umgeben war, entschieden Tüchtiges geleistet. [331] Die Art, wie er bei dieser Expedition die Fachmänner führte und zusammenhielt, hing eben auch mit seiner richtigen Erfassung der Hauptaufgabe zusammen. Zum zweiten war R. ein vorzüglicher Beobachter und Schilderer des Volkslebens. Hier zeichnete ihn eine einfache, gesunde Auffassung aus, die gelegentlich einmal einer leichten Neigung ins hausbacken Alltägliche folgt, aber in der Summe doch immer ungemein erfreulich wirkt. R.s politisch-geographische und wirtschafts-geographische Schilderungen lassen sich manchmal mit denen von Heinrich Barth vergleichen, auf dessen weiten Blick und Gelehrsamkeit allerdings R. niemals Anspruch machte. Sehr viel gesunden Sinn und Takt zeigen seine politischen Exkurse. Er hat des öfteren über Kolonialpolitik im allgemeinen, französische und englische Kolonialpolitik, besonders über die Stellung und das Vorgehen der Franzosen in Algier und in der Wüste sich ausgesprochen. Sein letztes Sammelwerk *Quid novi ex Africa* (1886) bringt besonders viel davon. Lieblingsgegenstände seiner politisch-geographischen Betrachtungen waren Marokko und Tripolitanien. Das Schriftchen »Über die Bedeutung Tripolitaniens« (1873) gehört zu seinem Besten. Schade, daß er nicht in dieser Zeit, wo er eine Autorität in afrikanischen Dingen war, entschiedener auf die selbständige Betätigung Deutschlands gedrängt hat. Er hat das praktisch-politische Interesse Deutsch-

lands an Afrika oft gestreift, hat sich aber leider vor 1883 nie die Frage gestellt: Bedarf Deutschland der Kolonien?

R. war ein fleißiger Schriftsteller. Der deutschen Literatur hat er 13 selbständige Schriften über Afrika geschenkt; alle sind viel gelesen worden und haben zur Weckung des Interesses für den dunkeln Erdteil beigetragen. Es ist darunter kein Buch, das man übergehen dürfte, aber auch keines, das mit Barths, Schweinfurths oder Nachtigals Hauptwerken verglichen werden könnte. Gerade die zweite Wüstenreise, die dazu den Anlaß bieten konnte, hat R. niemals erschöpfend beschrieben. Zahlreiche große und kleine Beiträge haben die Geographischen Mitteilungen von 1863 bis 1895 von ihm gebracht. Daneben haben alle deutschen geographischen Zeitschriften häufig Aufsätze aus R.s Feder veröffentlicht, die er dann z. T. in Büchern gesammelt erscheinen ließ. Er hat 4 solcher Sammelbände veröffentlicht. Auch dem kleinsten Aufsatz lag eine eigene Erfahrung oder Beobachtung zugrunde, die größeren vertreten oft eigentümliche Auffassungen; aus jedem spricht die Persönlichkeit. Nicht bloß als Reisender, auch als Schriftsteller über Afrika hat R. eine Lücke gelassen, die kein Lebender ausfüllt. In der Beurteilung fremder Leistungen war R. eher wohlwollend als streng. Nur der Hohlheit und Überhebung trat R. schroff entgegen. Den französischen Plänen des Sahara-Meeres kam er vielleicht zu weit entgegen, während er den grundlosen Plan Skertchlys einer Unterwassersetzung des Djuf der Westsahara von Anfang an verurteilte. Zwischen R. und den französischen Saharaforschern bestand ein schönes Verhältnis wechselseitiger Anerkennung, woran das scharfe Urteil R.s über die französische Verwaltung und Politik in Algerien nichts ändern konnte. Wenn man auf R. gehört hätte, würden solche verlustreiche Expeditionen wie die von Largeau und von Flatters nicht ausgesandt worden sein. R. empfand es selbst als eine Sonderbarkeit, daß seine besten Leistungen praktisch nur den Franzosen zugute kamen, während die Deutschen nur ein theoretisches Verständnis dafür und dieses nur in engsten Kreisen haben konnten. Was Wunder, daß er mit Wärme jene mit dem Beginn der 80er Jahre einsetzende neue Art deutscher Afrikaforschung begrüßte, die die nationalen Bestrebungen mit den wissenschaft- [332] lichen zu vereinigen strebte. Sein Schriftchen über Angra Pequena (1884) ist ein schönes Zeugnis dafür. Es zeigt uns allerdings mehr den warmfühlenden Patrioten als den kritischen Afrikakenner. Für den Geschichtschreiber der Anfänge der deutschen Kolonialpolitik wird R. ein interessantes Beispiel des Umschwunges sein, der damals in den Gemütern der Deutschen geschah. In dem Kufra-Buch von 1881 schreibt der kosmopolitische Bewunderer Livingstones und Stanleys einen Hymnus auf die großen zivilisatorischen Entwürfe des Königs der Belgier, die den Kongostaat anbahnten; R. hatte auf Einladung Leopolds II. an der Vorberatung dieser Entwürfe 1876 teilgenommen. In der Kolonialbroschüre von 1884 begrüßt er die koloniale Aera, der er noch selbst

zu dienen berufen ward. R. war eine stattliche Erscheinung, hochgewachsen, schlank, gelenkig, helläugig, blond, im Gesicht rötlich, der Schnurrbart in den schmalen Kinnbart übergehend; schmaler, kräftiger, mehr fränkischer als niederdeutscher Kopf.

Ein gutes, jugendliches Bild steht vor dem Titel der Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas (1876); ein Bild aus den letzten Jahren bringt die Illustrierte Zeitung 1896. — Von ausführlichen Nekrologen über R. nennen wir den von G. Schweinfurth in der Vossischen Zeitung 1896 (Sonnt.-Beil. 24 u. 25), von G. A. Krause in der Kreuzzeitung 1896 (323 f.), von W. Wolkenhauer in den Deutschen Geogr. Blättern 1896, von H. Wichmann in den Geogr. Mitteilungen 1896.

F. Ratzel.

[1]

Zur Erinnerung an Heinrich Noé.

Von **Friedrich Ratzel.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München (7. Juli) 1898. Nummer 148, S. 1—4.
[Abgesandt am 29. Juni 1898.]

Da ich den festen Glauben hege, daß eine Zeit kommen wird, wo man Heinrich Noés Schriften mehr lesen wird als heute, habe ich es zuerst für überflüssig gehalten, noch einmal von ihm in diesen Spalten zu sprechen, wo er oft mit der herrlichen Gabe seiner Schilderung groß, schön, heiter, durchsichtig, geheimnistief über Natur und Menschen geredet hat. Ich sehe aber zu meinem Bedauern, daß die Welle seines Ruhmes noch nicht ansteigen will. Noch immer gehören seine Bücher zu den billig ausgebotenen. Ihre Titel kehren in den antiquarischen Katalogen viel zu häufig wieder, während man sie in den Verzeichnissen der Bibliotheken oftmals vergebens sucht. Die Zahl der Gebildeten, die höchstens einmal ein Feuilleton von Heinrich Noé gelesen haben, das sie nicht anregte, nach weiterem zu verlangen, nur weil sie sich nicht hineinvertieften, ist noch immer groß. Sein Tod hat nicht in so weiten Kreisen Teilnahme erweckt, wie die glauben mochten, die seinen Wert erkannt haben. Für sein Grabdenkmal in Gries sind die Beiträge nicht sehr reichlich geflossen, wiewohl der Aufruf von unbekannten Freunden und unerwarteten Verehrern in der weiten Welt mit freudigen Worten des Dankes beantwortet ward. Das Denkmalkomitee hat deshalb den guten Gedanken verwirklicht, zum Besten dieses Denkmals aus dem Nachlaß Noés eine kleine Sammlung von Aufsätzen über die Umgebung Bozens herauszugeben, die Martin Greif mit einem sinnvollen poetischen Nachruf, Ludwig v. Hörmann mit einem gemütvollen Vorwort, Karl Amonn mit einer Kopie seines sprechend ähnlichen Bildnisses Noés im Batzenhäusl zu Bozen und Defregger mit zwei Bildern aus Bozen geschmückt hat! [1]) Dieses Büch-

---

[1]) Bozen und Umgebung von Heinrich Noé. Aus dessen Nachlasse herausgeben vom Heinrich Noé-Denkmalkomitee. 1898. Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Sektion Bozen.

lein bekannter zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Es wird zwar jeden anmuten, der es zu Gesicht bekommt. Ich wende mich aber an die vielen, die noch nichts davon wissen, und möchte die Gelegenheit benutzen, um diese und andere an die unvergleichliche Frische des Quells zu erinnern, der in Noés alten und neuen Schriften springt.

Das Büchlein Bozen und Umgebung birgt unter einem Titel, der sonst mehr oder weniger praktische Führer zu Gasthaus und Sehenswürdigkeiten deckt, Schilderungen Bozens und der Bozener Landschaft aus allen Jahreszeiten und mit den verschiedensten Staffagen. Der Kreis ist bis Vahrn und Salurn, Tiers und Villnöß gezogen. Zu den Noéschen Stücken haben die Herausgeber drei hübsche Versuche der Maria Walpurgis Noé gefügt, der talentvollen ältesten Tochter des Dichters, deren früher Tod ihn nach drei trauervollen Jahren nachgezogen hat. Man sieht in den feinen, noch schüchternen und unverkennbar weiblichen Zügen dieser Skizzen mit Rührung das Streben, den Werken des Vaters nachzukommen, und versteht die Freude, die er an der Gefährtin des Wanderns und der Genossin der Feder hatte. Das Ganze ist ein Büchlein, das man als lieben Reisebegleiter bei sich trägt, wenn es auch kein unmittelbar nützliches Reisehandbuch ist. Es ist, wie alle Noéschen Schriften, unbeschreiblich reich an Beobachtungen und Gedanken. Gleich der erste Aufsatz des Büchleins, »Bozener Winter«, zeigt die tiefe Auffassung von Naturerscheinungen, an denen Unkundige achtlos vorbeigehen. Wir kennen alle den Lichtreichtum, mit dem die niedrig stehende Wintersonne das Himmelsgewölbe und zugleich die Schneedecke des Bodens durchtränkt, wenn Milliarden unsichtbarer Eiskristalle in geringer Höhe die Luft erfüllen, ohne sie undurchsichtig zu machen: der »Diamantstaub« der Polarfahrer. Noé ist es vorbehalten, diese Lichttage, die der Winter des Etschlandes reiner und glänzender kennt, uns in ihrer herrlichen Eigenart zu deuten. Ihr allverbreitetes Goldlicht erinnert an das Gold, das die alten Maler der Welt der Seligen zum Hintergrund gaben, womit sie ein stetiges ätherklares Leuchten andeuten wollten, das weder Abendrot, noch Morgenrot, noch metallischer Glanz sein soll: Eine Lichtwelt, welche nach oben und immer weiter nach oben strebt. Dieses Licht ist unveränderlich und hat keine Abtönung. Diese Vorstellung, meint er, kann nur aus der Beleuchtung an einem südlichen Wintertag geschöpft sein, wo von der Erde fast nur noch Licht da ist, die anderen Dinge versunken und verträumt zu sein scheinen, das Licht aber ohne die Sommervorstellungen von Hitze, Staub und Schweiß waltet. An solchen durchleuchteten Tagen muß sich in dem Menschen, der die Gabe des Blickes in die geheimnisvollen Gründe hat, in denen das künstlerische Empfinden sich unbewußt von der Sinnenwelt loshebt, eine mit dem Wesen der Mystik zusammenklingende Ahnung regen. »Mag auch die Kälte eine stärkere sein, so macht uns doch die Beleuchtung der Erdoberfläche an einem sonnigen Nachmittag gegen das

Ende des Jänners hin einen Eindruck, der völlig von dem verschieden ist, den ein solcher Tag etwa zu Beginn des Dezember hervorbringt.« Wie Viele, die diesen Satz lesen, werden sich nicht aufgefordert fühlen, sich zu den hinter ihnen liegenden Wintermonaten umzuwenden und zu fragen, ob sie diesen Unterschied zwischen Dezember und Januar empfunden haben? Gewiß nehmen sich manche vor, ein Auge auf die Wirkungen der höher steigenden Sonne in der Winterlandschaft zu halten und an den Entdeckungen teilzunehmen, die in den Abschattierungen der Jahreszeiten noch zu machen sind.

Diese Art von Gewinn mag der Leser unsres Büchleins in noch höherem Maße aus dem Aufsatz »Allerlei über Wohnhäuser« ziehen, in dem Noé eine Ausmalung der verschiedenen Erscheinungsformen beabsichtigt, in welchen uns [2] die Wohnstätten der deutschen Bergbewohner erscheinen. Er versteht es, diese Wohnstätten in ihre Umgebung hineinzuzeichnen, mit der sie eins sind: das feste, aus mächtigen Lärchenstämmen gezimmerte Haus in einem wilden Tauerntal, schwarzbraun, blockähnlich, mit keinem anderen Zweck als dem des Schutzes vor Unbilden der Luft und des Wassers. Seine Umgebung sind der Bach, der von seitwärts her in jähem Gefäll mitten durch die Hüttengruppen über die von ihm selbst hergewälzten ungeheuerlichen Blöcke braust, die spärlichen Gerstenhalme auf dem Gries, der täglich überschwemmt werden kann, die tiefen Schneehaufen, die hier noch lange liegen, wenn im milderen Tal draußen der Kuckuck singt und im Buchwald die Maiglöckchen glänzen. In Tälern, die um einige Stufen dem Verkehr der Menschen näher stehen, gestaltet sich das rohe Blockhaus mit winzigen Gucklöchern zur zierlich gezimmerten Wohnstätte mit glatten Außenwänden und schmucken Altanen, die man überall im Gebirge findet, wo Deutsche wohnen. Noé beschreibt sie uns aus Sapada, jenem von der jungen Piave durchrauschten deutschen Dorfe auf italienischem Boden. Wer kennt nicht die braunen Häuser auf weißem Mauerunterbau, ein altes braunes Kruzifix an der Stelle, wo Mauer und Holzbau zusammenstoßen, daneben ein Brunnen, dessen Plätschern wie ein Nachhall des weißschäumenden Wasserfalles klingt, der oben durch den Lärchenwald braust und dessen Wasser, durch die Blöcke der Berghalde sickernd, den Brunnen nährt? Wie Noé das Haus schildert, dessen tief eingesetzte Fenster hinter der hohen Wand gleichmäßig abgesägter Holzscheite fast verschwindet, die davor aufgeschichtet sind, wie er den Zaun darum, worinnen Eschenbäume stehen, das aus hölzernen Röhren über die weißdoldige Wiese sprudelnde Wasser und selbst die Haufen von Holzscheiten, Schäffel und andere Holzgefäße nicht übersieht, die daneben liegen, das zeigt seine treue Beobachtung, die nie vergaß, die charakteristischen Erscheinungen gleich beim Erblicken in das Buch einzutragen, wo sie die volle Frische des ersten Eindrucks bewahrten. Er hat es oft ausgesprochen, daß der Naturschilderer mit Worten noch weniger als der Maler nur aus der Erinnerung zeichnen darf, weil die Gegenwart

allein ihm aus der undefinierbaren »Stimmung« heraus das richtigste körperlichste, die Stimmung gleichsam aushauchende Wort zur Verfügung stellt.

Ich will damit nicht sagen, daß Noé nur über dieses Material verfügt habe. Seine Schilderungen wären nicht, was sie sind, wenn sie nur dieses hätten. Mühelos zum Lichte gerufen aus einer Erinnerung, deren weite Hallen sie mit nichts teilen, was trübend oder zersetzend auf sie einwirken könnte, gereift in einer Seele, die immer enger mit der Natur befreundet wurde und immer tiefer in ihre Geheimnisse eindrang, haben Noés Schilderungen die Wahrheit ohne Härte und Zwang und die Poesie ohne Zerflossenheit. Von den Alpen wenigstens, und besonders von seinem Lieblingsland Tirol, hatte er das Wesen aller der eindrucksvollen Landschaftsbilder so fest inne, daß er dem Maler verglichen werden kann, der das Geistige der Erscheinungen, ohne zu fehlen, aus der Erinnerung schöpft, wenn er auch jede einzelne Linie und jeden Farbenton der Natur nachbildet. Aber Noé hat bis zuletzt keinen Schritt ins Freie gemacht, ohne mit Tagebuch und Stift ausgerüstet zu sein. Es war ihm zu gut der merkwürdige Zeugungsprozeß vertraut, in dem die Phantasie angesichts der neuen Dinge, die auf sie eindringen, das neue Wort, die beste Wendung schafft, mit denen sie jene sich zu eigen macht. Kein Dichter hatte vor ihm so eindringende Naturstudien angestellt; er folgte darin, wie einst Adalbert Stifter, den Landschaftsmalern, die seit Rousseau und Genossen die Naturschilderung weit hinter sich gelassen haben, indem sie das innerste Wesen einer Landschaft mit den einfachsten Mitteln darzustellen streben. Darauf richtet sich auch Noés Bemühen. Und zwar mit jedem Bilde mehr. Sein Stil war früh fertig; er ist im Bayerischen Seebuch von 1865 im Grund derselbe wie in dieser nachgelassenen Schrift. Aber man erkennt doch, wie ein unablässiges Streben nach dem kürzesten, verdichtetsten Ausdruck im Kampf liegt mit der Freude an den Einzelformen und -farben. Die früher manchmal behaglich sich ergehende Erzählung wird immer mehr in eine Folge von wuchtigen, gedankenreichen Sätzen zusammengedrängt. Noé dachte unablässig über Form und Stil nach und gab besonders gern seiner Abneigung gegen Breite und Schwulst Ausdruck. Daher auch sein Krieg mit überflüssigen Beiwörtern, dem er in heiterer Stimmung die Maske eines wilden Hasses lieh. Er zieh sie der verderblichsten Wirkungen, behauptete, sie erstickten die kräftigen, arglosen Hauptwörter in ihren Massenumarmungen und trügen die Hauptschuld an dem Herunterkommen der deutschen Sprache überhaupt. Er verzieh es Alexander von Humboldt, dessen Ansichten der Natur er trotzdem hochhielt, nie, daß er dieses Unheil angestiftet habe mit seinem mit Beiwörtern und tönenden Latinismen ausgepolsterten Stil. Sein eigenes Ideal hat er in der schönen Schilderung Thoreaus, seines neuenglischen Vorläufers und Doppelgängers, formuliert und zugleich sich selbst gezeichnet, indem er schrieb: »Die stilistische Schärfe ist französisch,

das Vermögen, in der Natur den Geist zu erblicken, germanisch; die Treue der Färbung, das Überzeugende des Ausdrucks eine Wirkung des Fleißes, welcher sich mit Recht nicht auf das Gedächtnis verläßt, sondern das Bild in der Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks wiedergibt.« Der mystische Zug in Thoreaus Weltauffassung vollendete ihm die Verwandtschaft mit dem eigenen Geist. Die Neigung, die Erscheinungswelt für einen den Sinnen zugänglichen Ausdruck von Gedanken zu halten, die Bewegungen eines unergründlichen Wesens sind, wurzelt in der Tat bei beiden in der liebevollen Versenkung in die Natur. Wiewohl ich selbst 1889 durch die Übersendung der Bücher »*Walden*« und »*Maine Woods*« und eines 1876 veröffentlichten Aufsatzes, vielleicht des ersten, der in Deutschland über Thoreau erschienen, Noés Bekanntschaft mit Thoreau vermittelt und von unserm Noé dann manche interessante Bemerkung über den neuengländischen Noé vernommen habe, ist es mir doch zweifelhaft geblieben, ob der Schilderer der Alpen auch den tiefen Unterschied zwischen ihm und dem Schilderer der nordamerikanischen Wälder empfunden hat. Noé hat sich nie eingehender darüber ausgesprochen, daß in Thoreaus Schriften ein Rest neuengländischen Sektenwesens sonderbare Blasen treibt und daß die energische Teilnahme Thoreaus an den Anfängen des nordamerikanischen Bürgerkrieges zeigt, daß seine Naturversenkung noch nicht bis zu einer bewußten Abkehr von den Welthändeln gediehen war, die sich in Noé herausgebildet hatte. Insofern war Noés Mystik reifer. Hatte sie sich doch nicht, wie die Thoreaus, an religiösen Grübeleien genährt, sondern war in dem hellen Medium eines umfassend und tief gebildeten Geistes erwachsen, dessen Weltauffassung und Naturbetrachtung so waren, daß eine mystische Richtung gar nicht hineingetragen zu werden brauchte. Noé verband mit seinen künstlerischen Naturstudien wissenschaftliche Vertiefung. Er suchte vor allem in die Geologie und Botanik einzudringen, hat sich auch mit Geographie und Völkerkunde viel beschäftigt. Dabei wurde ihm nur immer klarer das Unwesentliche der Formen, in die Gott seine Gedanken kleidet, und der Stufen, über die im ewigen Werden die Schöpfungsgedanken einem Ziele zugehen, das ihnen gesetzt ist. Er verachtete aber nicht die Einzelheiten, weil sich sein Blick jeder Erscheinung gegenüber zum Ganzen erweiterte, sondern sie gewannen ihm als Teile Wert für die Schöpfung der Bilder, in deren jedem das Ganze und die [3] Tiefe der Welt durchscheint. Wer den ganzen Noé von dieser Seite her kennen will, lese sein 1890 in Klagenfurt erschienenes Buch »Sinnbildliches aus den Alpen«, in dem er den der sinnlichen Wahrnehmung entrückten Grund der Erscheinungen, die Unbegreiflichkeit der realen Welt ohne die Beachtung einer übersinnlichen geistigen deutlich zu machen sucht. Ich fürchte, daß dieses Büchlein zu den wenigst gelesenen Noés gehört. Gerade weil er darin sein Bestes hat geben wollen, ist er nicht von Vielen verstanden worden. Der Schwung und Humor seiner früheren Schriften hatte dem Publikum besser zugesagt,

das sich nicht unterweisen lassen, sondern sich unterhalten will. In gewissem Sinn war Noé ja immer Prophet und Lehrer, weil er immer Neues zu lehren hatte; doch ist diese Seite früher von ihm selbst mehr zurückgedrängt worden. Das Didaktische ist aber in seinen Büchern von doppelter Art. Als Dichter wird er unser Lehrer, indem er unendlich viel Neues zu zeigen hat, das er unsrer Aufmerksamkeit empfiehlt. Er lehrt uns sehen, wo wir achtlos vorüberzugehen pflegten; er macht uns auf neue Stimmen im Wald und auf dem Felde, im Eis und im Wasser aufmerksam. Wir machen einen Kursus in der höheren Naturbeobachtung durch, der viel fruchtbarer ist als eine Reihe von botanischen oder zoologischen Vorlesungen bei den besten Männern des Faches. Es kommt dabei weniger auf Namen und Zahlen von Arten, Ordnungen und Klassen, als auf die großen natürlichen Kategorien an, in denen das sinnige Auge des dichtend denkenden Naturbetrachters die Mannigfaltigkeit der Formen und Farben und überhaupt die Erscheinungswelt sieht. Das Entstehen und Vergehen als Formen des ewig Beweglichen, im Tod die Ankündigung der Auferstehung und in der Blüte den Keim des Untergangs, in allem Wandel aber ein Bleibendes zu erkennen, dünkt ihm wichtiger als die Einprägung der wandelbaren Formen dieser großen Offenbarung. Es ist nicht so zu verstehen, als ob diese zu übersehen seien. Sie treten, in allen Einzelheiten wunderbar scharf gesehen, vor uns hin, aber sie sind Kundgebungen. Ihren Sinn zu erklären, bemüht sich der Dichter, und hier liegt die andere didaktische Bedeutung seines Werkes, die man philosophisch oder theologisch nennen mag. Sie hat aber nichts von den Formen einer Unterweisung, sondern strebt danach, im Rahmen des Kunstwerks zu bleiben. Wenn wir einmal eine eingehende, von einem gleichgerichteten Geist getragene Schilderung des Dichtens und Denkens Noés erhalten, wird die Betrachtung der Mittel, die er anwandte, um jeden wissenschaftlichen oder philosophischen Niederschlag in der Klarheit seiner Bilder aufzulösen, eine schöne Aufgabe bilden. Ich möchte heute nur auf die Vorliebe hinweisen, mit der Noé den Wandel der Natur in den Jahreszeiten darstellt.[1] Die Aneinanderreihung in Jahreszeitenfolge erzeugt im Leser die allernatürlichste Spannung, und Noé bediente sich dieser Spannung, um ihn auf einen geistigen Aussichtspunkt zu erheben. Was mag erst vom Frühling zu sagen sein, wenn der Winter so viele Entdeckungen im Reich des Schnees und Eises, ihrer Verflüssigung und Neubildung, bringt? Und wenn man wohl den Schilderungen des Frühlings anmerkt, daß sie mit der größten Neigung entworfen sein müssen, wird der Sommer darum verkürzt erscheinen? Wird die Heiterkeit von der Stirne des Erzählers verschwinden, wenn er beim Herbst angelangt sein wird, oder

---

[[1] Vgl. den am 31. August 1888 an die »Leipziger Zeitung« gesandten Aufsatz, gedruckt in Nr. 117 der Wissenschaftlichen Beilage, S. 545—547. Der Herausgeber.]

wird er sich auch dann als ein trostreicher, von beschwingten Gedanken über die Dinge weggetragener Denker bewähren? Doch das war mehr ein äußeres Mittel. Tiefer wirkte natürlich das Sichhineinleben in seine ganze Weltauffassung, was aber nicht die Sache eines jeden ist, der eine Alpen-, Karst- oder Meeresschilderung Noés auf die Reise nahm, um sich daran zu ergötzen.

Als ich vor Jahren einmal mit ihm in einer kleinen Stadt des Friaul zusammentraf, hatte ich H. Taines Pyrenäenreise bei mir, die ihm Anlaß zu Betrachtungen gab über das verschiedene Schicksal eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Heute liegt die 14. Auflage der kleinen Ausgabe dieser Pyrenäenreise vor, während von Noés Schriften wenige zur Not eine zweite Auflage erlebt haben. Und Taine ist zwar ein liebenswürdiger Plauderer; aber Philosoph ist er doch über alles, und er erläßt uns nicht seine Gedanken über die Vergangenheit und die Zukunft der Welt, wenn er, der ebensowenig wie Noé ein großer Bergsteiger war, auf dem Rücken des Esels von Gavarnie aus den Bergonz besteigt. Taine ist als Naturschilderer groß; doch würde ich ihn nicht mit Noé vergleichen. Er hat den raschen Blick und den ebenso raschen und sicheren Griff nach dem passendsten Wort. So scharf, wie er die Formen und Farben sieht, so klar sind seine Bilder, und er schreckt vor keinem Vergleich zurück, der gut wiedergibt, besonders nicht vor der Koketterie mit gewagten Vergleichen, die er aus dem Boudoir eleganter Damen bezieht. Er geht rasch von einem Gegenstand zum andern über; sein Stil ist knapp, fast lakonisch. Auch Noé liebt die Breite nicht: seine Schilderung bricht gerne gerade da ab, wo man das Gefühl hat, es bliebe wohl noch einiges zu sagen; aber seine Kürze ist der Wortkargheit des Volkes nachgebildet, hat etwas derb Natürliches, während Taine die Bilder mit bewußter Absichtlichkeit scharf nebeneinander setzt. Saint-Beuve hat in seinem interessanten Versuch über Taines *Voyage aux Pyrénées,* wo er seinen Freund »*naturiste au fond, naturiste par principes*« nennt, sehr richtig hervorgehoben, daß Taine sich nicht seinem Eindruck überlasse, ohne ihn zu beurteilen und zu beherrschen; und er spielt auf Taines Lieblingstheorie des Milieu an, wenn er sagt, er habe sich nicht begnügt, Beziehungen und Übereinstimmungen zu finden, er habe Ursachen und Wirkungen gesucht. Davon ist Noé weit entfernt. Er ist immer Künstler, und der gehaltene Ton, der durch alle seine Betrachtungen und Schilderungen geht, beeinträchtigt nicht die Wärme, die uns aus ihnen entgegenwallt. Es ist die Zurückhaltung, die ein leidenschaftliches Herz vor dem unvermittelten Ausdruck seines Empfindens behüten will. Es ist die Furcht einer tiefen Seele vor den rohen Entgegnungen einer gröber organisierten Menge. Es ist der Verzicht auf die Hoffnung, von Vielen verstanden zu werden. Er weiß es: das Buch spricht zwar zu Vielen, wird aber nur von einigen Mitempfindenden in der Menge ganz verstanden werden. Daher kein Enthusiasmus im gewöhnlichen Sinne und noch viel weniger Aufheben.

Eine seiner verlockendsten Schilderungen, die den Namen trägt: Im Eisacktal, und die Reize des kühl-sonnigen Vahrn preist, führt Noé mit einer Klage über den schwachen Dank ein, den sich der Naturschilderer erwirbt. Die geschriebenen Landschaften seien für alle Welt langweilig, außer für denjenigen, der sie niederschreibt. So empfinde nicht bloß das sogenannte Publikum, sondern die Lehrbücher der Stilistik, der Poetik, der Theorie der schönen Künste böten dem Naturschilderer, der mit Worten malt, nicht besseren Dank. Wo werden in solchen Büchern Humboldts Ansichten der Natur genannt? Es ist das kein Genre. Die Männer der Wissenschaft verleugnen es, die zukünftigen Schöngeister werfen es zur Reiseliteratur, und der Verfasser kommt noch gut weg, wenn er wenigstens nicht mit Gsell-Fels und Baedeker auf ein Bücherbrett gestellt wird. Dem Schicksal solcher Vergesellschaftung ist nun freilich Noé nicht entgangen. Aber ich halte gerade dieses nicht für beklagenswert. Denn wenn ich auch davon absehe, daß Noé manches Büchlein in die Welt hat gehen lassen, das bestimmt war, fremden Wandersleuten Führerdienste zu tun, wenn nicht in Städten und Gasthäusern, so doch auf Bergfahrten und [4] in Raststätten — so betitelt sich eine 1892 veröffentlichte Sammlung von Schilderungen aus den Ostalpen —, so ergänzen doch sicherlich alle seine Darstellungen die rein praktischen Zwecken dienenden Reisehandbücher, indem sie Gesehenes oder zu Sehendes geistig und gemütlich vertiefend deuten und erklären. Ich bin auch überzeugt, daß Noé nichts gegen eine Art von Popularität einzuwenden gehabt hätte, die den Baedeker in der einen und den Noé in der andern Tasche der Reisejoppe trug. Aber das Üble war, daß Noé seine Bücher überhaupt auf sehr wenigen Bücherbrettern stehen und von sehr wenigen Reisenden tragen sah. Seine Lebensuhr ging rascher als der Zeiger seines Ruhmes; während er sehr langsam bekannt wurde, neigten sich seine Tage dem Ende zu. Manchem, der zu des Dichters Lebzeit sich an seinen Schriften erfreut hat, gereicht es nun vielleicht zur Genugtuung, in dem besprochenen Schriftchen sich eine Erinnerung an Noé zu erwerben und damit das Denkmal zu fördern, das eine verspätete Dankbezeigung ist.

---

[1] Zur Enthüllung des Heinrich Noé-Denkmals in Bozen.

Münchner Neueste Nachrichten vom 26. August 1899. Nr. 391, Vorabend-Blatt, S. 1.

[Absendung nicht vermerkt.]

Ehe der Name Heinrich Noé ein literarischer Name wird, der von jenseit der Gegenwart mit rasch abnehmender Deutlichkeit herüberklingt, versuchen wir es, uns noch einmal die Gestalt und das Wesen dessen, der Noé war, vor Augen zu rücken. Man enthüllt am 26. August in

Bozen sein Denkmal. In diesem Falle bedeutet die Enthüllung des Marmorbildes noch nicht die Verschleierung der lebendigen Erinnerung. Das Denkmal ist aus der Verehrung derer entstanden, die mit Noé gelebt und ihn genau gekannt haben.

Es liegen nur zwei Jahre zwischen dem Tode Noés und dem Noé-Denkmal. Unzählige werden sich im Anblick des Marmorbrustbildes, über dem Zedern mit Eichen zusammenrauschen, an den Mann erinnern, in dessen Gestalt und Mienen diese seltsame Verbindung von Herbe und Weichheit, von Stürmen und Sinnen eindruckvollst gelebt hat. Noch gibt es Viele, die ihn zwischen den ewigen Bergen hinschreiten sahen, Fragen nach dem Ewigen dieser Berge und der ganzen Natur in dem großen dunklen Auge. Dieser Blick schweifte beständig fragend von der Pflanze und dem Kieselstein am Bach bis zu den Schneegipfeln und den fernsten Sternen. Und wo er Menschen fand, die ihm fragwürdig bedünkten, wußte er mit derselben Liebe ihr Trachten für die nächste Stunde, wie ihr Hoffen für die Ewigkeit zu erfahren. Geistig verkehrte er mit den Dichtern und Denkern aller Zeitalter auf dem Fuße der Gleichheit; im Leben, das ihn umgab, beschäftigte er sich am liebsten mit den Menschen, die in der Gesellschaft dasselbe sind wie die Kieselsteine und die kleinen Pflanzen ganz unten am Boden. Die eigene Religion, die er sich keineswegs zusammengedacht hatte, sondern die in ihm aus unablässigem Studium der Natur und des Menschenlebens emporsproßte und aufblühte, stand auf zwei tiefen Wurzeln; die eine hieß: Naturverehrung bis zum rastlosen Untertauchen im Strome des ewigen Werdens und Vergehens, die andere: Mitleid mit allen Armen und Gedrückten. »Mitmensch« war für ihn kein hohles Wort; aber ebenso wenig gab es in seinem Denken und Fühlen eine Grenze zwischen einem Reiche der Menschen und einem Reiche der Natur. Mitgeschöpf bedeutete für Noé noch mehr als Mitmensch. Daher sind auch seine vielgerühmten Naturschilderungen nicht Zeichnungen einzelner Szenen nach der Natur, sondern Darstellungen des Einen und des Ganzen der Natur, und des Einen im Ganzen. Und deswegen stehen seine Schilderungen aus dem Menschenleben, besonders der Alpenländer, so fest auf dem Boden, wie wurzelnd, und ragen zugleich in ein Jenseits hinein, das für Noé nicht streng getrennt vom Gegenwärtigen und Gegenständlichen bestand. Ein religiöser Zug geht durch alles, was Noé geschrieben hat, kein kirchlicher zwar, aber ein dem Grunde aller Religionen tiefverwandter. Mechanische Erklärungen der Naturerscheinungen interessierten ihn ungemein, aber ihre Wege bedeuteten nur kurze Abschnitte seines eigenen Weges; er ging mit ihnen bis zu der mechanischen Ursache, und dann schwang er sich zu ganz anderen Höhen auf, von wo er den Geist in der Natur erblickte. In der Natur ein kunstvolles Räderwerk anzustaunen, lag ihm so fern wie möglich. Nur das Bild einer gewaltigen Dichtung konnte seiner Vorstellung von der Welt der Natur und der Menschen entsprechen. In der Fähigkeit, diese Dichtung wenigstens bruchstückweise zu ver-

stehen, lag für ihn das Göttliche im Geiste des Dichters, das dem großen Schöpfergeiste Verwandte.

Mit einer so großen Auffassung, die man in seinen Werken früh sich verkünden hört, aber nur langsam sich zu voller Klarheit durchringen sieht, vor die Aufgabe gestellt zu sein, Reiseführer zu schreiben, das ist es, was Noés Leben einen tragischen Zug verlieh. Darin liegt aber auch der Reiz seiner Werke, die im rasch veraltenden Gewande einer sehr praktischen Bestimmung Ewiggültiges verkünden. Noé ist äußerlich zu einer vielseitigen und vielerlei schaffenden Tätigkeit herabgestiegen; innerlich aber stand er hoch über dieser Arbeit. Er hat die Literaturgattung der Reiseführer und der Wanderskizzen veredelt. Er wollte es zuerst; später, als er es vielleicht nicht mehr wollte, mußte er es; denn sobald er anfing, Gesehenes und Erfahrenes zu berichten, vermochte er es nur als Dichter und Denker zu tun. Es ist indessen nicht bloß den äußeren Umständen zuzuschreiben, daß Heinrich Noé nicht zur Schöpfung eines großen, völlig abgeschlossenen Werkes kam. Der Denker lag bei ihm mit dem Dichter im Kampfe. Die Strahlen seiner Gedanken zersprühten in eine Masse von Funken, so wie sie auf die Wirklichkeit trafen. Man geht durch seine Werke wie durch reichbetaute Wiesen, wo in tausend Tropfen tausend Sterne leuchten.

Sollte daher nicht das zweite Werk der Pietät, nach dem Denkmal aus Marmor, das literarische Denkmal sein, das uns die Weltauffassung Noés aus der Fülle seiner vielzerstreuten Schriften mit zahlreichen Belegen seiner herrlichen Schilderungskunst wieder aufbaute?

Ratzel.

---

[1]

Bruno Hassenstein †.[1]

Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Supan. 48. Band 1902. Gotha. Vorwort zu Heft XII, S. 1—5.

[Abgesandt am 30. Nov. 1902.]

In Bruno Hassenstein ist am 27. August d. J. der bedeutendste Schüler und Nachfolger August Petermanns von uns geschieden. Als kartographischer Lehrling hat er 1855 bei Petermann Routenaufnahmen von Heinrich Barth konstruiert, und seine letzte große Meisterarbeit waren die Karten zu Sven Hedins erster zentralasiatischer Reise; so hat er die geographische Entdeckungsarbeit von vier Jahrzehnten tätig begleitet. Sein Name wird immer mit den Namen der großen Entdecker, besonders der Deutschen, genannt werden, die in diesem Zeitalter die weiten, noch dunkel gebliebenen Gebiete Innerafrikas, Innerasiens, Australiens und der Polarregionen entschleierten; was sie aus weiten Bezirken zusammentrugen, hat er in engem Kreis kartographisch verarbeitet und dargestellt.

Bruno Hassenstein wurde am 23. November 1839 in Ruhla geboren, wo sein Vater als Arzt wirkte; er besuchte die dortigen Schulen, ohne sich besonders auszuzeichnen: seine Fortschritte in den alten Sprachen waren gering, Beobachtung der Natur, wozu ihn sein Vater, ein Kenner und Sammler thüringischer Mineralien, anleitete, und Zeichnen zogen ihn viel mehr an. Aus der Quarta heraus kam er mit 15 Jahren in das Geographische Institut zu Gotha, das damals unter der Leitung desselben Bernhardt Perthes (des Älteren), dem auch die Berufung August Petermanns zu verdanken war, einen frischen Aufschwung nahm; im August desselben Jahres, in dem H. nach

---

[[1] Vgl. hierzu den Artikel im VII. Bande von A. Bettelheims »Biographischem Jahrbuch und Deutschem Nekrologe«, S. 29—32. Der Herausgeber.]

Gotha kam, siedelte Petermann von London nach Gotha über, und H. trat bald in ein näheres Verhältnis zu beiden Männern. Dankbar erinnert er sich an die Freundlichkeit, mit der Bernhardt Perthes ihn aufnahm, und ein Reißzeug, daß dieser ihm in Anerkennung seines Eifers im Kartenzeichnen schenkte, hat er immer in Ehren gehalten; daß dieser humane Mann schon 1857 starb, hat H. als einen schweren persönlichen Verlust empfunden. Petermann bildete den jungen H. zu seinem Schüler heran. Damals machte mancher Kartograph, der später rühmlich bekannt geworden ist, seine Schule im Geographischen Institut zu Gotha. Kurz nach H. traten Debes, Amthor ein, später Welcker, Habenicht, Friederichsen u. a. Von allen blieb indessen H. seinem Meister und dessen Unternehmungen und Plänen am engsten verbunden. Es spricht für H.s früh aufkeimendes Talent, daß Petermann ihn nach kurzer Zeit zu wichtigen Arbeiten heranzog. In der Einleitung zu seinem Aufsatz über die kartographischen Arbeiten Dr. W. Junkers 1877—86 im 93. Ergänzungsheft erzählt H., wie er von 1855—57 das Glück gehabt habe, sich an der ebenso mühevollen wie dankbaren Beschäftigung einer Konstruktion und Kartenkompilation der Barthschen Routenaufnahmen zu beteiligen. Petermann aber schrieb in dem Vorwort zu der großen Monographie »Innerafrika nach dem Stand der geographischen Kenntnis in den Jahren 1861 bis 1863«: »Bei der Bearbeitung der mühevollen Karte habe ich mich der Hilfe meines mir seit neun Jahren zur Seite stehenden Freundes B. Hassenstein (den ich das Glück habe, meinen Schüler zu nennen) zu erfreuen gehabt, ohne dessen mehrjährigen Fleiß meine Idee nicht hätte ausgeführt werden können.« Das ist das schönste Zeugnis für das Wirken des jungen Kartographen. Nur muß man hinter dem Wort Karte einschalten »und des nicht minder mühevollen Mémoires«; denn gerade dieser Text von 50 Seiten ist unzertrennlich mit der Karte verbunden und zeigt nicht minder Wissen und Können, allerdings aus der Schule Petermanns.

Daß H. selbständig zu arbeiten begann in einer Zeit, wo der Kartographie die Aufgabe gestellt ward, den ununterbrochen auf einander folgenden neuen Länder- und Meeresentdeckungen zur Seite zu bleiben, unter Umständen auch wegzeigend vorauszugehen, hat seine Lebensaufgabe bestimmt und ihn, gleich Petermann, zum selbständigen wissenschaftlichen Mitarbeiter eines Barth, Speke, Schweinfurth, Junker gemacht. Petermann stellte der Karte angesichts dieser Entwicklung, die an die großen Zeiten des 16. Jahrhunderts erinnerte, Aufgaben, die im Grund über ihr Ziel hinausgingen, aber gerade so recht geeignet waren, die Begeisterung eines jungen Kartographen für seinen Beruf und die Vorstellung von der Wichtigkeit desselben zu steigern. »Die topographische Aufnahmekarte ist das Höchste, was die Erdkunde hat, indem sie die genaueste Abbildung der Erdoberfläche gibt und darum wiederum die beste Basis für alle Kenntnis« ist ein Satz, den man nicht ganz unterschreiben wird; aber in jener Zeit, wo in der Tat die

Karte einmal das geeignetste Mittel war, um die Ergebnisse zahlloser neuen Aufnahmen aufzunehmen, zu ordnen und übersichtlich darzustellen, zugleich aber auch das beste Werkzeug zu ihrer Prüfung und zur Hinführung auf die Punkte, die noch im Dunkel oder doch im Zweifel standen, hatte er eine gewisse Berechtigung. H. hat eben aus dieser Auffassung der Karte heraus mit so vorzüglichen Werken jene Entdeckungen der 60 er und späterer Jahre begleitet, für die in der Tat eine liebevolle [2] und genaue Darstellung ihrer zum Teil noch unfertigen Ergebnisse von der größten, klärenden und anleitenden Bedeutung werden mußte. Er selbst war sich darüber vollkommen klar, was in dieser Zeit die Karte sein konnte und mußte. In der Einleitung zu der Zehnblattkarte von Innerafrika von 1862 klagte er über die Widersprüche in den Angaben der Reisenden, die ihn genötigt hätten, in manchen Fällen zwischen der einen oder der andern Autorität zu wählen. »Indessen«, fügt er hinzu, »kam uns gerade die Niederlegung der Nachrichten auf der Karte sehr zu statten; denn dadurch läßt sich mit ungleich größerer Sicherheit das Bessere von dem Irrtümlichen unterscheiden, als durch bloßes Nachforschen über die Quellen, aus denen geschöpft worden, über die Persönlichkeit des Berichterstatters, die Zuverlässigkeit seiner Arbeiten überhaupt etc., und außerdem haben wir, soweit es anging, die verschiedenen Angaben nebeneinander eingetragen, um damit sogleich auf die bestehenden Differenzen hinzudeuten und zu ihrer Erledigung anzuregen. Hierdurch hat unsre Karte einen von dem der meisten andern wesentlich verschiedenen Charakter erhalten; wir möchten sie eine literarische nennen, weil sie zwar das nach unserm Ermessen Richtigste hervorhebt, daneben aber abweichende Angaben über die Namen und Lage der Orte, den Lauf der Flüsse, die Wohnsitze der Volksstämme etc. berücksichtigt, eine Menge Quellennachweise und schriftliche Notizen, sowie viele Namen enthält, über deren Lokation nichts zu ermitteln war . . . . Durch ihren eigentümlichen Charakter möchte sie den Reisenden und der Geographie von erhöhtem Nutzen sein. Sie wird die Aufmerksamkeit der Reisenden auf manches hinlenken, was ihnen sonst entgangen wäre, durch die Unterscheidung des Bekanntern von dem ganz Unbekannten und Zweifelhaften zu Forschungen anregen, eine Menge Anhaltspunkte für einzuziehende Erkundigungen bieten, zur Kritik der verschiedenen Nachrichten auffordern und die Wiederholung schon ausgeführter Arbeiten verhüten.« Die erste große Arbeit H.s erschien 1861 als 5. Ergänzungsheft zu den Geographischen Mitteilungen: Ostafrika zwischen Chartum und dem Roten Meer bis Suakin und Massaua. Eine vornehmlich zum Verfolg der v. Heuglinschen Expedition bestimmte Karte. Unter Dr. A. Petermanns Leitung ausgeführt und mit einem Mémoire begleitet von Bruno Hassenstein. Die Karte in dem für diese Gebiete damals ungewöhnlichen Maßstab von 1 : 1 500 000, die auch einige Eintragungen von Petermann enthält, zeigt die Gründlichkeit, die kritische Verfügung über eine reiche Lite-

ratur und die Klarheit, die alle späteren Arbeiten H.s auszeichnet. Damals war die geographische Lage von Hauptorten dieses Gebietes, wie Chartum, Massaua, Suakin noch streitig, und für den ganzen Raum der Karte vom 19. bis 14.° N. B. und 33. bis 39.° Ö. L. lagen nur zwei durch Gissung bestimmte Wege von Burkhardt und Sapeto vor; alle übrigen mußten nach allgemeinen Angaben eingetragen werden, für die eine sehr reiche Literatur herangezogen ist; besonders sind die Schriften der Missionare, zum Teil entlegene, benützt. Die vorher zwischen 270 und 465 m schwankende Seehöhe von Chartum wird in dieser Arbeit einer gründlichen Prüfung unterworfen, welche ziemlich nahe an die Höhenzahl 385 m gelangt, die wir heute für den Nil bei Chartum ansetzen. — Eng an diese Arbeit schließt sich die große Karte von Innerafrika in 1 : 2000000 (zehn Blätter) an, das erste Werk dieser Art, die mit einem Mémoire von H. und einer größern Anzahl Reiseberichte, geographischer und ethnographischer Monographien den 2. Ergänzungsband der Geographischen Mitteilungen füllt. Wenn auch, wie es in der Natur des Gegenstandes liegt, Petermann einen großen Teil an dieser Karte hat, deren Gebiet damals sozusagen noch seine Domäne war, so hat er doch selber im Vorwort den »mehrjährigen Fleiß« seines Schülers und Freundes rühmend genannt, ohne dessen Hilfe dieses große Werk nicht hätte vollendet werden können. H. war damit in die Literatur eingeführt; ein großer Teil seiner Arbeit in den nächsten Jahren bestand in Ergänzungen und Umarbeitungen von Teilen dieses seines »Meisterstücks«. Nicht bloß für Petermann und H. ist dieser 2. Ergänzungsband ein Ehrendenkmal — er gehört zu den Werken, die das Zeitalter der heroischen Anstrengungen und großen Entdeckungen in der afrikanischen Geographie bezeichnen und auszeichnen. H. beschäftigte sich auch in den folgenden Jahren hauptsächlich mit Afrika. Er konstruierte nach den Aufnahmen der Deutschen Expedition von 1861—62 die vier Karten, die den Bericht von 1864 begleiten; sie tragen die Beischrift: Entworfen von A. Petermann, bearbeitet und gezeichnet von B. Hassenstein. H.s dem Bericht beigegebene »Bemerkungen zu den Karten« sind eine Art von Vervollständigung des Mémoires zur Karte von 1861. In gleicher Weise ist die 1865 ebenfalls in den Ergänzungsheften erschienene Karte nebst »Bemerkungen« zur Reise des Fräuleins Tinne im westlichen Nilquellgebiet eine Ergänzung zur Zehnblattkarte von Innerafrika.

Unterdessen hatte H. unter Petermanns Leitung eine große Anzahl von kleinern Karten für die Geographischen Mitteilungen gezeichnet; während aber seit dem Jahrgang 1858 ebensowohl afrikanische als [auch] australische und amerikanische Gebiete von ihm bearbeitet worden waren, konzentrierte er seit dem großen Aufschwung der Afrikaforschung, der immer neues Material nach Gotha lieferte, seine Tätigkeit fast ganz auf Afrika. Vom Jahrgang 1862 an tragen alle Afrikakarten, die den Titel »von A. Petermann« führen, den Vermerk: »bearbeitet von B. Hassenstein«. Ganz als sein Eigentum sind nur wenige genannt, da-

runter das wertvolle Blatt Die Flußgebiete des Binuë mit Berücksichtigung der ethnographischen Verhältnisse (1863) und das Blatt Gebiet der Schneeberge Kilima-Ndjaro [3] und Kenia in Ostafrika; zu beiden veröffentlichte er »Bemerkungen« im Text der Geographischen Mitteilungen. Den Schneebergen Ostafrikas ist H. von hier an mit besonderer Neigung zugetan geblieben. Das ist übrigens nur ein Ausdruck der Vorliebe, mit der er auf dem Boden Ostafrikas sich bewegte, dem auch die 1866 erschienene Karte der Wege zwischen Berber und Suakin angehört. 1865 zeichnete er die Originalkarten zu Rohlfs' Reisen von Marokko nach Tuat und durch Tuat und Tidikelt, die ebenfalls mit »Bemerkungen« in den Geographischen Mitteilungen erschienen. Die Übersichtskarte der Rohlfsschen Reise von 1861—65 zeichnete an seiner Stelle Friederichsen. H. war nämlich 1866 nach Berlin übergesiedelt, ohne indessen die freundschaftlichen Beziehungen zu Petermann aufzugeben, der in der Einführung des v. d. Deckenschen Reisewerkes (1868) seinem Schüler warmes Lob erteilt. Trotz der Anregungen, die ihm der Verkehr mit Fachgenossen — H. Kiepert ist er merkwürdigerweise nicht nähergetreten — und in der Gesellschaft für Erdkunde bot, ist H. in Berlin nicht warm geworden. Für die Zeitschrift dieser Gesellschaft arbeitete er die Karte der deutschen Kolonien in Rio Grande do Sul mit Dr. Hensels Reiseroute und eine Karte des Patagonischen Küstenlandes, die als Tafel 3 und 4 im Jahrgang 1867 erschienen. Mechanisch beschäftigte ihn wohl am meisten die Zeichnung eines systematischen Schulatlas von 8 Tafeln im Auftrag des Amerikaners Fay: der Atlas wurde auch in Berlin gedruckt. Geistig lebte er in v. d. Deckens Reisewerk, das damals Otto Kersten herauszugeben begann. H. zeichnete für dasselbe im ganzen 11 Karten mit einer ganzen Anzahl von Nebenkärtchen. Man sieht es diesen Karten und Plänen an, daß sie einer hingebenden Arbeit entstammen. H. hat wohl selten seiner Neigung, der Konstruktion und Kombination, der Verarbeitung des Rohstoffs der Aufnahmen und Aufzeichnungen sich so frei widmen und auch einer geschmackvollen Ausführung so ohne alle Rücksicht auf die Kosten erfreuen können wie hier. Mit welchem Behagen mag das Auge des Künstlers H. auf dem Blatt Réunion oder Kilima-Ndjaro oder auf der musterhaft schön ausgeführten Übersichtskarte des mittlern Ostafrika und der ostafrikanischen Inseln in 1 : 7500000 geruht haben! Es ist leider nicht zu bezweifeln, daß H.s Karten mit dem ganzen schönen Werk das Schicksal früher Vergessenheit erfahren haben, wozu die Verspätung des Erscheinens der letzten Bände beigetragen hat. Wir haben leider aus dem Nachlasse des Herausgebers Otto Kersten nicht die Briefe und Entwürfe H.s über dieses Kartenwerk erhalten können; doch ist es wahrscheinlich, daß H. die letzten vier Karten viel später als die anderen gezeichnet hat: sie wurden erst 1871 veröffentlicht.

H. scheint in Berlin vor allem auch nicht die materiellen Vorteile gefunden zu haben, die er sich erwartet haben mochte. Er kehrte

1868 nach Gotha zurück und nahm seine Tätigkeit im Geographischen Institut wieder auf. Die erste große Arbeit H.s nach der Rückkehr aus Berlin war die Zeichnung einer großen Anzahl von Karten zu Spruners und Menkes Historischem Atlas des Mittelalters und der Neuzeit. Von den 90 Karten des Atlas gehören ihm nicht weniger als 39 durch selbständige Bearbeitung (6, 8, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 50, 54, 57, 62) oder durch Zeichnung nach fremden Angaben oder durch Mitarbeit. Sein Anteil an den Karten der Geographischen Mitteilungen ist in diesen Jahren gering. Petermann bediente sich in den Karten der ersten 70er Jahre, die großenteils autographisch herauskamen, weil die Berichte den sich drängenden Entdeckungen rascher folgen sollten, sowohl für Afrika und Australien als für die damals besonders ergiebigen Nordpolargebiete der Hilfe Habenichts und Hanemanns, später Peips, Koffmahns und Domanns. Nur für Kleinigkeiten, die ihm besonders nahe lagen, wie Tafilelt (1872), finden wir in dieser Zeit H.s Name genannt. Das änderte sich nach dem Tode Petermanns 1878. H. übernahm nun tatsächlich die Leitung des kartographischen Teils so, wie Wichmann die »Entdeckungsgeographie« behandelte, während Behm als Redakteur zeichnete. Von da an begegnen wir H. sehr häufig als Verfasser von Karten der Geographischen Mitteilungen, deren Ausführung in den meisten Fällen C. Schmidt zufiel; gleich 1879 der ersten Karte der Junkerschen Reise, 1881 derjenigen von Emin Pascha, die ebenso wie die in diesem Jahr erschienene Karte der Umgebung von Tokio den Beginn einer langjährigen Beschäftigung mit dem betreffenden Gebiete bezeichnet; er redigierte manche kleinere Karte asiatischer, besonders auch zentralasiatischer, australischer und selbst arktischer Länder; aber seine bedeutendsten Leistungen liegen auch jetzt auf dem afrikanischen Gebiet. Die Vielseitigkeit, die Petermann in seinen letzten Jahren entfaltete, erreichte H. scheinbar nicht; das liegt aber zum Teil an der Äußerlichkeit, daß jener seinen Namen auf den Titel der Karte setzte, während H. sich mit einem »redig. von B. Hassenstein« begnügte. Doch hat ohne Frage das geringere Interesse H.s (und Behms) an der Polarforschung dazu beigetragen, daß gleich nach Petermanns Tod die lebhafte Behandlung derselben in den Geographischen Mitteilungen einem viel kühlern Tempo Platz machte. Als nach dem Tod von Behm die Redaktion der Geographischen Mitteilungen Ende 1884 an Supan übergegangen war, übernahm H. von Anfang 1885 an die Redaktion aller Karten selbständig, lieferte indessen auch eigene Konstruktionen und leitete noch besondere kleine Werke, wie die vier 1885 bei Perthes erschienenen Kolonialkarten. Bei der Zehnblattkarte von Afrika in 1 : 4000000, die 1886 gewissermaßen als neue, vermehrte und verbesserte Ausgabe der Karte von Innerafrika von 1863 veröffentlicht wurde, ist er nicht mit tätig gewesen. Dagegen erschien 1889 als Begleitung des Junkerschen Berichts eine Vierblattkarte in 1 : 750000, [4] die neben Junkers auch H.s Name trägt. H. hat eingehende Bemerkungen dazu im 93. Ergänzungsheft veröffentlicht,

aus denen man die Freude herausliest, mit der er sich der Verarbeitung der ausgezeichneten Beobachtungen Junkers widmete. In diese Karte hatte er ältere und neuere Aufzeichnungen Emin Paschas mit hinein gearbeitet. Bohndorfs Bericht aus demselben Gebiet hatte er 1885 selbständig verarbeitet. 1891 gab er Kartographische Bemerkungen zu Wissmanns zweiter Durchquerung von Afrika 1886—87, 1894 im 111. Ergänzungsheft ebensolche zu O. Baumanns Karte des nördlichen Deutsch-Ostafrika, 1896 eine Gebirgskarte Zentralasiens zu Futterers Reisen im 119. Ergänzungsheft; einzelne Karten seiner ostafrikanischen Lieblingsgebiete zeichnete er 1890 und 1894 zu den Reisewerken von Hans Meyer und Oskar Baumann. Sein letztes großes Werk waren die sechs Karten, die das 131. Ergänzungsheft, eins der wertvollsten der langen Reihe, Sven Hedins Geographisch-wissenschaftliche Ergebnisse der Reisen in Zentralasien 1894—97, begleitete. Die Bemerkungen zu diesen Karten am Schluß des Bandes sind mit derselben Vertiefung in die Natur des Geländes und in die Literatur ausgearbeitet, wie sie sonst H. seinem afrikanischen Lieblingsgebiet zugewendet hatte. In den Anfang dieses letzten und fruchtbaren Abschnittes seiner Tätigkeit fällt H.s Atlas von Japan (7 Blätter in 1 : 1000000 und eine Übersichtskarte in 1 : 7500000, 1887), von dem der beste deutsche Japankenner J. J. Rein in seinem Referat im Literaturbericht der Geographischen Mitteilungen (Bd. XXXIII) rühmt, daß sein Verfasser das neue Quellenmaterial kritisch studiert und verwertet, sorgsam und technisch geschickt zur Darstellung gebracht habe. Die Geländezeichnung nannte er ganz vortrefflich und fand, daß die neue Karte darin, wie auch in der horizontalen Gliederung des formenreichen Insellandes, viele Verbesserungen bringe. Besonders rühmte er auch die sorgfältige Namenschreibung. Das ist übrigens ein Vorzug, an dem man manche H.s Karte erkennen kann; denn H. behandelte die Orts- und Völkernamen als einen wesentlichen Bestandteil der Karte, dessen kritisch-gründliche Darstellung er geradeso als Pflicht des wissenschaftlichen Kartographen auffaßte wie die genaue Lage und Form der Flüsse, Berge und Städte. Die Unterschiede der Schrift behandelte er mit feinem Gefühl nicht bloß als ein Mittel zur Auseinanderhaltung von Abstufungen der Größe u. dgl., sondern er wußte die Schriftarten der Geländezeichnung so anzupassen, daß sie die Harmonie des Bildes nicht störten. Sein Lehrer Petermann hätte am liebsten ganz schriftlose Karten gegeben, die nur durch Umriß- und Geländezeichnung wirken sollten; es entsprach H.s Natur, die unvermeidliche Schrift ästhetisch-wissenschaftlich in das Kartenbild einzupassen. Hs. Japankarte ist bis auf den heutigen Tag die beste Darstellung dieses Landes in einem so übersichtlichen Maßstab. Schade, daß es ihm nicht vergönnt war, in ähnlicher Weise jene Teile Afrikas zu bearbeiten, die ihm so gut bekannt waren und für die er eine Art von Zärtlichkeit hegte. Aber dafür war es allerdings zu früh. H. hat auch noch in den 90er Jahren daran gedacht, die Ruhe und das Material für solche Arbeiten etwa in Berlin zu finden; aber es blieb

bei dem Wunsch. Seinem warmherzigen Empfinden stand Süddeutschland näher als der Norden, und er hätte es für ein großes Glück geschätzt, in München leben zu können, wo auch seine künstlerischen Neigungen Nahrung gefunden hätten. Aber seine Stellung in Gotha war so beschaffen, daß er nicht erwarten durfte, irgendwo in der Welt eine entfernt ähnliche zu finden. Er war nun einmal mit dem Geographischen Institut und seinen Mitteilungen verwachsen. Er empfand es manchmal als einen Zwang, daß er wie ein Baum in diesem Boden wurzelte, und sprach von der Tragik eines Lebens, das sich mit der ganzen Welt beschäftigt und in ein kleines Städtchen gebannt ist. Aber im Dankschreiben für den Göttinger Ehrendoktor (1887) weist H. »einen wesentlichen Anteil der ihm zuerkannten Auszeichnung« dem Perthesschen Institut zu, das er als »wissenschaftliche« Verlagsanstalt rühmt. Wenn es auch immer wieder Momente gab, wo er zweifelte, ob gerade seine Tätigkeit dem »Geschäft« genügen könne, so ist er doch dem Geographischen Institut fest verbunden geblieben. H. übersah manchmal, daß so, wie sein Leben in frühern Jahren von den Wellen der warmen, ja enthusiastischen Teilnahme weiter Kreise an den Geographischen Entdeckungen emporgetragen worden war, er notwendig auch das Ebben dieser Teilnahme mitempfinden mußte. Die Geographischen Mitteilungen erfuhren langsam eine große Umwandlung: in den 60er Jahren hatten sie sich einer gewissen Popularität erfreut, man konnte sie geradezu zu den Organen der nationalgesinnten und weitblickenden gebildeten Deutschen rechnen, ihre Verbreitung war damals entsprechend gewachsen; nach dem Tod von Petermann wurden sie mehr und mehr eine rein wissenschaftliche geographische Zeitschrift, ihre Verbreitung und ihr Ansehen wuchs vielleicht noch im Ausland, aber auf deutschem Boden strebten andre geographischen Organe neben ihnen empor, und Gotha hörte auf, der Mittelpunkt zu sein, wo die geographischen Aufnahmen und Berichte aus der ganzen Welt zusammenströmten. Die Kolonialbewegung machte aus Berlin ein offizielles geographisches Zentrum, und die Berliner Gesellschaft für Erdkunde wurde von der Mitte der 70er Jahre an eine der tätigsten geographischen Vereinigungen. Da mochte H., der in der schönsten Zeit der Entdeckungsgeographie groß geworden war, sich manchmal für überflüssig halten, sich als ein altes, abgenutztes Inventarstück bezeichnen u. dgl. mehr. Aber gleich fiel ein Lichtblick herein, wenn er wieder einmal so recht aus dem Vollen heraus für die Karte [5] eines Gebiets schaffen konnte, das bisher kartographisch nahezu Terra incognita gewesen war. Der Verkehr mit den bedeutendsten Forschungsreisenden, die Vertiefung in ihre Tagebücher, Skizzen und Sammlungen hatten für ihn viel Erfreuliches und erfrischten ihn, wenn ihn auch noch körperliches Leiden bedrückte. So wie früher mit den Reisenden der Generation von Heuglin, Beurmann, Rohlfs, Kersten, stand er jetzt mit Junker, Emin Pascha, Hans Meyer, Baumann, Sven Hedin in freundschaftlichem Briefwechsel, in

dem die speziellsten Fragen der Kartenkonstruktion ebenso gründlich besprochen wurden wie zweifelhafte Orts- oder Völkernamen, und in dem auch H.s naive Freude an naturhistorischen oder ethnographischen Neuigkeiten und Sammlungsgegenständen und Bildern sich unbefangen äußerte.

H. hatte nichts von der Beweglichkeit des Geistes, die sich äußerlich als Rührigkeit bis zur Rastlosigkeit äußerte, von der Kühnheit und dem Schwung der Entwürfe und der Energie seines unermüdlich planenden und agitierenden Lehrers. Ihn zeichnete dagegen vor Petermann das Bestreben nach gründlicher Erfassung jeder Aufgabe und Vertiefung in ihre Lösung aus, die nicht nachließ, bis er das möglichst Beste in Stoffsichtung, Entwurf und Zeichnung bieten konnte. Als wissenschaftlich verarbeitender Kartograph ist er über Petermann hinausgewachsen; aber gerade diese Verschiedenheit gab dem Zusammenwirken beider eine Kraft und Dauer, die der einzelne nicht erreicht haben würde. Außerdem hatte H. eine Eigenschaft, die ihm vor manchen Fachgenossen einen Vorsprung gab: er war ein geborener Sammler. So wie er Naturgegenstände, Ethnographica, Bilder jeder Art zusammentrug, begann auch alle seine Arbeiten die nimmer müde Sammlertätigkeit; aus ihr gingen die gewaltigen Vorarbeiten hervor, die er jeder vorauszuschicken pflegte; daher auch die erstaunliche Literaturkenntnis, besonders in seinen früheren Schriften zu afrikanischen Karten. Daran schlossen sich dann, nach dem Ausspruch von Hermann Wagner, Gewissenhaftigkeit und strengste Kritik, Skeptizismus gegen vage Erkundigungen oder mangelhafte Beobachtungen. Von allen diesen Eigenschaften war ja dann dem fertigen Werk wenig anzusehen; denn das liegt in der Natur der kartographischen Leistung, daß der Gelehrte und Künstler, der im Kartographen arbeitet, fast ganz hinter seinem Werk verschwindet. H. hat sich wohl eben deshalb nicht immer hinreichend belohnt gefühlt. War er auch kein Mann der Öffentlichkeit, so war er doch nicht unempfindlich für ihre Ehren; dazu war er ein viel zu natürlicher und ungekünstelter Mensch. Er hat sich vielmehr herzlich gefreut über den Ehrendoktor der Universität Göttingen, über die 1891 verliehene Karl Ritter-Medaille der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und über die Ehrenmitgliedschaften vieler geographischen Gesellschaften, vielleicht noch mehr über die Auszeichnungen des Geographischen Instituts auf so mancher geographischen Ausstellung, von denen er wohl wußte, daß ein gutes Teil davon seiner Mitarbeit galt. Aber diese äußeren Erfolge waren für H. im Grund doch Nebensache. Die Vertiefung in eine kartographische Aufgabe, die damit verbundenen literarischen Sammlungen und Studien, der persönliche, bis an sein Ende rege und ungemein ausgedehnte briefliche Verkehr mit weltkundigen Reisenden, endlich die möglichst klare Herausgestaltung der Karte eines problematischen Gebiets: davon hatte er die Freude, mit der ein Künstler sein Werk wachsen und sich abrunden und Beifall finden sieht.

Hassenstein war von schlankem, fast schmächtigem Wuchs, mittelgroß; seine lebhaften, bis in späte Jahre elastischen Bewegungen, die frische Farbe und hinter Brillengläsern hell vorblickende Augen des rundlichen Gesichts gaben ihm etwas Jugendliches. Doch war seine Gesundheit nicht kräftig, und sein Körper litt früh von der sitzenden Lebensweise seines Berufes. Bildnisse von H. findet man in der Illustrierten Zeitung vom 4. September 1902 und in der Deutschen Rundschau für Geographie 1902.

F. Ratzel.

[346]

Emin Pascha.[1]

Allgemeine Deutsche Biographie. Achtundvierzigster Band. Leipzig 1904. S. 346—353.

[Abgesandt am 18. März 1903.]

Emin Pascha (Eduard Schnitzer), Afrikaforscher, Arzt und ägyptischer Regierungsbeamter, geboren am 28. März 1840 zu Oppeln i. Schlesien von jüdischen Eltern, † durch arabische Mörder am 23. Oktober 1892 zu Kinene im oberen Kongogebiet. Der Vater, Kaufmann, starb 1845 zu Neiße; ebendort wurde der Sohn 1846 getauft und 1855 protestantisch konfirmiert, hier besuchte er das Gymnasium, und von hier ging er 1859 zum Behuf medizinischer Studien nach Breslau, später nach Berlin und Königsberg. Er machte sein Doktorexamen, kam aber nicht dazu, die medizinische Staatsprüfung zu machen, sondern ging 1864 über Triest nach Antivari in Albanien, wo er 1865 eine Stelle als Quarantänearzt fand, daneben auch halbpolitische Missionen ins Innere, in die Herzegowina und Montenegro ausführte und eifrig Sprachstudien oblag; er mochte hoffen, mit der Zeit in den türkischen diplomatischen Dienst übertreten zu können. 1870 siedelte er nach Skutari über, wo sich mit der Frau des Gouverneurs Ismail Hakki Pascha ein Verhältnis knüpfte, das ihn in den folgenden Jahren nach allen den Orten: Konstantinopel, Trapezunt, Janina, führte, wo Ismail Hakki Pascha als Gouverneur oder in der Verbannung weilte. Nach dem Tode des Paschas hat E. die Witwe als seine Frau ausgegeben; es scheint aber nie zu einer Heirat zwischen beiden gekommen zu sein. In Trapezunt führte er den Namen Dr. Hairullah Effendi, scheint eine ausgedehnte Praxis gewonnen zu haben und rühmt sich, dort des Türkischen und Arabischen mächtig geworden zu sein, wie selten ein Fremder. 1871 weilte er vorübergehend in Dernah (Tripolitanien); einige Monate muß er um diese Zeit auch in Jemen gewesen sein. 1873 starb Ismail Hakki Pascha,

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot in Leipzig.

und E. regelte nun in Konstantinopel dessen Nachlaß und zog mit der Familie nach Europa. Als er mit derselben 1875 in Neiße weilte, verschwand er eines Tages und ging über Triest nach Kairo und von da nach Chartum. Briefbruchstücke, die G. Schweitzer veröffentlicht hat, und einige andere Fragmente, die gelegentlich zutage getreten sind, sind alles, was man als Quellen über die abenteuerliche Wanderzeit Emins weiß. Es ist sicher, daß derselbe zeitweilig als Arzt praktiziert, dazwischen aber auch in [347] Politik sich versucht hat. Er korrespondierte nicht bloß für europäische Zeitungen, z. B. für die Wiener Neue Freie Presse, sondern scheint auch in die innere Politik der Türkei eingegriffen zu haben. Einige behaupteten, er habe wegen jungtürkischer Umtriebe Konstantinopel verlassen müssen. Daneben gingen Sprachstudien und wissenschaftliche, besonders naturgeschichtliche Studien und Beobachtungen einher.

1876 trat Dr. Emin Effendi in ägyptische Dienste. Man sandte ihn sofort nach Chartum, und der Generalgouverneur des Sudân beauftragte ihn mit der Leitung des ärztlichen Dienstes in der Äquatorialprovinz, an deren Spitze damals Gordon stand. Als Gordon den Arzt mit Berichten über die noch so wenig bekannten Gebiete der Äquatorialprovinz betraute, kamen dessen naturwissenschaftliche und anthropologische Liebhabereien und Kenntnisse endlich zur Geltung, und Gordon fand auch Gelegenheit, die diplomatischen Talente Emins zu verwerten. 1878 wurde Gordon Generalgouverneur des Sudân und ernannte E. zu seinem Nachfolger in der Verwaltung der Äquatorialprovinz. Diese Provinz erfreute sich damals äußerlich des Friedens und der Ordnung; aber ihre Finanzen litten unter der schweren Last der Unkosten der ersten Okkupation, und unter ihren Beamten und Offizieren waren sehr schlechte, unzuverlässige, die Bevölkerung rücksichtslos auspressende Elemente. Die ägyptischen Stationen waren zum Teil verfallen, und als eine der wiederkehrenden Verstopfungen des Nils gerade in den beiden ersten Jahren der Verwaltung die Verbindung mit Ägypten unterbrach, wurde die Lage für E. sehr schwierig. Er wurde indessen der größten Mißstände Herr, und Gordon zollte seiner Geschicklichkeit und seinem Eifer, wie wir von Felkin wissen, lebhafte Anerkennung. Ende 1879 erhielt er den Titel Emin Bey. Nachdem die Stationen ausgebessert, die Wege gebahnt, die Eingeborenensteuern ausgeglichen worden waren, begann der Gouverneur den Kampf mit den größten Feinden des Gedeihens der Provinz, den Sklavenhändlern. Es war um so schwerer, ihnen beizukommen, als sie unter den Regierungsbeamten ihre besten Freunde und Helfer hatten. Indem E. allmählich die ägyptischen und nubischen Soldaten durch Eingeborene ersetzte, entzog er den Sklavenhändlern immer mehr den Boden und erwarb sich das Vertrauen der Häuptlinge der Eingeborenen. Ende 1882 konnte er auf ein mit friedlichen Mitteln wesentlich vergrößertes, vom Defizit befreites, Überschüsse bietendes Land hinweisen. Das war fast ganz Emins eigenes Werk; nur wenige

Monate war ihm Lupton Bey zur Seite gestanden. Unter den Europäern, die längere Zeit in der Äquatorialprovinz weilten, waren ihm Junker und Casati von großem Nutzen; aber eigentliche Gehilfen hatte er nicht. Und dabei war seiner Fürsorge das Hauptlazarett der Provinz anvertraut, wo er täglich in den Frühstunden als Arzt waltete, um den Rest des Tages der Zivil- und Militäradministration zu widmen. In den Mußestunden legte er zoologische und anthropologische Sammlungen an und beaufsichtigte die Akklimatisationsversuche, die mit den verschiedensten Kulturpflanzen auf seine Anregung unternommen wurden. Felkin, der ihn 1878 besuchte, sagte 1888 von ihm: Von dem ersten Tag unseres Zusammentreffens bis heute ist meine Bewunderung vor ihm und meine Achtung für ihn beständig gewachsen. . . . Vielleicht ist aber das, was mich an Emin bei meinem Aufenthalt in Ladó am meisten erstaunte, sein aufrichtiges Interesse an aller wissenschaftlichen Arbeit. . . . Er ist ein geborener Naturforscher, und ein Geist der Wissenschaft durchdringt alles, was er tut. Administrative und wissenschaftliche Interessen zusammen führten ihn in jedem Jahre, solange seine Verwaltung noch nicht durch den Aufstand des Mahdi unterbunden war, auf weite Reisen in die entlegensten Teile seiner Provinz. Nachdem er noch [348] unter Gordon und zum Teil in dessen Begleitung 1876 Mruli, Uganda und den Albertsee besucht und die Nilreise bis Chartum gemacht hatte, finden wir ihn 1877 bei Kabrega, dem König von Unyoro, 1877/78 zum zweitenmal in Uganda, 1878 am unteren Bahr el Djebel zur Untersuchung der Verstopfung des Nils, 1879 am Albertsee und in Lûr, 1880 bei den Makraká, 1881 bei den Latuka und Obbo, ferner in Rôl, im Frühjahr 1882 in Chartum, dann wieder in Makraká, 1883 in Monbuttuland, 1886 befuhr er den Albertsee und untersuchte zum erstenmal den Duerufluß, 1887 wiederholte er die Reise und erschien bei König Kabrega in Mpara. Von den meisten dieser Reisen hat E. vortreffliche Schilderungen entworfen, von einzelnen auch Karten gegeben.

Gessis Zurückberufung aus der Bahr el Ghasal-Provinz Ende 1882, von der dann einzelne Teile E. unterstellt wurden, brachte die ersten Unruhen nach Jahren gedeihlicher Tätigkeit; die Sklavenhändler breiteten sich von diesen neuen Teilen der Äquatorialprovinz über die befriedeten Gebiete aus. Aber die Lage wurde viel schwieriger, als der 1881 am Weißen Nil aufgestandene Prophet, der Mahdi, immer größeren Anhang gewann und durch die Ausbreitung seiner Anhänger über den größeren Teil des ägyptischen Sudân die Äquatorialprovinz von Chartum und Ägypten abschnitt. Die außenliegenden Gebiete wurden unruhig, Bahr el Ghasal fiel 1884 den Mahdisten zu; in der Äquatorialprovinz, die von einem Trocken- und Mißjahr heimgesucht war, regte sich Unzufriedenheit, außenliegende Garnisonen mußten zurückgezogen werden; die Mahdisten drangen in die Provinz ein und fochten mit Emins Truppen bei Amadi, Amadi selbst fiel; die Bari in der Umgebung von Ladó wurden unruhig. E. beschloß nun, seine ganze Macht südwärts

zusammenzuziehen, und ließ durch Junker und Casati mit Unyoro und Uganda unterhandeln. Alle diese Ereignisse und die lange Abschließung von Ägypten hatten unter Emins Offizieren und Beamten immer mehr Unzufriedenheit hervorgerufen. Für eine so schwere Lage reichte sein Charakter nicht vollständig aus; er geriet ins Schwanken, wechselte seine Entschlüsse, allerdings unter zähem Festhalten an dem Gedanken, solange wie möglich auszuhalten und für Ägypten zu retten, was zu retten möglich wäre. Mit Hilfe des Missionars Mackay in Uganda von der *Church Missionary Society,* der er einst ein Wirkungsfeld in der Äquatorialprovinz hatte anweisen wollen, öffnete er sich die Verbindung mit Sansibar. Hier gelang es Junker, zur Küste zu gelangen und die Welt über die Lage am Oberen Nil aufzuklären. Dazwischen arbeitete E. ruhig als naturwissenschaftlicher Sammler und Beobachter und Geograph weiter. Noch im April 1887 hoffte er, fast alle seine Stationen, die nördlichsten ausgenommen, halten zu können.

Emins Gedanke richtete sich immer bestimmter auf den Plan, ein neues Reich aus dem Süden der Äquatorialprovinz mit Unyoro und Uganda unter Anlehnung an den Oberen Nil und den Ukerewesee zu schaffen. Er spricht davon, daß er seine Provinz auch dann nicht verlassen werde, wenn Ägypten ihn dazu auffordere. Daher die Verhandlungen mit Kabrega und Mtesa, die allerdings den ersteren nicht hinderten, 1887 gegen die Ägypter zu Felde zu ziehen. In diesem Jahre hatte E. Kunde von den Bestrebungen in Deutschland und England erhalten, ihn aus seiner Abschließung zu befreien. Schon Ende 1887 schaute er am Albertsee nach Stanleys Expedition aus, die Anfang 1887 vom unteren Kongo abgegangen war und im Dezember nach unsäglichen Schwierigkeiten den Albertsee erreichte. Unfähig, nach Wadelai weiterzugehen, sandte Stanley nach längerer Rast seinen Begleiter Jephson, der am 27. April 1888 in Msua, der südlichsten Station der Äquatorial- [349] provinz, mit E. zusammentraf; am 29. traf E. Stanley bei Njamsassi. Statt der erwarteten Verstärkung mit Waffen und Munition, und vielleicht tüchtigen Gehilfen, fand er eine von unsäglichen Strapazen dezimierte, heruntergekommene Expedition, der er Hilfe leisten mußte, und empfing zum Überfluß durch Stanley neben seiner Ernennung zum Pascha ein Schreiben des Khedive, das ihm freistellte, die Provinz zu räumen oder sie zu halten. Stanley war außerdem Träger eines Vorschlags des Königs der Belgier, daß E. bleibe und für ihn das Land verwalte, und eines andern Vorschlages, daß E. sich an der Nordostecke des Ukerewesees festsetze, um von dort aus mit englischem Geld ein neues Kolonialreich zu gründen. E. durchschaute bald den politischen Hauptzweck der Stanleyschen Expedition, für England eine Fußfassung am oberen Nil zu schaffen — derselbe war auch in Deutschland schon 1884 öffentlich besprochen worden —, und wäre wohl geneigt gewesen, mit englischer Unterstützung diesen Plan selbst zu fördern, da es vielleicht das einzige Mittel war, um die Äquatorialprovinz nicht in die Barbarei zurücksinken zu lassen.

Aber das Erscheinen Stanleys mit den Resten seiner Expedition machte auf Emins Leute eine unerwartete Wirkung, die, zusammen mit neuen Angriffen der Mahdisten, den Erfolg hatte, daß Mißtrauen gegen E. sich ausbreitete, das im September zu einer Militärrevolte führte, in deren Folge eine Gruppe von Offizieren E. absetzte; ein großer Teil der Soldaten blieb ihm jedoch treu. Allein auch für Stanley hatte E. jeden Wert verloren, seitdem derselbe keine Autorität und keine Armee mehr besaß; auch daß die Elfenbeinschätze nicht erlangt werden konnten, die angeblich bei E. aufgehäuft waren, verstimmte. Stanley war nun bestrebt, die Zahl derer, die er nach der Küste führen sollte, zu beschränken, während E. Zeit gewinnen wollte, um möglichst vielen zu gestatten, ihn zu begleiten. Daraus entstanden Reibungen zwischen beiden Männern, die zu ausgesprochener Feindschaft führten. Der Rückzug ging über Uganda, wo E. mit Mackay zusammentraf; am 31. Oktober begegnete die Karawane dem ersten Zeichen der deutschen Herrschaft in Ostafrika, einem Briefe des damaligen Kommissars für Deutsch-Ostafrika, Major Wissmanns, aus Mpapwa. Daraus erfuhr E. auch zum erstenmal Näheres über die Bemühungen des deutschen Emin Pascha-Komitees und der Peters-Expedition, die gerade damals von Osten her sich dem Ukerewesee näherte; am 19. Juni 1890 trafen dann Peters und Tiedemann auf dem Rückmarsch aus Uganda in Mpapwa mit E. zusammen. E. erkrankte auf dem Weg zur Küste, kam aber wiederhergestellt in Bagamoyo an, wo ihn am 4. Dezember ein Telegramm des Kaisers begrüßte. Bei einem Festessen am Abend dieses Tages im Regierungsgebäude in Bagamoyo hatte der kurzsichtige E. das Unglück, aus einem tiefgehenden Fenster, das er für eine Balkontüre hielt, zu stürzen. Stanley mußte seinen »Geretteten« wider Willen in Bagamoyo zurücklassen, wo die Pflege im Deutschen Hospital die Schädelfraktur heilte. Am 28. Februar 1890 wurde E. kommissarisch in den auswärtigen Dienst übernommen. Am 26. April ging E. an der Spitze einer großen Expedition mit Langheld und Stuhlmann ins Innere, um die Landschaft um den südlichen Ukerewe und östlich davon bis [zum] Albertsee und Mvutan Sige für Deutschland zu sichern. Auch Pater Schynse, der mit E. zur Küste gekommen war, schloß sich wieder an. Am 4. Juni wurde Mpapwa erreicht. Hier erfuhr E. amtlich von den im Zuge befindlichen Verhandlungen mit England; seine Instruktionen wurden entsprechend beschränkt, von Neuerwerbungen sollte er sich fernhalten. Peters, mit dessen zurückkehrender Expedition E. hier zusammentraf, übergab er einen Protest, in dem er sich als rechtlichen Herrn der Äquatorialprovinz bezeichnet. Am 29. Juli zog er in Tabora ein und hißte dort am 4. August die deutsche [350] Flagge. Dem Reichskommissar kam diese Abweichung von der gestellten Aufgabe ungelegen; auch brauchte die Expedition mehr, als bewilligt war. Am 30. August war das deutsch-englische Abkommen über Ostafrika an E. gesandt und ihm mitgeteilt worden, daß er sich von nun an auf die Anlegung von Stationen und Anknüpfung von

Beziehungen beschränken möge. Am 27. September kam die Expedition bei Basisi an den Ukerewesee. Am 19. Oktober begann er seine Fahrt und war am 1. November in Bukoba, wo die seitdem aufgeblühte Station Bukoba begründet wurde. Diese scheint indessen ebensowenig wie die Flaggenhissung in Tabora den Beifall des Reichskommissars gefunden zu haben, der am 6. Dezember E. schrieb, er solle nach Erfüllung seiner Instruktion so rasch wie möglich nach der Küste zurückkehren.[1] E. hatte aber zu dieser Zeit bereits den Plan gefaßt, durch Monbuttu quer durch Afrika nach dem Hinterlande von Kamerun vorzudringen. Nachdem er Langheld mit einem Teil der Expedition in Bukoba zurückgelassen hatte, ging er mit Stuhlmann weiter, traf am 24. Februar bei Kafuro mit dem Herrscher von Karagwe zusammen; im April überschritt er die Grenze »auf die Gefahr hin, später vor ein Kriegsgericht zu kommen«, da er bestimmte Nachrichten über seine früheren Leute aus der Äquatorialprovinz erhalten hatte; er wollte sich mit ihnen in Verbindung setzen, hatte dabei aber doch das Gefühl, daß die, die ihn ausgesandt hatten, bereuen mochten, es getan zu haben. Im Mai erreichte er den Albert-Eduard-See, marschierte durch das Gebiet der Kandjo und Wamba, durch Ulegga; viel weniger seiner alten Leute, als er gehofft, stießen zu ihm, die 3000 Zentner Elfenbein, die in den Regierungsmagazinen gelegen hatten, waren zerstreut. Als er Madsamboni verließ, zählte seine Schar 494, darunter 29 seiner früheren Leute aus der Provinz mit 72 Frauen und 81 Kindern. Am 22. August überschritt er den Ituri, mußte aber den Rückmarsch antreten, da Nahrungsmangel herrschte und ein Teil der Träger nicht weiterging; auch einige der Sudanesen hatten, unter Mitnahme kostbarer Lasten, das Weite gesucht. E. klagt in seinen Briefen über sein Befinden, meint, er sei in den letzten Monaten schnell gealtert, wünscht sich den Tod; gelegentlich hebt ein neuer Fund, etwa eine noch unbeschriebene Katze des Urwaldes, seine Stimmung. Am 12. November war man wieder in Undussuma, zwei Märsche westlich vom Albertsee. E. war an einer Hautwunde krank; viele Träger wurden blatternkrank. Die Blattern und der Nahrungsmangel waren auch die Gründe, die E. seinem Begleiter Stuhlmann als Grund seiner Rücksendung angab, als er ihn veranlaßte, am 10. Dezember mit den Gesunden nach Bukoba zu gehen. E. blieb mit den Kranken bei Madsamboni, hatte von den Vorräten nur das Allernotwendigste zurückbehalten; unter günstigeren Umständen wollte er ihm folgen. Allein die Blattern nahmen nicht ab, der Ungehorsam unter seinen Leuten dagegen nahm zu, und es war unmöglich, Träger zu bekommen. Endlich am 8. März 1892 konnte E. sich wieder in Bewegung setzen, kam aber erst, nachdem eigene Krankheit und Trägermangel den Marsch verzögert hatten, Ende Mai ein gutes Stück

[1 Vgl. hierzu die auf S. 519—521 zum ersten Male gedruckte Eingabe Friedrich Ratzels vom 1. Februar 1891. Der Herausgeber.]

westwärts, als er sich einem der großen arabischen Elfenbeinjäger, Said bin Abid, angeschlossen hatte; sein Weg lief im allgemeinen südlich von dem Stanleys. Unterwegs wurde E. immer leidender, seine Augen wurden vom Star befallen, seine Füße schwollen an; dennoch ging er noch zwei Monate erst den Ituri entlang, den Winkel zwischen Kongo und Aruwimi in südwestlicher Richtung schneidend. Am 14. Oktober kam er in Kinene an, wo Mangel an Nahrungsmitteln und wohl auch die eigene Schwäche ihn festlegten. Es war auch in anderer Beziehung eine ungünstige Zeit. Der Kongostaat hatte den arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändlern den Krieg erklärt; diese hatten [351] infolgedessen mehrere Belgier ermordet. Am 23. Oktober gingen einige Halbaraber ruhig in die Wohnung Emins, und als sie ihn unter seinen Naturalien schreibend fanden, faßten sie ihn, legten ihn auf den Boden und schnitten ihm nach kurzer Gegenwehr die Kehle ab. Den Auftrag dazu hatte der Araber Hamadi bin Ali, genannt Kibonge nach seiner Station am Kongo, gegeben. Als der belgische Hauptmann Dhanis im Februar 1893 nach schweren Kämpfen mit den Arabern in Nyangwe einzog, fand er dort Reste von der Ausrüstung Emins, später kam in Kassongo noch weiteres hinzu; glücklicherweise fand sich das Tagebuch Emins vollständig bis zum Todestag vor. Die Mörder Emins wurden von den Offizieren des Kongostaates gefangen und hingerichtet. Erbe Emins war seine Tochter von einer Abessinierin, Ferida, die 1894 in Berlin getauft wurde. Wo E. begraben wurde, weiß niemand zu sagen. —

Die ersten geographischen und ethnographischen Berichte über seine Reisen und Forschungen veröffentlichte E. in den »Geographischen Mitteilungen« 1878; weitere folgten in derselben Zeitschrift 1880, 1882, 1883. Im »Ausland« veröffentlichte er 1883 kleine Monographien über den Handel und Verkehr bei den Waganda und Wanyoro und über die Akklimatisation verschiedener Haustiere im Äquatorialgebiet. Die Mitteilungen des V. f. Erdkunde zu Leipzig brachten 1887 eine Monographie über die geographische Verbreitung der Tiere im äquatorialen Afrika und die Beschreibung einer Reise zu den Monbuttu, die Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien 1882 die Beschreibung von Reisen nach Fatiko und Obbo. Berichte über die allgemeinen Zustände in der Äquatorialprovinz brachten die Mitteilungen des V. f. Erdkunde zu Leipzig 1887, und einige weitere (in Briefen an Dr. Georg Schweinfurth) bringt das 1888 von Schweinfurth und Ratzel herausgegebene Buch: »Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten, mit Unterstützung von Dr. Robert W. Felkin und Dr. Gustav Hartlaub«. Dasselbe, mit wertvollen Zusätzen von Dr. Felkin, erschien 1888 in London in englischer Übertragung. Franz Stuhlmanns »Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika« (1894) enthält Monographien von E. über die Lur, Land und Leute in Latuka, und zwei Abschnitte über die Ereignisse in der Äquatorialprovinz nach Stanleys Abzug und die späteren Verhandlungen Emins mit den Zu-

rückgebliebenen. Endlich bringt Georg Schweitzers eingehende Lebensbeschreibung: »Emin Pascha, eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen« (1898) zahlreiche Briefe, besonders aus den letzten Lebensjahren, und wichtige Teile der letzten Tagebücher. Die ethnographischen Beobachtungen Emins sind durch alle seine geographischen Berichte zerstreut. Bemerkenswert ist noch: *Sur les Akkas et Baris* (Zeitschr. f. Ethnologie Bd. XVIII). Wertvolle Notizen begleiten auch die reichen zoologischen und ethnographischen Sammlungen, mit denen E. die Museen von Berlin, Wien, London in großartiger Freigebigkeit beschenkt hat. Über diese Sammlungen sagt der Ornitholog Hartlaub: »Kein Stück ist von Emin Pascha versandt worden, das nicht das Datum der Erlangung, die genaue Angabe des Fundorts, die ebenso gewissenhafte des Geschlechts nach anatomischer Untersuchung, der Maße am frisch erlegten Tier und der Farbe der Weichteile sauber und deutlich verzeichnet an sich trüge.« Ebenso gewissenhaft sind besonders auch seine meteorologischen Beobachtungen. Als Erforscher der Natur und des Völkerlebens war E. vor allem gründlich, voll Liebe zur Sache, mit feinem Sinn für das, worauf es ankommt. Eben deshalb war er auch als Sammler so hervorragend. Dagegen war er durchaus kein Mann neuer Gedanken. Seine [352] wissenschaftlich reichste Arbeit, die tiergeographischen Studien über Innerafrika, läßt aber vermuten, daß er in andern Verhältnissen sich auch durch scharfsinnige Kombinationen ausgezeichnet haben würde.

Über Emins Charakter sind zu seinen Lebzeiten und mehr noch unmittelbar nach seinem Tode sehr verschiedene Urteile gefällt worden. Seine Handlungen waren nicht immer durchsichtig. Heute sehen wir dank der Zeugnisse zahlreicher Zeit- und Wirkungsgenossen klarer. E. war ein Mann von großer Menschenliebe und von lebhaftestem Forschungsdrang, von zäher Ausdauer in körperlicher und seelischer Beziehung, von stoischem Mut; da aber die Erkenntnis in ihm größer als der Wille war, schwankten seine Entschlüsse oder brachen vor der vollständigen Ausführung ab. Daher das Abenteuernde in seinem früheren, das Unberechenbare in seinem späteren Leben. E. war infolgedessen besonders der schweren Aufgabe der Erhaltung und Verwaltung der Äquatorialprovinz im Zusammenbruch der ägyptischen Herrschaft nicht gewachsen. Da seine damalige Stellung und Haltung am meisten zu Kritik Anlaß gegeben hat, möge hier das Urteil wiederholt sein, das Casati, der in diesen stürmischen Jahren in seiner Nähe weilte und im einzelnen seinen Widerspruch gegen Emins Maßregeln oft und scharf genug ausgesprochen hat, über ihn gefällt hat: »Emins verständnisvolle Tätigkeit bei der Neuordnung des Landes wurde von günstigen Erfolgen gekrönt. Er regelte die Verwaltung zum Besten der Regierungsinteressen, unterdrückte eingewurzelte Mißbräuche und wachte über die Entwickelung der Hilfskräfte seiner Provinz. Umgeben von ungeschickten Leuten von erprobter Unehrlichkeit, wußte er durch

unermüdliche Wachsamkeit und Scharfblick die Befugnisse eines jeden abzugrenzen und, soweit es möglich war, ihren schädlichen Einfluß zu beschränken. Beamte von schlechter Führung fortzuschicken und sie durch andere von größern Fähigkeiten und besserer Haltung zu ersetzen, war ihm nicht möglich, da gerade Ladó von der ägyptischen Regierung als eine Strafkolonie Ägyptens und des Sudâns angesehen wurde. Häufige Ausflüge, auf denen er bei seiner scharfen Beobachtungsgabe die Politik mit der Wissenschaft vereinigte, boten ihm Gelegenheit, persönlich die Bedürfnisse der Bevölkerung, das Maß der zu überwindenden Schwierigkeiten zu überblicken und die dem Unternehmen angepaßten Mittel festzustellen. Allein die weite Ausdehnung des Gebietes, der geringe Glaube der Beamten an eine gedeihliche Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten und mehr noch die beständige Abweisung seiner Forderungen und Vorschläge durch die Zentralregierung bildeten für die Entfaltung seines Programms kein geringes Hindernis. Wenn später der Aufstand alles über den Haufen warf, so muß man die Hauptursache der Unruhen, die auch die Äquatorialprovinz erschütterten, in der zersetzenden Wühlerei suchen, die seit langem ohne Unterlaß das Ansehen der Regierung erschütterte und ins Wanken brachte und jedes Gefühl des Wohlwollens von ihr ferngehalten hatte. Diese Revolution überraschte Emin unvorbereitet, auch wurde er von den Ereignissen fortgerissen, verfiel in Zweifel und Irrtümer; und wenn seine Provinz nicht das traurige Los ihrer Schwestern teilte, so ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß dies nur eine natürliche Folge des Zaubers war, der ihn umgab, und den er sich bei der moralischen und materiellen Entfaltung der Kräfte des Landes erwarb, der er Geist, Herz und Wissen, ja sein ganzes Leben gewidmet hatte.«

Ein tragisches Geschick hatte E. auf einen Platz gestellt, wo Ägypten auf der einen, zwei große Völker Europas, Engländer und Deutsche, auf der andern Seite mehr von ihm verlangten, als er leisten konnte. Als Verwalter in ruhigen Zeiten, als Arzt und sammelnder Naturforscher entsprach er den höchsten An- [353] forderungen; als Befehlshaber litt er Schiffbruch. Auf das Unerklärliche in Emins letztem Zug ins Innere von Afrika fällt aus diesem Widerspruch zwischen Kraft und Aufgabe einiges Licht. Bereuend, daß er sich von Stanley, der eine magische Gewalt über ihn ausübte, hatte aus seiner Provinz herausführen lassen, kehrte er dahin zurück, um nur neue Enttäuschungen zu erleiden. Sein Zug an den Kongo nach der Trennung von Stuhlmann war ein Akt der Verzweiflung und Selbstaufgebung.

Außer den obengenannten Büchern sind hervorragend wichtig für die Kenntnis Emins: Junker, Reisen in Afrika. 3 Bde. 1889/90. — Casati, Zehn Jahre in Äquatoria und Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bde. 1891. — Vita Hassan, Die Wahrheit über Emin Pascha, die ägyptische Äquatorialprovinz und den Sudān. 1893.

Friedrich Ratzel.

(Eingabe an das Reichskanzleramt in Sachen Emin Pascha.)[1]

Nach der Urschrift in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts zu Berlin. [Geschrieben am 25. Januar 1891.]

Ausw. Amt Kol.-Abth. 1344
pr 9t Februar 1891. p. m.
5 Anl.

Leipzig, den 1. Februar 1891.

s. Antwort an Prof. Dr. Ratzel
zu Leipzig vom 14./2.
[vgl. weiter unten.]

An
das Hohe Auswärtige Amt,
Kolonial-Abtheilung
Berlin.

[Zwei verschiedne Vidi vom 9. II.]

Die Befürchtung, daß Dr. Emin Pascha dem deutschen Kolonialdienste in Ostafrika in Zukunft vielleicht nicht erhalten bleiben wird, veranlaßt die gehorsamst unterzeichneten wissenschaftlichen Freunde und Korrespondenten desselben, dem hohen Auswärtigen Amte die dringende Bitte zu unterbreiten,

> »Die Hohe Reichsregierung wolle in Erwägung ziehen, wie einer solchen Möglichkeit vorgebeugt und wie die Kräfte des um die wissenschaftliche Erforschung Zentralafrikas hochverdienten Dr. Emin Pascha auch fernerhin dem deutschen Vaterlande zum Nutzen der Erschließung des deutschostafrikanischen Schutzgebietes erhalten bleiben können.«

Zur Begründung ihres Schrittes erlauben sich dieselben folgendes anzuführen: Die Persönlichkeit Dr. Emin Paschas ist in ihrer Vereinigung wissenschaftlicher Bildung und Neigungen mit praktischer Kenntnis afrikanischer Völker und Staaten und mit reicher Erfahrung in kolonialer Verwaltungstätigkeit ein ganz eigenartiges Erzeugnis europäisch-afrikanischer Wechselwirkungen. Sehen wir auch ab von dem Reichtum der natürlichen Gaben, so würden doch erst im Laufe langer Jahre aus unseren Afrikaforschern, Kolonisten oder Kolonialbeamten ähnlich afrikanisch geschulte Persönlichkeiten sich entwickeln können. Deutschland würde den Verlust dieses Mannes nicht zu ersetzen vermögen. Tüchtige militärische und administrative Kräfte hat der Kolonialdienst in Ostafrika heranzubilden vermocht; aber Deutschlands Stellung in Afrika ruht nicht bloß auf wirtschaftlicher

[1] Mit gütiger Erlaubnis der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts zu Berlin.

und politischer, sondern auch auf wissenschaftlicher Grundlage. Die deutschen Interessen in jedem Erdteile haben sich geschichtlich aus wissenschaftlicher Teilnahme und Tätigkeit entwickelt und konnten ein politisches Gewicht nur darum so bald erwerben, weil unsere Afrikaforscher mit ihren wissenschaftlichen auch praktische Erfahrungen gesammelt haben. Dr. Emin Pascha gehört mit Nachtigal, Wissmann, Buchner, Flegel, Wolf, François u. v. a. zu jenen, welche als wissenschaftliche Afrikareisende ausgegangen waren, um als praktische Förderer deutscher Interessen in Afrika zurückzukehren. Es ist zu wünschen, daß diese Verbindung, welche ohnehin der Tod so vieler älterer Forscher schon viel zu sehr gelockert hat, nicht aufhöre. Auch in Zukunft möge Deutschland nicht als reine Handelsmacht und politische Macht, sondern als die erste wissenschaftliche Großmacht in Afrika auftreten. Wir glauben damit keine rein idealistische Forderung auszusprechen; denn noch lange bleibt die Verwaltung eines afrikanischen Landes eine zur Hälfte wissenschaftliche Aufgabe. Die wirtschaftliche Ausbeutung einer Kolonie setzt die Kenntnis des Bodens und seiner Produkte, die politische Leitung setzt das Verständnis der Völker, ihrer Geschichte, Anlagen und Sitten voraus. Der Erfolg steht auch in den afrikanischen Kolonisationsaufgaben im Verhältnis zum Wissen und Urteil der mit ihrer Lösung betrauten Personen. Wenn die Achtung vor den in Deutschland lebendigen geistigen Mächten ein nicht zu unterschätzendes Element des Ansehens ist, dessen das Reich sich überall in der Welt erfreut, so möge es gerade in den Augen unserer Konkurrenten in Afrika nicht durch den Rücktritt eines Mannes wie Dr. Emin Paschas geschmälert werden. Wenn Dr. Emin Pascha als Kosmopolit, Halborientale usw. bezeichnet wird, so liegt gerade in der Bereitwilligkeit eines solchen Mannes, für sein altes Vaterland opfervolle Pflichten zu übernehmen, eine Stärkung des deutschen Ansehens im fernen Auslande, welche nicht wieder aufgegeben werden sollte.

Wir glauben, indem wir dies alles erwägen, nicht dem Verdachte der engherzigen Vertretung unserer Fach- oder Standesinteressen uns auszusetzen, wenn wir auch auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Tätigkeit Dr. Emin Paschas noch besonders aufmerksam machen. Dr. Emin Pascha hat unter schwierigen Verhältnissen Großes für die geographische und ethnographische Erforschung Innerafrikas geleistet; besonders aber hat er als unermüdlicher und sinniger Beobachter des Tierlebens und als Sammler sich unvergängliche Verdienste um die Tier- und Pflanzengeographie jener Länder erworben, welche er bewohnte oder auch nur durchzog. Wir legen Gewicht darauf, daß seine Leistungen alle den Stempel der größten Sorgfalt und Gründlichkeit tragen, und daß sie nichts gemein haben mit rasch gewonnenen Errungenschaften, die ja auch unter der Bezeichnung: wissenschaftliche Ergebnisse der Afrikaforschung, in Umlauf gesetzt werden, aber von viel vergänglicherem Werte sind.

In der Anlage beehren wir uns, Gutachten von Fachmännern vorzulegen, welche den Wert der Tätigkeit Dr. Emin Paschas auf wissenschaftlichem Gebiete näher beleuchten.

In tiefster Ehrerbietung
Dr. F. Ratzel, Professor, Leipzig.
Dr. A. Kirchhoff, Professor, Halle.
Dr. A. Supan, Professor, Gotha.
H. Wichmann, Redakteur, Gotha.
Dr. Bruno Hassenstein, Kartograph, Gotha.
Dr. Gustav Hartlaub, Bremen.
Dr. Möbius, Prof., Berlin.
Dr. Ant. Reichenow, Berlin.
Prof. Dr. Th. Noack, Braunschweig.
Dr. A. Engler, Professor, Berlin.
Dr. P. Ascherson, Professor, Berlin.

Hierbei 5 Beilagen:

1. Dr. Emin Paschas Tätigkeit auf dem geographischen Gebiete.
   Gotha, den 30. Jan. 1891. Prof. Dr. Alex. Supan. Herausg. von PGM.
2. [Allgem. Beurteilung d. geogr. Forschungstätigkeit unsers Dr. Emin Pascha.]
   Gotha, den 28. Jan. 1891. Dr. Bruno Hassenstein, Kartogr. und Mitred. von PM.
3. [Dr. Emins wissenschaftl. Tätigkeit in Afrika.]
   Berlin, den 10. Jan. 1891. Dr. Anton Reichenow, Kustos am Kgl. Museum für Naturkunde in Berlin.
4. Emin Paschas Verdienste um die Botanik.
   Berlin, den 5. Febr. 1891. Dr. P. Ascherson, a. o. Professor a. d. Univ.
5. [Seine Verdienste als zoologischer Sammler.]
   Braunschweig, den 7. Februar 1891. Prof. Dr. Th. Noack.

[Antwort.]

Nach der Urschrift im Besitze von Frau verw. Geheimrat Ratzel.

Auswärtiges Amt. Berlin, den 14. Februar 1891.
Kolonial-Abteilung.

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf die von Ihnen in Gemeinschaft mit einer Reihe anderer Gelehrten hierher gerichtete Eingabe vom 1. d. M. ergebenst zu erwidern, daß es auch bei der bevorstehenden Neuordnung der Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika nicht in der Absicht liegt, auf die im Interesse der weiteren Erschließung unseres Gebietes wertvollen Dienste Dr. Emin Paschas Verzicht zu leisten.

Ich darf anheimstellen, die Herren Mitunterzeichner Ihres gefälligen Schreibens, welches auch dem Reichskanzler vorgelegen hat, mit entsprechender Nachricht zu versehen.

Auswärtiges Amt.
Kolonial-Abtheilung.
Kayser.

An
den Professor der Geographie und Direktor des Geographischen Seminars, Herrn Dr. Ratzel Hochwohlgeboren Leipzig.

K. 1344 / 6812

[1] # Heinrich Schurtz.[1]

Geboren am 11. Dezember 1863, gestorben am 2. Mai 1903.

Von Prof. **Friedr. Ratzel**, Leipzig.

Weser-Zeitung. Bremen (7. Juni) 1903. Nr. 20323, Zweite Morgenausgabe S. 1 u. 2.

[Abgesandt am 27. Mai 1903.]

An einem Herbsttag des Jahres 1888 trat ein blonder Jüngling in mein enges Zimmerchen in dem damals noch kleinen, alten, verstaubten und verrauchten Geographischen Seminar der Universität Leipzig. Ein Professor sieht am Beginn eines Semesters alle Arten von Studierenden erscheinen und vorübergehen; er kennt längst die Fleißigen und die Trägen, die mit bescheidenem Auftreten und jene Arroganten, die meinen, schon mit zwanzig Jahren imponieren zu können, die Eifrigen und Eiligen, die nicht rasch genug ihre Semester durchlaufen, und die alten Häuser, die so viele in ihren Belegbüchern haben, daß es ihnen auf ein paar mehr nicht ankommt. Auch die Begabten, die ihre Sache instinktiv richtig anfassen, und die Unbegabten, die mit allen Ratschlägen nicht zurechtkommen, sind in der Regel nach ein paar Worten zu erkennen. Dieser hier, Heinrich Schurtz aus Zwickau, erwies sich bald als ein Mensch »für sich«. Er hatte den Sommer im Erzgebirge zugebracht, wo damals seine Eltern in Schmiedeberg wohnten, und entfaltete schon in einem kurzen Gespräch einen Schatz von Beobachtungen, aus denen man erkannte, daß er einer von den wenigen sei, die ein Auge für alles haben und dabei doch alles in ihrer Weise ansehen. Ich erinnere mich noch recht gut, daß unser Gespräch bald auf die Schneelagerung kam, mit der ich mich für meine Arbeit über den »Schnee in den deutschen

---

[1 Vgl. hierzu das am 10. Juni 1903 an Jul. Lohmeyer abgesandte »Gedenkwort« in der Deutschen Monatsschrift IV, S. 673 f., und den ausführlichern Nachruf in den Deutschen Geographischen Blättern XXVI, S. 51—63, abgesandt am 12. Juli 1903. Der Herausgeber.]

Mittelgebirgen« beschäftigte. Wenige beachteten damals, in welchen Mengen und Gestalten die Reste des Winterschnees im Frühling liegen bleiben und wie lange sie sich in den Sommer hinein erhalten. Dieser junge Mann vermochte manches darüber zu sagen, was von origineller Beobachtung und von Nachdenken zeugte. Er hatte auch schon manchen alten Pfad im Erzgebirg beschritten und sich Gedanken über einen prähistorischen Verkehr und Bergbau gemacht. Ich besitze noch Notizen von ihm, die er mir in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft über diese Gegenstände gab, mit denen er sich auch später noch beschäftigt hat. Von dieser ersten Begegnung an war unser Verkehr lebhaft; wir entdeckten mit jedem Gespräch neue gemeinsame Interessen, und bald war unser Verhältnis nur äußerlich das von Lehrer und Schüler, im Wesen bestand es aus wechselseitiger Anregung, war ein Tauschverkehr in Gedanken, Tatsachen, Entwürfen und ist so bis zu dem allzu frühen Ende des Jüngeren von uns beiden geblieben.

Wie man es immer bei Menschen findet, deren Haltung und Gesichtsausdruck wesentlich seelisch bestimmt sind, hat Schurtzens äußere Erscheinung sich in den fünfzehn Jahren unserer Bekanntschaft merkwürdig wenig verändert. Untersetzt, von etwas mehr als mittlerer Größe, erschien er wegen seiner aufrechten, elastischen Haltung größer als er war. Er trug den Kopf hoch, schien seine Anregungen mehr über sich und vor sich als an der Erde zu suchen. Dazu stimmte ein weitausschreitender Gang, in dem sich sehr deutlich das Vorwärtsstreben seines Denkens aussprach. Er bildete zusammen mit dem freundlichen, etwas träumerischen Blick seiner großen hellen Augen das auffallendste Kennzeichen seiner äußeren Erscheinung. In dieser Haltung und diesem Gang war etwas Freies, Kühnes, das uns zu sagen schien: der Mann geht weit, er geht auf ein fernes Ziel zu und läßt sich nicht abschrecken. Es war der Gang des Idealisten. Sein Gesicht war nicht regelmäßig, die Backenknochen eher etwas breit, wie es in obersächsischen Landen manchmal vorkommt; aber die Mischung von Sinnen und frohem Indieweltschauen in seinen Augen, die Milde um seinen Mund und die gedankenreiche Stirn verliehen demselben eine geistige Schönheit. Haar und Bart waren blond, ziemlich hell. Unbekümmert um den Eindruck, den er machte, kleidete Schurtz sich so einfach, wie es in seiner Lebensstellung nur möglich war. Sein Benehmen, frei heraus mit den nächsten Freunden, war bei Fremden durch Schüchternheit und Zurückhaltung eingeengt; diese mochte er durch Einsilbigkeit ungeduldig machen. Er war überhaupt kein großer Redner; von der Wärme und der Poesie seiner Schriften und Briefe vermochte er nicht viel in seine Vorträge zu bringen.

Schurtz war durch eine starke Neigung zur Naturbeobachtung in das Studium der Naturwissenschaft hineingeführt worden; aber während er sich demselben hingab, zogen ihn die Taten und Werke der Menschen auf der Erde immer mehr an. Da kam er nun im Geographischen Seminar gerade in das rechte Fahrwasser. Während

er seine Kenntnis des Erzgebirges auf zahlreichen Wanderungen zu Arbeiten über den alten Bergbau und die alten Verkehrswege vertiefte (der Seifenbergbau und die Walensagen im Erzgebirge 1890, die Pässe des Erzgebirges 1891, daneben kleinere Aufsätze über prähistorischen Zinnbergbau im Fichtelgebirge u. a.), führten ihn Besprechungen über den zweiten Teil der »Anthropogeographie«, an dem ich damals arbeitete, mitten in die Völkerkunde hinein. Da öffneten sich weite Ausblicke, die den werdenden Gelehrten fesselten. Weitsichtigkeit war eine hervortretende Eigenschaft seines Geistes, und er fühlte, daß er gerade sie hier erfolgreich verwerten konnte. Als Schurtz ethnographisch zu arbeiten begann, handelte es sich in unseren Kreisen hauptsächlich um die Erforschung der geographischen Verbreitung der Waffen und Geräte. Nach[zu]weisen, wie z. B. eine gewisse Form des Pfeiles oder des Bogens über ein Land oder vielleicht einen ganzen Erdteil verbreitet ist, so daß ihre regionalen Abwandlungen zeigen, wie sie sich von einem Gebiete aus verbreitet und mit der Entfernung langsam verändert hat, schien die Aussicht auf die Erkenntnis der geschichtlichen Bewegungen oder der Völkerbewegungen zu eröffnen, von denen der Gegenstand getragen, verbreitet worden war. Also ein Herauslesen geschichtlicher Daten aus den Dingen, die in unseren Museen sich anhäufen. Man nennt das die geographische Methode. Ausgegangen waren diese Bemühungen von dem Zweifel an der Berechtigung der weiten Geltung des sog. »Völkergedankens«, der in den ethnographischen Gegenständen nur Erzeugnisse der freischaffenden Gedanken sehen wollte, die in den entlegensten Gebieten Gleiches oder Ähnliches zutage bringen, wenn die Entwicklung der Volksseele bis zu dem gleichen Niveau geführt hat und die Umstände günstig sind. Es lag auf der Hand, daß es viel bequemer war, diesen schöpferischen Völkergedanken anzurufen, wenn z. B. zwei gleiche Bogenformen in Afrika und Neuguinea auftreten, als den verwegenen Gedanken zu fassen und vielleicht gar zu beweisen zu suchen, daß sie aus einer gemeinsamen Quelle, von einer dritten Stelle aus, nach den beiden Gebieten gelangt seien. Schurtz widmete diesen Studien eine eingehende Arbeit über »Das afrikanische Wurfmesser«, mit der er 1889 promovierte. Dieselbe Methode, die er hier in einem verhältnismäßig beschränkten Teil von Afrika mit gutem Erfolg erprobt hatte, wandte er dann auf die Verbreitung von Flechtstoffen und Trachten an: Die geographische Verbreitung der Negertracht (1892). Diese beiden völkerkundlichen Erstlingsarbeiten erschienen im Internationalen Archiv für Ethnographie. An die letztere schloß sich noch in demselben Jahre das kleine Buch »Grundzüge einer Philosophie der Tracht mit besonderer Berücksichtigung der Negertracht«, worin er den Gedanken durchführte, daß die vollständigere Bekleidung von der weiblichen Seite ausgegangen und ein Symbol und eine natürliche Folge der Ehe sei. Das ist der Anfang seiner soziologischen Arbeiten; die Werke am Ende dieser Reihe sind eben deswegen so reif, weil

ihre Wurzeln in Schurtzens früheste Beschäftigung mit völkerkundlichen Aufgaben hinabreichen. Die Abschnitte »Die Tracht und die Moral« und »Die Tracht und die bildende Kunst« zeigen die Vielseitigkeit seiner Interessen und seiner Bildung und sind in einer wahrhaft blühenden Sprache geschrieben. Im Vorwort wirft er der »induktiven Ethnologie«, die im Museumskram erstickt, den Fehdehandschuh hin, erklärt sich für die deduktive Methode: »Wir müssen auf uns selbst zurückgehen, müssen die toten Ergebnisse der Völkerforschung mit unserem eigenen Blute beleben«; damit hat er sich viele Museumsmenschen dauernd zu Feinden gemacht, und es hat Jahre gedauert, bis seine Arbeiten von dieser Seite her die Anerkennung fanden, die sie auch dort verdienten, wo man sich nicht mit allen Schlüssen einverstanden erklären konnte. Als Schurtz, der sich 1891 an unserer Universität habilitiert hatte, nach einer nur zweijährigen Lehrtätigkeit auf die Aufforderung des Direktors Schauinsland nach Bremen ging, um die Einrichtung und Vergrößerung des mit dem Museum für Naturkunde verbundenen Museums für Völker- und Handelskunde zu übernehmen, bewies er, daß man als Ethnolog ein Museum gut leiten und pflegen kann, ohne in den Einzelheiten desselben unterzugehen. Gerade die Bremer Zeit bedeutet vielmehr für ihn ein ununterbrochenes Fortschreiten zu höheren Leistungen, das durch den Kontakt mit den Museumsschätzen immer mehr angeregt ward. In dem 1893 erschienenen »Katechismus der Völkerkunde«, der noch in Leipzig geschrieben war, sehen wir den jungen Dozenten bemüht, sich selbst über das Gesamtgebiet der Völkerkunde zu orientieren; es ist das wenigst eigenartige von Schurtzens Büchern.[1]) Aber 1895 konnte ich der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaft seine Schrift über »Das Augenornament und verwandte Probleme« vorlegen, die 1895 in den Abhandlungen dieser Gesellschaft erschienen ist. Die Augenbilder, die in den verschiedensten Verbindungen und ornamentalen Verflechtungen besonders bei Ozeaniern und Amerikanern vorkommen, werden hier zusammengefaßt, in ihrer Zugehörigkeit zu menschlichen Gestalten nachgewiesen, die oft nicht mehr zu erkennen sind, und an manchen Übereinstimmungen der Zusammenhang der Völker des Nordostens und Südwestens des Stillen Ozeans wahrscheinlich gemacht. Wog in den bisherigen Arbeiten die Anwendung

---

[1]) Aus Schurtzens Nachlaß wird in Kürze ein Abriß der Völkerkunde in Form eines Lehrbuches, zunächst für die österreichischen Mittelschulen, veröffentlicht werden; er wird einen Teil der Klarschen Sammlung geographischer Lehrbücher bilden [»Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichts. Herausgegeben von Prof. Max. Klar. XVI: Schurtz, Völkerkunde«. Mit 34 Abb. im Texte. Wien, 1903]. Sein Vergleich mit dem gerade zehn Jahre älteren ›Katechismus‹ gibt ein merkwürdiges Bild von den Wandlungen der Anschauungen über Rasse und Völker, die in dem letzten Jahrzehnt eingetreten sind.

der geographischen Methode vor, so trat hier eine psychologisch-ästhetische Untersuchung über die Entwicklung des Augenornamentes und seinen Zusammenhang mit anderen Ornamenten in den Vordergrund, an deren Ergebnisse sich die Untersuchung der geographischen Verbreitung erst anschloß. Einen ähnlichen Gegenstand behandelten »Die Ornamente der Aino« im Archiv für Ethnographie und später Arbeiten über die Ornamente der Peruaner.

Die Anlegung einer »Geldsammlung« im Museum für Völker- und Handelskunde zu Bremen führte Schurtz auf die wissenschaftliche Behandlung des Geldes. Nach einigen kleineren Versuchen erschien 1898 sein »Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes«. Er geht in dieser Schrift von dem Beruf der Völkerkunde aus, den Wissenschaften, mit denen sie verwandt ist, nicht bloß Material an neuen Tatsachen zuzuführen, sondern auch ihre Begriffe und Theorien breiter zu fundieren. Gerade der Begriff »Geld«, wie er bis dahin gebraucht worden war, ist so recht bezeichnend für die Enge und Einseitigkeit der Begriffe, die, aus den modernen Verhältnissen und höchstens noch aus denen des klassischen Altertums herausgeschaffen, für die Verhältnisse der Naturvölker ganz unzulänglich sind. Ist nun ein Begriff, wie dieser, auch noch durch Einflüsse des Verkehrs und des Rechtslebens, die mit der Wissenschaft nichts zu tun haben, verschärft und sozusagen ausgetrocknet worden, so taugt er zu einer entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung wie die, welche Schurtz hier im Sinne hatte, durchaus nicht mehr. Daher hielt sich der Ethnolog durchaus nicht an den Begriff »Geld«, wie ihn die Nationalökonomen damals gebrauchten, sondern fragt als echter Naturforscher: Was liegt vor *unserem* Geld? Aus welchen Anfängen hat sich *das* Geld entwickelt, und welche Stufen dieser Entwicklung sind jetzt noch nachzuweisen? Von welchem Punkte der Entwicklungsreihe an man den Namen Geld anwenden könne oder dürfe, war ihm dabei eine ganz nebensächliche Frage, genau wie der Biolog es für nebensächlich halten wird, wo in der Entwicklungsreihe des Menschen man aufhörte zu sagen »Primate«, um dafür den Namen »Mensch« zu setzen. Die Hauptsache ist, den Zusammenhang der scheinbar weit auseinanderliegenden Tatsachen nachzuweisen, die sich dadurch in eine Entwicklungsreihe oder, wenn man will, in einen Stammbaum einreihen. Die nationalökonomische Kritik, die Schurtz vorwarf, er operiere mit einem zu unbestimmten und schwankenden Begriff von Geld, machte damit denselben logischen Fehler, wie die Botaniker und Zoologen, die gegen die Entwicklungstheorie der Arten den Vorwurf erhoben, sie löse den Artbegriff auf. Schurtzens Unterscheidung von Binnengeld und Außengeld hat sich überall, wo man in das Verkehrsleben der sog. Naturvölker eingedrungen ist, bewährt. Nach einer reiflichen Prüfung konnte er die Ergebnisse seiner »Entstehungsgeschichte des Geldes« fast unverändert in die »Urgeschichte der Kultur« übernehmen, und es ist einer der schönen Züge in seinem

Charakter, daß er sich dabei jeder Antwort an seine Kritiker enthält, vielmehr die angrenzenden Arbeiten mit beabsichtigter Milde anerkennend beurteilt, wiewohl er längst das Grundübel erkannt hatte, das allen damaligen Arbeiten der Nationalökonomen auf dem Gebiet der Völkerkunde anhaftete: den Mangel der Perspektive, wie er es zu nennen pflegte. Sie sahen das ganze Leben der Naturvölker wie auf einer einzigen Fläche, während es doch die größten Unterschiede in sich birgt. Gerade am Schlusse des Abschnittes »Wirtschaft« in der »Urgeschichte der Kultur« hatte Schurtz seine Auffassung in Worte gefaßt, die ein ganzes Programm einer neuen Auffassung und Behandlung der Völkerkunde bedeuten. Er geht dort von der »Mannigfaltigkeit des Wirklichen« aus — ein Lieblingsausdruck von ihm! —, der gegenüber die Wirtschaftsstufen der Nationalökonomen ungenügend seien, und sagt dann von den Naturvölkern: »Oft entwickelt sich der Keim einer Anlage oder eines Schößlings zu einem so mächtigen Triebe, daß er bei den Kulturvölkern kaum seinesgleichen findet, aber dafür sind die anderen Keime schwach und verkümmert; was die Kulturmenschheit hoch über die primitiven Stämme erhebt, ist nicht ihre absolute Vollkommenheit auf jedem Gebiete, also auch in jedem Zweige der Wirtschaft, sondern die harmonische Entwicklung aller Kräfte und Kenntnisse. Den zahllosen Wirtschaftsweisen der Naturvölker steht die ihre als verhältnismäßig einheitlicher Begriff gegenüber, der alle Möglichkeiten umfaßt und vermittelt«.

Das war nun allerdings ein ganz neuer Boden, auf den damit Schurtz die ethnologischen Studien stellte, da sah man nicht mehr eine einförmige Masse von überall gleich niedrigem Niveau vor sich, was man etwa Völkersteppe nennen könnte, sondern man schaute tief in einen Urwald hinein, wo altes Wachstum mit ganz jungem sich verflicht. Die Arbeiten von K. von den Steinen haben wohl viel zu dieser Entwicklung beigetragen; doch der größte Teil derselben war das Erzeugnis eines unablässigen Ringens mit der großen Aufgabe der Völkerkunde und Völkergeschichte. Seit Ende der 90er Jahre arbeitete Schurtz an Helmolts Weltgeschichte mit, wo er die Geschichte der afrikanischen Völker, der Völker West- und Hochasiens und der Iberischen Halbinsel im Sinne der Anthropogeographie und Ethnologie »schuf«. Seinen eigenen geistigen Horizont erweiterten diese Arbeiten ungemein; er hat unter ihnen den größten Wert auf »Hochasien« und »Afrika« gelegt, weil darin seine eigene Auffassung der Verbindung von Völkerkunde und Geschichte am klarsten zum Ausdruck kam. Noch in die Vorbereitung zu diesen Arbeiten fiel seine Schrift über »Afrikanisches Gewerbe«, die 1900 von der Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig preisgekrönt wurde. Sie enthält die eingehendste Darstellung der Gewerbtätigkeit in einem großen Völkerkreis. Auch kleinere Beiträge zu der Wirtschaftsethnographie, die erst durch Schurtz einen wissenschaftlichen Boden erhalten hat, brachten diese Jahre mehrfach, so »Die Speiseverbote«, die als Vortrag 1894 besonders

erschien. Dann die vier Arbeiten »Wertvernichtung durch den Totenkult«, »Wirtschaftliche Symbiose«, »Das Basarwesen als Wirtschaftsform«, »Die Anfänge des Landbesitzes«, die in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft seit 1898 erschienen. Die schöne Sammlung von Zaubermitteln aus Westafrika, die das Bremer Museum der Norddeutschen Missionsgesellschaft verdankt, gab ihm Anlaß zu der Arbeit »Zaubermittel der Evheer« (Internationales Archiv für Ethnographie, 1901); früher hatte er »Zaubermittel und Amulette« im allgemeinen im Archiv für Anthropologie behandelt. Endlich kam er auch auf die Ornamentik noch einmal zusammenfassend in einem Aufsatz »Kunststile der Naturvölker« (Deutsche Bauzeitung 1900) zurück. Welche Kenntnis der Einzelheiten und welche Übersicht bezeugte diese Arbeit! Werden auch manche von den allgemeinen Schlüssen, zu denen sie vorgedrungen sind, einmal überholt, manche als nicht so allgemeingültig angenommen werden, wie sie Schurtz in der Freude des Gedankenschöpfens erschienen — vielleicht werden am frühesten seine Ornamentstudien dieses Schicksal erfahren, für die sein Material nicht immer genügend gewesen sein mag —, so werden sie uns doch immer die größte Achtung vor diesem unablässigen scharfsinnigen Ringen um die Wahrheit einflößen. Sie alle erscheinen uns übrigens schon heute nur noch als Vorarbeiten zu der »Urgeschichte der Kultur« (1900). Dieses Werk bedeutete für Schurtz die Zusammenfassung einer Fülle von Ideen in den verschiedensten Stadien des Wachstums zu einem Ganzen, aus dem sie später von neuem zu getrennten Zweigen und Blüten mit erhöhter Wachstumskraft sich entfalten sollten. Also eine erste Krone des Baumes, der darüber hinaus eine vollere bilden wird. Zu dieser zweiten blieb nur leider dem rastlos Wachsenden nicht die Zeit vergönnt. Nur ein einziger Zweig hat sich daraus hervorgebildet, das Buch über die »Männerbünde«, von dem wir noch sprechen werden. Der Grundgedanke der »Urgeschichte der Kultur« ist die Entwicklung. Was die Menschheit heute hat, weiß und fühlt, und was sie in allen geschichtlichen Zeiten gehabt, gewußt und gefühlt hat, ist alles nur Rest, Spur, Trümmerwerk, ererbt von Jahrzehntausenden und Jahrhunderttausenden, nicht tot, sondern keimend und sprossend, nicht vereinzelt, wenn es auch allein zu stehen scheint, sondern durch tausend Lebensfäden mit dem Leben verwachsen. Darin liegt eben der Wert der gewaltigen und doch so fragmentarischen Masse der ethnographischen Tatsachen, daß sie einmal lebendig gewesen sind, daß sie einmal eine Stelle in dem Entwicklungsgang der Kultur eingenommen haben. Jede Pfeilspitze, jeder Schnörkel eines Tätowierungsmusters ist in diesem Sinne Denkmal. Und viel davon kann bei besonnener Vergleichung dazu dienen, Zusammenhänge wiederherzustellen, die unrettbar verloren zu sein schienen. Mit diesem Material also ist hier die Urgeschichte der Kultur erforscht und dargestellt. Es war nie vorher in diesem Umfange geschehen. Doch nicht darin liegt der Vorzug des großen Werkes, auch nicht in der immer geistvollen,

eigenartigen Behandlung des einzelnen, sondern in der Persönlichkeit, die sich mit jedem Abschnitt freier aus dem Stoffe erhebt, deren von der Tagesmeinung, auch der Gelehrten, weit abweichendes, sie hoch überragendes Geistesleben sich in jedem Satze ausspricht. Die »Urgeschichte der Kultur« ist unter allen zusammenfassenden ethnologischen Werken das persönlichste, das am wenigsten mit totem Stoff beladene. Man muß sich in so schwierige Kapitel wie »Religion« oder »Kunst« vertieft haben, um nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu fühlen, wie hier ein ganzer Mensch mit einer ganzen Weltanschauung zu uns spricht, die nicht die mechanische der Durchschnittsgelehrten ist. Hier redet über Religion ein Mann, der Religion erfahren hat, der sich daher, um dies Wort der Ästhetiker zu gebrauchen, in alle Äußerungen des religiösen Lebens einfühlen kann. Auch in dem Abschnitt »Kunst« haben wir die Empfindung, daß kein Satz darin steht, der nicht errungen, nicht erlebt sei. Schurtz war dichterisch veranlagt, er sprach nicht wie ein Fremder von der Poesie, da in ihm selbst eine schöne Gabe der Aussprache der Stimmung und des Humors lebte, die sein Dasein verschönte. Ich möchte hier gleich ein Wort über Schurtzens Stil anfügen, der ja einem weiteren Kreise erst durch die »Urgeschichte der Kultur« bekannt geworden ist. Derselbe ist weit entfernt von gelehrter Trockenheit oder Überladenheit. Es paart sich in ihm die Wärme eines poetischen Gemüts mit der Freude eines Geistes, der sich hoch über die Einzelheiten aufschwingt, um sie von ganz weither in ihren wirklichen Verhältnissen und Beziehungen zu sehen. Da tauchte ein Ganzes auf, wo uns andere nur Teile sehen ließen, und große Dinge schwinden zusammen, während kleine plötzlich an Bedeutung gewinnen. Daher eben die Sicherheit der Aussprache, die im Verhältnis steht zur Klarheit des Blickes. Kurz, wir haben, wenn wir in Schurtz lesen, immer das Gefühl, uns der Führung eines Geistes von überragender Kraft des Denkens anvertraut zu haben, dem jedoch über der Übung dieses Denkens das liebevolle Verständnis für das Einzelne und das Kleine im Leben nicht abhanden gekommen ist.

Die »Urgeschichte der Kultur« bedeutet für Schurtz einen großen Schritt vorwärts auch in der äußeren Geltung. Das war offenbar kein Schüler mehr, den man meistern konnte, das war ein Meister selbst, ein Meister des Gedankens und der Form zugleich. Vor allem mußte man ihm nun zuerkennen: die weitblickende Beherrschung des ganzen Riesenstoffes der Kulturwissenschaft und das Unabhängigsein von jenen Krücken, nach denen schwache Geister greifen, von künstlichen Systemen und von Schlagworten. Immer[hin] konnte man sagen, in der »Urgeschichte« seien alle Erscheinungen berührt, aber keine in ihrem ganzen Reichtum, in ihren Verzweigungen auseinandergelegt. Schurtz fühlte selbst ein wahrhaft leidenschaftliches Bedürfnis, an eine der schwierigsten Fragen der Soziologie näher heranzutreten, den Ursprung der Elemente der Gesellschaft und des Staates neu zu

prüfen. Er hat für die Gesellschaft diese Aufgabe noch gelöst in dem Werke »Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft« (1902); für den Staat war sie in Angriff genommen. Schurtz sieht nicht aus der Familie allein, sondern neben ihr und zum Teil hoch über ihr aus der Männergesellschaft die Grundformen der Gesellschaft sich entwickeln. Man hatte sich bisher durch den an der Oberfläche allerdings sehr wirksamen Unterschied der Geschlechter den Blick trüben lassen für die überragende Bedeutung der »sympathischen Verbindungen« der Männer, besonders der gleichalterigen in den Männerbünden; aber jener Unterschied führt nicht über die Sippe hinaus; diese Vereinigungen dagegen pflegen die wichtigsten Elemente des Wachstums der Gesellschaft und der Staaten, die beide schon auf den Stufen, die bisher von den Soziologen für primitiv angesehen wurden, äußerst künstliche Einrichtungen aufzuweisen haben. Wir finden in der heutigen Völkerwelt keine Urgesellschaft, kein Ureigentum, kein kulturloses Volk, keinen ursprünglich familienlosen Zustand, überhaupt keinen Urzustand, der als die Vorstufe unserer eigenen Kultur zu betrachten wäre. Mit diesen Ergebnissen ist jede künftige Arbeit über die Entwicklung der Gesellschaft und des Staates auf einen neuen Boden gestellt; gebrochen ist, hoffentlich für immer, mit den im tiefsten Grunde dilettantischen Darstellungen der Entwicklung der Familie und der Gesellschaft, die alle an falscher Perspektive krankten. Kein Beitrag zur Geschichte kann echt und gut sein, der uns nicht die Ereignisse, die er darstellt, in der Entfernung zeigt, die sie wirklich von uns und voneinander trennt. Die richtige Perspektive ist die Hauptsache. Daß Schurtz die Gabe hatte, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, daß er sich von keiner Theorie den Blick dafür trüben ließ, darin liegt seine Größe als Ethnolog. Freilich gehören auch ein riesiger Fleiß dazu, so viel zu sehen, wie er überblickte, und ein kritisches Vermögen zur Auseinanderhaltung der sehr verschiedenartigen Quellen, endlich die künstlerische Freude am Gestalten, die der Leser mit- und nachempfindet, wenn er die trockensten Gegenstände frisch, warm, poetisch oder sogar humorvoll dargestellt findet.

Inneres Entfalten.

Trient, Mai 1873.

Nach der Urschrift im Besitze von Frau verw. Geheimrat Ratzel.
[Ungedruckt.]

Mir ruht ein Keim in tiefer Brust,
Der drängt sich zu entfalten;
Seit Jahren schon in Weh und Lust
Merk' ich sein knospend Walten.

Ich fühl', es würd' mir engelleicht,
Wollt' er zur Blüt' aufbrechen —
Das höchste Glück wär' mir erreicht
Sein Wesen auszusprechen.

So ringt und schwillt's und will zum Licht —
Ein ewiges Gebären —
Und findet seine Lösung nicht
Und wird ein trübes Gären.

Und so bleibt denn im tiefsten Sinn
Das Beste ungestaltet;
Erst wenn ich nicht mehr bei euch bin,
Hat es sich wohl entfaltet?

